Die Stutzperücke.

Eine

deutſche Geſchichte.

Leipzig,

im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.

1785.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Erſter Geſang.

Dich, der Levermänner Oberſten, dich, goldlockiger Apoll, ſonſt auch Phöbus genannt, der du voll Mitleid ſeit jenen grauen Zeiten ſo manchem Dichter, der auf Wachs, Holz, Pergament oder Papier ſein Liedchen kritzelte, beyſtandſt, dich, hülfreicher Gott, ruf' ich an, auch mir Kreiſenden in der groſſen Geburtsſtunde beyzuſtehen. Voll fühl' ich den ſchwangern Geiſt von wichtigen Gedanken, von groſſen Begebenheiten, würdiger beſungen zu werden, als Thaten der Helden, die man groß namte. Flöß, o freundlicher Gott, mir die Begeiſterung ein, die des Gegenſtandes, den ich beſinge, würdig iſt.

Euch beſinge ich, die ihr einſt dem kahlen Kopfe eines franzöſiſchen Königs euer Daſeyn

zu danken habt, wenn euch einer ſeiner wihigen Unterthanen, ſinnreich in jeder Erfindung, die die Mode bedarf, zur Bedeckung ſeiner Blöße erdachte; euch beſinge ich, wider die einſt — noch iſt's nicht ein Jahrhundert — als ihr nur noch auf den Köpfen der Weltleute eine Zierde war't, von der frommen Schaar der Geiſtlichen als eine Erfindung des Satans von allen Kanzeln geeifert wurde; euch beſinge ich, die ihr jezt (wie doch Zeiten und Sitten ſich ändern!) die größte Zierde dieſer geiſtlichen Schaar ausmacht, ihnen Gültigkeit — Anſehen — Gelehrſamkeit — Würde und Ehrerbietung verſchafft; euch beſing' ich, und nie war ein Gegenſtand würdiger beſungen zu werden als ihr, verehrungswürdige Stutzperücken, euch beſing' ich, und bin ſtolz, daß keiner vor mir euch beſang. Euch will ich ſingen, und die verdienten Leiden deß, der euch verachtete, euren Einfluß freygeiſteriſch läugnete, von euch nicht Anſehen und Würde haben wollte. O flöße mir der Ausdruck ſo zu, wie vor euch die Hüte von den Köpfen der Menſchen ſchaarenweis herabfallen, und den Einfluß eurer Zauberkraft empfinden, o wie glücklich wär ich

dann! belohnt dadurch, daß mir mein Lied gelang.

In der Reſidenz eines kleinen Fürſten — tief war es in einem der entfernteſten Winkel Deutſchlands, wo, trotz unſerm erleuchtet ſeyn wollenden Jahrhundert, trotz der allgemeinen Reform in geiſtlichen Dingen, noch unverfälſchte Lehre — noch das Anſehen der Stutzperücken geſchützt wurde; wo dieſe noch der Stempel der Gelehrſamkeit und der Orthodoxie waren; wo kein eignes Haar, in eine runde Locke geformt, (eine unheilige Mode!) noch das theologiſche Haupt beſchimpfte; wo nur dieſe falſche, von Pferden, Ziegen oder ſtinkenden Böcken erborgte Zierde den Weg zu jedem geiſtlichen Amte bahnte — lebte ein Mann, den Grundſätzen ſeiner Vaterſtadt treu, wie jeder Patriot es ſeyn ſollte. Saldern hieß er, ein frommer ehrlicher Mann, der zwar manchmal wegen ſeines kurzen Geſichts die Elle ein paar Zoll rückwärts hielt, aber doch mit allem Eifer an den Stutzperücken hing, und kräftig wider alle Verächter derſelben ſchimpfte.

Schon hatte die Zeit die Hälfte seiner Tage weggemäht, und noch schmeckt' er nicht die Freude, einen Leibeserben zu sehen. Endlich aber erbarmte sich seiner der Himmel, vielleicht wegen des frommen Entschlusses, wenn er einen Sohn hätte, ihn unter die Stutzperücken zu thun, und gab ihm einen Erben, der schon alle Anlagen, die seine Bestimmung soderte, in der Wiege zeigte, und Saldern wiederholte nochmals sein Gelübde.

Frau Bonn, die Wittwe eines Predigers, war des Kindes vornehmste Pathe: die andern kennt die Muse nicht. Diese band ihrem Pathchen (denn sie wußte seine Bestimmung) eine Stutzperücke aus der Verlassenschaft ihres seligen Gemahls ein, und wünschte, ihm mit diesem Geschenke den Geist des Verstorbenen zu vermachen.

Welche Freude machte Vater Saldern dieß Geschenk! In dem ersten Entzücken hätte er es dem kleinen dreytägigen Säugling aufprobirt, wenn ihm nicht die Wöchnerin verboten hätte, den lieben kleinen Theologen im Schlafe zu stören. Heilig wurde nunmehr dieß Kleinod aufbewahrt, und in einem besondern Käm-

merchen auf einem für ſie verfertigten Stocke hingeſtellt. Hier hing nun der arme Invalide, der ſchon vier Jahre im theologiſchen Felde ſich müde gedient, manchen Sieg über die Ketzer erfochten, und in dieſem ſauern Dienſte manche Narbe bekommen hatte, und ſah nunmehr nach langen zwanzig Jahren einer neuen Laufbahn entgegen. Nie würde der arme Gefangene in dieſer langen Zeit die Freude, friſche Luft zu ſchöpfen, genoſſen haben, wenn nicht Vater Saldern — doch ohne Eingriff in die theologiſchen Rechte — ſein borſtiges bald falbes Haar an hohen Feſttagen darunter verſteckt hätte.

Guſtel wurde mit jedem Tage wie andre Menſchenkinder größer, lernte mit Hülfe der Zeit und des Laufbands gehen, und durch den faßlichen Unterricht ſeiner Kindermuhme lallen und endlich reden. Schon ſah der ehrliche Kramer den ganzen Theologen in ihm, als er das Wort Mutter, in dem Grundtexte der kindiſchen Sprache Menume, mit einer pathetiſchen Stimme ausſprach.

Soll euch meine Muſe, ihr Herren und Damen, Jünglinge und Mädchen — wenn

anders so viel ihr zuhören — erzählen, wie oft ihm seine Mutter oder Muhme den Brey gereicht — wie oft ihm die Windel untergelegt — wie oft ihn durchs Gänseliedchen eingelullt — wie oft ihm Brod und Zucker zum wohlschmeckenden Zulp (man verzeihe dieß unpoetische Wort!) gekaut habe? — Soll sie euch erzählen, wie fleißig er in seiner Fibel studirt — welche Buchstaben er früher, welche später gelernt — wie oft ihm sein Lehrer, wenn er den rothen und schwarzen Herren in seiner Fibel nicht den rechten Titel gab, die kleinen Pfötchen mit der Ruthe zerpeitscht habe? Soll sie euch erzählen, wie er sich in der öffentlichen Schule verhalten, was für Bockstreiche er mit seinen Mitschülern ausgesonnen, und was für Schläge er dafür empfangen habe? Sollen wir ihn durch jede Klasse vor euch vorbey marschiren lassen, euch melden, wie viel halbe und ganze Gulden, Thaler und Species er seinen Lehrern zum Geschenk gebracht habe? Soll sie euch erzählen, wie viel Jahre er Lateinisch — wie viel Griechisch, wie viel Hebräisch gelernt habe? — o meine Gönner, dann würden wir euch ein ungeheures Werk liefern müssen, das

keiner von euch lesen, keiner von den Männern, die mit unsern Kindern wuchern, und oft betrogen werden, bezahlen würde. Jeder weiß die Geschichtchen schon; denn Gustel ging den Weg, den so viel Tausende vor ihm gingen und nach ihm gehen werden. Erlaubt uns hier einen Bravursprung, der jedem Solotänzer Ehre machen würde, einen Sprung über die ersten sechszehn Jahre seiner Jugend; denn so alt war er, als er die erste Carriere der Weisheit vollendete. Euch soll die freundliche Muse nur sagen, wie und wer er war.

Euch, neugierige Mädchen, will ich sein Bild zuerst malen. — Lang und schön gewachsen war unser Saldern, doch noch nicht zum Flügelmann unter einer Leibgarde geschickt; — blau und redlich war sein Auge; ein langes schönes lichtes Haar stieg von der offnen Stirn die Schultern hinab; voll und rund waren seine Wangen, wie Apfelblüte im Maimond gefärbt; männlich, richtig und vollkommen seiner Glieder Bau, mehr nach unserm Jahrhundert, als nach den Zeiten unsrer alten kolossalischen Urväter geformt; leicht, aber doch nicht französischtändelnd sein Gang,

und sanft, melodisch und freundlich war seiner Stimme Ton: mit Anstand wußte er sich sein schönes Haar zu ordnen, mit Geschmack sich zu kleiden; war es auch gleich manchmal ein schlechtes Röckchen, es stand ihm doch gut — und alles, was er sprach und that, gefiel. Gefällt euch dieser Adonis, ihr Schönen? Ich wollt' euch allen so einen muntern Jungen in die Arme wünschen.

Auch sein Herz war gut. Ehrlich und bieder beleidigte er keinen Menschen, freute sich, wenn alles um ihn glücklich war, that gern andern Leuten einen Gefallen, sah jedermann gern seinen Freund, schmollte selten, wenn er beleidigt ward, und war, wo es nur anging, immer der erste zur Versöhnung.

Gelernt hatt' er bisher so manches. Er konnte hebräisch lesen, deklinirte nach Nothdurft griechisch, und lateinisch sprach er mit einem Polen um die Wette. „Kein großer Ge„lehrter!" werdet ihr schreyen, ihr Herrn, mit der tiefsinnigen Amtsmine, „es muß nicht viel „an ihm seyn!" Geduld! Nicht an Saldern lag die Schuld; vielleicht hätt' er mehr gelernt, doch den will ich sehn, der aus einer

magern Quelle seinen heißen Durst stillt. Sonst macht' er Silhouetten, strickte Filet, tanzte teutsch mit Ausdruck, sang einen lieblichen Tenor, und machte dann und wann auch ein leidlich Verschen. Sonst wußte er von der ganzen Welt nichts, wußte nicht, wie es drey Meilen weit von seiner Vaterstadt aussah, nichts aus der Geschichte von denen, die man mit dem Namen der Großen schimpft, konnte keinen Schluß weder in Barbara noch Celarent machen, kannte nicht die Regeln der Natur und ihre Geschichte, und Metaphysik und Mathematik waren ihm mystische Wörter, die ihm noch keiner erklärt hatte; denn auf alle diese Kenntnisse hatten ihn seine Lehrer vertröstet, wenn er einst ein Bürger der hohen Schule würde.

Die Zeit näherte sich, die Augusten aus seiner Vaterstadt in eine andre und auf eine größre Laufbahn der Wissenschaften rief. Manchen Grund hatt' er, warum er diesem Zeitpunkte mit Freuden entgegen sah, doch von denselben hat unsre Muse keine geheime Nachricht. — Nichts glich seiner Freude, als er die Stunden des lezten Tages zählte, als er

ſich ſeinen Bekannten und Freunden, Gönnern und Lehrern empfahl. „Und Auguſt hatte kein „Mädchen? der ſchöne Auguſt? Kein Mäd„chen, von dem er Abſchied nehmen konnte?“ Nein, meine Leſerinnen, bis jezt noch nicht. — „Bey einer ſolchen Geſtalt ein ſo kaltes Herz?“ Nein, meine Schönen, dieſen Vorwurf verdient er nicht. Sein Herz war nicht kalt: ſo manchmal war es warm geweſen, hatte ſo manchmal für eine ſeiner Landsmänninnen etwas mehr gefühlt als für ſeine Schweſter, wenn er eine gehabt hätte; doch nie unterhielt er einen förmlichen Liebeshandel, und überdieß war keines von den Mädchen in ſeiner Vaterſtadt ganz nach ſeinem Geſchmack. Alſo können wir euch nicht mit dem Auftritt eines zärtlichen Abſchieds aufwarten. Ein andrer ſteht ihm bevor, den müſſen wir euch ſchildern.

Ende des erſten Geſangs.

Zweiter Gesang.

Eben kam August von seinen Abschiedsbesuchen zurück, als ihn sein Vater feyerlich bey der Hand faßte, in Gesellschaft seiner Mutter drey Treppen hinaufführte, und das Kämmerchen, wo bisher das Heiligthum die Stutzperücke aufbewahrt worden war, öfnete. August sahe verwundert sie an: zwar kannte er sie als eine bisherige Festzierde seines Vaters, wußte aber nicht die eigentliche Bestimmung derselben; sein Vater hatte, um ihn freudiger zu überraschen, diese Entdeckung bis heute verschoben, wo sie desto feyerlicher für ihn seyn könnte.

„Hier, Gustel," hub der über seine Erfindung sich freuende Alte an, „hier übergeb' ich „dir dein Eigenthum, das ich seit sechszehn „Jahren sorgfältig dir aufhob: zwar deckte es „manchmal deines Vaters alten Scheitel, doch, „als Rathsmitglied, entzog ich ihrer Würde „nichts, auch ging keiner von ihren Bestand„theilen verloren, so lange Zeit es auch ist. „An deinem Taufstage erhieltst du es von dei-

„ner nun ſeligen Pathe, Frau Bonn, dank
„ihr, mein Sohn, noch in der Erde dieß köſt-
„liche Geſchenk: deiner Beſtimmung gemäß
„war dieß herrliche Kleinod, das ſie einſt auf
„deinem Haupte prangen zu ſehn ſich wünſchte;
„doch hat ſie's nicht erlebt, vielleicht aber freut
„ſie ſich, dich als Engel umſchwebend. Jezt
„empfängſt du dieſe Perücke aus deines Vaters
„Händen, deſſen Alter du glücklich machſt,
„wenn du als akademiſcher Bürger mit dieſem
„Ornate geſchmückt die neue Laufbahn betrittſt.
„Hier nimm ſie, und höre deines Vaters, dei-
„ner Mutter Bitte: Laß nie die Eitelkeit dich
„verführen, wie man jezt von Vielen aus frem-
„den Ländern mit Schaudern hört, durch eig-
„nes Haar den Stand zu beſchimpfen, dem du
„dich gewidmet haſt. Entſagſt du dieſer Zierde,
„ſo entſagſt du deiner Lehre, biſt ein Spott
„deiner Landsleute, nicht mehr deines Vaters
„Sohn. Doch nimm dieſes nicht als einen
„Verweis an, denn ich ſchmeichle mir mit ei-
„nem gehorſamen Sohne zu reden, ich glaube,
„daß du dieß auch ohne meine väterliche Ver-
„mahnung gethan haben würdeſt; doch ver-
„zeihe der Liebe des Vaters, der für ſeinen

„Einzigen fürchtet, wenn er ihn in die Welt „hinein ſchickt, wo ſo manches junge Herz zum „Irrthum verführt worden iſt; dieß lehrt mich „die Erfahrung. Komm, mein erſter, mein lez„ter, mein einziger Sohn, komm, entſage dieſer „weltlichen Zierde, deinem eignen Haar, mache „mir noch heute die Freude, das Geſchenk dei„ner Pathe auf deinem Haupte prangen zu „ſehn.“

Wie vom Himmel gefallen ſtand Auguſt jezt da, und wußte nicht, ob er ſich über den unangenehmen Antrag beklagen, oder über ſeines Vaters ungewöhnliche feyerliche Beredſamkeit wundern ſollte. In einer unwillkührlichen Bewegung griff er oft nach ſeinen ſchönen Haaren, die ein Opfer der Frömmigkeit jezt werden ſollten, und ſah bald ſeinen Vater, bald ſeine Mutter an, die noch, ſelbſt ſich über ihres Mannes Beredſamkeit, die ſie noch nie gehört hatte, verwundernd, mit gefalteten Händen da ſtand, und Thränen der Rührung aus ihren Augen kollern ließ.

Nie fand ſich der arme Sohn in einer ſolchen Verlegenheit. Noch hatt' er nichts weniger im Sinn, als ſein ſchönes Haar, auf welches

er sich so manchmal schon etwas zu gute that, welches ihm den Beyfall so manches Mädchens erworben hatte, dem Rachen der Scheere zu opfern; eben so wenig wollte er die Freude seiner Aeltern (denn er liebte sie) zu nichte machen: doch überwog dießmal die Eitelkeit den kindlichen Gehorsam. Doch wie war es anzufangen, um sich aus einem so kitzlichen Handel zu helfen? Nie zu listigen Ränken aufgelegt, sah er vor sich einen Knoten, den er nicht so schnell wie Alexander aufzulösen sich getraute. Doch Noth hebt die Kräfte des Körpers — hebt die Stärke des Geistes. Verstellen mußt' er sich, kein ander Mittel war ihm zur Rettung hier übrig.

Von seines Vaters feyerlichem Ton begeistert, hub unser Jüngling mit einer Verbeugung gegen seine Aeltern an:

„Mein geliebter Vater, meine theure Mut„ter, ich freue mich, heute eine Gelegenheit zu „finden, Ihnen meinen kindlichen Gehorsam „zu zeigen, Ihnen zu beweisen, wie bereitwil„lig ich bin, alles das zu thun, was Ihnen „Freude machen kann. O daß es dießmal wei„ter nichts seyn kann, als bloße Bereitwillig-

„keit, die Ihnen mein Gehorsam zeiget, daß „es nicht auch die That selbst seyn kann, Ihr „älterliches Herz heute zu erfreuen! Von Ih„nen geboren, worauf ich stolz bin, Ihre „Grundsätze mit der Muttermilch einsaugend, „kann gewiß niemand eben diese Ehrfurcht ge„gen den heiligen Stand haben, als eben ich, „kann niemand den Werth dieses theuren Ge„schenks meiner seligen Pathe (noch fließt mei„nes Dankes Zähre auf ihr Grab) mehr ein„sehen, mehr schätzen als ich, kann gewiß nie„mand so heiß den Wunsch in seinem Herze „tragen, sich mit dieser wichtigsten Zierde des„jenigen Ordens, in welchen ich bald trete, „geschmückt zu sehen, als eben ich; niemand „kann aber auch den Kummer, erst nach vier „langen Jahren diese Freude in ihrem vollen „Maaße genießen zu können, mehr empfinden, „als ich. Ihnen, mein Vater, als Kenner „der Sitten der Welt, hab ich wohl nicht nö„thig zu sagen, daß jede Zunft auf dem Erd„boden ihre Stufen der Vollkommenheit, jede „dieser Stufen aber für Alle, die auf ihr stehn, „gewisse Ehrenzeichen hat: auch wir Theologen „haben eben diese Stufen, eben diese Ehren-

„gleichen. Noch steht mein Fuß mit der Spitze „auf der lezten dieser Stufen, nur erst hab ich „den andern Fuß aufgehoben, die zwote zu be„treten; sollt' ich mir also nicht zum Gewissen „machen, ein Ehrenzeichen unrechtmäßiger„weise mir anzumaßen, was nur denen auf „der dritten und vierten Stufe gehört? Nur „diese Kenntniß der Pflichten meines Ordens, „die Ehrfurcht gegen meine Obern, in deren „Rechte ich nicht zu greifen mage, sezt mich „in die Verlegenheit, meinen theuersten Äl„tern dießmal ungehorsam zu seyn, schafft mir „den Kummer, dieses schäzbare Kleinod, das „ich mit lüsternen Augen ansehe, auszuschla„gen, weil ich es noch nicht mit Rechte tragen „darf. Nur eine Perücke von niedrer Gat„tung, eine Beutelperücke ist mir Unwürdi„gen zu tragen noch erlaubt; diese mir auf„setzen zu lassen, neig' ich willig mein Haupt, „biete gern den lockigen Scheitel der Scheere „zum Opfer dar. — — Gefälle dieß meinen „gütigen Aeltern, so eilt noch diesen Abend „mein Fuß zu Meister Weißrock, Ihrem Ge„vatter, daß er das Maaß zu diesem Ehren„zeichen mir nehme. Indeß erkennt mein Herz

„die von mir unverdiente Sorgfalt, die Sie für „dieſes mir beſtimmte Kleinod trugen. Nun „ſey die Sorge für daſſelbe ganz mein, gern „will ich dieſe drückende Laſt von Ihren Schul„tern nehmen und auf die meinen legen — „will dieß Andenken meiner ſeligen Pathe „warten und pflegen, daß keine unheilige „Maus oder ſonſt ein ketzeriſches Inſekt den „koſtbaren Bau ihrer Locken zerſtöre, bis ich „einſt ſie auf meinem Haupte, im ſtolzen „Triumpf, der Welt als das Schild meiner „Gelehrſamkeit aushänge.“

Vater Saldern, betäubt von der Beredſamkeit ſeines Sohnes, und ſeine Mutter durch den ſüßen melodiſchen Ton ſeiner Stimme zu Thränen gerührt, gaben ſeinen Gründen vollen Beifall, weil ſie ſie nicht recht verſtanden, und drangen nicht mehr darauf, daß er die Stutzperücke tragen ſollte.

Noch dieſen Abend erhielt August den Befehl, zu Meiſter Zwirnfaden zu gehen, und eine Beutelperücke zu beſtellen, die auf der Akademie ſein Ehrenzeichen wäre. In Hofnung eines guten Profits kam dieſer Meiſter bald mit dem papiernen Maſe zur künſtli-

gen Zierde des akademischen Bürgers. Doch ach, welch eine unangenehme Nachricht, daß dieses Meisterstück nicht das Werk Eines Abends seyn konnte! ein Umstand, den zwar nicht der listige August, aber seine Aeltern in dem Uebermaas der Freude übersehen hatten: nur in acht Tagen erst konnte der bepuderte Schöpfer sie liefern, und doch konnte die Reise, auf den morgenden Tag festgesezt, nicht aufgeschoben werden; also unterblieb's. Eine neue Frage machte Augusten stutzig, denn bey aller List hatte er sie doch übersehen, und welch ein Unglück für ihn, wenn Meister Weißrock sie mit Ja beantwortet hätte! die Frage war's: ob er nicht schon eine fertig oder sonst eine alte hätte? „Nein!“ gab der Meister zur Antwort, und Gustel lebte wieder auf.

„Und war denn in der ganzen Stadt weiter kein Mann, der Augusts Aeltern die Freude machen konnte?“ Ja, mehrere gab es noch, aber alle waren sie Schöpfer neuer unheiliger Moden, die noch nie ein geistliches Haupt mit falscher Zierde umhüllt hatten; nur Meister Weißrock hatte den heiligen Orden zur Kunstschuft.

Falsch — und vielleicht ist dieß Auguſts erſte Falschheit gegen ſeine Aeltern — klagte er nun mit den beiden Alten über die zernichtete Freude, that ſchlau noch manchen Vorſchlag, von dem er voraus wußte, er würde verworfen; nur der lezte von Allen fand Beyfall. August wollte mit dem erſten Tage auf der Akademie ſein Haupt mit einer Perücke bekleiden, und bat zu dieſem Endzweck ſeine Aeltern ums Geld, welches ſie ihm auch gern bewilligten.

Uebereinſtimmend gingen dann beide Partheyen von einander; die Aeltern froh des gehorſamen Sohnes, der Sohn froh der betrognen Aeltern, und ſchliefen zum leztenmale zuſammen von Einem Dache bedeckt.

Ende des zweiten Geſangs.

Dritter Gesang.

Nunmehr erscheint ein wichtiger Tag, der Tag der Trennung, wo die Muse Stof genug hätte, euch mit manchen Auftritten zu unterhalten; sie könnt' euch die Thränen am Nagel herzählen, die alle verweint wurden, könnte euch alles noch einmal herdeklamiren, was Vater und Sohn beym Abschied deklamirten; doch dießmal hat das lustige Mädchen nicht Laune zu weinen. Warum wollen wir auch weinen, er kommt schon einmal gesund und glücklich wieder.

Kaum hatte der Tag seine Fackel angezündet, als August von seinen Aeltern wehmüthigen Abschied nahm, sich auf die Post sezte, und mit wichtigen Projekten der Zukunft zum Thor seiner Vaterstadt, die er nun in vier langen Jahren nicht wiedersehen sollte, hinaus fuhr. Jezt dacht' er an nichts weniger als an Beutel- oder Stutzperücken. Freude war es nur, die er fühlte, wie er nun mit seinem schönen Haare die Herzen der Mädchen bestricken würde.

Verzeiht, ihr Herren und Frauen, wenn die Muſe über ſo manches, was binnen vier Jahren vorging, einen Sprung macht, es ſind die vier Jahre, die Auguſt auf der Univerſität zubrachte. Freilich könnte ſie von ſeiner Reiſe ſo manches ſchnurrige Poſſtückchen, manche pfiffige Anmerkung des Poſtilions, manche Schwänke ſeiner Gefährten erzählen; könnte ſo manche ſchöne Gegend ſchildern, die er durchwallte, könnte euch alles erzählen, wie vielmal die ſchlauen Wirthe den noch ungehudelten Studenten geprellt, und was ſie ihm alles zu eſſen und zu trinken vorgeſezt haben, doch will ſie dießmal keine Reiſebeſchreibung machen; — könnte auch, um euch, ihr Schönen, zu beluſtigen, eine Studentenwirthſchaft malen, könnte euch unterhalten, wie oft die Aufwärterin den Kaffee gezehndet, die Zähne verdünnt, ihn aus Mitleid von der Laſt ſeiner Federn befreyt, wie oft der Wirth ſich an ſeinem Holze gewärmt habe — könnt' euch erzählen, wie viel und was für Collegia und bey welchen Lehrern er gehört habe: doch dazu gehören Zeugniſſe, und dieſe giebt der billigſte Famulus nicht unter acht Groſchen; dazu gehört alſo

Geld, mehr als das arme Mädchen beſitzt — könnt' euch auch erzählen, wie oft er die Stunden geſchwänzt habe, doch dann würde ſie ihn verrathen, und man möcht' es hernach in die Zeugniſſe ſetzen, und ihm an ſeinem Glücke ſchaden; kurz, von allen den ſchönen Lächelchen wird Keines etwas erfahren. Nur die Stutzperücke iſt unſers Liedes Gegenſtand, und alles, was mit dieſer in Verbindung ſteht; die andern Geſchichtchen kann man von Jedem erfahren, der einſt auf hohen Schulen geweſen iſt; ſie ſind immer Geſchwiſter Kinder.

Glücklich pries ſich Auguſt, ſein ſchönes Haar noch aus dem Schifbruche gerettet zu haben. Jezt fand er erſt, was für einen Schaz er in demſelben beſaß. Manch Mädchen ſah von der Seite lüſtern ihn an, und ein aufmunterndes Lächeln ſchien ihm keinen ſchweren Triumpf über ihr Herz anzukündigen. Oft hörte er leiſe ein ſüßes weibliches Stimmchen hinter ſich flüſtern: „Ein ſchöner Menſch! Ein „ſchönes Haar!“ O wie ſchmeichelte dieß dem neuen Bürger, von ſo vielen hübſchen Mädchen ſich bewundert zu ſehn!

Selten ſah er einen von ſeinen Mitſchülern, der ſeinen Scheitel in falſches Haar verſteckt hatte, und hatt' es ja einer gethan, ſo war er immer durch Noth gedrungen geweſen, und Saldern war der Anblick ſo widerlich, daß er tief in der Erde die falſche Zierde verwünſchte. „Pfui! ſollteſt du einſt werden, wie dieſe! Sollteſt du eben den Eindruck machen, wie dieſe in mir ihn machen! O dann würde jedes Mädchen vor meinem Anblick ihr Auge verhüllen, vor mir fliehen, wie vor den ſchwarzen nächtlichen Geiſtern.“ So dacht' er, und bereute tauſendmal ſein Verſprechen, ſich einſt mit einer ſolchen Zierde zu ſchmücken: „Doch iſt es lange noch hin, kann ich doch lange mein Haupt mit eignem Haare noch prangen laſſen; vielleicht verändert ſich einſtens die Mode; vielleicht auch, wenn dieſe ſich nicht ändert, verliert ſich in mir der Widerwille, den ich empfinde, für dieſe häßliche Tracht.“ So tröſtete er ſich ſelbſt, und blieb noch lange unbekümmert über die Zukunft.

Drey Jahre verfloſſen — Auguſts Geſchmack war noch immer der nämliche — noch trug er ſein Haar, durch das er noch manche

Eroberung machte. Aber noch hatt' er ſich nicht auf einer Kanzel als Redner gezeigt. Ein Brief ſeines Vaters erinnert' ihn oran, auch ſelbſt er war es längſtens ſchon willens, ſeine homiletiſchen Kräfte zu prüfen. — Schnell ward alſo der Sonntag beſtimmt, an welchem er ſeine erſte Probe machen wollte. Schon lag auf ſeinem Pulte zierlich geſchrieben die erſte geiſtliche Geburt, ſchon prägte er ſie ſeit zwo Wochen ſeinem Gedächtniß ein; aber noch fehlte ihm der Ort, keinen kannte er als ſchicklich, daſelbſt ſein Meiſterſtuck abzulegen.

Alles dem Ungefähr zu überlaſſen, ging er alſo einſt zum Thor hinaus. Wohl ging er drey Stunden fort, und keine der Kirchen gefiel ihm noch. Endlich ſah er ein Dorf vor ſich, hoch ragte ſein alter Kirchthurm empor, romantiſch war ſein Anſehn, feyerlich ſein Geläute, denn eben rief es zur Kirche. Hier, ſagte ihm ſein Herz, hier erſchalle zum erſtenmale deine Stimme, hier iſt die Gemeinde, die du erbauen ſollſt.

Stracks ging es zum Pfarrer, der eben bereit war zu ſeiner Gemeinde zu eilen. Mit

wenig Worten trug er seine Hülfe ihm an, und mit Freuden sah der Pfarrer bey sich den hülfreichen Gast, hieß freundlich ihn setzen, und bat ihn auf heute zur ländlichen Mahlzeit. Doch Saldern hatt' Eil, ihn bewog nicht zu bleiben das dringende Bitten des Pfarrers. Bald macht' er alles mit ihm aus, um ihn nicht länger von seiner Gemeinde abzuhalten, und machte sich eilend wieder auf den Weg.

Nun ging's mit neuem Feuer über das Concept her, bis es, ohne ein Wort vergessen zu haben, in der Verwahrung des Gedächtnisses war, und mehr denn einmal war es schon herdeklamirt, bis der bestimmte Sonntag erschien. — Schon am grauen Morgen dieses kritischen Tages machte Saldern Anstalt zu seinem Putz. Eingedenk des Versprechens, das er seinen Aeltern gethan hatte, und von Neugierde getrieben, wollt' er doch, um die Tracht zu prüfen, sein auf heute heiliges Haupt mit der Stutzperücke zieren. Zwar ward's ihm widerlich bey dem Gedanken; „doch, dacht' er, auf heute nur — in einer Dorfkirche, wo niemand als Pfarrer und Bauer dich sieht, kannst du dich wohl überwinden, dein Angesicht zu

verſtellen." Tief unter dem Bette holte er also die Schachtel hervor, auf der er einen reichen Schatz von Federn und Staub fand, der ſich in drey Jahren darauf geſammelt hatte. Seinen Gefangenen auf Einen Tag zu befreyen, öfnete er jezt den Kerker. Doch wer beſchreibt ſeiner Empfindungen wunderliches Gemiſch, das er bey der Eröfnung dieſes Kerkers fühlte! Er war nicht mehr, ſein Gefangener, das lange Gefängniß hatt' ihm ſein Leben gekoſtet — ſchon war er ein Raub der Zerſtörung geworden — ſchon hatten ſich die Würmer in den fetten köſtlichen Leckerbiſſen getheilt, und ſeine Trümmern, ſein Staub lag zerſtreut auf dem Boden der Schachtel. Voll Ekel wand Auguſt den Blick von dem armen Unglücklichen weg, zerſtreute des Staubes Ueberreſt in die Luft, und warf die Schachtel wieder unter das Bette.

Schon hatt' er ſein langes Haar ausgekämmt feſt zuſammen gebunden, um es unter die falſche Decke zu ſchmiegen, ſchnell löſte es ſeine Hand wieder auf, und froh der Freiheit floß es in tanzenden Locken die Schultern hinab. In ſeinem eignen Haar zu erſcheinen, war

nun sein Vorsaz, und eben so lieb war es ihm, daß ihn der Tod seines Gefangenen von seinem Versprechen frey sprach, das er aus bloßer Güte des Herzes wirklich gehalten hätte.

Eben lief eilfertig ein bepuderter Genius vor seinem Fenster vorüber, den rief er, um sich von ihm sein Haupt, wie's geistlichen Rednern gezieret, zieren zu lassen. Glücklicher konnte nie das Ungefähr für Saldern seyn; einer der geschicktesten Puderjünger war es, dessen Hand er sein schönes Haar zu bearbeiten übergab. Besser verstand dieser das Werk, als der, den er sonst hatte, und in wenig Minuten stand er fertig. Wie ein Sylfe sah nun Saldern in seinen Locken aus, die sein Haupt umflossen. Entzückt über dieß Haar, das hinten in einer um den königlichen Locke zusammen floß, gefiel er sich selbst, und Ueberwindung kostete es ihm, sich von dem Spiegel zu trennen. Nur die Furcht, die in dem Herze eines jeden schlägt, der zum erstenmale predigt, rief ihn aus seinem Entzücken.

Ende des dritten Gesangs.

Vierter Gesang.

Leicht könnt ihr euch denken, daß das Herz nicht wenig ihm klopfte, als er nun immer mehr dem gothischen Thurme sich nahte. Jezt besah er sich zum leztenmale in seinem Taschenspiegel, und steckt' ihn ganz sachte auf immer in die Tasche, wo er nun ruhen sollte bis nach überstandener Predigt, freute sich aber schon, desto besser ihn auf dem Rückwege zu genießen.

Euch, die ihr euch freut, einen armen Neuling in seiner ersten Probe stecken bleiben zu sehn, oder euch ein Vergnügen macht, Fehlern, wie der Jäger dem armen flüchtigen Hasen, heimtückisch nachzuspüren, und dann sie auszuposaunen mit lautem Gelächter, euch will ich nicht machen diese tückische Freude. Aber auch euch, ihr frommen Seelen, die ihr gern in jedem Büchlein etwas Erbauliches leset, kann meine Muse nicht dienen mit Austheilung und Ausarbeitung der Predigt; denn nie hat sie Homilie gehört, und möchte also die Sache verkehrt vortragen, welches ihr leicht

als Unwissenheit könnte ausgelegt werden — was wir nicht gern sähen.

Troz der Furcht, die Saldern erst hatte, ging doch alles nach Wunsche — ohne gesteckt zu haben, sah er das Ende seiner Predigt, und dachte nun wieder an sich selbst, an sein schön frisirtes Haar und an den Taschenspiegel; denn so lange er vor den Augen des Volks stand, dachte er nicht ein einzigesmal daran.

Unter Glückwünschen führte ihn nun der Pfarrer an seiner drückenden Hand in seine reinliche Wohnung. Jezt erst lernte er die ganze Familie kennen; denn vorher hatt' er sie nicht alle gesehn, auch seines Herzes Angst hatt' ihn verhindert, sie alle zu übersehn. Unter zwo Töchtern, die der Alte hatte, fiel Jettchen ihm auf, und ihr Anblick machte in ihm den Entschluß, sobald als möglich zur Stadt zurück zu eilen und sich in seinem neuen Orate zu zeigen, wankend; doch Jettchen verdiente auch wohl, daß er ihretwegen sich halten ließ.

Ihr müßt sie kennen lernen, denn wir werden sie noch manchmal mitbringen. Jettchen war ein muntres, freundliches Mädchen — leichtfertig, doch nicht frey lächelte ihr braunes

Auge immer — ein griechisch Näschen, ein voller blühender Mund, dessen Oberlippe sich über die andre ein wenig trotzig erhob, und auf dem runden Kinn ein nur etwas merkliches Grübchen machte sie angenehm. Nahe der Stadt, kannte sie jede Mode, und formte, so gut als sich's thun ließ, ihre Kleider nach städtischer Sitte, konnt' auch, weil sie oft da war, wie Mädchen in der Stadt reden und sich geberden.

„Daraus wird wohl ein Liebeshandel am „Ende noch werden," sprecht ihr, ihr Leutchen, habt auch nicht ganz Unrecht, und könnt so ganz gut rathen; aber das kommt, weil ihr's so oft schon gesehn habt. Hofft aber nicht einen vollständigen Roman; unserm würdigen Gegenstande, unsrer Stutzperücke treu, werden wir uns nie allzuweit von ihr entfernen. Wenig soll euch Augusts Liebeshandel beschäftigen, und nur so viel sollt ihr wissen, was hieher gehört; doch sollt ihr heute noch die Freude haben, sie als Liebende beysammen zu sehn, dann vielleicht noch einmal, und dann in langen Zeiten nicht wieder.

Calbern empfand bey Jettchens Anblick etwas, was er noch nie empfunden hatte, und sichtbar war seine Freude, als ihn bey der Mahlzeit der Alte, doch wirklich ohne Absicht, neben Jettchen setzen ließ, so sichtbar, daß selbst der Pfarrer ihn aufzog. Freude über sein gut gelungenes Probestück — Freude, in Jettchen vielleicht eine Eroberung zu machen, schuf ihn heute zum muntern unterhaltenden Jüngling. Sie stieg immer höher, je mehr er Jettchens Aufmerksamkeit gegen ihn wahrnahm. Immer blickte diese freundlich ihn an — immer nöthigte sie ihn zu essen, und ließ seinen Teller nie leer, den sie allemal mit dem Besten versorgte. Wohl war es ihm, wenn er bisweilen, wenn sie sich gegen ihn beugte, ihr in die braunen freundlichen Augen sah, wenn sie bisweilen näher an ihn rückte, oder er ihre kleine warme Hand im Vorbeystreichen berührte. Ihr Sieg war vollendet, und Calderns Herz übergab sich, ohn' es recht zu wissen, dem lustigen Mädchen.

Jettchen fand nicht weniger Geschmack an dem weißlockigen Jüngling. Heute sah sie ihn erst, doch auf den ersten Anblick gefiel er ihr.

Ein Grund seiner Empfehlung war besonders sein blondes lockiges Haar. Eigensinnig war dieß ihr Geschmack; jeder konnte sich mit ihrem Beyfall schmeicheln, der in eine runde Locke sein Haar gewickelt hatte. Doppelt lieb war ihr also der Jüngling, der mit dieser Zierde noch eine hübsche Figur verband. Kein Auge verwandte sie unter der Predigt von Saldern, und ein Glück war's, daß sie in einem Gitterstuhle saß; ihre Blicke hätten ihn gewiß in seiner Predigt stocken gemacht. Nicht satt konnte sie sich sehen an seinen schön gepuderten Haaren, an seinen offnen Blicken, an seinem schlanken Wuchs — nicht satt hören an seinem sanften melodischen Tone, an seinem Ausdruck, der, je näher er seiner Predigt Ende kam, feuriger — rednerischer wurde. Getrieben von Liebe, suchte sie näher mit dem jungen Theologen bekannt zu werden, und ohne Koketterie gelang es ihr, auch stumm ihm ihre Liebe zu entdecken.

So war denn der Roman eingefädelt, ihr Leutchen; ob die Muse ferner damit fortkommen wird, ist ihr selbst bange.

Nach Tiſche ſchlief der Vater, und die Mutter kochte den Kaffee, und Schweſter Minchen (ich glaube ſie hieß ſo) hatte ſich hingeſetzt, um in einem Buche zu leſen, das ihr erſt geſtern ihr Geliebter aus der Stadt geſchickt hatte, und deswegen war ihr auch dieſe kleine Unhöflichkeit zu verzeihen: um ihrem Gaſte alſo die Zeit nicht lang werden zu laſſen, ſchlug Jettchen einen Spaziergang in ihren Garten vor, welchen Saldern gewiß nicht ausſchlug.

Hier wieß ſie dem unaufmerkſamen Auguſt, der mehr ſeine Gedanken bey ihr hatte, ſo manches Schöne, was ſie ſelbſt angelegt und gepflanzt, wußte aber am Ende (denn ſie war auch mehr mit ihrem Gaſte beſchäftigt) ſelbſt nicht, was ſie ihm alles gezeigt hatte, und fing oft wieder von vorn an. Bald ward's ihnen zu eng im Garten, der ſchöne heitre Himmel lockte ſie ins Freye. Jettchen that den Vorſchlag zuerſt, und Auguſt war nicht ſo unhöflich es auszuſchlagen. Gerade ging's auf eine Anhöhe zu, wo Jettchen ihm Y** zeigen wollte, und bald waren unterweges ihre Hände beyſammen; ohne Vorſatz, ohn' es ſelbſt zu wiſſen, hatten ſie ſich unter ſo manchem trau-

lichen Gespräch schon lange gedrückt. Jettchen wurde es am ersten gewahr, denn eben wollte sie ihm eine Frühlingsblume abbrechen, als sie fand, daß sie fest gehalten ward. „Je, „was machen Sie denn, Herr Saldern?“ rief schalkhaft das Mädchen, „ich glaube Sie haben „mich angebunden.“ Saldern ließ beschämt sie fahren, und empfing mit einer stummen Verbeugung das Blühmchen. Kaum drey Schritte waren sie weiter, als August, dem Jettchens vorige Händedrücke schmeichelten, aus Vorsatz ihre Hand ergriff, die sie ihm auch nicht weigerte, — und bald hing sie völlig an seinem Arm.

„Das hätt' er lange thun sollen,“ ruft ihr vielleicht, ihr Leutchen aus der feinen Welt. Ich würd' es ihm auch verdenken; und er hätt' es auch selber gethan, wenn Liebe nicht ein wenig blöde wär. Nun aber hatten Beide das Reden verlernt, lange gingen sie so stumm fort bis an den Hügel; nur sich die Hände zu drücken, war ihre ganze Beschäftigung, und Beide schienen ihre ganze vorige Laune verloren zu haben. Der Anblick der Stadt war ihnen das, was die Sonne ungefähr im März dem Eis und

Schnee iſt, alle Beide thauten ſie bey demſelben auf mit dem Ausruf: „Da liegt's!“ Nun war's etwas wieder im Gleiſe; doch hatten ſie immer noch übeln Weg, ſteinig und holprig: alle Augenblicke hielten ſie inne. Der ſchöne Tag aber, die heitre ſchöne Gegend, das ſanfte Lüftchen, die Einſamkeit machte ſie nach und nach vertrauter — beredter; immer raſcher ging nun die Rede vom Munde, und fiel bald in ſchnellen Galopp ein, der ſich am Ende mit einer förmlichen Erklärung ihrer gegenſeitigen Liebe ſchloß.

„So kurz abgebrochen?“ — Wie ihr ſeht. — Wie Beid' es machten — was ſie alles ſagten, als ſie ſich ihre Liebe erklärten? Erfahren hab' ich alles, und wollt' es gern Euch erzählen; aber dieſe Sächelchen behalten ſich nur ſo ſchwer: es iſt alles unter einander, daß man ſchon bey dem zweiten Worte nicht weiß, wie das erſte geheißen hat. Die ſich's ſagen, verſtehn ſich wohl; aber nicht der, der ihnen zuhört. Hätt' ich je einem Mädchen ſo etwas geſagt, ſo wollt' ich mit etwas aus meiner Fabrik dieſe Lücke zufüllen; doch kann ich, leider, noch nicht aus Erfahrung reden. Ueberdieß könnt ihr alle die Dinge weit erbaulicher in allen Büchern leſen,

die die Abſicht haben, euch mit zärtlichen Geſprächen zu unterhalten; die meine iſt es nicht.

Weit muntrer ging's dießmal mit unſern Verliebten den Hügel hinunter als herauf. (Vielleicht hatten ſie Eulenſpiegeln nicht geleſen, der das Gegentheil that.) Die Zeit zum Kaffee rief ſie zur Pfarre zurück; doch ſo neu als Beide noch in der Liebe waren, ſo konnten ſie doch meiſterlich ſich vor den Andern verſtellen. Zum Glück hatte man ſie nicht vermißt, ſonſt würde man ſie wohl ein wenig aufgezogen und ihnen ihre Entdeckung durch Errethen abgenöthigt haben.

Mit vollem Herze ging dießmal Auguſt wieder nach Y**, doch unterweges vergaß er nicht, oft ſeinen Taſchenſpiegel zu fragen, ob er auch Jettchens Liebe werth wäre, und ſein Spiegel verſtund die Weltklugheit, ihm ſelten zu widerſprechen. Auch ſah er oft auf dem Wege ſich um, und bereute es, daß er nicht heute geblieben war, da man ihn doch gebeten hatte. Doch tröſtete er ſich mit dem Wiederkommen; denn ſchon die Predigt über vierzehn Tage war ſein.

So hätten wir denn Auguſten mit einem hübſchen Mädchen verſehn, und freuen uns des guten Werks. Er wird es gewiß nicht bereuen, ſie zu lieben; denn die ganze Gegend umher liebte das kleine flattrige Ding. Wenn er ſich gut verhält, wenn er ſich hübſch gehorſam in ihre kleinen, ganz kleinen Läunchen zu finden weiß, wollen wir ſehen, ob wir ihn noch am Ende mit ihr zum Altare begleiten.

Ende des vierten Geſangs.

Fünfter Geſang.

Nicht einerley wirkt die Liebe auf die Menſchen, beſonders auf junge Gelehrte. Bald verführt ſie ihn, allen ſeinen Wiſſenſchaften zu entſagen, und nur der ſüßen Schwärmerey ſeiner Liebe nachzuhängen, läßt ihm, wenn er ja auch das Mäschen ins Buch ſtecken will, immer ſein Mädchen bey jedem Buchſtaben herumhüpfen, — bald aber auch treibt ſie ihn an, alle ſeine Kräfte aufzufodern, um etwas kluges zu lernen, und ſich dadurch des geliebten Gegenſtandes würdiger zu machen. Saldern bewieß das lezte. Fleißiger als je fing er nun an, ſeine Wiſſenſchaften theoretiſch und praktiſch vollkommner zu machen, beſonders hatt' er nie ſo eine große Luſt zu predigen gehabt als jezt, doch hatt' er die eigenſinnige Grille, an keinem andern Orte, als in Ledewitz, (ſo hieß das Dorf, wo Jettchen wohnte) zu predigen. Der Eifer, ſeine homiletiſchen Kenntniſſe zu erweitern, ging ſo weit, daß er ſich

auf immer alle vierzehn Tage eine Predigt ausbedung. Gern nahm der Pfarrer das Anerbieten des Jünglings an, denn schon war er in dem Alter, wo man die Gemächlichkeit liebt, und lobte Salderns Eifer.

Dieſer ſezte nunmehr ſeinen Roman das ganze ihm noch übrige Jahr fort, und keins von den Aeltern wähnte etwas von dem Verſtändniß ihrer Tochter mit dem jungen Studenten; doch konnten ſie auch nicht ſo leicht entdeckt werden: Jettchen und ihr Geliebter waren zufrieden, wenn ſie ſich nur ſahn, wenn ſie mit einander ſchäkern und lachen, wenn ſie in Geſellſchaft mit andern Jünglingen und Mädchen ein wohlſchmeckendes Mäulchen ſich geben konnten, wenn ſie auch gleich nicht immer mit einander allein waren, nicht immer zuſammen am ſchönen Abend die ſinkende Sonne, den keuſchen Mond, den Abgott unſrer Zeiten, die Liebe flötende Nachtigall, und alle die ſüßen Sächelchen genoſſen. War ihnen ja einmal das Glück günſtig und ließ ſie allein beyſammen, ſo war es ihnen deſto lieber. Oft traf es, daß Auguſt wegen übler Witterung länger als ſonſt bleiben muſte: wer war dann

froher als unſre beiden Liebenden, die nun ganze lange Tage mit einander ſchäkern, lachen, ſingen und auf dem Klavier ſpielen konnten, welches Geſchäft immer an Auguſt abſtarb, denn Jettchen ſpielt' es nicht, nur Minchen: dieſe war aber ſelten von der Partie, wenn nicht ihr Geliebter dabey war.

Glücklich entſchwand alſo Auguſten das lezte Jahr von ſeiner akademiſchen Laufbahn. Er hatte Freuden der Liebe, der ungetrübten Liebe genoſſen, hatte durch den Umgang mit dem Pfarrer, der ein nicht ſehr gelehrter, aber brauchbarer Mann war, ſo manches gelernt, was er in den Hörſälen ſeiner Lehrer nicht würde gelernt haben. Doch nichts währt ewig auf der Welt; die Zeit kommt und zieht uns vor der Naſe den Vorhang zu, fragt nicht, ob uns der Auftritt, den wir ſahen, angenehm oder traurig war. So ging's auch Saldern. Täglich nahte ſich ihm die Zeit ſeines Abſchieds, und ſchon machte manchmal der Gedanke an denſelben ihre kleinen Duette traurig; doch der Gedanke, ſich einmal auf ewig zu beſitzen, trieb allemal die Thränen wieder

zurück, die eben ihr glänzendes Haupt unter den Augenliedern empor hoben.

Einſt als er von Ledewitz an einem Abend nach Hauſe kam, fand er einen Reiſewagen vor ſeiner Thüre, deſſen Anblick ihm nichts Gutes weiſſagte; auch hatt' er ſich nicht betrogen. Seine Stubenthüre war offen, denn unterdeſſen hatte einer ſeiner Anverwandten, der eben aus ſeiner Vaterſtadt Verrichtungen halber angekommen war, von ſeiner Stube Beſitz genommen, und überreichte ihm nach manchen treuherzigen Complimenten einen Brief von ſeinem Vater, deſſen Hauptinhalt dieſer war, daß er mit dieſem Manne ziehen, und ſeine Sachen bey dieſer guten Gelegenheit mitbringen ſollte.

So gewiß als Auguſt dieſen Abſchied von dem Muſenſitze einſt erwartet hatte und ſchon ſelbſt nahe ſich ihn vorſtellte, ſo kam ihm doch dieſer Befehl zu unerwartet. Beſtürzt wußte er nicht, was er ſeinem Vetter antworten ſollte, und überließ ſich ſtumm ſeinem Schmerze, daß auch ſein Vetter ſich oft über ſein mürriſches Geſicht beklagte. Nur erſt am andern Morgen fand ſeine kalte Vernunft Gehör, die

ihm rieth, ſeiner Aeltern Willen zu gehorchen. Noch dacht' er aber an nichts, als an ſeinen Abſchied von Jettchen.

Dieſen Abſchied ſind wir ſchuldig euch nach ſeinem Hauptinhalt zu ſchildern; alle Nebenumſtände, die ſonſt bey dem Abſchied eines Studenten vorfallen, ſo viel Stoff ſie uns auch zu ſchönen Schilderungen geben könnten, übergehn wir, ſolltet ihr auch noch ſo ſehr über die Nachläßigkeit der Muſe ſchreyen. — Doch was ſollten wir euch erzählen? Einen Purſchenſchmaus? Saldern gab keinen, denn er hatte wenig Bekannte, ob er gleich kein Sonderling war, und überhaupt hatte er nie dieſe Art von Vergnügen, ſo ſehr ſie auch oft das Herz des jungen Gelehrten ergötzen, geliebt. Euch alle die Seufzer vorrechnen, die er bey jedem Stück, das er einpackte, ausſtieß, würde, wie jede Rechnung, man müßte denn mit Dukaten zum Einſtreichen rechnen, langweilig ſeyn. Ein wichtigerer Auftritt heiſcht unſre ganze Aufmerkſamkeit: der Abſchied von Jettchen iſt's, der allein die Muſe beſchäftigen ſoll; ob dieſer euch aber mehr unterhalten wird, das iſt zu erwarten.

Damit er den lezten Tag ganz bey seinem Jettchen genöße, stand er früh auf, eilte nach Ledewitz, und sezte unterdessen über seine Stube den Vetter zum Wächter. Um geschwinder dort zu seyn, miethete er einen leichten Wagen, und sein Führer befriedigte für Geld gern seine Ungeduld. Heut war ihm sein Glück zum leztenmale ungewöhnlich günstig, er fand Jettchen allein, denn die übrigen waren verreist, und hatten sie, die Wirthschaft zu besorgen, allein zurückgelassen. Jettchen stutzte, als sie ihn heute wieder, so früh und noch dazu in einem Wagen, kommen sah, und rief ihm hastig entgegen: „Was giebts, Herr „Saldern?“ —

„Ach mein Jettchen, Abschied will ich „von Ihnen nehmen;“ (denn ihr müßt wissen, daß sich die beiden Verliebten nicht nach unsrer neuen Helden Sitte auf den ersten Anblick gleich duzten) „ich muß fort, mein Vater hat „geschrieben“ — und bey diesen Worten lag er in ihren Armen. „So seh' ich Sie denn „zum leztenmale,“ schluchzte Jettchen, „zum „leztenmale? O so wollen wir uns heute noch „recht genießen.“

Alles trug ſie, was ſie nur Gutes in ihrer Wirthſchaft beſaß, ihrem Saldern auf, der aber wenig Appetit hatte, und gar nichts genoſſen hätte, wärs Jettchen nicht geweſen, die es ihm reichte. Alles trug ſie ihm auf, und zwar in der größten Geſchwindigkeit, damit ſie bald wieder bey ihm ſeyn könnte. Manches trauliche Wörtchen wurde nun gekoſ't — manches Thränchen mit unter geweint — mancher Kuß zum Abſchied gegeben. Zum leztenmale gingen ſie Beide, Jettchen an Salderns Arm, an alle die Orte, die ſie ſonſt mit einander beſucht hatten, und erinnerten ſich dabey aller vorigen Freuden, die ihnen nun entſchwunden waren; manche Thränen wurden wieder ihrem Andenken vergoſſen, und endlich nahm zum leztenmale ihr Gärtchen ſie auf.

„Hier, lieber Saldern,“ ſprach Jettchen lezt, „hier ſetzen Sie ſich auf dieſe Raſenbank „neben mich, hier hören Sie meine lezte Bitte.“ Haſtig warf ſich Saldern neben ſie auf die Bank, und ſah' ihr, in die Arme ſie faſſend, ſtarr ins Geſicht. „Was wollen Sie, Jett„chen?“ ſprach er, „reden Sie — ich ver-

„ſpreche Ihnen alles, ohne zu zweifeln. Re-
„den Sie. Was iſt 's?"

„Eine kleine — leicht zu erfüllende Bitte:
„ich weiß, Sie werden mir ſie nicht abſchla-
„gen. Sie gehn nunmehr fort von hier; ich
„will Ihnen nicht einſchärfen, mich nicht zu
„vergeſſen: dieß überlaſſ' ich Ihnen und Ih-
„rem Gewiſſen; hoff' es auch nicht; und ver-
„geſſen Sie mich ja, ſo werd' ich leicht den Un-
„getreuen wieder vergeſſen: Sie kennen mich.
„Dieß iſt es aber nicht. Sie fangen nun eine
„neue Lebensart an, wo Sie mit dem Stande
„vielleicht auch einen Theil Ihrer Tracht, oder
„ſie ganz verändern müſſen. Aber ich bitte
„Sie, lieber Auguſt bey meiner Liebe bitt' ich
„Sie, ſchneiden Sie nie dieß Haar ab, dem
„Sie einen Theil der Eroberung meines Her-
„zes zu danken haben, wie ich Ihnen ſo oft
„ſchon geſagt habe. Sie kennen meinen Ei-
„genſinn, ich kann die abgeſchmackte häßliche
„Tracht der Stutzperücken nicht leiden. Soll-
„ten Sie einſt mit dieſer ſich ſchmücken, ſo iſt
„mein Herz nicht mehr Ihre. Es iſt kein
„großes Opfer; nicht wahr, Guſtel? Leicht
„können Sie's Ihrem Mädchen bringen, denn

„niemand wird Ihnen dieſe Tracht aufzwin„gen. Verſprechen Sie mir's denn, Sal„dern, ſtets Ihr eignes Haar zu tragen, dann „bin ich mit Freuden ewig die Ihre. Wollen „Sie's thun?“ fragte ſie ihn küſſend.

„Ach, Jettchen, Jettchen!“ rief Auguſt. „Was haben Sie gebeten! Sie kennen nicht „die Wichtigkeit dieſer Bitte, deren Erfüllung „mir manches Hinderniß koſten wird, die Ih„nen zuzuſagen nur meine Liebe zu Ihnen mich „bewegt. Ja, ich verſprech' es Ihnen feier„lich, Ihren Geſchmack nie mit einer Stutz„perücke zu beleidigen — ohne zu zweifeln „verſprech' ich es Ihnen, ſo unangenehm auch „die Folgen ſind, die ich mir davon im voraus „weißage. Auch mir iſt mein Haar theuer; „ſollt' ich nicht Ihnen zu Liebe es noch mehr zu „erhalten ſuchen? Ja, Jettchen, hier iſt meine „Hand, bleiben Sie nur die Meine!“

„Das iſt brav: nun erkenne ich erſt, daß „Sie mich lieben; auch ich liebe Sie nun dop„pelt.“ So rief Jettchen voller Freuden und überhäuft' ihn mit Küſſen.

So hatte denn Saldern etwas verſprochen, was er noch oft bereuen wird. Zwar ſah er

ſo manche unangenehme Folgen von ſeinem Verſprechen; doch im Taumel der Liebe, in einem jener ſchwachen Augenblicke that er's: denn Jettchen zu verlieren, war ihm ein größeres Unglück, als der Zorn des ganzen geiſtlichen Ordens.

Endlich ſchlug, nach manchem zärtlichen Auftritt, die Stunde, die auf lange Zeiten ſie trennte. So luſtig auch Jettchen ſonſt war, ſo weinte ſie doch warme Thränen in Calderns Buſen, und hat vielleicht im Stillen nach ſeinem Abſchied noch manche vergoſſen; denn ſie liebt' ihn wirklich. Auch Caldern hing traurend in ſeinem Wagen den Kopf, und dachte den ganzen Weg über melancholiſch ſeiner Trennung nach; und eben ſo reichlich floſſen ihm ſeine Thränen wie Jettchen.

Ende des fünften Geſangs.

Sechster Gesang.

„Nun, Herr Vetter, der Wagen ist fertig,“ rief Salderns Reisegefährte zur Thüre herein. Ohne viel zu sprechen, stieg denn der Herr Vetter, der den Kopf voll so mancher wichtiger Dinge hatte, in den Wagen, und bald sah er sich außer der Stadt, die seit vier Jahren ihn geschützt, ihn gepflegt, ihn vollkommener gemacht hatte.

„Wie ist mir's denn, Herr Vetter, was ha„ben Sie denn studirt?“ fragte Salderns Begleiter, der ihn lange schon von der Seite angeschielt hatte, und dem das Stillschweigen am Ende beschwerlich wurde. „Theologie,“ antwortete Saldern etwas betroffen, denn er sah der Frage ganzen Grund ein. „Hm, hm! „So, so! — Ich dachte, Sie wären ein „Juri.“ — „Nein, ich bin kein Jurist.“ — Und hiemit hatte der ganze Dialog schon ein Ende. Nunmehr aber unterhielt sich der Herr Vetter, weil er sah, daß mit Saldern nichts

anzufangen war, und er doch etwas zu thun haben mußte, mit ſeiner Pfeife, mit der er bald ſich zankte, bald aber ſich wieder vertrug; bisweilen unterhielt er ſich auch mit dem Kutſcher.

Indeß kreuzte in Auguſts Kopfe ſo mancher Schwarm von Gedanken herum, wie in dem leichten Scharmützel ein flüchtiger Haufe Huſaren ſich auf der breiten Ebne herumjagt; doch war es ihm eben nicht allzuwohl ums Herz. So angenehm auch der Tag zu ſeiner Reiſe war, ſo empfand er keinen von den Reizen der ſchönen Natur. Ihm ward's weh, den Ort der Freiheit, die jeder, wenn er ſonſt nur will, unſchuldig genieſſen kann, und die (man muß es Soldern zum Ruhme nachſagen) er auch unſchuldig genoſſen hatte, zu verlaſſen, und nun gegen ein Leben zu vertauſchen, wo er, wenigſtens in ſeiner Vaterſtadt, nichts als Sklaverey zu gewarten hatte. Doch bald vergaß er dieſen Gedanken; ein wichtigerer nagte an ſeinem Herze. Jezt erſt beſann er ſich, wie übereilt er Jettchen verſprochen hatte, ſein eigen Haar zu tragen; dachte ſich das Gegentheil, was er ſeinen Aeltern zugeſagt hatte; dachte

ſich manches Ungemach, was er nun wirklich zu gewarten hatte, wenn er Jettchen ſein Wort hielt — und doch hielt er gern alle ſeine Verſprechen. Wie war es ihm aber möglich, zwey ſo entgegengeſezte Verſprechen zu halten! Kindliche Liebe und Ehrfurcht foderten ſines Worts Erfullung; doch das, was er dem Mädchen gegeben hatte, rief ſtärker in ſeiner Bruſt. Lange, lange kämpfte er ſo mit ſich ſelbſt, ungewiß, wozu er ſich entſchließen ſollte — oft entſchloß er ſich, doch wankt' er den Augenblick wieder.

Nach langem Hinundherwanken ſtand er endlich feſt der große Entſchluß — — ſein eignes Haar zu tragen. Die Liebe zu Jettchen, die gewiß groß war, denn es war die erſte, beſtimmte ihn — die Liebe zu ſeinem eignen werthen Ich, das er um alles in der Welt nicht verſtümmeln wollte, unterſtüzte ihn. Lieber wollt' er ſich allen Leiden eines Märtirers des eignen Haares ausſetzen — lieber den Zorn ſeiner Aeltern — lieber die Verachtung ſeiner Obern, ſeiner Beſpielen ertragen, als Jettchens Liebe verlieren. „Kann ich doch," ſo dacht' er, „wenn es mir in meiner Vaterſtadt nicht glückt,

wieder nach Y** zurückkehren — findt man doch überall Brod.

So feſt entſchloſſen fuhr er jezt zum Thore in ſeiner Vaterſtadt hinein — mit eben der Geiſtesſtärke bewaffnet trat er in ſein Haus — mit eben dem Muthe ging er jezt ſeinen Aeltern entgegen. Plözlich fuhr ſein Vater, der ihm, ihn zu umarmen, entgegen geeilt war, zurück, und machte vor ſeines Sohnes einem Haar ein Kreuz; auch ſeine Mutter verhüllte mit ihren Händen ihr Angeſicht.

„Ach, Sohn,“ rief der Vater, „was ſoll „das bedeuten? Erfüllſt du ſo die Wünſche, die „ſeit vier Jahren mir die ſüßeſten waren, die „Wünſche, dich in einem würdigen Stuze zu „empfangen? Kannſt du ſo mich täuſchen — „die Erwartung deiner Aeltern hintergehn? „Kannſt du deines Vaters Herz durch den Anblick der unheiligen Zierde auf deinem Haupte „trüben? Ach, was muß ich heut erleben! — „Ich will nicht hoffen, daß du gar ungeſattelt „haſt?“

Seine Thränen hinderten ihn weiter zu reden, und ſeine Mutter ſezte die rührende Rede fort: „Ach, Sohn! Sohn! den ich unter

„meinem Herzen getragen, — den ich schon in „der Wiege, — ja schon im Mutterleibe zum „Theologen bestimmt habe, ach sprich! — „bist du dem heiligen Orden entronnen? — „oder bist du so wahnsinnig, den heiligen „Stand mit dieser weltlichen Tracht zu ent„ehren? Hast du das köstliche Geschenk deiner „seligen Pathe so mit Füßen getreten? Ach, „in der Erde wird sie sich wenden! Sprich! „Rede! wo ist dieß köstliche Kleinod?“

Augusten gings wirklich nahe, daß er seinen Aeltern die Freude verdorben hatte, als er sie so klagen hörte; doch wußte er, daß es Schwäche war — und Jettchens Liebe ließ ihn nicht dieser Schwäche nachgeben, so gern er es auch sonst gethan hätte. Schon im voraus hatt' er sich diesen Auftritt vorgestellt, und sich darauf gefaßt gemacht.

Alle mögliche Beredsamkeit wandte er an, das Herz seiner Aeltern zu befriedigen, ihren Kummer mit sanften Worten zu mildern; denn noch war es auf ihrer Seite nicht Zorn, den er doch erwartet hatte. Er erzählte ihnen die ganze tragische Geschichte des Pathengeschenks, bey welcher die Aeltern bitterlich

meinten, und sagt' ihnen am Ende mancherley Gründe zu seinem Entschluß sein eigen Haar zu tragen. „Trauen Sie meinen Worten," so sprach er zulezt, „Sie haben das nicht ge„sehn, was ich gesehn habe. Sollten Sie „mit mir die Kirchen in der Stadt, wo ich „jezt herkomme, sehen, dann würden Sie „anders urtheilen, mich nicht verdammen. „Dort stehen seit Jahrhunderten ehrwürdige „Bildnisse frommer Lehrer, alle tragen sie „noch ihr eignes Haar, das ein bescheidnes „Sammtmützchen deckt, kurz abgeschnitten, „und sehen drohend auf die beiden lezten in „ihrer Reihe, weil sie in falscher Zierde, in „Stutzperücken sich brüsten. Nur diese bei„den hab' ich unter dem ganzen Haufen der „heiligen Männer erblickt. Jenen ehrwürdi„gen Alten ähnlich zu werden ward bey diesem „rührenden Anblick mein Entschluß. O Sie „hätten sehen sollen, wie der eine freundlich „mich ansah, als wenn er Wohlgefallen an „mir fänd, daß ich mein Haar noch trug, und „er schien mich zu bitten, ihm nachzufolgen, „und, wie die ersten Lehrer unsrer Kirche, mein „eignes Haar noch ferner zu tragen."

„Noch einen Grund“ (aber im Vertrauen euch geſagt, dieſer war nicht ſo wahr wie jener) „erlauben Sie mir anzuführen. Ich bin „es nicht allein, der in dieſer hier noch nie geſehenen Tracht erſcheint; alle meine Landsleute, die nun bald nach mir die hohe Schule „verlaſſen werden, haben eben den Entſchluß „gefaßt, auch ſo wie ich zu erſcheinen. Will „man mich verdammen, ſo muß man dieſe „auch verdammen. Thut man mir dieſes allein, ſo wär es ungerecht, thut man es allen, „ſo iſt man grauſam.“

„Glauben Sie übrigens nicht, daß ſich „die Abweichung des Kopfputzes auch auf „meine Lehre erſtreckt. Nein, mein Herz iſt „noch unverdorben; von keinen giftigen Grundſätzen angeſteckt, hängt es noch mit Eifer an „der reinen Lehre unſrer Vorväter, und dieß „war doch, was Sie immer befürchteten. Zerſtreuen Sie dießfalls Ihren Kummer, und „glauben Sie nicht, daß ich Ihnen trotzen „will, wenn ich Ihnen meinen feſten Entſchluß ſage (hier zittert' er, und ſeine Sprache ſtockte) „nie — nie — mein Haar abzuſchneiden. (Abermal ein Kreuz auf Seiten

der Aeltern.) „Sollt' ich dadurch Ihre Liebe „verlieren, gut, ich will es gern erdulden. „Verſtoßen Sie mich — verſagen Sie mir „Ihr Haus — geben Sie mich dem Hunger — „dem Durſte — den kalten, ſchaurichen, „ſtürmiſchen Nächten Preis — den Näch„ten, wo Donner und Blitz die Natur zum „Aufruhr bringt — wo jeder Vogel in ſeinem „Neſtchen ſich verbirgt — überlaſſen Sie mich „allem Elend des menſchlichen Lebens — hö„ren Sie mich nicht, wenn ich weinend um „Ihre Hülfe flehe — verſtopfen Sie das Ohr „vor der klagenden Stimme des Sohnes — „übertäuben Sie Ihr Herz, das vielleicht noch „in Ihnen für mich Unglücklichen ſpricht — „haſſen Sie — verabſcheuen Sie mich — ma„chen Sie mich unglücklich."

„Ach nein, mein lieber Sohn," riefen Beide zugleich aus, denn August hatte ihre empfindlichſte Seite getroffen, „nein, nein, das „wollen wir nicht, wir müßten ja Rabenältern „ſeyn, wenn wir dieß an unſerm Fleiſche und „Blute thun wollten; davor bewahre uns der „Himmel! Sey uns ſchöne willkommen!" und

hieben wischten sich Beide die Thränen aus den Augen.

So hatte August durch seine kleine Rede, die nicht Verstellung ihm eingab, (denn ihm, von der Schwärmerey seiner Liebe, der er jezt das Wort redete, begeistert, ging alles von ganzem Herzen) den Zorn seiner Aeltern, der schon über ihn auszubrechen drohte, in sanftes Mitleid gewandelt: Sie vergaßen gern, wenigstens auf jezt, die unglückliche Stutzperücke, und man beschloß diesen Tag mit einer kleinen Gesellschaft von Anverwandten, die Gusteln zu Ehren zusammen gerufen waren, und der er nun von seinen Studentenjahren so manches erzählte; und in der Fulle seiner Freude, daß alles so glücklich abgegangen war, sprach er mit einem Feuer, mit einem Ausdruck, daß alle Wohlgefallen an dem neuen Candidaten fanden.

Ende des sechsten Gesangs.

Siebenter Gesang.

Wie wenn am schwülen Tage finstre Nacht den Himmel umzieht, wenn kein Lüftchen die immer schwankenden Aehren, das immer plaudernde Laub der Pappeln bewegt, und immer mehr die finstre Wolke sich schwängert, immer mehr ihr äußerster Rand der Erde sich naht, bald die Spitze des Kirchthurms erreicht, und schon alles dem Bruche der schwangern Wolke entgegen sieht — unter Todesschrecken wartet, bis die Fluthen auf einmal vom Himmel herabstürzen, und Dörfer und Städte mit sich fortreißen; nun aber auf einmal ein sanftes Lüftchen sich hebt, immer stärker wird, und auf seinen Fittichen die Last der Wolken empor hebt — endlich zum Sturmwind wird, und im schnellen Fluge die schwarzen Wolken dahin führt: wie da der Landmann sich freut, der nun wieder sein Haus, seine Saaten, noch unverlezt von den Fluthen, im schönen Sonnenschein glänzen sieht; so freute sich auch Au-

gust, als die Furcht vor seiner Aeltern Zorn vorüber war. Sanft schlief er zum erstenmale wieder in seiner väterlichen Wohnung, und wachte mit süßen Gedanken, deren Hälfte gewiß an Jettchen war, am Morgen wieder auf.

Ein Hinderniß war nun überwunden, nun glaubt' er die andern eben so leicht zu überwinden, und war froh, daß ihm das Versprechen, das er seinem Jettchen gethan hatte, nicht mehr Mühe kosten, nicht mehr Verdruß ihm machen sollte, und freute sich schon, wie er, in seiner neuen Tracht, in der runden Locke, bey seinen Landsleuten Aufsehn machen würde; doch diese lezte Freude dauerte nicht lange, denn beym Frühstück redete sein Vater ihn also an:

„Sohn, ich hoffe, daß du alles gelernt „hast, (denn selbst kann ich dich nicht prüfen,) „was darzu gehört, wenn du auf der dir be„stimmten Laufbahn fortkommen willst. Jezt „wirst du wohl, ehe du eine Pfarre bekömmst, „dich mit Unterricht der Jugend abgeben müs„sen, welches bisher ein noch alle Andre aus„schließendes Recht der Theologen gewesen ist.

„In dieſer Abſicht habe ich dich dem Herrn „von Alborg, du wirſt ihn kennen, den rei„chen Edelmann, der zwo Stunden weit von „hier das Gut hat, zum Hofmeiſter für ſeine „vier junge Herrn empfohlen. Er freut ſich, „dich zu haben, und hat mirs geſagt, daß du „ihn, ſo bald du von Y** zurück kommſt, „beſuchen ſollſt. Als Vater rath' ich dir, „nimm dieſe Stelle an, es iſt ein guter Herr, „und der alte Pfarr, den er jezt hat, wird „auch nicht lange mehr leben, dann kann er „dir den Dienſt geben.“ Die Wahrſcheinlichkeit, bald dieſe Pfarre zu bekommen und dann ſein Jettchen heirathen zu können, ließ dem Sohne weiter kein Bedenken übrig, und ſeine ſchnelle Zuſage machte dem Vater Freude.

Den richtigen Erfahrungsſatz: daß die erſten Begriffe von einem Menſchen die feſteſten bleiben; machte ſich auch Saldern hier zur Regel, und er überlegte, wie er ſich zum erſtenmale bey dem Edelmanne betragen wollte. Noch nie hatt' er Kinder unterrichtet; denn ſein Vater, der bisher es immer ſich abgedarbt hatte, befreyte ihn von dieſer traurigen Noth-

wendigkeit. Er wußte mit welchem Stolze in seiner väterlichen Gegend den Lehrern im Hause begegnet wurde, wie man für zwanzig geringe Thaler (die sonst der Großknecht bey seiner einfachen Bestimmung auch bekommt) ihn zu allen möglichen Geschäften, z. B. jäten, hacken, graben, Stühle herbey tragen, Butter und Käse dem andern Gesinde herausgeben, nach dem Vieh sehn, die Tauben füttern, Kleider ausklopfen, Flecke ausmachen, u. d. gl. brauchen will. Sein Entschluß war also, sich von einer solchen Seite zu zeigen, daß man ihm nie dergleichen Anträge machte; er bat sich von seinem Vater aus, alles nach seinem Gefallen zu machen, sagt ihm auch die Gründe darzu, welche der Väter billigte.

So kurz auch der Weg von zwo Stunden für seine Füße, so viel Freude es ihm sonst war, sich seiner gesunden Glieder zu bedienen, so nahm er dießmal einen Wagen, den schönsten, den er in der ganzen Stadt auftreiben konnte, formte sein schönes Haar, von dem er sich allemal die glücklichste Wirkung versprach, so niedlich als es ihm möglich war, und zog,

aus Absicht nicht das beste, doch ein mit Geschmack gewähltes Kleid an.

So ausgepuzt fuhr er jezt schnell, denn so hatt' er's dem Kutscher befohlen, zum Thore des Gutes hinein. Alle Bewohner desselben fuhren ans Fenster, in Meynung, es sey ein hochadelicher Gast. — So ist vielleicht noch nie einer empfangen worden von dem ganzen Heere derer, die zum ersten Bedienten bestimmt sind; alle Bedienten flogen vor ihm her, um ihn zu melden, und dann mit tiefer Verbeugung die Thüre vor ihm zu öfnen, noch nicht wissend, daß es einer ihres gleichen war. Tief neigte sich Frau von Alborg, und Fräulein Lottchen zeigte nicht minder durch einen zierlichen Knicks, sie wisse auch zu leben. Schnell aber stand der Strom ihrer Complimente still, als Herr von Alberg, um seine Familie nicht zu Schanden werden zu lassen, rief: „Je Herr „Saldern, sind Sie's? Ich hätte Sie bald „nicht gekannt, so haben Sie sich seit vier „Jahren geändert." Betroffen stand Frau von Alborg mit Fräulein Lottchen da, und hätte gern das lezte Compliment in einen gnädigen Kopfnicker verwandelt, wenn sich's vor dem

ſchön geputzten Herrn geſchickt hätte, und um nicht mehr Blöſe zu geben, (denn wer läßt es gern ſehen, daß er ſich geirrt hat?) verbiſſen ſie ihren Verdruß, und gingen, es ihm im Stillen entgelten zu laſſen, in ein andres Zimmer. Hier war nun der Edelmann mit Saldern allein, hieß ihm einen Stuhl geben, den er auch mit allem Anſtand, wenn anders nicht dieſer auch ein Vorrecht der Geburt und der niedern Menſchengattung unnachahmlich iſt, einnahm. Troz der Arroganz des jungen Menſchen, fand doch Herr von Alberg Beyfall an ihm, und fing ſeine Unterhandlungen mit ihm an. Auguſt war alles eingegangen, was man ihm billiges vorlegte, hatt' aber auch manches von ſich abgelehnt, was man ihm denn auch nicht hartnäckig aufdrang. Doch noch war kein Wort vom Gehalt geſprochen, denn Herr von Alberg ſchämte ſich, Saldern, der ihn immer in einiger Entfernung hielt, den Gehalt ſeiner vorigen Hofmeiſter anzutragen, die ihm ſelbſt für zwanzig Thaler ihre Dienſte angeboten hatten, und dieſe Summe war ſchon bey Salderns Eintritt in die Stube verworfen worden: dreißig ſchienen ihm immer noch zu

ſchimpflich, denn es reichte ja nur zu einem Kleide zu. So ging immer die Rechnung in des Edelmanns Kopfe fort; wenig ſchämt' er ſich ihm anzubieten, und viel zu verſprechen (warum nicht verſprechen? das kann man ja leicht thun) hatt' er nicht Luſt, oder wagt' es vielmehr nicht vor ſeiner Gemahlin — bald wär der Muſe das niedre Wort, Frau entfahren. Jezt erſt kam's ihm in den Sinn, Salairen fodern zu laſſen.

„Nicht Eigennutz, Herr von Alberg,“ antwortete dieſer auf ſeine Frage, „bewegt mich, „das wichtige Geſchäft der Erziehung zu über„nehmen; Pflicht, dem Staate gute Bürger, „dem Himmel Seelen zuzuführen, treibt mich „allein dazu an. [illegible]e Freude, meine Abſicht erreicht zu ſehn, wird mir Belohnung „genug ſeyn. Den übrigen Lohn überlaß ich „ganz, welcher es auch ſey, Ihrer eigenen Will„kühr.“ Dieſe Antwort taugte nicht in des Edelmanns Plan. In aller Verlegenheit bot er ihm ſechzig Thaler an, und Auguſt bezeigte ſeine Zufriedenheit mit einer Verbeugung.

Nach dieſem wichtigen Geſchäfte führte ihn der Edelmann in die Stube ſeiner Söhne.

um ihn bekannt mit ihnen zu machen. Sie fanden die Schüler mit ihrem Hofmeister in einem Spiele begriffen; die blinde Kuh war es, das Leibspiel von allen: und eben jagte der Hofmeister mit verbundenen Augen eine Kindermuhme herum, die sich bisweilen in diesem Tempel der Weisheit einfand, um das Erziehungswerk mit zu betreiben. Diese zu erhaschen, sprang er, so gut als es sich mit blinden Augen thun läßt, in allen Ecken herum, und die junge Herrschaft lief ihm überall nach, und zupfe' ihn bald bey der Nase, bald an dem Haarbeutel, bald knipp sie ihn in die Waden, und trieb sonst manchen hochadelichen Spas mit ihm.

„Das ist noch das einzige Gute," sagte Herr von Alberg beym Weggehn, „daß er sich „so gut mit den Kindern abgeben kann, wel„ches immer einer der wichtigsten Kunstgriffe „in der Erziehung ist, den aber Wenige verste„hen. Wenn er nicht ausdrücklich nach Hause „wollte, ließ ich ihn, blos um deßwillen nicht „fort."

„Das soll schon anders werden," dachte Saldern bey sich, dem eben dergleichen Wirth-

schaftchen nicht gefiel, und fast fing seine Zusage an ihn zu reuen; doch versprach er sich von seiner Einsicht alles, und hoffte mit der Zeit die junge Herrschaft in beßre Ordnung und den alten Herrn auf andre Meynung zu bringen.

Ohne Abschied von Frau von Alberg und Fräulein Lottchen zu nehmen, denn diese ließen sich, ich weiß nicht aus welchen Gründen, nicht wieder sehn, setzte sich August wieder in seinen Wagen, und freute sich auf dem Wege der gutgelungenen List.

Ende des siebenten Gesangs.

Achter Gesang.

In vierzehn Tagen war Saldern mit unter den Bewohnern des Gutes zu Alborg und fing das Werk der Erziehung an. Erwartet nicht, daß wir euch alles umständlich erzählen, welche Aenderungen er nach seinem Einzuge in dieses Haus gemacht; wie er die wilden Junker zu Paaren getrieben habe — treiben wollte; wie er das Ruder der Kindermuhme, welches sie sonst bey dem vorigen Hofmeister ergriffen hatte, und auch mit ihm gemeinschaftlich tragen wollte, aus den Händen gewunden, und wie sie sich hiebey geberdet habe; wie sich Frau und Fräulein von Alborg, wegen des ersten Empfangs und der zu reichlichen Ausgabe der Complimente, zu entschädigen suchten; was man ihm für Wissenschaften zum Unterrichte vorschrieb, und wie er es anfing seine Schüler, von denen der älteste vierzehn Jahr war, vollkommen lesen zu lehren; was er für Händel mit dem kleinsten seiner Junker hätte, als er

das Servitut, ihn auf den *stuhl zu bringen, von sich lehnen wollte: alle die Sächelchen sind zu schön, als daß wir sie verunstalten sollten; nur die Anfechtungen, die sein Haar betrafen, fingen wir.

Ein alter mürrischer Mann war der Pfarrer, der die Gemeine zu Alborg erbaute. Durch kriechende Demuth hatt' er sich in die Gunst der gnädigen Frau eingeschlichen; denn nie wenn er auf dem Gute speiste, oder sonst zum Besuch kam, vergaß er die schuldige Ehrfurcht, den Saum ihres Rockes zu küssen. Dieser ward Augusts Feind, der ihn durch weiter nichts beleidigt hatte, als daß er sein eigen Haar trug, und brachte es bald so weit, daß dieser das Haus des Herrn von Alborg verlassen mußte. Ein Nebengrund seiner Feindschaft gegen Saldern war noch der, weil er ihn nicht so oft im Predigen ablöste, wie der vorige Hofmeister, der beynahe alle acht Tage, ohne dabey etwas von seinem Leibspiel der blinden Kuh abzubrechen, seine Posaune in der Kirche erschallen ließ. Doch wie konnte dieß der einfältige Mann Saldern als ein Vergehn auslegen; dieser predigte wohl gern, aber

nur nicht bey ihm, denn er hatte keine Tochter, die Jettchen hieß.

Fast war Saldern mit Frau von Alborg und daher auch mit dem Fräulein ausgesöhnt, schon stand er in einer höhern Achtung bey allen, als je einer stand, galt fast mehr, als der Pfarrer, der dieses von dem unbeperückten Herrn nicht wohl leiden konnte, immer war er bey jeder Versammlung, die der benachbarte Adel so oft in diesem Hause hatte, und man vergaß manchmal den Mund vor der angesteckten Luft zuzuhalten, nur wollt' es mit seinem Erziehungsgeschäfte nicht gehn. Freylich war dieses nicht das Werk von einem Tage, die Seelen, die seit so langer Zeit verwildert waren, zu bessern: vielleicht hätt' es ihm in der Folge geglückt, doch diesen Ruhm sollt' er nicht haben. Ich weiß nicht, war's das Gefühl der noblen Geburt, das Bewußtseyn des bessern Gehalts das in dem Säugling schon keimt — oder war's Verwöhnung — oder hatte Salderns Haar so wenig Ehrfurchtheischendes, kurz, seine Schüler wollten nie die Ehrfurcht lernen, die dieses Verhältniß sonst gegen den Lehrer fodert. Güte und

Gerenge wendete er lange fruchtlos an, und nur die Hofnung, alles durch Hülfe der Zeit zu gewinnen, konnte ihn abhalten, seinen Posten von sich selbst zu verlassen; doch der Haß des Predigers erspart' ihm auch diese Mühe.

Einst war dieser tückische Alte auf dem Hofe zum Besuch, allein war er dießmal mit Frau von Alborg. Schlau fragt' er, wie sie mit dem jetzigen Hofmeister zufrieden wären. „Zur Zeit recht gut," war die Antwort. „Ich „möchte doch wissen, ob er was verstand? Ich „trau' ihm nicht viel zu, er scheint mir viel zu „leicht, gnädige Frau, viel zu leicht — viel „zu jung, zu unerfahren zu dem wichtigen Geschäfte."

„Warum das, Herr Pastor?"

„Ich weiß nicht; ich habe kein recht Zu„trauen: wenn er nur nicht giftigen Samen „in die Herzen der jungen Herren legt. Er „scheint mir ein neumodischer Theologe zu seyn, „gnädige Frau."

„Ich will nicht hoffen."

„Wenn Sie gnädigst erlauben, will ich ihn „einmal behorchen, will Ihnen alles sagen, ob „ich recht gemuthmaßet habe."

„Recht gern, Sie können es den Augen„blick thun, ich will Sie begleiten.“

Und ſo ſchlichen ſie denn Beide ganz ſachte die Treppe hinauf, um an Salderns Thüre zu horchen.

„Ey, ey, ey! das geht bunt über,“ rief der ſich erſchrocken ſtellende Pfarrer, als ihm ſchon von fern der Lärm der tobenden Junker entgegen ſchallte, „das geht bunt über. Ey, ey, ey, „ſo hab' ichs bey dem vorigen im Leben nicht „gehört. Dacht' ichs doch, gnädige Frau,“ und ſchüttelte bedenklich den Kopf. — Jezt milderte ſich der Lärm, und Saldern nutzte die Pauſe, einige Fragen an ſeine Schüler zu thun. Aufmerkſam hörte der Paſtor zu, doch immer zog ſich ſeine Stirne in unwilligere Falten, und ſchneller bewegte ſich ſein Kopf zum Zeichen der Mißbilligung. Jezt ging der Lärm wieder von neuem an, und Beide machten ſich unbemerkt wieder aus dem Staube.

„Ey, ey, ey, das hätt' ich nicht vermuthet, „daß es ſo arg wäre! Was doch die Leute jezt „auf Univerſitäten lernen müſſen! Ewig ha„ben's die Profeſſoren zu verantworten.“

„Nun, Herr Paſtor, ich dächt' eben nicht, „daß es ſo arg geweſen wär."

„Ach, gnädige Frau, pure feines Gift, „den Sie, mit hoher gnädigſter Erlaubniß zu „ſagen, nicht einſehen, weil Sie nicht Theolo„gie ſtudirt haben."

Frau von Alborg glaubte zwar nicht ganz den Reden des Pfarrers, und wenn ſie ihm ja glaubte, ſo ſchien ihr ein wenig Atheiſterey eben nicht ganz abgeſchmackt, und die ganze Sache ſchien ihr nicht ſo gefährlich; doch hatt' er ein Fünkchen Argwohn gegen Saldern in ihr Herz gelegt, das fortglimmte.

Gleich bey ſeinem Eintritt in das Haus erfuhr Herr von Alborg den ganzen Vorfall, der ihm aber auch, wie ſeiner Gemahlin, nicht allzuwichtig ſchien; doch nahm er ſich vor, einmal eine kleine Unterſuchung des Fleißes ſeiner Söhne anzuſtellen.

Erſt fragte er einmal Saldern nach dem Verhalten ſeiner Söhne. Mit dreiſter Stirne gab ihm dieſer getreue Rechenſchaft von allem, vergaß nicht den Umſtand, daß er zu wenig Anſehn bey ſeinen Untergebenen hätte, und bat ſich daher mehr Unterſtützung aus.

Mich wundert's, daß Herr von Alborg ihm nicht gerade ins Geſicht lachte, oder ſonſt etwas ſchlimmres vornahm, als er Anſehen von jungen Herren von Stande verlangte: das war nun freylich etwas übermüthig, und zum Glück war es Herr von Alborg, zu dem er's ſagte, denn dieſer ließ ihn mit der tröſtlichen Verſicherung von ſich, daß er Unterſtützung haben ſollte. Kurz drauf that er die nämliche Frage, und bekam die nämliche Antwort, und wie konnte auch eine andre erfolgen, denn man hatte nicht wieder dran gedacht, ihn zu unterſtützen, und es Saldern allein überlaſſen, wie er ſeine Zöglinge auf beßre Wege bringen wollte. Es war auch wirklich von Saldern eine unbillige Foderung; denn Aeltern werden ſich doch nicht für ihr ſchweres Geld noch die Laſt der Erziehung aufbürden.

Als noch einigemal dieſe Antwort und die Beſchwerde auf die Frage erfolgt war, ſchien es dem Alten nun Zeit, die Sache näher zu unterſuchen, und zu entſcheiden; überdieß einmal Salderns Kräfte zu prüfen: denn bis jezt war ihm noch gar nicht eingefallen, ſich zu erkundigen, ob Saldern etwas könne oder nicht, wie-

wohl man ihn als einen geſchickten jungen Menſchen ihm empfohlen hatte. Der Tag der Prüfung wurde angeſezt, und der Pfarrer dazu eingeladen, um ſein vollgültiges Urtheil drüber zu fällen. Saldern erſchien mit der freyen offnen Miene, die immer ein gutes Gewiſſen mit ſich führt: der Erfüllung ſeiner Pflichten ſich bewußt, fürchtet' er für ſich von dieſer Prüfung keine gefährlichen Folgen.

Die Prüfung ging vor ſich, aber nicht zu ſonderlicher Erbauung des Edelmanns, der mehr auf die Miene des Pfarrers, als auf Salderns Frage und ſeiner Kinder Antwort Achtung gab. Sie wurde beendigt ohne die geringſte Beruhigung für Herrn von Alborg, dem bey dem Geſicht des Pfarrers, das ſich bey jeder Frage in ängſtlichere Falten zog, der Muth immer mehr gefallen war.

„Nun, Herr Paſtor," fing Herr von Alborg an, „was halten Sie von dieſem Unterrichte, was verſprechen Sie mir für Folgen?" —

„Mein Urtheil, gnädigſter Herr," fing der Pfarrer heimtückiſch lächelnd an, mit dem feſten Vorſatz, Saldern aus dieſem

„Hause zu bringen," denn sein Haß gegen ihn ward heute noch mehr vermehrt, weil er ihm die Achtung, die er foderte, nicht die ihm gebührte, versagt hatte, „mein Urtheil ist „ganz überflüßig; Sie haben es alles selbst ge„hört, und können nach Dero vortreflichen „Einsicht selbst entscheiden."

„Nein, Herr Pastor, das versteh' ich nicht „so wie Sie, sagen Sie mirs aufrichtig."

„Mich sollt' es wundern, wenn Ihnen „diese Art der Erziehung und des Unterrichts „ein Geheimniß gewesen wäre. Schade ists „um den jungen Menschen, daß er (vielleicht „sind aber seine Lehrer dran Schuld) schlechte, „gefahrliche Grundsätze eingesogen hat. Irr„thümer in der reinen Lehre scheinen seine „ganze Kenntniß zu seyn. Die Herzen Ihrer „Herrn Söhne, ich sag' es aufrichtig, sind in „Gefahr, auf ewig verdorben zu werden, und „als Seelsorger warn' ich Ew. Gnaden vor „dieser Schlange, die Sie in Ihrem Busen er„nähren."

„Ist das wahr, Herr Pastor? — Der „Kerl soll mir den Augenblick aus dem Hause; „vor dem Consistorium will ich ihn verklagen,

„Sie ſollen Zeuge ſeyn: daß man ihm das „Handwerk auf immer lege, daß er nicht den „Aeltern ihre Kinder verführt.“ So fuhr Herr von Alborg im Grimme auf, und war im Begriff, auf Salderns Stube zu eilen und ihm, vielleicht nicht allzuſanft, den Weg zur Thüre zu weiſen; doch der Pfarrer hielt ihn zurück, denn er hielt es eben nicht für rathſam, daß die Sache vors Conſiſtorium käme, und er daſelbſt zeugen müßte: dieß machte ihn ſtutzig, und hieß ihn, den Handel nicht zu weit zu treiben.

„Ey, ey, ey, gnädigſter Herr, wo wollen „Sie denn ſo eilend hin?“

„Den Kerl zum Hauſe hinauswerfen, der „mit ſeiner Zucht meine Kinder in die Hölle „bringen will.“

„Ey, ey, ey, gnädigſter Herr, wer hat denn „Ihnen das geſagt?“

„Je, Sie ſelbſt, Herr Paſtor, haben's ja „den Augenblick ſelbſt geſagt.“

„Ey, ey, ey, gnädigſter Herr, Sie „haben mich da falſch verſtanden. — Ich „ſprach von ſeiner Erziehungsart, die ganz „nach der neuen Mode iſt; blos die Art,

„es den jungen Herren vorzutragen, meynt'
„ich, die falsch und irrig ist, nicht die Grund-
„sätze der Religion: nein, gnädigster Herr,
„an diese hab' ich nicht gedacht, diese lehrt er
„rein und ordentlich. Er hat nicht die Fähig-
„keit, es der jungen Herrschaft deutlich zu ma-
„chen, daß vielleicht diese Grundsätze, die sie
„auf einer falschen Seite kennen lernen, für
„Sie zu gefährlichen Irrthümern werden kön-
„nen. Nein, gnädigster Herr, deswegen ver-
„dient er Dero Zorn nicht, nur Dero Mitlei-
„den, und vor dem Consistorium können ihn
„Ew. Gnaden deswegen auch nicht verklagen,
„weil man niemanden gern wegen seines Un-
„verstandes verdamme."

„Hatten Sie mir nicht Angst gemacht,
„Herr Pastor; ich dachte wirklich, meine Kin-
„der brennten schon in der Hölle. Doch auch
„das gefällt mir nicht, daß er nicht die rechte
„Methode hat: meine Kinder müssen einen ha-
„ben, der es ihnen faßlich macht."

„Wie der vorige, Ew. Gnaden."

„Ja, wohl. Nun was soll ich mit dem
„Menschen machen? Er klagt überdieß, daß

„die Kinder gar keinen Reſpekt für ihn ha-
„ben.“

„Ey, ey, ey, gnädigſter Herr, den darf er
„ja gar nicht von der jungen Herrſchaft ver-
„langen.“

„Ach warum nicht, Herr Paſtor? Frey-
„lich ſollen ſie nicht mit ihm wie mit ihres
„Gleichen umgehen, aber doch ſollen ſie ihm
„gehorchen.“

„Unter den Umſtänden iſts ſchwer.“

„Unter was für Umſtänden?“ fragte der Edelmann, der dieſe zweyſinnige Antwort des Paſtors nicht einſah. — „Unter was für Um-
„ſtänden?“ —

„Sinnliche Eindrücke, gnädigſter Herr,
„vermögen oft mehr, als die beſten Vernunft-
„ſchlüſſe, als die ſanfteſten Zuredungen. Ein
„Lehrer der Jugend muß beſonders, nach mei-
„ner geringen Einſicht, darauf ſehn, durch
„äußerliches Anſehn ſich die Ehrfurcht (freylich
„iſt dieß Wort etwas zu hart für die adliche
„Jugend) ſeiner Zöglinge zu erwerben.
„Unter dieſes äußerliche Anſehn rechn' ich be-
„ſonders einen Anzug, der uns von ſelbſt Ehr-
„furcht einflößt. Wie iſt es möglich, daß die-

„ser jetzige Lehrer ſich die gebührende Achtung „von der kleinen gnädigen Herrſchaft erwer„ben kann, da es ihm gänzlich an dieſem äuſ„ſerlichen Anſehn fehlt! Mich wundert's, daß „Sie, mein gnädigſter Gönner, noch nicht „ſchon an ihm dieſen Mangel bemerkt haben. „Sehn Sie, er hat ja nicht die erfoderliche „Zierde eines Kandidaten, eine Stutzperücke; „ja nicht einmal eine Beutelperücke: trägt ſich „außerdem wie ein völliger Stutzer. Iſt es „daher anders möglich, als daß ihn die jun„gen Herrn (denn er ſcheint auch nicht viel „älter zu ſeyn) völlig als einen unausgelern„ten Purſchen anſehen, und nicht auf ihn ach„ten. Belieben Sie gnädigſt zu bemerken, „zum Beweis meines Satzes, in welchem An„ſehen der lezte ſtand, welche Liebe er beſaß — „aber er hatt' auch eine Stutzperücke."

Herr von Alborg ſah zwar nicht völlig die Wichtigkeit dieſer Gründe ein, doch glaubt' er ſie, weil ſie der Pfarrer vorbrachte, dem er hier eine ganz gute Abſicht zutraute, und ſah die Nothwendigkeit Saldern fortzuſchaffen, ohne recht zu wiſſen warum. Auch Frau von Alborg war des Pfarrers Meynung, denn

durch seinen Rockkuß war er ganz das Orakel geworden. Beide fanden zwar bisher noch wenig Anstoß an Salderns eignen Haaren; doch weil es der Pfarrer einmal gesagt hatte, und sie die Wirkung an ihren Kindern sahen, so hielten sie dieß für die Ursachen derselben, und ohne den Kopf sich lange zu zerbrechen, zerschnitt Herr von Alborg den Knoten und bestimmte Saldern den Abschied.

So gelang denn dem schleichenden Heuchler die erste Verfolgung, die sich gegen Augusts Haar entspann, und heimlich freut' er sich der wohlgelegten Schlinge.

Ende des achten Gesangs.

Neunter Gesang.

Saldern, unwissend alles was vorging, wandelte seinen gewöhnlichen Weg mit seinen Untergebenen fort, und hoffte, bald sie auf beßre Wege zu bringen; doch der Tag kam, der ihm diese Hofnung vereitelte, und wo Herr von Alborgs Laune es wollte, seinem Hofmeister die Last der Erziehung abzunehmen.

Eben saß dieser am Fenster, den Kopf auf die Hand gestüzt, und sah in Gottes schöne Schöpfung hinüber, — dacht' an sein Jettchen, dacht' an sein Versprechen, ihr zu schreiben, und überlegte schon alles, was er ihr schreiben wollte, wie es ihm ging, wie er sein Haar bisher noch glücklich erhalten hätte, und was die für sie wichtige Sachen alle waren, als Herr von Alborg ihn zu sich rufen ließ.

„Was machen Ihre Schüler, Herr Sal„dern?" war die erste Frage des Edelmanns. „Sind Sie noch nicht besser mit ihnen zufrie„den?"

„Bis jetzt scheint es nicht, daß ich noch „viel gewonnen hätte; doch denk' ich, die „Zeit soll alles schon bringen.“

„Es wird wohl nicht anders werden.“

„Geduld und Nachgebung gegen das „Temperament hat oft schon geholfen; ich „denke, es soll auch hier helfen.“

„Ich sag's Ihnen, es wird nichts hel„fen.“

„Warum das nicht? Es sollte mir leid „thun, wenn ich allein so unglücklich wär, „den Satz bey mir nicht erfüllt zu sehn. Of„fenherzig zu gestehen, find' ich, daß meine „Schüler bisher etwas verwildert sind.“

„Und werden's noch mehr werden.“

„Dagegen ich alle meine Kräfte anwenden „will.“

„Wogegen Sie schwerlich etwas ausrich„ten werden.“

„Verzeihn Sie, gnädger Herr, Sie schei„nen, nach dem Tone und Ausdrucke zu urthei„len, etwas wider mich aufgebracht zu seyn. „Sollt' ich wider mein Wissen Ihren Unwillen „durch etwas mir zugezogen haben, so bitt' ich „um Verzeihung und mir die Ursache zu sagen,

„damit ich mich entweder rechtfertigen oder „bessern kann. Ich selbst weiß mir aber wirk„lich nichts vorzuwerfen.“

„Nein, ich habe nichts wider Sie,“ antwortete Herr von Alberg, den diese Antwort ein wenig im Concepte irre gemacht hatte. Weswegen er ihm eigentlich den Abschied geben wollte zu sagen, schamt' er sich, und holte dafür aus dem Hinterhalte eine Lügen, die er im Fall der Noth versteckt hielt. „Nein, ich „habe nichts gegen Sie, gar nichts, Herr Sal„dern. Ich bin mit Ihrem Unterrichte sehr „wohl zufrieden, und würd' es ferner seyn, „wenn ich nicht verschiedne wichtige Gründe „hätte, eine Aenderung mit meinen Söhnen „vorzunehmen. Meine Schwester, welche an „dem Hofe zu P** sich aufhält, hat mir vor „wenig Tagen geschrieben, und mich gebeten, „ihr meine zwey ältesten Söhne, welche sie „außerordentlich lieb hat, auf ein oder wohl „etliche Jahre zu überlassen. Ich darf es ihr „nicht abschlagen, so ungern ich auch meine „Kinder von mir lasse, denn sie hat weiter „keine Erben zu ihrem großen Vermögen. Ich „werde sie wohl schon in acht oder vierzehn

„Tagen schicken müssen. Bey diesen Umstän-
„den brauch' ich nun, wie Sie selber urtheilen
„können, keinen besondern Lehrer für die bei-
„den jüngsten, denn der Adolf ist wie Sie
„wissen immer kränklich, daß man ihn nicht
„sehr anstrengen kann, und Hans ist beynahe
„noch zu klein, als daß man viel mit ihm vor-
„nehmen könnte; doch will mein Pfarrer sie
„bisweilen die Woche ein paar Stunden daher
„vornehmen: dieß denk' ich soll für die Jungen
„genug seyn, bis sich die Umstände einmal än-
„dern. Sie nehmen mir es also nicht übel,
„wenn ich Ihnen für Ihre fernern Dienste
„danke, und Sie von heute an Ihrer Arbeit
„erlasse. Ungeachtet es nur kurze Zeit ist, daß
„wir beysammen gewesen sind, so werd' ich
„mich doch für die meinen Kindern geleistete
„Dienste erkenntlich bezeigen."

Wer war froher als Herr von Alborg, daß ihm seine Lügen so gut vom Munde gegangen war! Doch machte diese Lügen ihm weniger Schande, als wenn er mit dem leidigen Grunde der Stutzperücke herausgerückt wäre. Dieß zu sagen, schämt' er sich doch, ungeachtet er sie, weil's ihm der Pfarrer so vorge-

schwazt hatte, halb und halb als die Ursache zur Verwilderung seiner Kinder annahm. Was aber sein Versprechen betraf, so hatt' er wirklich mehr Lust es zu halten, als der größte Theil derer, die uns so gern mit Versprechen abweisen.

Saldern saß unterdessen ganz steif da, und wußte nicht was er denken sollte. Fast schien ihm die ganze Ursache das, was sie wirklich war, und er vermuthete, daß er etwas müsse begangen haben, was Herrn von Alberg zu diesem Schritte verleitete; doch konnt' er sich mit aller seiner Erfindungskraft nicht denken, was, und ihm verbot sein Stolz weiter zu fragen, denn er war sich keines Verbrechens bewußt.

Fast hätte Herr von Alborg in seiner Brust für unsern Saldern Mitleid gefühlt, denn sein Stillschweigen hielt er für eine Folge des überraschenden Schreckens, und fast hätt' er seine ganze Lügen widerrufen, wenn es nicht zu schimpflich gewesen wäre, sich der Lügen Schuld zu geben. Es blieb also wie es war, und der Abschied von beiden Seiten auf den morgenden Tag bestimmt.

Zweyerley empfand Saldern bey seiner Verabschiedung; Verdruß und Freude hatten gleichen Antheil an seinem Herze: Verdruß, daß man seine Mühe und seinen Eifer verachtete; denn ihm war's wirklich Ernst gewesen, seinen Pflichten Gnüge zu thun — Verdruß, daß er sich nun wieder genöthigt sahe, in seine Vaterstadt zurückzugehen, wo er nicht ohne Grund Verfolgungen wider sein eigen Haar befürchtete; Freude aber, weil er nun nicht mehr das drückende Joch auf seinen Schultern empfand, das ihn nach den Jahren der Freiheit desto schwerer drückte. Beide Gefühle vereinigten sich endlich in ihm zu einer völligen Gleichgultigkeit. „So oder so, dacht' er, beides ist nicht angenehm, ein Uebel wie das andre."

Ohne viel Worte zu machen, ohne eben das Versprechen des Edelmanns zu seiner Beruhigung anzuwenden, stand er auf, dankte ihm gleichgültig für alles, und ging, das Nöthige zu seiner Abreise fertig zu machen, um morgen mit dem frühsten das Haus des Herrn von Albera zu verlassen.

Wenig Augenblicke vorher, ehe er ging sich zu empfehlen, trat ein Bedienter, der Sal-

dern so ziemlich ergeben war, mit der Miene des Geheimnißvollen in sein Zimmer. Heimlich und schuchtern sich umsehend, fragte er Saldern: wie es denn käme, daß er dieses Haus so geschwind verließ? Saldern erzählte ihm die Ursache, so wenig vertraulichen Umgang er auch mit ihm hatte; doch dießmal schien ihm diese Bedenklichkeit nicht mehr nöthig. „Nein, Herr Saldern, ich wills Ihnen anders sagen," sprach Friedrich lächelnd. „Ihr eignes Haar ist Schuld daran; ich habe „so etwas im Vorbeygehn gehört, wie lezthin „der Herr Pfarrer da war, da schwazten sie „so mit einander. Der Geistliche sagte, die „jungen Herrn könnten keinen Respekt für Sie „haben und könnten auch nichts lernen, weil „Sie keine Stutzperücke hätten, wie andre „Kandidaten."

„Sey, was es sey," sagte Saldern freundlich zu dem Bedienten, und verbiß seinen Verdruß über die alberne Ursache seines Abschieds; „ich danke Ihm für seine Nachricht."

Gleichgültig nahm er nun von seinem Gönner Abschied, und seine Schüler machten

drey Kreuze hinter ihm her; denn er hatte nicht die blinde Kuh mit ihnen gespielt.

„Albern! höchst albern!“ brummte Salbern als er zum Thore des Gutes hinausfuhr, und nun dachte er mit keiner Sylbe mehr an sein gehabtes Verhältniß. Plane der Zukunft beschäftigten seinen umherirrenden Geist.

Ende des neunten Gesangs.

Zehnter Gesang.

„Willst es ein Veilchen in deiner Vater„stadt versuchen,“ dachte Saldern, und mit diesem Gedanken trat er in seines Vaters Stube. Nur die kurze Zeit, da der Alte glaubte, sein Sohn käm' ihn zu besuchen, war es ihm Freude; doch die Koffer schlugen sie schon um die Hälfte danieder, und völlig fiel ihm der Muth, als er von seinem Sohne erfuhr, daß er frey und ledig wär.

„Ach, mein Sohn, gewiß eine Folge von „deiner neuen Tracht!“ schrie der bekümmerte Vater, dem es ein Genius mochte eingegeben haben; „ich habe mir's beynahe eingebildet, „daß es nicht lange währen würde. Du rennst „noch in dein Unglück hinein, wenn du, dir „nicht eine Stutzperücke machen läßt.“

In dergleichen Ausrufungen ließ der Vater seinen Kummer aus, und August sprach kein Wort, voll Verdruß, daß es sein Vater getroffen hatte; er vermuthete sich in Zu-

kunſt noch mehr Vorwürfe von ſeinen Aeltern, die auch wirklich in der Folge kamen. Es gelang ihm zwar, ſie mit Herrn von Alborgs Lügen etwas zu beruhigen; doch kehrte bey dem Vater der Gedanke an die unglückliche Stutzperücke immer zurück, und Caldern hätt' in Zukunft gar keine Ruhe gehabt, wenn er nicht die Saite der älterlichen Liebe berührt hätte: dieſer Kunſtgriff hatt' ihm ſchon einmal geglückt, und glückt' ihm auch dießmal.

„Ich möchte dich doch einmal predigen hören, Guſtel,“ redete kurz nach ſeiner Ankunft Vater Caldern ſeinen Sohn an, „möchte ſehn, ob du was gelernt haſt.“ Gern willigte Auguſt in ſeines Vaters Wunſch ein, und noch heute wurde beſtimmt, daß er ſich die Erlaubniß dazu von dem Oberhaupt des geiſtlichen Ordens ausbitten ſollte.

Auguſt ging in ſeinem Ornate (denn dießmal wandt' ihm ſein Vater nichts ein, doch verbarg er die Furcht für ſeinen Sohn in ſeinem Herze), befürchtete keinen Anſtoß, und ſprach dreiſt mit dem oberſten Pfarrherrn. Doch welcher Maler entwirft treffend die Falten, in welche ſich das Angeſicht ſeiner Hoch-

ehrwürden verzog, als er den jungen Menschen in dieser Tracht vor sich sah. Von oben an bis unten hinaus verschlang ihn sein blinzendes Auge, tief drang sein Blick in das Herz des jungen Menschen, das sich wenigstens für ihn durch die Kleidung verrieth. Seine Glieder überfiel ein heiliges Fieber in der atheistischen Luft, die er von Saldern angesteckt glaubte. Alle Ketzer von dem ersten Jahrhundert bis auf das jetzige glaubt' er in ihm vor sich zu sehen.

Saldern bemerkte den Eindruck, den er auf den ehrwürdigen Mann gemacht hatte; doch bracht's ihn nicht aus seiner Fassung, und bat eine Predigt mit ofner Stirne sich aus.

„Sind Sie examinirt, Musje Saldern?“ fragte jener in einem weinerlichen Tone: und Saldern warf bey dem Wort Musje die Nase höher; doch antwortete er dreist: „Nein!“

„Und Sie wollen eine Predigt haben?“

„Ja, wenn Ew. Hochehrwürden die Gü„tigkeit haben wollen, mir eine zu überlassen.“

„Das gehe nicht an, wenn Sie nicht exa„minirt sind. Ich kann Ihnen mit gutem „Gewissen keine überlassen.“

Saldern hatte tauſenderley Gründe, ſein wallendes Blut nicht überlaufen zu laſſen; denn in jeder andern Verfaſſung hätt' er den Mann empfinden laſſen, daß ſein Stolz beleidigt war. Es blieb ihm weiter nichts übrig, als ſich mit verſtellter Höflichkeit und der Bitte um Verzeihung nach einer ſo kurzen Abfertigung zu empfehlen, denn das Stillſchweigen Sr. Hochehrwürden ſchien ihm einen Wink zum gehen zu geben. Er machte alſo einen tiefen Bückling und ging, ohne durch die herablaſſende Höflichkeit des oberſten Seelenhirten in Verlegenheit zu gerathen.

Eben war Saldern im Begriff die Thüre wieder zuzumachen, als ſich der heilige Mann beſann, daß er ſich in vierzehn Tagen einen Feyertag machen wollte, und doch noch keinen hatte, der ſeinen Confrater, welcher das Amt für ihn verrichtete, ablöſen konnte. Alle Collegen Salderns hatte er ſchon in ein ander Joch geſpannt; alſo blieb ihm dieſe Gelegenheit, die ſich von ſelbſt ihm anbot, noch übrig.

„Hören Sie, Musje Saldern, kommen „Sie noch einmal her," rief er gebietend ihm nach, und Saldern ſtand wieder vor ihm.

„Hören Sie, ich habe mich eben besonnen, daß „ich es Ihnen noch erlauben kann“ (denn es mußte doch den Anstrich der Wohlthat haben) „aber unter zwo Bedingungen: erstlich, daß „ich Sie vorher prüfe; zweitens Ihre Ausar„beitung erst sehe und verbeßre.“

Bald hätte Saldern ihn gebeten, sich die leztere Mühe zu ersparen; doch er besann sich, und murmelte nur ein „wie Ew. Hochehrwür„den befehlen“ her. Der kommende Tag wurde nun zu der Erfüllung des ersten Punkts festgesezt.

Schon sagt' es Saldern weissagend sein Geist, was er zu gewarten habe von dem ehrwürdigen Manne. Sich erst in den Sattel zu setzen, beschloß er die ganze Nacht zu durchwachen, und alle Hefte, den Schatz seiner Weisheit, zu durchsehn. Selten fand er eine Lücke in seinem Gedächtnisse, noch war's ihm treu geblieben, und wo er ja von ihm verlassen sich fand, so bessert' er's bald durch schnellen Fleiß wieder aus.

So ausgerüstet mit Muth und Weisheit ging er am andern Tage zum Oberhaupte der Kirche. Schon saß dieser in seinen Lehnstuhl

gepflanzt, und empfing den jungen Kandidaten mit einer Miene, die schwer sich malen läßt. Gezwungene Freundlichkeit, Verachtung, Stolz, Schadenfreude hatte jedes seinen Posten in dem aufgedunsteten Gesichte gefaßt, und machte eine seltene Karrikatur des leidenschaftlichen Ausdrucks.

Sonst war dieses Mannes Gewohnheit, zu jedem Examen kritische verfängliche Fragen auswendig zu lernen, wenn es die Noth erfoderte; dießmal aber hatten sich's Sr. Hochehrwürden leicht gemacht, und um dem Gedächtnisse, das bey ihm die schwächste Verstandskraft war, beyzustehn, einen ganzen Bogen voll Fragen an Saldern aufgesezt. Saldern hätte gezittert, hätte er diesen Aufsaz vorher gesehn: denn er hatte alle Theologen alter und neuer Zeit vor sich, die ihre Fragen durch den Mund des obersten Pfarrers an ihn ergehen liessen: doch er erzitterte bis jezt noch nicht.

Jezt hob es an das wichtige Examen. O könntest du es würdig besingen, meine Muse! Doch wirst du es immer nur unvollkommen noch schildern. Könntest du von Wort zu Wort die hoch- und tiefgelehrten Fragen, die bald

schnellen, bald langsamen Antworten alle erzählen! Dankend für die ersten würde die gelehrte Welt vor dir die Knie beugen, bey den leztern aber ein ganzes Heer von Richtern sich sammeln, die durch ihr Geschrey, das Saldern bald verdammen, bald vertheidigen würde, dich übertäubten. Doch wir wollen dich ruhig singen lassen; nur sagen sollst du, wie es ablief.

Ach, armer Saldern! vergebens hattest du dich dießmal mit Muth und Weisheit bewaffnet! Was vermochten diese Waffen gegen die, die so viele gelehrte Männer auf dem Papier wider dich ergriffen? Konntest du dir nur einen Augenblick träumen, ihnen zu widerstehn?

Eine Quartseite war überhört, und nur wenig hatte Saldern gefehlt, wenig Fragen noch falsch beantwortet, oder gar unbeantwortet gelassen. Doch es war nur der leichte Vortrab, die Stärke des Feindes auszuspähen, vorausgeschickt. Saldern wuchs der Muth, und er antwortete dreister. Aber so sollte es nach der Absicht des frommen Mannes nicht gehen; indessen verließ er sich noch auf die ganze Armee, die nun in voller Schlachtordnung an-

rückte. Doch auch dieser that Saldern, durch sein bisheriges Glück muthig gemacht, nach seinen Kräften Widerstand. Diese Freude aber verließ ihn bald. Hätt' er Tapferkeit gegen Tapferkeit setzen können, so hätt' er vielleicht gewonnen, oder wenigstens wär das Treffen mit gleichem Glück geendigt worden; aber sein Feind brauchte eine glückliche Kriegslist.

So sollt' es ja nicht gehen, dachte der Hohepriester, und veränderte jezt seinen Plan. Allmälich verwandelte sich sein Blick bey jeder Frage gegen Saldern, der steif ihn ansah. Mürrisch und unzufrieden schielt' er ihn jezt an, doch ohne ihm seine Antworten, an denen er vielleicht nichts zu tadeln fand, zu widerlegen. Immer mehr und mehr sahe Saldern seine Unzufriedenheit in seinem Angesicht wachsen, doch, unwissend ob er falsch geantwortet habe, konnt' er sich's nicht erklären, und wurde nachdenkend und unruhig. Je mehr sich der Murrsinn des Predigers mehrte, desto größer wurde Salderns Unruhe; er sann tausenderley Ursachen sich aus, und kam endlich über dem Nachdenken aus seiner Fassung. Sein schlauer

Gegner merkte dieß, und führte die List vollends aus. Schon schlug Salderns Herz heftiger, seine Angst mehrte sich, seine Sprache stockte, er wußte nicht was er antworten sollte, antwortete verkehrt, und endlich schwieg er gar stille. Hier blickte der mürrische Alte mit siegendem Blick auf Saldern, der bleich und erschrocken vor ihm saß, legte seinen Aufsaz bey Seite und hub also an:

„Ich begreife gar nicht, wie jezt die Ju„gend auf Akademien ihre Zeit zubringen muß. „Entweder sie lernen gar nichts, oder lernen „Irrthümer und atheistische Grundsätze. Alles „will reformiren; jeder vierzehnjährige Ge„lehrte wagt es keck, mit seiner Weisheit die „wichtigsten Wahrheiten zu besudeln. Der „Weg der Alten taugt nichts mehr; wir wählen „aus übergroßer Gelehrsamkeit einen andern, „und gehen darüber zur Hölle.“

Saldern schauderte hier, doch wagt' er es nicht ein Wort zu sprechen, oder besser, es fiel ihm keines bey, denn seine Seele schien ihm entflohen zu seyn.

„Musje Saldern, Musje Saldern,“ fuhr der Priester fort, „ich hätte geglaubt,

„Sie könnten mehr. Ich habe gefunden, daß „Sie wenig gelernt haben, und wo ja et„was ist, so sind es Irrthümer, Neuerungen, „die ich nicht billigen kann. Vom Anfange „hatt' ich gute Hofnung, aber das Ende die„ses Examens erlaubt mir nicht Ihnen „ein gutes Zeugniß zu geben. Ich verzeihe „noch Ihrer Jugend, und rathe Ihnen, sich „mehr und besser auf die geistlichen Wissenschaf„ten zu legen. Was nun aber die Predigt an„betrift, so sollt' ich sie Ihnen nach dieser Prü„fung gar nicht erlauben, sollt' Ihnen gänzlich „die Kanzel verbieten; doch in Hofnung, daß „Sie noch in Zukunft sich bessern, erlaube ich „es Ihnen zwar zu predigen, aber bind' Ihnen „vorher fest ein, daß Sie mir Ihre Ausar„beitung zeigen, damit ich Ihre Lehren ver„beßre: aber dann dürfen Sie kein Wort ver„ändern."

Saldern wußte nicht, ob er lebte oder schon in der andern Welt wäre. Die Schande der ganzen Welt lag auf ihm; er wagte kein Wort zu reden, nicht seinen auf die Erde gehefteten Blick empor zu heben. Der traurigen Wahrheit bewußt, daß er falsch geantwortet, und

am Ende gar gestockt hatte, wagt' er es nicht sich zu rechtfertigen. Sein Stolz, mit dem er sich zuvor ausrüstete, hatt' ihn jezt verlassen. Sein Muth war mit seinem Bewußtseyn entflohn. Er bat um Verzeihung seiner Unwissenheit, und versprach völlige Besserung; so tief war er gebeugt.

Armer Saldern! Klagelieder wollen wir dir singen, daß du ein Opfer der geistlichen List wurdest. Gern vertheidigen wir dich, daß nicht deine Unwissenheit an dem unglücklichen Ausgange des Examens Schuld war. Du warst Mensch, und Furcht hat den größten Gelehrten oft aus dem besten Concepte gebracht. Doch alles hast du deinem Eigensinne, keine Stutzperücke zu tragen, zu danken. Hättest du dich anstatt Weisheit und Muth mit dieser ausgerüstet, du hättest das Herz des geistlichen Mannes gewonnen.

Ende des zehnten Gesanges.

Eilfter Gesang.

In neuer Verlegenheit war Saldern, als er nach Hause kam, und die Wißbegierde seines Vaters befriedigen sollte; doch hatt' er sich so weit wieder gefaßt, daß er ihn mit unbestimmten Antworten abfertigte. Sobald er aber konnte, stahl er sich auf seine Stube, um sich da im Stillen seinen Empfindungen zu überlassen, die gewiß nicht die angenehmsten waren. Hastig ging er auf und nieder, und verwünschte die Welt mit allen ihren eigensinnigen Launen; doch kein einziger Gedanke kam ihm noch in den Sinn, sein Haar abzulegen.

„Willst auch den Schandfleck wieder ab„wischen! Man soll sehen, daß ich kein völliger „Ignorant bin," so sprach er, und sezte sich hin, an seiner Predigt zu arbeiten.

Alle seine Kräfte vereinigten sich, durch das Feuer, das noch in seinen Adern loderte, ein Meisterstück hervorzubringen; das er denn auch in wenig Stunden glücklich zu Stande brachte. Sich selbst nicht trauend, überlas er es den an-

dem Morgen, und staunte, wie er sich überzeugt hatte, daß es wirklich seine Arbeit war, über seine Stärke. Noch diesen Tag trug er dieß Meisterstück zum obersten Priester, um sich zu zeigen, wie geschwind er war. Verwundernd nahm es dieser von ihm an, und beschied ihn den andern Tag wieder zu sich, daß er es ihm verbessert zurück geben könnte.

Er wird nicht viel zu bessern haben, dachte Saldern zufrieden bey sich, und sah schon mit triumphirendem Herze dem kommenden Tag entgegen. — Früher noch als er bestellt war, fand er am andern Tage sich ein, und hoffte, im voraus sich freuend, nun einen Widerruf des gestrigen Urtheils, dachte schon den Schimpf auf immer getilgt zu haben. Doch wer beschreibt sein Schrecken, als er unter neuen Verweisen seine Handschrift, von oben an bis unten hinaus völlig entstellt, von der Hand des Hohenpriesters empfing! Es war nicht mehr sein Kind, sondern die Geburt irgend eines alten Seelenhirten des vorigen Jahrhunderts, der eben über diese Worte gepredigt hatte, die wunderlich mit der seinen vermischt war. Schon war er im Begriff die ganze Predigt aufzusagen; doch

er besann sich wie vorgestern an verschiedenes, machte einen Bückling, und ging fort ohne zu danken; denn dieses zu thun konnt' er nicht über sich erhalten. Zugleich fiel ihm ein Plan in Zukunft ein, den er aber ganz zu überdenken nicht Besinnungskraft genug hatte; und den wir euch also auch noch nicht mittheilen können.

„Was wird man von dir denken, wenn „du mit einem solchen Gewirre von Sachen, „einem solchen Mischmasch von altem und neuem „Stil auf der Kanzel erscheinst!“ rief Saldern, mit Thränen des Verdrusses in seinen Augen, als er sein Meisterstück so zerfleischt sah. Er konnte sich jezt noch nicht überwinden es anzusehn, und warf es voll Ungeduld auf den Tisch hin.

„Dießmal will ich's, um meinem Vater „nicht die Freude zu verderben, erdulden, so „viel Schimpf ich auch davon habe, aber nie — „nie wieder. Fort will ich — fort, so weit „mich meine Füße tragen; ich werde doch wohl „noch Brod finden.“ So sprach Saldern, als er zu beßrer Fassung zurückgekehrt war, und nahm sich vor, sich zu zeigen, und seiner Predigt durch einen wohlklingenden rednerischen

Ton das wieder zu ersetzen, was ihr an Schönheit der Gedanken abging.

Der für Saldern und seine Aeltern so wichtige Sonntag brach an, und leztere beide freuten sich, wie sich Aeltern nur freuen können, wenn sie ihren Sohn zum erstenmale predigen hören. Tausend Segen wünschten sie ihm unter Thränen der Rührung zu diesem Werke, wünschten, ihn unter lautem Beyfall, mit Ruhm und Ehre geschmückt, in ihr Haus zurückkehren zu sehn. Dießmal kam die Stutzperücke nicht wieder in Erwähnung; viel und tapfer hatte August die Tage vorher dawider gestritten, und durch seine gewöhnlichen Bewegungsgründe die Freiheit errungen, in seinem eignen Haare zu predigen, von dem er sich die meiste Wirkung mit versprach.

Hoch schallte vom Glockenthurme der Ruf zur Kirche, und schaarenweis drängte sich das fromme Völkchen zur Kirchthüre hinein, daß eins manchmal das andre im Gehen hinderte. Neugierde, einen Neuling zu hören, vervielfältigte heute die Versammlung, und fast kein Stuhl in der Kirche, die doch ziemlich geraum war, blieb ledig.

Jezt ſang man den lezten Vers, und aller Augen hingen an der Thüre der Kanzel, als Saldern geputzt wie ein geiſtlicher Adonis (wenn es anders einen giebt) hervortrat. So allgemein wirkt nicht der Anblick einer überirdiſchen Erſcheinung auf die Herzen, als Salderns Anblick hier wirkte. Noch nie hatt' es bisher einer gewagt, in eignem Haare der Gemeinde zu predigen; ein unerhörtes ungeſehnes Beyſpiel war dieß: noch nie hatte ſich einer erfrecht, in dieſer neumodiſchen Tracht den heiligen Rednerſtuhl zu entweihen.

Schnell zog die Schaar der Andächtigen unter dieſem Haufen den erſt an die Kanzel gehefteten Blick zurück, und verſteckte das Auge hinter dem Gebethbuche, um nicht das Aergerniß mit anzuſehn. Schon zitterten ſie vor dem Gifte, das ein böſer Geiſt durch den Mund des weltlich erſcheinenden Jünglings jezt ausſchütten würde, und jedes ſuchte in dem Winkel des Herzens ein kräftiges Präſervatif wider die Anſteckung.

Ganz anders verhielt ſich der Haufe der Spötter, deren doch in dieſer frommen Stadt nur wenige waren. Ihre Blicke ſchärften ſich,

weiter öfnete ſich ihr Ohr alles zu vernehmen, was dieſer Jüngling jezt ſagen würde. Froh erwarteten ſie ſchon von ihm Unterſtützung ihrer alten Zweifel, oder, welches ihnen noch angenehmer war, hofften neue aus ſeinem Vortrage zu ſammeln.

In einem andern Winkel ſaß eine Schaar in ſchwarze Röcke gekleidet, das Haupt in eine lockige Perücke gehüllt, und ſchielte hämiſch auf Galdern hervor. Schon ſah man es an ihren Mienen, daß nicht Andacht ſie in dieſen Schlupfwinkel geführt hatte; ihre Abſicht war, ein unbarmherziges Urtheil über ihn zu fällen, er möchte es machen wie er wolle. Heilig hieß ſonſt das kleine Häuflein, und auch ihre Richterſprüche hatten die Aufrechthaltung der reinen Lehre zur Abſicht. Eine allgemeine Freude belebte dieſe geiſtliche Schaar, als ſie Galderns eignes Haar ſahen. Ihr Haß gegen ihn milderte ſich etwas; denn nun fürchteten ſie nicht mehr, indem ſie den Ton ihrer Obern ſchon kannten, daß er ihnen eine Pfarre vor der Naſe wegnehmen würde: doch da ſie nicht wußten, was er in Zukunft thun dürfte,

so saßen sie sich gleich wieder in die Lage der strengsten Richter.

Saldern stand indeß ausgerüstet mit so viel Fassung, als ihm in seiner Lage möglich war, und suchte mit allem Feuer der Deklamation seinen wunderlichen Mischmasch zu heben. Doch so viel er sich Mühe gab, so wußte keiner von seinen ungelehrten Zuhörern, ob er verrathen oder verkauft wäre. Der andachtig Hause hielt ihn immer noch für einen Ketzer, weil ihn die unverstandliche Predigt nicht eines beßern überzeugt hatte. Der Hause der Zweifler fand sich nicht widerlegt, auch nicht in seinen Zweifeln gestärkt. Nur das kleine Häuflein der Gelehrten, das ihn verstand, schrie einmüthig und sprach: „er ist ein Dumm„kopf!" Und der Witzling sprach: „der Mensch „ist zu jung für seine alte Predigt, es ist ein „Erbstück vom Großvater." Allen aber war sein unbepudertes Haupt ein Anstoß; man glaubte diesem unheiligen Redner keine Ehrfurcht und Achtung schuldig zu seyn, und jeder vertrieb sich, weil ihm die Zeit zu lang wurde, schon im ersten Theile mit seinem Nachbar die Zeit durch ein erbaulich Gespräch. Erst fing

dieſes mit einem leiſen Gemurmel an, dann aber nahm es immer mehr und mehr zu, und wurd' endlich ſo laut, daß Saldern ſein eigen Wort nicht hören konnte, und ſich genöthigt ſah, noch ehe ſein Aufſaz zu Ende war, zu ſchlieſſen. Hier verlor ſich endlich das lärmende Geräuſch in der übertäubenden Melodie eines erbaulichen Geſangs.

Saldern merkte die Revolution der zur Andacht zuſammengekommenen Schaar, merkte den Grund ihrer wenigen Aufmerkſamkeit, fällte ſich ſchon im voraus das auf ihn wartende Urtheil des Oberpfarrers, ſtieg zitternd die Kanzeltreppe hinab, und trat vor das Angeſicht ſeines Obern.

Hier behandelte dieſer, ohne auf die Heiligkeit des Orts zu ſehen, den armen Saldern ohne Schonung; denn nun hatt' er ſeine Dienſte nicht mehr nöthig. „Sehn Sie die Folgen „Ihrer Neuerung," ſprach er; „Sie ſind heute durch Ihre ſeltne Tracht, durch ihren ſeltnen Ton der chriſtlichen Gemeinde ein Aergerniß geworden, haben dem heiligen Orden „einen Schandfleck angehängt, die Gemüther „Ihrer Zuhörer irre gemacht. Welche Ver-

„wirrung hätten Ihre irrigen Grundſätze an„gerichtet, wenn ich ſie Ihnen nicht verbeſſert, „wenn ich nicht die Predigt gemacht hätte!“

Hier wollte ſich Caldern rechtfertigen, doch abermal beſann er ſich, und dachte: es iſt ja das leztemal! Seine ganze Vertheidigung wär ihm auch nichts nüze geweſen, denn niemand hörte ſie; er ertrug alſo mit Gelaſſenheit die Predigt ſeines Vorgeſezten, die länger dauerte als die, die er eben gehalten hatte.

Bey ſeiner Nachhauſekunft fand er ſeine Aeltern in Thränen, die er ſich nicht erklären konnte, ob ſie Freude oder Kummer zum Grunde hatten. Leicht vermuthete er das leztere, und er hatte ſich auch nicht geirrt. „Ach, Sohn, „Sohn!“ fing der Vater an, „welche Freude „hätteſt du deinem alten Vater gemacht, welches „Vergnügen wär es für ihn geweſen, ehe er noch „in die Grube gefahren wäre, wenn er dich mit „allgemeinem Beyfall hätte können predigen „hören! Zwar deine Predigt verdiente keine „Verachtung; da ſey der Himmel mein Wächter, mich nicht an ihr zu vergehen: unter andern Umſtänden hätte ſie mir Thränen

„der Freude ablocken sollen; doch sind sie mir „zu Thränen des Kummers geworden. Ach, „mein Sohn! noch tönt vor meinem Ohr das „unheilige Geräusch in der Kirche, das durch „deinen wunderlichen Kopfputz erregt wurde. „Ich habe dich väterlich gewarnt, ich habe dir „alle mögliche Vorstellungen gethan; doch du „bestandst auf deiner Meynung, und meine vä„terliche Liebe war schwach genug deinem Ei„gensinne nachzugeben. Nun leide ich dafür „mit, leide die Schande als Vater, die den „Sohn betrifft. Ach, wenn die Bitten deiner „Aeltern noch etwas über dich vermögen, so „kehre zurück von deinem Eigensinn und lege „dein Haar ab; vielleicht kannst du, wenn du „in einer Stutzperücke erscheinst, deine Ehre, „die Ehre deines Vaters retten; denn, ach! „ich bin beschimpft, jeder weiset mit Fingern „auf mich, und schreyt: „dieß ist der Vater „„von dem Prediger im wunderlichen Kopf„„puh.“

Ungefähr so drückte sich Vater Saldern aus, und August, dessen Herz schon voll genug war, wurde noch mehr durch diese Rede gerührt, und seine Gefühle bahnten sich einen

Weg durch Thränen. Schon war er im Begriff, ein aufrichtiges Versprechen zu thun, sein Haar abzuschneiden; denn er sah die Folgen zu deutlich: und schon schwebte das erste Wort davon auf seiner Zunge; doch die Liebe war seines Haares Retter. Unmöglich konnte sie es zugeben, daß es verloren ginge, und führt' ihm also Jettchen und sein ihr gethanes Versprechen in das Gedächtniß — und Saldern schwieg.

So endigte sich denn der für unsern Kandidaten so unglückliche Tag, der so vieles zu seinem künftigen Schicksal beytrug. Er war heute das Gespräch und die Unterhaltung bey dem Kaffee, bey der Pfeife Taback, beym Solo, auf der Bierbank, und in der Studirstube, wo man über ihn lachte, oder ihn als einen Ketzer ausschrie, und seine Predigt so mißhandelte, daß sich der Herr Oberpfarr gewiß geschämt haben würde, es zu sagen, daß sie größtentheils von ihm herrührte. Nur bey den kleinen Gesprächen am Filettisch behandelte man ihn mit mehr Schonung, oder man lobt' ihn gar, doch nicht wegen seiner Predigt, denn diese fand nirgends Beyfall, son-

dern nur wegen ſeines niedlichen Haars: aber was waren dieſe Wenige gegen den großen Haufen derer, von welchen er verdammt wurde?

Ende des eilften Geſangs.

Zwölfter Gesang.

„Auf, August!“ so redete sich Saldern den Morgen nach seiner Predigt an, wo sein Blut ein wenig abgekühlt war, und mit schnellen Schritten ging er auf und ab. „Auf, August! „und beschließ einen Rath, was du machen willst. „Beschimpft bist du vor der Gemeine, die dich „für einen Dummkopf hält. Ah! den Kopf „möcht' ich mir zerschlagen, daß ich so einfältig „war, mit so viel saurem Schweiß solch ein Ga„limathias zu lernen; daß ich so einfaltig war, „und nicht meine eigne Arbeit vornahm, oder „die Predigt ganz und gar auffagte. Doch „du wolltest ja deinem Vater eine Freude ma„chen. Nein, daß du gepredigt hast, ist recht; „aber du hättest nur mit deiner eignen Arbeit „dich zeigen sollen: dann würdest du Beyfall „geärntet, Ruhm und Ehre dir erpredigt ha„ben. Pfuy, pfuy! welch ein Opfer bist du „des geistlichen Stolzes! Wie ein Bube an„gepackt; — heruntergerissen wie ein Bettel-

„weib! Und dieß alles — ich ſeh' es wohl —
„nicht allein wegen meiner Unwiſſenheit, ſon-
„dern weil ich mehr Geſchmack, mehr Zierde
„in den geiſtlichen Orden übertragen will, die
„aber dem frommen Völkchen nicht behagt.
„Ein Scheuſal iſt dieſer unſchuldige Putz in
„ihren Augen, ein Anblick, der wie die Peſt
„zurückſcheucht. Sollt' ich mein Haar dieſem
„thörichten Eigenſinn aufopfern? Sollt' ich ſo
„ſchwach ſeyn, ihm nachzugeben? Sollt' ich
„mich ſelbſt verſtümmeln, und durch meine
„Nachgiebigkeit ein Gräuel in meinen Augen
„ſeyn? Sollt' ich deswegen Jettchens Hand,
„deren Beſitz das ſchönſte Glück mir iſt, ver-
„achten, mit Füßen von mir ſtoßen? — Will
„ich bleiben, ſo muß ich's thun, muß mein
„Haupt verunſtalten, ſonſt find' ich keine Ruhe,
„keinen Frieden, kein Fortkommen, — muß
„Jettchen entſagen! — Jettchen entſagen? —
„Nein, meine Geliebte, ich entſage dir nicht,
„bin dir und dem Verſprechen getreu, das
„ich dir that. — Ich bleibe nicht, ich verlaſſe
„den Ort, der mir nicht mein Glück ſchaffen
„kann; kehre wieder in die Gegend zurück, wo
„ich einſt Weisheit lernte, wo ich einſt dir ſo

„nahe war. Dort fand so mancher sein Glück,
„sollt' ich allein es vergebens suchen? Meinen
„Aeltern zu gefallen, beßrer Aufnahme mich
„schmeichelnd, verließ ich ihn; doch kann ich
„nicht ewig bey meinen Aeltern bleiben,
„werde gewiß einst, wenn mich irgend ein Ruf
„in ein Amt sezt, von ihnen entfernt, sey es
„also früh oder spät: was wollen denn die
„wenigen Tage sagen, die ich etwa bey ihnen
„noch zubringe? — Nein, Jettchen, ich
„komme, verlasse meine Vaterstadt, entsage
„jeder möglichen Aussicht, die ich hier haben
„könnte. Ich komme, ich komme, bald bin
„ich bey dir; und dann will ich arbeiten, so
„weit als meine Kräfte zureichen, um mir ein
„Dach zu bauen, unter welches ich einst dich
„führen kann."

So sprach er, und sezte entschlossen sich hin, an sein Jettchen zu schreiben, es war das erstemal seitdem er sie verlassen hatte; (ein unverzeihliches Vergehen) schrieb auch an ihren Vater, den er bat, ihm irgendwo in der Nähe ein Unterkommen zu verschaffen. So entschlossen ging er herunter zu seinen Aeltern, und kündigte ihnen sein Vorhaben an.

Ehe er noch herunter kam, hatten Beide einen Rath über ihn beſchloſſen, ihn zu bewegen, ſein Haar, die Urſache ſo manches vergangenen, manches noch zu gewartenden Uebels, abzulegen, um künftigem Unglücke vorzubeugen. Tauſend Anſchläge wurden für gut befunden, tauſend wieder verworfen. Endlich wurde beſchloſſen, daß Vater Saldern einmal ſich überwinden und durchdringen ſollte, ihn erſt mit Güte, und wo dieſe nicht fruchtete, mit Strenge zu bewegen, ihren Willen zu thun.

Eben war der Vater im Begriff, ſeinen Mund zu öffnen, doch das Wort erſtarb ihm auf der Zunge, als ſein Sohn ihm zuvorkam und ihnen ſein Vorſaz ankündigte. Mit allem Nachdruck ſeiner gewöhnlichen Beredſamkeit, deren Früchte er ſo oft ſchon geſehn hatte, deklamirte er jezt gegen ſeine Aeltern, und ſuchte ihnen die Nothwendigkeit, ſie zu verlaſſen, deutlich zu machen; aber dießmal hatte er ſich umſonſt mit dem glücklichen Erfolge geſchmeichelt. Zwar zernichtete er alle Anſchläge, die wider ſein Haar gemacht waren; aber er fachte das Feuer der älterlichen Zärtlichkeit an, das

in diesem Augenblicke stärker aufloderte, da sie sich die Trennung von ihrem geliebten Kinde dachten. Der Verlust der Wonne, ihn in der Staatsperücke zu sehn, überwog nicht den des Sohnes, den sie mit Schwäche liebten.

Beide wendeten nun auf ihrer Seite alle Kräfte ihrer Redekunst an, ihren geliebten Sohn zum Bleiben zu bewegen. Alles Rührende wurde vorgesucht, Thränen wurden aufgeboten, alle mögliche Versprechungen gemacht, und August, der auch schwach war, ließ sich überräuben und blieb.

Plane wurden nunmehr entworfen, was August in Zukunft vornehmen sollte; doch dem Theologen blieb nur einer auszuführen übrig, und der war, Kinder unterrichten. Vater Caldern versprach seinem Sohne, selbst für ihn zu bitten, daß man ihm Kinder zum Unterrichte übergäbe, und dieß sollte heute noch geschehn. Auch August nahm sich vor, auf seiner Seite sich zu bemühn, kleine Kanälchen zu seinem künftigen Glücke zu suchen.

Gern sollte meine Muse sie auf ihren Wegen begleiten, sollt' euch alles erzählen, vor welchen Thüren Vater Caldern anklopfte,

gleich dem Bettler, der mit dem leinenen Sacke auf seinem Rücken von Hause zu Hause wandert, und ein Stückchen Brod, oder eine rothe Münze sich sammelt, bisweilen aber auch von unbarmherzigen Hunden fortgejagt wird; denn dieses leztere Schicksal hatte Vater Saldern besonders mit dem Bettler gemein, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht mit Hunden, aber doch mit höflichen Entschuldigungen abgewiesen wurde. Gern wollten wir euch dieß erzählen, jedes Wort euch wiedersagen, was hin und her gesagt wurde, aber die Ronde ist zu groß, die der alte Saldern machte, und die Gespräche und Entschuldigungen zu einerley, als daß sie euch unterhalten könnten.

Einen ganzen Monat ging der Alte so auf der Informationsjagd herum, und hatte kein tauglich Wild auftreiben können: und wenn er der ewige Jude gewesen wäre, so hätte er doch nie etwas erhaschen können, denn man hatte Saldern einen Waidmann gemacht. Eigentlich stieß sich alles (denn ihr kennt ja schon den Geschmack der Leutchen in dieser Stadt) an die unheilige Tracht des Kandidaten; alle weissagten sie sich von ihm Unwissenheit oder

Aehelsterey, und waagten es nicht, die Jugend einem Dummkopf oder Ketzer zum Unterricht zu übergeben. Außerdem aber war ihm noch ein ander Hinderniß in den Weg gelegt, das weder dem Vater, noch dem Sohne bekannt war. Euch diesen Vorfall zu erzählen, wird meiner Muse Pflicht seyn.

In dieser Stadt war seit langen Jahren unter den Waffenträgern der geistlichen Ritterschaft, unter den Kandidaten eine Sitte, daß jeder Neuangekommene von der Universität unter einem kleinen Schmaus bey Bier und Tabak, und einem unschuldigen Kartenspielchen, in die Zahl der Alten aufgenommen wurde. Vorher aber hielt man geheimen Rath über ihn, ob man ihn aufnehmen sollte oder nicht, ob er gefährlich für ihre Zunft wär: dieses war er aber, wenn er sie an Kenntnissen übertraf, und dann wurde er ausgeschlossen; ein bis jezt noch unerhörter Fall!

Eingedenk dieser alten Sitte, schickte Magister Kurz, der Vorsitzer dieses hohen Raths, gleich den andern Tag nach Salderns Predigt durch seine Aufwärterin, ein Schrei-

ben an seinen nächsten Collegen, der es wieder an den nächsten geben sollte, bis es sämtliche Mitglieder gelesen hätten, worinnen er sie zu einer feyerlichen Zusammenkunft auf seine Stube, als die geistliche Herberge, berief. Der Nachmittag war zu dieser Feyerlichkeit bestimmt, und alle stellten zu einer Stunde sich ein. Alle kamen sie dießmal, und scheuten sich nicht, zwey Pfennige für eine Stunde des versäumten Unterrichts (denn so war die Sitte der Stadt) sich abziehen zu lassen, denn sie wußten die Absicht, warum sie heute zusammen berufen waren. Magister Kurz nahm, so bald sie beysammen waren, den Sitz des Vorstehers, welches ein alter Großvaterstuhl war, ein, ertheilte Befehl, daß jeder seine Pfeife Tabak anzünden, und seinen Krug Bier vor sich nehmen sollte, dann bät' er sich ein geneigtes Gehör aus, und endlich wollten sie die Last des überstandnen Tages in einem freudigen Kartenspiele vergraben.

Jeder war bereit, dem Befehle des Obersten zu gehorchrn, und holete seinen großen Pfeifenkopf aus der Tasche, der immer so lange dauerte bis der Vortrag geendigt war; denn

s war das Geſez dieſer Geſellſchaft, daß man,
m das Licht zu erſparen, nur einmal anzün-
en durfte. Bald war geladen, angezündet,
nd das Licht wieder ausgelöſcht, (eine unnö-
ige Vorſicht; denn in der Luft, von Tabaks-
ämpfen übertrieben angefüllt, hätte ſichs nur
enig Minuten noch erhalten,) und der Red-
er ſaß ſchon, ſelbſt die größte Pfeife in dem
Munde, auf ſeinem Stuhle in eine undurch-
inaliche Wolke gehüllt, wie man die Götter
s Olymps malt, und hub alſo an: „Aller-
ſeits Ehrwürdige Mitglieder des kleinen geiſt-
ichen Raths, (denn ſo nennten ſie ſich) ihr
werdet wohl ohne Zweifel ſchon vermuthen,
was mich bewogen hat, euch zu einer unge-
wöhnlichen Zeit zuſammen zu rufen; unge-
wöhnliche Ereigniſſe machen dieſe Zuſam-
menkunft nöthig. Ihr wißt, meine geliebe-
eſten Mitglieder, daß einer von unſern
Landsleuten von der hohen Schule der Weis-
heit vor kurzem zurückgekommen iſt, daß er
gepredigt hat, ohne erſt in unſern geiſtlichen
Orden aufgenommen zu ſeyn, und dadurch
ich erkühnet, eben ſo klug wie unſer einer
ich zu dünken. Ihr wißt, daß er eines unſ-

„rer heiligsten Gesetze verletzet, und mit Füssen „getreten hat, ein Gesez, auf welchem die Auf„rechthaltung unsrer Ehre, unsers Ansehens be„ruht, daß er es gewagt hat, ohne die heilige „Tracht den geistlichen Lehrstuhl zu betreten, „und wir wundern uns billig, wie es unsern „Obern hat einfallen können, ihm dieses zu „erlauben. Doch ihre Rathschlüsse sind dun„kel, und wir wenden nichts ein; ihr wißt, „wie er mit der frechen Miene eines Atheisten „auftrat, und die Gemeinde lehren wollte; „ihr wißt, wie wir in unserm Winkel lauschten, „und im voraus zitterten, was er für Irrthü„mer würde ausbreiten, und wie wir uns be„trogen fanden, als wir alltägliche Lehren, in „neuem und altvätterischem Stil wunderlich un„ter einander gemischt, zu hören bekamen, und „nur den Ton und Aussprache komödiantenhaft „und daher freygeisterisch fanden; ihr wißt, daß „sein Stolz, oder Dünkel, besser zu seyn als „wir, oder gar Verachtung der geistlichen „Würde ihn bewogen hat, sich noch nicht um „die Aufnahme in diese würdige Gesellschaft zu „bemühen.

„Euch daher zu fragen, ob wir ihn, im
all er uns noch drum bitten sollte, wegen
iner gottesvergessenen Tracht mit gutem Ge-
issen aufnehmen können, oder wenn der
Dünkel gröſserer Weisheit ihn hindert, dieser
Wohlthat theilhaft zu seyn, wenn er sich,
us was für Gründen es auch sey, von uns
ennen, uns nicht die gebührende Ehre gön-
n sollte; wie wir uns dann gegen ihn zu
rhalten haben? Dieß wird aber wohl die
ichtigste Frage seyn, deren Beantwortung
ir zuerst wünschen: ob er etwas gelernt hat?
Wir bitten euch, ehrwürdige Mitglieder der
istlichen Schildknappengesellschaft, es uns
sagen, so jemand von euch etwas davon
issen sollte.“ Hier schwieg er stille, und
artete eine Antwort auf seine lezte Frage.
t trat ein Jüngling auf aus der dampfen-
Reihe, der nur erst vor kurzem in die Ge-
nnisse dieses Ordens eingeweiht war, blies
Feuer seiner Pfeife besser an, daß sie wäh-
d des Vortrags nicht ausgehen sollte, und
ch:

„Du befiehlst zu reden, würdiges Ober-
ayt, ich gehorche deinem Befehle, und nie-

„mand kann deine Frage beſſer beantworten;
„als ich, denn ich kenne ihn, weiß jeden ſei-
„ner Schritte, den er in Y * * gethan, kenne
„die ganze Stärke ſeiner Gelehrſamkeit.

„Er gehört unter die Klaſſe derer, die man
„Gelehrte ſchimpfen kann. Mit eben den
„Kenntniſſen wie wir, die wir mit ihm die
„Schule verließen, ausgerüſtet, ging er mit
„uns ab, doch ſein Fleiß eilte dem unſern auf
„der Akademie zuvor: wenn wir uns den Freu-
„den des menſchlichen Lebens überließen, ver-
„ſchloß er ſich in ſeine düſtre Zelle, ſtudirte,
„und verachtete ſtolz den freundlichen Ruf,
„wenn wir ihn baten, an unſern Freuden Theil
„zu nehmen. Kein einzigesmal hat er ſich dem
„Wonnetaumel eines Rauſches überlaſſen, kein
„einzigesmal die beleidigte Ehre eines Mäd-
„chens im blutigen Zweykampf vertheidiget,
„war keines einzigen Ordens, zur Erhaltung
„der akademiſchen Freiheit geſtiftet, Mitglied.
„Kurz, er entfernte ſich von allen Vergnügen,
„und war ein Mucker; lernte hebräiſch, und
„griechiſch, ſtudierte ſich in Dogmatik, Pole-
„mik, Exegeſe, Homilie und andre theologi-
„ſchen Wiſſenſchaften ein, wie in ſeine väter-

„liche Wohnung. Er that es uns allen zuvor,
„und ward daher ein unverdientes Opfer un-
„srer Verachtung. Was seine Predigt an-
„trifft, muß ich gestehen, daß sie mir so we-
„nig seine Arbeit zu seyn schien, daß ich gar
„nicht glaubte ihn zu hören; denn ich habe
„ihn sonst oft gehört, habe seine Ausarbeitun-
„gen in den Collegien von den Professoren le-
„sen hören; daher kömm ihr, meine geehrte-
„sten Mitbrüder, nicht von dieser auf seine
„Kenntnisse schließen: ich fürchte, und zwar
„mit Recht, daß er uns alle in der Gelehr-
„samkeit übertreffen wird, wornach sich denn
„jedermanniglich zu achten."

Hier schwieg der Neuling, und alle bekamen eine kleine Anwandlung von Furcht, daß ihre Körper sich erschütterten, und die Bewegung auf der Tabakswolke sich fortpflanzte. Bald nahm das Oberhaupt wieder das Wort, und sprach also:

„Die zitternde Bewegung der Rauchwolke,
„meine Freunde, verräth mir eure Angst, die
„euch die Erzählung unsers Bruders macht. Ihr
„würdet nicht umsonst zittern, auch ich würde
„mich fürchten, uns allen die erste Pfarre vor

„der Naſe weggeſchnappt zu ſehen; aber fürch-
„tet euch nicht! Noch iſt nicht alle Hofnung
„verloren, denn ſeine unheilige Tracht ſchüzt
„unſern Orden vor jeder Gefahr. Ihr kennt
„den gereinigten Geſchmack unſrer Vaterſtadt
„und unſrer Obern, die die Stuzperücken und
„ihre Träger ſchützen, dieſe werden nicht Athei-
„ſten uns vorziehen und Ketzern uns nach-
„ſetzen. Wir aber, meine Brüder, wenn er
„ſich entſchließen ſollte, eben dieß Schild der
„Weisheit und der Orthodoxie wie wir auszu-
„hängen — wenn er in unſern Orden auf-
„genommen zu werden wünſchte, was würden
„wir alsdann thun?“

„Das überlaſſen wir deiner Weisheit,
„würdiges Oberhaupt,“ ſchrieen ſie alle, und die Tabakswolke trieb in gewaltigen Wirbeln ſich um.

„Ihr heiſcht meinen Rath, als das Ober-
„haupt; ich wünſche, daß er euch Weisheit
„ſcheine. Höret ihn!“ Hier mußte er erſt huſten, denn der Rauch war ihm auf die Bruſt gefallen. — — „Die Liebe, und Eifer, unſer
„aller Vortheil zu befördern, bewegt mich, euch
„dieſen Rath zu geben: dieſer Vortheil fodert

„es, ihm die Aufnahme in unſern Orden, wenn „er ſie ſuchen ſollte, nicht zu verſagen, damit „wir ihn in unſre Geheimniſſe einweihen, und „er unſern gemeinſchaftlichen Vortheil beför„dern helfe, aber nicht eher, als bis er ſeine „Tracht verändert, wodurch er leicht die Gunſt „unſrer Obern gewinnen könnte: alsdenn ſä„hen wir uns ohnedem gezwungen, ihn, wenn „es auch mit Gewalt wäre, in unſre Verſamm„lung zu ziehen, damit er nicht wider die Ord„nung vorgezogen wird; ſo lange er aber in „ſeiner weltlichen Kleidung bleibt, und es „wagt in unſre Geſellſchaft aufgenommen zu „werden, alsdenn gebeut uns unſer Gewiſſen, „die Heiligkeit unſers Ordens nicht durch ſeine „Aufnahme zu entweihen, auch jedem ſey es „Pflicht, in dem übrigen gemeinen Leben ihn „zu fliehen, ſeine Geſellſchaft zu vermeiden, „zu verachten. Von nun an, denn er iſt noch „ein Unreiner, liegt uns ob, jedem kleinſten „Vortheil, den er etwa haben könnte, ent„gegen zu arbeiten, ihn zu verkleinern. Wir „haben ja Gelegenheit genug, denn unſer Hauſe „zerſtreut ſich in alle Häuſer der Stadt. Auf „alle mögliche Weiſe müſſe dieß geſchehn. Von

„heut an sey es unser wichtigstes Geschäft,
„seine Ehre zu schmälern, denn die Aufrecht-
„haltung unsers Ordens fodert's, und ihm
„geschieht auch nicht unrecht, denn seine Tracht
„verräth ihn, er ist ein Freygeist."

So sprach er, und alle billigten den weisen Ausspruch des Oberhaupts; und jeder war froh, daß dieses wichtige Geschäft zu Ende war: denn nun konnten sie sich in langen Zügen aus der wohlschmeckenden Pfeife und dem Kruge mit berauschendem Weißbiere gefüllt, und bey einem zeitvertreibenden Solo von ihrer Arbeit erholen.

Den andern Tag ging jeder an seinen Posten, und erfüllte redlich die Pflichten des geheiligten Ordens, und in wenig Tagen war Saldern als ein Ignorant — ein Ketzer — ein Atheist verschrieen, und das kleine Häuflein der Stutzperückenträger freute sich der erhaltenen Ruhe, und ihres wohlgelungenen Ausschlags.

Auch das Oberhaupt des geistlichen Raths und der sämtlichen Geistlichkeit, und seine Collegen, die jedes Urtheil ihm nachbeteten,

trugen, ohne an der Verſchwörung des kleinen Raths Theil zu haben, das ihre redlich bey, Salderns guten Namen abzuſchneiden, und ihn als einen Ketzer auszuſchreyen.

Ende des zwölften Geſangs.

Dreyzehnter Gesang.

Dieß war also die Ursache, warum Vater Saldern vor allen Thüren abgewiesen wurde, und zum Unglück fiel ihm auch allemal seines Sohnes eignes Haar als die Ursache seiner fruchtlosen Bemühung ein: dieser Gedanke hatte einmal feste Wurzel in seiner Seele gefaßt, und alles Uebel, das seinem Hause und Augusten begegnete, schrieb er der Verachtung des geistlichen Ornats zu; und leider traf ers auch immer, doch wirklich nicht aus Scharfsinn.

August war auf seiner Seite nicht glücklicher in Ausführung seiner Plänchen, so viel er deren auch machte. Nirgends ging's, und mit jedem Tage empfand er die Wirkung des frommen wider ihn gefaßten Anschlags. Ohne Arbeit, ohne Beschäftigung war er also, denn niemand wagte es, ihm seine Kinder anzuvertrauen, wenige nur ausgenommen, die bey geringem Vermögen doch ihren Stolz befriedigen wollten, und ihm allenfalls für das ganze

Jahr volle Arbeit zehn Thaler boten. Zum Glück besaß noch Vater Saldern Stolz und Gefühl genug, lieber das Vergnügen zu haben, seinen Sohn selbst zu ernähren, als ihn um diesen Preis zum Sklaven machen zu lassen. Predigen durfte August auch nicht in der Stadt, und von den Geistlichen der umliegenden Dörfer gab ihm auch keiner eine Prediat, denn der Ruf von ihm war auch auf das Land erschollen. Ohne feste Beschäftigung, und immer konnte er auch nicht über den Büchern liegen, wurde ihm dieß thatlose Leben zur Last. Er suchte sich also Bekanntschaften in Familien: doch der arme Saldern las überall in den Blicken, daß man seine Bekanntschaft eben nicht wünschte. Gern hätt' er die Freundschaft irgend eines von seines gleichen gesucht, aber diese flohen vor ihm, vermöge der Abrede, wie vor der Pest, und überdieß war keiner nach seinem Geschmacke.

Traurig brachte er so sein Leben hin, von allen Menschen verlassen, von den Freuden der Welt entfernt, lebte er einsam auf seiner Stube oder suchte in der freyen Natur seine Grillen zu vertreiben.

Auch seine Aeltern schienen ihm bisweilen verdrüßlich und zurückhaltend, doch brach dieser Verdruß noch nicht in Worten aus. Saldern merkte es, und seine Betrübniß mehrte sich. Er [illegible]muthete jeden Tag Vorwürfe von ihn[illegible], daß sie so das Brod umsonst ihm reich[illegible]; wenigstens machte er diese Vorwürfe sich selbst, und doch konnte er es hier nicht ändern, nirgends fand er Gelegenheit sein Brod sich selbst zu verdienen. Sein alter Vorsaz wurde noch einmal rege, seinem Verdruß auf einmal ein Ende zu machen, und seine Vaterstadt zu verlassen, wo es ihm nach seiner Meynung schlimmer als an jedem andern Orte ging. Ein Viertheljahr Frist gab er sich also noch zu warten, bis sich irgend für ihn eine Aussicht öfnete, und suchte unterdessen alles mit Geduld zu ertragen.

„Und er wurde nicht klüger, dein Saldern?“ werdet ihr mir zurufen. Nein, er wurde es nicht, so wenig als ihr es geworden wäret, wenn ihr Salderns Seele gehabt hättet. Jettchens Liebe, die er nur durch die Erhaltung seines Haares behaupten konnte; denn dieß wußte er, daß sie Wort hielt — seine eigne Eitel-

keit, die Liebe zu ſeinem werthen Ich, das er nicht verunſtalten wollte, und die nun zu ſehr eingewurzelt war, hielt ihn, wenn ihm ja ſo ein Gedanke in den Sinn kam, allemal ab, ſein Haar abzulegen.

Ein kleiner Umſtand hatte nur vor kurzem den Widerwillen gegen die Stutzperücken bey ihm vermehret. Sein Vater hatte ſich ſeit dem Verluſt von Auguſts Pathengeſchenke eine andre runde Perücke verfertigen laſſen, denn ſein bald kahles Haupt erfoderte eine Decke. Dieſe hatte nun nebſt anderm Hausrath ihre Reſidenz in der Stube, die zugleich Auguſtens Muſäum war. In einem der Augenblicke, wo Saldern wankte, erblickte er ſie, und ihm kam die Neugierde an, zu wiſſen, wie ſie ihm ſtünde, und den Augenblick ſuchte er ſie zu befriedigen. Nach einer kurzen Zubereitung ſaß ſie auf ſeinem Kopfe, und nun trat er mit voller Erwartung vor den Spiegel. Hilf Himmel! wie erſchrack er, als er ſein griechiſches Angeſicht ſo verunſtaltet ſah! Er ſchauderte zurück vor dem Spiegel, vor welchem er ſo oft mit der größten Selbſtzufriedenheit geſtanden hatte. Schnell riß er die Perücke wieder von

dem Kopfe herab, und warf ſie in einen Winkel hin, aus welchem er aber ſie bey kaltem Blute, aus Ehrfurcht gegen ſeinen Vater, wieder hervor holte. Doch ſeit der Zeit behielt er einen unbezwinglichen Haß gegen dieſe erborgte Zierde, und erſchrack allemal, daß ihm das Herz klopfte, wenn er ſie auf ihrem Obelisk gepflanzt vor ſich ſtehen ſah.

Das beſtimmte Vierteljahr verfloß, und noch ſchien Saldern kein einziger Stral der Hofnung ſein Schickſal zu verbeſſern, und je näher er dem Ende der geſezten Zeit kam, deſto höher ſtieg ſein Unmuth. Er erſchien, der Augenblick, wo er den Vorſaz, über dem er ſo lange Zeit nachgedacht, wozu er ſich ſo viel Muth gefaßt hatte, ausführen wollte.

Entſchloſſen nicht zu wanken, ſtieg er jezt zu ſeinen Aeltern herab. Ihre Miene, die dießmal noch weit unfreundlicher als ſonſt war, beſtärkte ihn in ſeinem Entſchluſſe.

„Meine theureſten Aeltern,“ ſo fing er jezt an, „ich komme, Ihnen von neuem einen „Entſchluß vorzutragen, den ich Ihnen ſchon „einmal bekannt machte, von deſſen Ausfüh„rung aber mich dazumal Ihre Güte zurück-

„hielt. Dießmal ſoll ſie mich nicht zurückhal„ten, ſo ſchwer es mir auch werden wird nicht „zu wanken, und mich von Ihnen zu trennen. „Lange ſchon, länger als ich gewollt habe, bin „ich Ihnen als ein Müſſiggänger zur Laſt ge„weſen; bittre Vorwürfe haben mich deswe„gen ſchon lange gepeiniget; länger dieſe Güte „zu mißbrauchen, leidet mein Gewiſſen nicht. „Bis heute beſtimmte ich zu warten, ob ſich „mir irgend eine Ausſicht öfnete; doch nirgend „fand ich einen Weg, Ihnen die Laſt zu er„leichtern, die Sie in mir trugen. Ich kenne „das Mittel, das Sie mir vorſchlagen werden, „alle die Hinderniſſe, die mir zu Erlangung „irgend eines Glückes im Wege geſtanden ha„ben, wegzuräumen; doch dieß zu wählen, „kann mich auch ſelbſt Ihre älterliche Zuredung „nicht bewegen. Verzeihen Sie mir, denn „ich habe nicht die Abſicht, Sie dadurch zu be„leidigen. Ich habe aber meine wichtigen „Gründe. Ich würde dieß Mittel längſt aus „eigenem Antriebe gewählt haben, wenn ich „nicht ſähe, daß es Eigenſinn der Welt wäre, „der von mir verlangt, meinem Haupte eine „falſche Zierde zu geben. Mein Eigenſinn ver-

„gilt gleiches mit gleichem, denn ich mag nicht „Leuten voll Vorurtheilen mein Glück zu dan„ken haben: auch wird man mich, wenn ich „auch dem Eigensinne nachgeben wollte, an „jedem Fortkommen verhindern; denn der Wi„derwille meiner Landsleute scheint mir zu feſt „eingewurzelt zu seyn. Ich will sehen, wo „ich außer den vaterländiſchen Gegenden mein „Glück finde; ſchon Mancher hat es in frem„den Ländern gefunden, auch ich werd' es fin„den. Ihr Segen, den ich Sie bitte mir nicht „zu verweigern, wird mir ein Haus bauen. „Alles iſt ſchon dazu bereit, daß ich Ihr väter„liches Haus verlaſſe, und der morgende Tag „iſt zu meiner Abreiſe beſtimmt."

Wie gewöhnlich empfanden Auguſts Aeltern bey dieſem Auftritte weiter nichts als die Liebe zu ihrem Sohne, von dem ſich zu trennen das ſchrecklichſte für ſie war, und alle Erinnerung an die fatale Stutzperucke verſchwand. Sie gaben alle ſeine Gründe zu, ſo ſeichte ſie auch waren, hatten aber auch in dem Schmerze, den ſie jezt empfanden, nicht Beſonnenheit genug, über ihre Vollwichtigkeit nachzudenken. Unmöglich konnten ſie ſich überwinden, ihren

geliebten Sohn von ſich zu laſſen. Sie baten, ſie weinten, ſie fielen ihm um den Hals, (und wären ihm auch beynahe zu Fuße gefallen) verſprachen ihn gern und willig allein aus ihrem Beutel zu erhalten, wenn er nur bey ihnen bleiben wollte — wandten alle mögliche Gründe an, ihn zur Widerrufung ſeines Ausſpruchs zu bewegen. Doch alles war fruchtlos; Auguſt hatt' alles dieß vorausgeſehen, und ſein Herz gegen die Anfälle der älterlichen Liebe mit Standhaftigkeit gewaffnet. Trotz den Bitten, trotz den Thränen der Aeltern beharrete er auf ſeinem Vorſaz, und riß ſich aus ihren Armen los.

Noch gaben ſeine Aeltern nicht alle Hofnung auf, ob ſie gleich ſeine Anſtalten zur Reiſe ſahen, ihn zum Dableiben zu bewegen; denn erſt um den Mittag des andern Tages ging die Poſt fort, mit der Auguſt fortreiſete, und ſo ſannen ſie auf Mittel, ihren geliebten Guſtel noch bey ſich zu behalten: aber ſannen nichts aus.

Ende des dreyzehnten Geſangs.

Vierzehnter Gesang.

Der Morgen kam, und fand Saldern noch fest auf seinem Vorsaz beharrend. Eben hatt' er dem lezten wehmüthigen Gedanken, den die Trennung von seinen Aeltern ihm machte, den Abschied gegeben, und sann nun jezt, das Haupt auf seine Hand gestützt, manchem Plane der Zukunft nach, als jemand stark an seine Thüre klopfte. Er fuhr aus seinem Taumel empor, und rief erschrocken: „herein!“ denn er vermuthete sich für seine Reise neue Hindernisse.

Herrn von Alborgs Bedienter, der ihm sonst sehr zugethan war, trat jezt mit freudiger Miene herein, und bot Saldern einen guten Morgen, der sich seiner Ankunft wunderte. Was er so früh ihm brachte, war Augusts erste Frage, um seine Neugierde zu befriedigen.

„Mein Herr will Sie sprechen, und noch „lieber säh' er es gern, wenn Sie ihn besuch„ten, und ich wollte Ihnen wohl rathen, Sie „kämen gleich mit mir.“

So sprach der Diener; doch Saldern, dem diese Einladung sehr zur ungelegenen Zeit kam, entschuldigte sich mit seiner Abreise. „Nein,“ sagte Friedrich, „Nein, Herr Saldern, Sie „dürfen nicht reisen, werden auch gewiß nicht „reisen, wenn Sie nur erst wissen, was mein „Herr von Ihnen haben will. Wenigstens „dächte ich, könnten Sie Ihre Reise noch et„liche Tage verschieben.“

Jezt erst fragte Saldern, was er denn wohl ihm zu sagen hätte, denn Friedrichs geheimnißvolle Miene machte ihn neugierig; doch er erfuhr nichts bey dem schelmisch lachenden Friedrich. „Sie werden's schon hören,“ sprach dieser, „und ich rathe Ihnen, Sie kom„men, ich denke, Ihr Gang soll Sie nicht „gereuen. Ihre Reise kann wohl noch etli„che Tage verschoben werden.“ „Hm, kann's „auch,“ dachte Saldern, „ob ich ein paar Ta„ge früher oder später reise, kann's ja mit an„hören.“ So entschlossen, versprach er Friedrichen, ihn gleich zu begleiten, und machte sich auch bald mit ihm auf den Weg.

Wer war froher, als Vater Saldern und seine fromme Hälfte, als sie diesen Aufschub

erfuhren! sie glaubten, in dieser Zeit noch ihren Sohn zu bewegen, und manches Gute träumte ihnen schon von dem Besuche bey Herrn von Alborg. Vater Saldern, der immer, wie schon gesagt, einen weissagenden Geist hatte, hatte sich auch dießmal nicht betrogen.

Indeß war Saldern mit Friedrichen auf dem Wege, und suchte die Absicht seines Besuchs von ihm herauszulocken, denn daß er sie wußte, konnt' er ihm an seiner Miene ansehen; aber schlau hielt dieser mit tausenderley eignen Vermuthungen, doch immer mit seiner Unwissenheit ihn auf. Er erfuhr nichts, und seine Erwartung stieg immer höher, je näher er dem Gute kam.

„Nun werden Sie alles erfahren," sagte Friedrich, und führete ihn zu seinem Herrn in die Stube. Freundlich reichte ihm dieser die Hand entgegen, und ließ ihn neben sich setzen. „Sie werden sich wundern, Herr „Saldern," hub er an, „daß Sie es mit meiner kleinen Familie anders treffen, als ich vor „einem halben Jahre Ihnen sagte; doch die „Umstände haben sich geändert. Meine

„Schweſter hat ihre ganze Wirthſchaft anders „eingerichtet, und wird vielleicht nunmehr „ſelbſt zu mir ziehen. Einige Tage nach Ih„rem Abſchiede ſchrieb ſie mir dieß. Ich habe „alſo alle meine Kinder noch bey mir, die ich „aber zur Zeit noch niemanden zur Aufſicht „übergeben habe; denn der ſelige Paſtor hat ih„nen einſtweilen einige Stunden Unterricht „gegeben, bis ich wieder einen tauglichen Leh„rer für ſie fände.“

Bey dieſer kleinen Lügen des Herrn von Alborg, die eine Entſchuldigung ſeyn ſollte, und zur Einleitung ſeines Antrags an Saldern diente, glaubte dieſer gewiß, daß er ihm nun wieder das ſchwere Joch, das er einſt trug, auf ſeine Schultern legen wollte; doch er kam in größere Verlegenheit, als Herr von Alborg alſo fortfuhr:

„Sie werden es wohl gehört haben, daß „dieſer Seelenhirte vor einigen Tagen geſtorben „iſt.“ (Hier unterbrach ihn Saldern mit einem verwundernden Nein) „Seine Stelle mit ei„nem redlichen Manne wieder zu beſetzen, iſt „mir als Patron der Kirche nunmehr Pflicht, „und die Dankbarkeit, die ich Ihnen, Herr

„Saldern, schuldig bin, verbindet mich, etwas „zu Ihrem künftigen Glücke beyzutragen, und „Sie an die erledigte Stelle zu setzen, wenn „Sie — verzeihen Sie mir, die Bedingung, „vorher eine Predigt abzulegen, denn ich habe „Sie noch nicht predigen hören, sich gefallen „lassen wollen. Ist es Ihnen möglich, so „thun Sie mir einen Gefallen, wenn es auf „kommenden Sonntag geschehen kann; denn „der Pfarrer, der die Vakanz hat, ist etwas „kränklich, daß es ihm also ein Gefalle ist, „wenn er abgelöset werden kann."

Saldern traute seinen Ohren nicht. Nicht ein Wort wußte er von des Pfarrers Tode, und nie hatt' er sich geschmeichelt, daß Herr von Alborg sein ehemaliges Versprechen zu halten willens gewesen wäre, und seine Verwunderung war desto größer. Zwar waren es nur wenig Tage bis zur bestimmten Predigt; doch war es für seine Kräfte nicht zu viel, und er konnte sich auch als einen fertigen Prediger zeigen: er versprach sie daher ohne Bedenken, und ihm schien nichts gewisser, als daß Herr von Alborg mit seiner Predigt zufrieden seyn würde, denn dießmal hatt' er keine Korrektur

von dem Oberpfarrer zu befürchten. Mit einer tiefen Verbeugung dankte er seinem Gönner für seine gnädigen Gesinnungen, und empfahl sich ihm wieder mit Freude im Herze.

Jezt dacht' er nicht mehr an seine Reise. Schon sahe er sich im Geiste als Pfarrer, und ihm war's Freude, daß er sich nicht gezwungen sah, von seinen Verfolgern in seiner Vaterstadt sein Glück zu erbetteln. Auf einmal sah er sich von ihnen befreyt, und dachte — was ihm noch über alles dieß ging — sein Jettchen bald als Frau Pfarrerin zu umarmen; und was noch eine große Beruhigung für ihn war, so hatte Herr von Albora nichts von seinem eignen Haare gesagt, er hoffte also dieß zu erhalten, denn es war ja die einzige Bedingung, unter welcher er Jettchens Hand erlangen konnte.

Vater Saldern warf vor Freuden seine Brille hin, als ihm sein Sohn bey seiner Rückkunft den glücklichen Vorfall erzählte. „Ich dachte, du wolltest reisen, Gustel," rief der vor Freuden sich verjüngende Alte, und spaßete mit seinem Sohne. „Reise doch, und du mußt reisen, denn ich habe die Post in dei-

„nem Namen schon bestellt. Ja, ja, es geht „nicht anders an, wir müssen sie sonst bezah„len. Nein, du mußt reisen, mußt es dem „Herrn von Alborg aufsagen, die Reise geht „vor. Sieh 'nmal, was du für schönes Wetter „zur Reise hast. Ich werd' ein paar Meilen „mit dir fahren, du erlaubst es doch? Komm, „wir wollen deine Koffer herunter tragen.“

Saldern stutzte über den Ton, in dem sein Vater mit ihm sprach, noch hatt' er ihn nie so sprechen hören. Doch lenkte der Vater bald wieder in seinen gewöhnlichen Ton ein: „Siehst „du, Gustel,“ sprach er, „ich dacht's wohl, „daß du bleiben würdest; das sagte mir gestern „Abend mein kleiner Finger, daß so ein Queer„strich in deine Rechnung kommen würde. „Wer hätte das gedacht, daß du so bald ins „Amt kommen würdest! Wie werden sich deine „Collegen ärgern! Ey, die werden sprudeln, „Gustel.“

Unmöglich können wir Vater Saldern alles nachbeten, was er in seiner Freude zu seinem Sohne sagte; denn seine Rede fand kein Ende. Auch die Mutter tändelte vor ihrem Sohne herum, wie ein junges Mädchen;

nur konnte sie keine Rede gewinnen, ihr Gemahl überschrie sie immer. Auch August fühlete Freude in sich, seine Aeltern durch diesen Vorfall wieder ruhiger, zufriedener mit ihm zu sehen, und die Befriedigung seines schönsten Wunsches bald zu genießen; denn nichts war gewisser, als daß August bald die Pfarre bekommen würde.

Nunmehr wurde mit Eifer an der Predigt gearbeitet. Alle seine Gelehrsamkeit, allen rednerischen Schwung bot August auf, um seine Predigt zu heben. Selbst ehedessen, wenn er vor Jettchens Ohren sich hören ließ, hatt' er sich nicht so angegriffen: er übete sich schon im voraus im Stillen auf seiner Stube, seiner Deklamation den rechten rührenden Ausdruck zu geben. Auch gefiel er sich selbst in seiner Arbeit, und um desto mehr glaubt' er dem Edelmanne, noch mehr den Bauern zu gefallen.

Der Tag erschien, der Salderns Schicksal entschied. Vater und Mutter begleiteten ihn in einem Wagen, und hätten es zu Fuße gethan, wenn es die Noth erfodert hätte, so schlechte Fußgänger sie auch waren. Seine

Mutter hatt' ihn noch nie gehört; denn das lezteмal hatte ſie die Furcht, ihn ſtecken bleiben zu ſehen, abgehalten: doch dießmal war ſie beherzter. Die Freude der beiden Aeltern wär unbegränzt geweſen, wenn der Sohn nur nicht immer ſeinen Eigenſinn behalten hätte, in ſeinen eigenen Haaren zu predigen, denn von dieſen fürchteten ſie immer nichts gutes; doch ſchwiegen ſie dießmal, und überließen es dem guten Schickſale des Sohnes, das jezt ihm günſtig zu werden ſchien.

Alles ging gut mit Auguſts Predigt. Herr von Alborg, noch mehr ſeine Frau Gemahlin, mehr aber noch als Beide Fräulein Lottchen, ſchenkten ihren Beyfall dem jungen Prediger. Der Ton ſeiner Stimme, ſein Ausdruck, nach den neueſten Muſtern geformt, deutlich und ſanft, ſeine Deklamation, nahmen ihr Herz ein, und keines von ihnen fand Anſtoß an dem eignen Haare des Predigers. Auch ſeine Aeltern, die dießmal von dem erhabenen herrſchaftlichen Stuhle auf die niedre Gemeinde herabſahen, weinten Thränen der Freude die ganze Predigt hindurch, und mit

Entzücken ſahen ſie die Beyfall einſprechenden Geſichter der gnädigen Herrſchaft.

Aber — aber — o daß wir es erzählen müſſen! — nicht ſo ſah es aus in den Herzen der Bauern; zwar kitzelte der melodiſche Ton des Predigers ihre Ohren, ſie fanden auch bisweilen ſeinen Ausdruck verſtändlich, nur ſein Haar war ein Anſtoß, gegen den ſich ihr Herz empörte. In dieſer Gegend hatte man dieß noch nie geſehen, und unerhört war das Beyſpiel, daß Jünglinge predigen konnten, (denn für einen ſolchen hielten ſie ihn wegen ſeiner Tracht) und nur Stutzperücken waren ihnen, wie den Leuten in X**, das Siegel des reifen Alters, des Anſehens, der Gelehrſamkeit.

Ungerührt und unerbauet gingen ſie aus der Kirche, in der ſie ſich ſchienen nicht geweſen zu ſeyn, und ergänzten ihre Andacht zu Hauſe durch eine Predigt aus der Poſtille.

Mit großer Selbſtzufriedenheit nahm Saldern nach geendigtem Gottesdienſte das Urtheil, das voller Beyfall war, von der gnädigen Herrſchaft an, doch noch mehr ſchmeichelte ihm Fräulein Lottchens Lob, der ſeine Haare gefielen. „Es läßt ganz ſarmant, Herr Sal-

„dern," rief ſie ihm entgegen: „pfui! eine „meſante Stutzperücke würde Sie entſtellt ha„ben." Noch größer war Salderns Freude, als er unter dem Gedecke einen förmlichen Ruf zur Pfarre fand. Herr von Alborg hatte ihn im voraus ſchon ausgefertiget, im Fall ihm Salderns Predigt gefiel: da nun dieß geſchehen war, gab er heimlich Befehl, ihn unter das Gedecke zu legen. Doch reichte Auguſts Freude nicht an die ſeiner Aeltern, denn dieſe ſchienen in einem Himmel voll Wonne zu ſeyn: noch nie hatten ſie ſo vornehm geſpeiſet, noch nie war ihnen ein ſo ſüßer Wunſch, als der, ihren Sohn als berufenen Pfarrer zu ſehen, befriediget worden. Tauſend und aber tauſend Wünſche für das hohe Wohl der gnädigen Herrſchaft erſchallten von ihren Lippen; tauſend Schmeicheleyen wurden geſagt, und mehr denn Ein Gläschen aufs Wohl des neuen Pfarrers getrunken. So ging's im Taumel der Freude auf Seiten der Salderniſchen Familie fort, bis ſie der Abend aus dieſem Wonneleben wieder nach Hauſe rief, wo alle, ſo viel als es das Uebermaas der Freude zuließ, ſich dem Entzücken eines ſüßen Schlafes übergaben.

Funfzehnter Gesang.

Kaum erscholl die Post von Salderns Versorgung in der Stadt, denn seine Aeltern liessen es nicht lange ein Geheimniß bleiben, als Allen sich kreuzigten, und über die verdorbenen Sitten und Heranwahsung der lezten Zeiten schrieen, wenn man Ketzer schüzte, und Irrlehrern Pfarren gäb: doch nirgends machte diese Nachricht mehr Aufsehn als unter dem Orden der niedern geistlichen Ritterschaft; alle geriethen sie in die größte Bestürzung, denn schon hatten sie diese fette Pfründe ihrem Vorsitzer bestimmt. Alles rennte da wider einander, Convente über Convente wurden zur Berathschlagung angestellt, und ohne etwas zu bestimmen wieder zerrissen — wieder angestellt, und — wieder zerrissen. Der Schlag war zu betäubend, die Gefahr zu überraschend, das Uebel zu sehr ans Herz greifend, als daß man kalte Anschläge hätte fassen können; tausend wurden gefaßt, und tausend wieder verwor-

ſen; kurz, alle waren wie vor den Kopf geſchlagen, alles war in der gröſsten Gährung. Doch dieſen Aufruhr zu ſtillen, ihre geängſteten Herzen zu befriedigen, gab endlich ein Genius dem Vorſitzer des Ordens, dem man die Pfarre zugedacht hatte, bey kaltem Blute ein Mittel ein, und in einer ihrer Verſammlungen ſprach er alſo zu ihnen:

„Lieben Freunde, ſagt mir nur, ob uns „unſre Hitze ſo ſehr verblendet, ſo ſehr unſers „Bewuſtſeyns beraubt hat, daſs wir erſt ſpät „das Mittel zu unſrer Rettung gewahr wer„den, ein Mittel, was gerade vor unſern Au„gen lag? Keiner von uns zittre mehr! Uns „täuſchte nur die Gefahr, um uns einer über„raſchenden Freude zu überlaſſen. Glaubt „ihr denn, daſs unſre Obern dieſen Jüngling „ohne Zeichen des ehrwürdigen Ordens in das „Amt ſetzen werden? Ihr kennt ja die klugen „Sitten unſrer Väter, die ſich bisher noch un„befleckt erhalten haben, und nur Leute in „Stutzperücken zu Pfarrern machen. Werfe „mir keiner von euch ein, daſs er ſein Haar „abſchneiden könne, wie unſer einer; dadurch „wird er nicht die Meinung der Unwiſſenheit,

„der Atheiſterey, die einmal unſre Obern von „ihm haben, zerſtreuen. Der Tag ſeiner Prü„fung wird es euch zeigen, daß ich wahr ge„ſagt habe. Fürchtet euch nicht mehr! Ent„ſchlaget euch aller eurer Sorgen, und über„laßt euch nach der Gefahr, die nun ſo gut als „überſtanden iſt, den Freuden unſrer würdigen „Geſellſchaft.“ So ſprach er, und der Friede dieſes Ordens, ſeine Ruhe war durch dieſe weiſe Rede wieder hergeſtellt.

Gleich den andern Tag ging Saldern zum Oberhaupte der Geiſtlichkeit, und überreichte ihm ſeinen Aufſatz, und bat ſich von ihm aus, den Tag zu ſeinem Examen feſt zu ſetzen. Enge war es ihm um das Herz bey dieſem Beſuche, denn alles hatte er von dem Haſſe ſeiner Obern zu fürchten, doch ſtützte er ſich auf das Wort und Anſehen des Herrn von Alborg.

Weit riß der oberſte Geiſtliche ſeine Augen auf, und die Beſtürzung lähmte ihm die Hand, mit der er Salderns Schrift ergreifen wollte; doch mußte er ſich bequemen, ſie anzunehmen, denn Saldern hielt ſie ihm immer vor. Mit dem Zeichen des größten Widerwillens las er flüchtig ſie durch, warf zornig auf den Tiſch

ſie hin, und fertigte Saldern mit dieſen kurzen Worten ab: „Ich will Sie 's ſchon befehlen, „Mausje Saldern, wenn Sie vor dem geiſtli„chen Gerichte erſcheinen ſollen.“ Unerträglich war dieß ſeinem frommen Herze, einen ſolchen Weltmenſchen zum Pfarrer zu machen; ſein Gewiſſen ſchien ihm durch ſo eine Handlung aufs äußerſte beleidiget.

In der erſten Hitze ſeines gerechten Grimms wollte er es ihm geradezu abſchlagen, doch er beſann ſich, daß nicht Saldern gebeten, ſondern Herr von Alborg ihn berufen hatte, und er ihn ohne vorhergegangene Prüfung nicht abweiſen konnte; überdieß die Sache wegen des Haars vor den Richterſtuhl des Gewiſſens, nicht vor ein menſchliches Gericht gehörte; er durfte ihm alſo deswegen das Examen nicht abſchlagen. Nur dieſes war ihm noch übrig, daß er in dieſem Examen vielleicht einen tauglichen Vorwand finden konnte, ein ſchädliches Mitglied der Kirche abzuweiſen, und um Saldern recht zu überraſchen, ſuchte er es dahin zu bringen, daß man ihn mit dem erſten Tage des geiſtlichen Gerichts zum Examen berief. Noch dieſe Stunde ging er zu

allen Mitgliedern dieſes Gerichts, und kündigte ihnen Salderns Ruf an, führte ihnen ſeine Unwürdigkeit, von der ſie ſchon vorher überzeugt waren, zu Gemüthe, und theilte ihnen ſeinen wohlgemeynten Anſchlag mit. Alle waren ſie es zufrieden, und heute bekam Saldern von dem Vorſitzer dieſes geiſtlichen Gerichts Befehl, ſich bey der nächſten Sitzung zum Examen einzuſtellen.

Saldern ſchauderte, als er dieſen Befehl hörte, und ihm ahndete ſchon alles wie es ihm gehen würde, denn noch tönete ihm der Verweis des Oberpfarrers in den Ohren. Muth und Standhaftigkeit ſchienen ihm hier das einzige Mittel, dem ihm drohenden Uebel vorzubeugen.

Nach mancher Angſt auf Salderns Seite, nach manchen Projekten auf Seiten des Oberpfarrers, ihn recht zu prüfen, nach mancher geheimen Verſammlung ſeiner Brüder, die jezt alle Tage dreymal gehalten wurden, (trez der zwey Pfennige Einbuſſe für jede Stunde) brach endlich der furchtbare Tag an, und Saldern fuhr in ſeinem Bette zuſammen, als er ihn in ſeine Stube hineinblicken ſah; Ahndun-

gen von tausend Uebeln verdoppelten seines Herzens Schläge. Oft gerieth er in die Versuchung, sich hinter die Stutzperücke seines Vaters als einen Schild wider die zu gewartenden Anfälle zu verkriechen. O hätt' er's doch gethan! Aber er verwarf bald wieder den Gedanken, sein Ansehen zu verunstalten; in seinen eignen Haaren beschloß er vor dem geistlichen Rathe zu erscheinen.

Er ging, bewaffnet mit so viel Muthe, als ihm in seiner jetzigen Lage möglich war, und harrete nun schon im Vorsale, bis man ihn hereinrufen würde. Endlich erschien der Bote, der ihn rief, und Saldern trat vor seine Richter, die ihn mit einer nichts Gutes weißagenden Miene empfingen. O daß wir ihn nicht begleiten dürften den armen Saldern, oder wenigstens ihm bey diesem traurigen Gange Trost und Muth einsprechen könnten! gleich dem Prediger, der auf dem sauren Wege zum Rabensteine oder Galgen den armen Sünder begleitet!

Tief neigte er jezt sein Haupt vor der hohen Versammlung, und scheute sich seine Augen auf die aufgedunsteten Gesichter, die bey

ſeinem Anblick in ſchreckliche Falten ſich zogen, zu werfen. Keiner würdigte ihn ſeines Dankes, und Alle ſahen verächtlich ihn an. Sonſt war die Sitte des Landes, daß jeder berufene Kandidat eine Stelle zur Ausarbeitung bekam, und zu dieſem Endzwecke in einem nahen Zimmer einige Stunden allein gelaſſen wurde; dießmal aber wurde Saldern aufgetragen, gleich aus dem Stegreif eine Rede zu halten, zu der man ihm eine der dunkelſten Stellen gab.

Saldern war ſchon bey dieſem ungewöhnlichen Antrage aus ſeiner Faſſung, ehe er ſeine Rede noch anfing. Schon war's dunkel in ſeinem Kopfe, und noch dunkler machte es die dunkle Stelle. Matt erhob er jezt ſeine Stimme, und ſagte etwas her, was er ſelbſt nicht verſtand; doch nach und nach wuchs ihm der Muth, und er erklärte mit etwas mehr Beſinnungskraft ſeine Stelle, daß er wenigſtens für ſeine Perſon und in ſeiner jetzigen Lage damit zufrieden war.

Nicht Ein Zeichen der Bewegung fand er bisher an ſeinen Richtern, wie an den Marionetten, ehe die Zauberhand des Künſtlers ſie

durch den unsichtbaren Drath belebt, welches er sich als ein gutes Zeichen erklärte; aber am Ende seiner Rede erhob sich alles wider ihn, alle schrien sie, sie wären erstaunt über die Irrthümer, die er im Anfang seiner Rede vorgetragen hätte. Wie vom Blitz getroffen stand Saldern da, und getraute sich nicht dieß Urtheil zu widerlegen, denn er wußt' es selbst nicht, was er gesagt hatte.

Nunmehr nahm man eine neue Prüfung mit ihm vor. Seine Ehrwürden unternahm es, ihn über einen gewissen Artikel zu prüfen. Seit Salderns Besuch hatt' er die Zeit, die ihm von den andern Geschäften übrig blieb, dazu angewandt, die Fragen auswendig zu lernen, die er an ihn thun wollte. Aus allen Reichen der Welt, aus allen Wissenschaften, aus allen Jahrhunderten hatt' er ein Chaos zusammengetragen, was ihm Saldern beantworten sollte.

Verzeiht meiner Muse, ihr wißbegierigen Leser, wenn sie euch dieß gelehrte Werk nicht liefert, wobey sie sich nur wundert, daß es in dem engen Raume, den die Seele dieses Mannes, von der größern Maße des Körpers verdrängt,

einnahm, Platz haben konnte. Verzeiht, wenn sie euch nicht mit diesen grundgelehrten Fragen bewirthen kann, und legt es ihr nicht etwa gar als eine Unwissenheit aus; denn die Schuld liegt nicht an der Muse, sondern an dem Werke selbst, welches zu wenig Ordnung hatte, als daß es sich gut behalten ließ.

Manche Wissenschaft hörte hier Saldern zum erstenmale, und sollte sie aus dem Grunde wissen; denn gewöhnliche, im menschlichen Leben täglich vorkommende Dinge fragt man keinen Kandidaten, der in ein Amt will. Er hatte freylich einen großen Fehler begangen, daß er sich auf solche Wissenschaften vorbereitet hatte, die er in seinem künftigen Amte zu brauchen glaubte; die fragt man aber in keinem Examen. Diese Sachen hätt' er immer nachher lernen können, und die, die man in einem Examen fragt, sich bekannt machen sollen, wenn er sie auch gleich in Zukunft nicht gebraucht hätte.

Griechisch und hebräisch hatt' er gelernt, doch man wollte alles von ihm arabisch beweisen haben, und daß er kein Persisch verstand, verwieß man ihm als einen groſsen Fehler.

Predigen konnt' er auch; doch man wunderte sich höchlich, daß er nicht griechische Hexameter aus dem Stegreife machte. Seine Dogmatik hatt' er auch gelernt; aber das wollte man nicht wissen: es war unverzeihlich, daß er die Grundsätze der verschiedenen Religionen in den unbekannten Ländern nicht wußte. Gut und redlich war er auch, aber danach wurde ja nicht gefragt; was half ihm sein unbescholtener Wandel? er hatte ja keine Stutzperücke. Katechisiren konnt' er auch; doch das sezte man schon voraus, daß er Bäuern unterrichten konnte: man wollte auch wissen, ob er über alle Fächer der Wissenschaften Collegia lesen könnte.

Das hätte nun freylich Saldern alles vorher überlegen sollen, auch wir hätten es ihm sagen können, doch nun war es zu spät, er so wohl als wir sahen den Fehler erst ein, wie man ihm denselben vorwarf. Mit Schrecken sahe Saldern seine völlige Untüchtigkeit zum geistlichen Stande, noch mehr zum Amte eines Pfarrers auf dem Lande, und dieser Gedanke machte ihn so niedergeschlagen, daß er am Ende nicht wußte, was er antwortete.

Der Sieg des Oberpfarrers war vollendet. Er sah den armen Kandidaten so weit gebracht, daß er sich seiner eignen Schwäche bewußt war: nun schien es ihm Zeit, das wichtige gelehrte Examen zu endigen, und Saldern bekam Befehl abzutreten; dieser aber stand so bestürzt da, daß man diesen Befehl einigemal wiederholen mußte, ehe er ihn hörte. Es währete nicht lange, so wurde er zur Anhörung seines Urtheils zurück gerufen, das er sich schon selbst gesprochen hatte.

„Musje Saldern," fing der Oberrichter an, „wir haben nach gutem Gewissen Ihre „Kräfte versucht, haben aber nach angeborner „Milde und Gütigkeit nur die Vorbereitungs„wissenschaften mit Ihnen durchgegangen, „weil wir schon vorher die Schwäche Ihrer „Kräfte kannten. Frey bekennen wir, daß „wir Sie leider äußerst schlecht gefunden: wie „viel weniger Sie in den höhern Wissenschaf„ten, die zu einem rechtschaffenen Geistlichen „gehören, bewandert sind, läßt sich ohn' allen „Versuch von selbst erklären, da Sie in den „Vorbereitungswissenschaften so schlecht erfah„ren sind. — Ueberhaupt genommen, haben

„wir Sie ganz unwiſſend gefunden, und kön-
„nen Sie mit unſerm Gewiſſen nicht in das
„Ihnen beſtimmte Amt aufnehmen, und wer-
„den den Herrn von Alborg bitten, uns ein
„ander tauglicher Subjekt zu präſentiren. Be-
„fehlen Ihnen aber hiermit an, ſich in den
„Studiis feſter zu ſetzen, wenn Sie ſich irgend
„einmal ſollten einfallen laſſen, um eine Stelle
„wieder anzuhalten. Außerdem können wir
„nicht bergen, daß wir mit Ihrem Betragen
„völlig unzufrieden ſind. Ihr Anzug verräth
„mehr einen Komödianten, als einen von
„geiſtlichem Stande. Sie beſchimpfen durch
„Ihre unheilige fremde Tracht den Stand,
„dem Sie ſich gewidmet haben wollen, das wir
„aber beynahe nicht glauben. Durchgängig
„ſind Sie mit dem Gifte der neuen Mode an-
„geſteckt, das bisher unſre Stadt und unſre
„Bürger noch nicht angeſteckt hat, und woge-
„gen wir auch alles vorbeugen wollen. Um
„dieſes Aergerniſſes willen, das Sie durch Ihr
„Betragen geben, können wir Sie mit gutem
„Gewiſſen nicht annehmen.“

Mit dieſem förmlichen Repuls mußte nun Saldern ſchimpflich die geiſtliche Gerichtsſtube

verlaſſen, in der hinter ihm noch manches über die verdorbenen Sitten und unheilige Trachten weiſe geſprochen wurde.

Saldern wankte mehr, als daß er ging, und bedurfte alle Augenblicke eine Ruheſtätte: gern hätte er ſich auf alle Eckſteine geſezt, hätte er nicht befürchtet, daß der Pöbel aus der ganzen Stadt ſich um ihn verſammeln würde; denn er hielt ſeine Schande ſchon der ganzen Welt bekannt. Froh war er, als er nun nach Hauſe kam, wo er ungeſtört den ſchrecklichen Empfindungen ſeines Herzens nachhängen konnte. Tauſendmal verwünſchte er ſein Zaudern, daß er nicht eher von hier abgereiſet war, tauſendmal bereute er es bitter, daß er es dem Herrn von Alborg nicht geradezu abgeſchlagen hatte, denn ſchon im voraus hatt' er ſich eingebildet, daß es ſo ablaufen würde.

„Ach, mein Vater," rief er, als er zu ihm in die Stube trat „ach, meine Aeltern, „kann ich meine Schande überleben! Ich bin „abgewieſen, das halt' ich nicht aus! Noch „heute will ich fort."

„Ach, dein verwünschtes Haar!“ schr
der Vater, und fiel zurück auf seinen Stuhl
und seine Mutter rief hoch aus: „daß Go
„erbarme!“ — — Nach so viel Freude, d
sie nur noch vor einem Augenblicke so gewiß z
gewarten hatten, war dieß Schrecken zu gro
und heute war es zum erstenmale, wo ihr
Verweise gegen ihren sonst geliebten Gust
hart und streng wurden. Alles Unglück wa
fen sie ihm vor, das er sich durch sein Haar z
gezogen hatte, alle Schande, die sie drückt
Alles Bittre, was sie bisher in sich verschluc
hatten, gaben sie jezt auf einmal von sic
machten ihm tausend Vorwürfe, daß sie eine
Müßiggänger in ihm ernährten, der dur
bloßen Eigensinn und seine verwünschte Lie
zu neuen Moden sich an jedem Glücke gehi
dert und sie so lange schon gekränkt hätte.

Dieß fehlte noch, Auguſts Wahnsinn zu
höchsten Raserey zu machen. Wie er ging un
stand, nahm er seinen Hut und wanderte zu
Thüre hinaus, um in die weite Welt zu gehen
und seinen Aeltern fiel es nicht ein, ihn z
hindern, denn sie glaubten, er ginge auf sein
Stube: hätten sie seinen Entschluß gewußt

auf der Stelle hätten ſie ihren ganzen Verweis widerrufen, und ihn wohl gar fußfällig zu bleiben gebeten.

Saldern führte der Weg vor dem Poſthauſe vorbey, plözlich fiel ihm der Gedanke ein, ob nicht eine Poſt nach Y** abginge. „Nein,“ antwortete man ihm, gab ihm aber einen Brief, der eben an ihn von daher angekommen wäre. Ohne ihn zu beſehen, oder ſich den Kopf zu zerbrechen, von wem er kommen könnte, denn er war zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftiget, ſteckte er ihn ſorglos in die Taſche, und dachte nicht weiter an ihn.

Nun war er vor dem Thore, und eilte mit vollen Schritten auf dem Wege, der nach Y** führet, fort, in dem feſten Vorſaz, ſein Glück dort zu verſuchen, und war, ſo gut als er es in ſeiner jezigen Lage ſeyn konnte, froh, einen Ort verlaſſen zu haben, wo er ſo viel Widerwärtigkeit, ſo viel Verfolgung wider ſein ſchönes Haar erduldet hatte. — Schon war es um vier Uhr nach Mittage, und er über zwey Meilen weit von ſeiner Vaterſtadt entfernt, als er jezt auf einer Anhöhe auf einen Rein vor Mattigkeit ſich hinlegte. Die Stürme der heftigen

Leidenschaft hatten sich etwas gelegt, und ge
ben einer etwas sanftern Empfindung der Trau
rigkeit Raum, als er von ungefähr in weite
Ferne die höchsten Spitzen von seiner Vater
stadt sah: auf einmal fielen ihm seine Aelter
wieder ein, lebhaft stellte sich ihr Kummer ih
dar, den sie empfinden würden, wenn sie ih
vermißten. Thränen der Betrübniß stürzte
aus seinen Augen, es reute ihn, daß er ohn
Abschied von ihnen gegangen war, ihnen nic
für ihre bisherige Liebe gedankt hatte. D
Härte, mit dem sie ihm seinen Eigensinn vo
geworfen, verlor nach und nach ihre Stärk
und bald schienen sie ihm Recht zu haben.

Seine Betrübniß, durch einen so undan
baren Abschied, durch einen so übereilten Schri
ihre Liebe beleidigt zu haben, wurde imm
stärker, und der Gedanke erwachte in ihm, wi
der umzukehren, sie um Vergebung zu bitte
dann aber sich nichts abhalten zu lassen, sei
Reise noch einmal anzufangen, und zu volle
den. Nur schwach wurde anfangs dieser Ve
saz durch ein Gefühl von Scham bestritte
aber endlich siegte doch die kindliche Liebe;
stand hastig auf und eilte wieder mit schnell

Schritten zurück, und kam endlich am sinkenden Abend wieder in seiner Aeltern Haus an.

Kurz nach seinem Abschiede hatten ihn diese vermißt, und gleich vom Anfange hatte der weissagende Geist Vater Saldern so etwas von Entlaufen gesagt. Aengstlich hatt' er ihn daher lange im Hause gesucht, doch da er ihn da nicht gefunden hatte, war er in alle Thore gelaufen, und hatte sich nach ihm erkundiget, doch niemand gab ihm Nachricht. Völlig ausgemacht war es nunmehr, daß Gustel fortgelaufen war, und schon fingen beide Aeltern an, ihn als auf ewig verloren zu beweinen, verwünschten tausendmal ihre Hitze, die ihren lieben Gustel zu einem so raschen Entschlusse verleitet hatte. Wie groß war ihre Freude, als sie nun ihre Furcht vergebens sahen. So aufrichtig aber, als Gustel erst seyn wollte, so verschwieg er doch dießmal seinen gehabten Vorsaz, und entschuldigte sein Außenbleiben mit einem langen Spaziergange.

Lange ging Saldern, als er nun allein war, mit starken Schritten auf seiner Stube herum, von tausenderley Gedanken umher getrieben, bis ihm endlich auch der Brief, den er heute

empfangen hatte, einfiel. Schnell holete er ihn aus der Tasche heraus und erbrach ihn; aber wer beschreibt seine Freude, die ihn den Schmerz des vergangenen Tages vollkommen versüßte, als er Jettchens Namen unterschrieben fand! Er verschlang ihn, und wußte nicht, was er las, las ihn noch einmal und wußte es noch nicht; nicht, als ob Jettchen so schlecht im Briefschreiben gewesen wäre, nein, seine Eil hielt ihn ab, einen zusammenhängenden Gedanken herauszubringen: das drittemal endlich gelang es ihm, zu verstehen, was sie schrieb.

Gern wollten wir euch Jettchens Brief ganz abschreiben, er verdiente es auch, denn sie hatt' alle ihre Kräfte aufgeboten, ihren Brief schön, rührend und wohllautend zu machen; aber Saldern hat ihn immer so rar aufgehoben, daß wir ihn nie haben zu lesen bekommen können: nur seinen Inhalt sollt ihr wissen. Vorwürfe machte sie ihm zuerst, daß er ihr gar nicht geschrieben hatte, da doch schon ein Jahr seit seiner Abwesenheit verflossen war (welches freilich für einen so feurigen Liebhaber wie Saldern, wirklich lange genug war: und er schlug sich auch wegen seiner Nachläßigkeit

vor den Kopf, als er ihre zärtlichen Vorwürfe las.) Endlich that ſie ihm im Namen ihres Vaters einen Vorſchlag zu der Stelle eines Hofmeiſters bey einer Herrſchaft, welche nicht weit von Jettchens Dorf wohnte. Gleich war Auguſt willens, dieſes Anerbieten anzunehmen, und küßte in des Dankes Entzücken den Brief.

Hätte Saldern dieſen Brief unterwegens aufgebrochen, ich weiß nicht, wie es da um ſeinen kindlichen Gehorſam ausgeſehen hätte; der Gedanke, ſeine Aeltern um Verzeihung zu bitten, und Abſchied von ihnen zu nehmen, wär ihm gewiß nicht in den Sinn gekommen. Doch es war nun nicht anders und ſollte nicht anders ſeyn, und überdieß waren ein paar Tage Aufſchub keine Ewigkeit. Ruhig und mit dem Scheine der Hofnung künftiger Freuden ſchlief er nun ſanft nach einem ſo fürchterlichen Tage.

Ende des funfzehnten Geſangs.

Sechszehnter Gesang.

Eben war Saldern zum zweitenmale im Begriffe, die Post zu seiner Reise zu bestellen, als Friedrich, Herrn von Alborgs Bedienter, zu ihm hereintrat, dessen Ankunft aber Saldern dießmal höchst unangenehm war, denn er schämete sich vor ihm. Er fragte ihn, was er wollte, und dieser meldete ihm seinen Auftrag, ihn mit auf das Gut zu bringen. Kein Antrag konnte ihm fürchterlicher seyn als dieser, und überdieß zu so einer Zeit, wo er sein süßes Projekt ausführen wollte, woran er sich nun gehindert sah; denn dießmal durfte er es nicht ausschlagen, und ging mit Friedrichen fort. Kein Weg war ihm je so sauer worden, als dieser, wir müßten denn den zu und aus dem lezten Examen ausnehmen; denn daß Herr von Alberg seine ganze Schande wußte, konnte er wohl vermuthen, seine Obern hatten den Edelmann gewiß nicht lange in Unwissenheit gelassen.

In einer demüthigen Stellung, und voll Bewußtseyn seiner Schande stellte er sich jezt Herrn von Alborg dar, und erwartete nun Vorwürfe von ihm, daß er sich in seinem Vertrauen so schändlich betrogen hatte; doch nahm er sich vor, seine Unschuld zu retten, so gut er konnte, und hoffte von Herrn von Alborgs Einsicht zwar Entschuldigung, aber doch noch keinen Wiederruf des wider ihn gethanen Ausspruchs seiner Obern.

„Ich habe gehört," fing jezt sein Gönner an, „wie unangenehm für Sie Ihr Examen „abgelaufen ist, doch weiß ich nicht, an wem „die Schuld liegt; fast kann ich mir aber die „Ursache denken, warum man Sie abgewiesen „hat. Seyn Sie deswegen ganz ohne Sorgen; „fürchten Sie nicht, meine Freundschaft und „Achtung verloren zu haben: Sie haben mir „als ein guter Prediger gefallen, und ich will „alles anwenden, was in meinen Kräften steht, „Ihre Ehre zu retten, und Sie dennoch in den „Ihnen versagten Posten einzusetzen, denn „Ich habe ihn zu vergeben, und will Sie „haben, man mag an Ihnen ausseßen, was „man will. Morgen will ich selbst mit dem

„obern Richter des geistlichen Raths reden,
„und schon Mittel anwenden, daß man Ihnen
„ein ander Examen ansagen soll.“

Nimmermehr hatte sich Saldern dieses Empfangs versehen, noch weniger, daß ihm Herr von Alborg die Pfarre doch noch geben wollte, und konnte sichs nicht erklären, wie er es anfangen würde. Doch wir wissen die Ursachen von allen, wir wollen sie euch sagen: Frau von Alborg und Fräulein Lottchen hatten den meisten Antheil an der ganzen Sache. Saldern hatte sich seit dem Tode des alten Pfarrers und seiner lezten Predigt sehr bey ihnen in Gunst gesezt, und ihr Bitten hatte bey Herrn von Alborg, der im Anfange wirklich mit Saldern etwas unzufrieden war, durchgedrungen, daß er ihn wider Willen des geistlichen Raths einsetzen sollte; sie gaben ihm auch die kräftigsten Mittel an die Hand. Noch kam hierzu ein Familienhaß, der zwischen dem Alborgischen Hause und dem des Oberrichters herrschte; dieser bewog besonders Salderns Gönner, dem geistlichen Rathe entgegen zu arbeiten, indem er sich auch leicht einreden konnte, daß dieser Zwiespalt Gelegenheit zu Salderns

Repulſe gegeben hatte. Von alle dem wußte Auguſt nichts, und erhob die ausnehmende Großmuth ſeines Gönners, die er nicht verdient zu haben glaubte.

Herr von Alborg hielt redlich ſein Wort und war mit dem Morgen des andern Tages bey dem Vorſitzer des heiligen Gerichts, auch ſtattete er bey den übrigen Mitgliedern deſſelben, und beſonders bey Seiner Ehrwürden ſeinen Beſuch ab, und gewiſſe kabaliſtiſche Worte, die er ihnen ins Ohr ſagte, und wir alſo nicht gehört haben, bewogen ſie bald, Saldern von neuem einen Tag zum Examen anzuſetzen, zu welchem ſich einzufinden, er bald Befehl bekam.

Dießmal drang Vater Saldern mit ſeinen Bitten durchaus darauf, daß ſein Sohn in einer ehrwürdigen Stutzperücke vor ſeinen Richtern erſcheinen ſollte; doch Auguſt blieb taub. Nichts vermochte des Vaters rührende Bitte über das eigenſinnige Herz ſeines Sohnes, hartnäckig behauptete er ſein Haar, deſſen Beſchützung er ſich von dem Herrn von Alborg verſprach. Sein Vater ließ nicht nach, und vermochte doch am Ende ſo viel, daß er ſein

Haar behalten, aber doch unterdessen eine Perücke über dasselbe setzen sollte. August besann sich lange bey diesem Vorschlage, willigte aber endlich doch ein, in dem Vorsatze, so bald er ins Amt wär, seine Perücke wieder abzuwerfen.

Mit diesem Anputze erschien er denn vor dem geistlichen Gerichte, und milder waren jezt alle Gesichter, denn des Herrn von Alborg Zaubermittel und seine Perücke hatten sie freundlicher gemacht. Heute wurde nicht das Wort Musje gehört, das sonst in einem verächtlichen Tone ausgesprochen wurde. Alles ging dießmal seinen ordentlichen Gang, er bekam, wie alle seine Vorfahren, einen Text und ein besondres Stübchen, seine Predigt darinnen auszuarbeiten. Seine Ehrwürden fragten ihn über die gewöhnlichen Wissenschaften, und so, daß er selten eine Frage unbeantwortet ließ, nur daß es sehr langsam ging, denn (ich weiß nicht aus welcher Ursache, vielleicht war es eine Veranstaltung von Herrn von Alborg) alle Fragen seines Examinators und alle Antworten wurden aufgeschrieben. Saldern machte dieß freylich anfangs etwas stutzig, doch faßte

er ſich bald wieder. „Heute, dachte er, ſchon im voraus ſich freuend, wird man dir doch Gerechtigkeit wiederfahren laſſen," und triumphirte ſchon im Geiſte über den Beyfall, den er nun einärnten würde; doch — der arme Saldern! — er hatte ſich geirrt, wie er ſo oft ſchon ſich geirrt hatte. Ein ewiger Schimpf wär es für das geiſtliche Gericht geweſen, wenn es ſich in ſeinen Urtheilen widerſprochen hätte. Tauſenderley wurde an ihm ausgeſezt und er erhielt das Urtheil, (zwar nicht in ſo harten Worten, wie das erſtemal) daß er nicht ſonderlich beſtanden hätte, und daß man ihn wegen des Vorſpruchs des Herrn von Alborg, und in Hofnung ſeiner künftigen Beſſerung, dießmal noch hingehen laſſen wollte.

Froh war nun Saldern, der im Anfange dieſes Urtheils ſchon wieder einen Repuls befürchtet hatte, daß er dießmal ſo guten Kaufs davon kam. Froher als ſonſt verließ er dießmal die Gerichtsſtube, und achtete nicht das ſchiefe Urtheil, das ihm nicht mehr ſchaden konnte, und im ſüßen Jubel dachte er an ſein Jettchen und an ſein Glück.

Alles wurde nunmehr bestimmt, der Tag seiner Einweihung und seines Einzugs, und der Ruf von seiner Versorgung erscholl noch diesen Tag in der ganzen Stadt. Alles schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als man es hörte, schrie über Unrecht des geistlichen Gerichtes, schauderte vor der Einführung der Ketzerey, und zagte schon im voraus vor einem Religionskriege; doch änderte sich diese Sprache bald, als sie im kurzen Saldern mit dem Stempel der Orthodoxie, der Stutzperücke, durch die Straßen gehen sahen.

Doch nicht so bald legte sich der Aufruhr unter dem Häuflein der geistlichen Schildknappengesellschaft. Alles war da in der äußersten Bestürzung, alle ihre schönste Hofnung sahen sie zernichtet, alle in den Staub getreten. Aufrührerisch murrten sie wider ihre Obern, beklagten sich (doch nur unter sich selbst) über himmelschreyendes Unrecht, drohten dem geistlichen Gerichte den Untergang, und wollten sich auf die empfindlichste Art rächen, und zwar sollte dieß geschehen, daß sie alle fortgehen wollten: sie besannen sich aber doch in der Folge, daß man anderwärts nicht blos durch eine Stutzpe-

rücke fortkäme, und blieben, und hofirten ihren Gönnern nach wie vor. Die Zeit besänftigte ihre Wuth, und sie jagten ihren Kummer auf flüchtigen Tabakswolken in die Luft, ersäuften alle Projekte der Rache in einer tiefen Schleifkanne voll Weißbier, und trösteten sich mit der nächst offen werdenden Pfründe.

Glücklicher war nun niemand, als die Caldernsche Familie. Die beiden Aeltern besonders kannten ihres Entzückens kein Ende. Ihr Alter wandelte zu froher Jugend sich um, da sie ihren süßesten Wunsch in ihrem Sohne erfüllt sahen. Auch August war glücklich, in Wahrheit und im Traume; denn er baute sich noch außerdem so manches schöne Schlößchen seiner künftigen Glückseligkeit.

Alles ging nunmehr ungehindert von statten; unter den Freudenthränen seiner Aeltern ward er zu seinem Amte eingeweiht. Er hielt in seiner erborgten Zierde, die er noch nicht abgelegt hatte, und auch vor seinem Vater nicht ablegen durfte, seine Anzugspredigt, und diesmal predigte er ganz zur Zufriedenheit sei-

ser Gemeinde, die weiter keinen Anstoß an ihm fanden, und gewann dadurch immer mehr die Achtung seines Kirchenpatrons.

Ende des sechszehnten Gesangs.

Siebenzehnter Gesang.

Glücklich konnte Saldern nun leben; unter das Joch des frommen Eigensinns willig sich beugend, hatt' er allen seinen Verfolgungen ein Ende gemacht. Glücklich priesen seine Aeltern ihn und sich, denn nun glaubten sie gewiß, daß er ihren Bitten ganz nachgeben, und sein Haar völlig ablegen würde, weil sie es doch so weit gebracht hatten, daß er einen kleinen Versuch mit der ehrwürdigen Tracht gemacht, und die glücklichen Folgen davon gesehen hatte. August sahe wirklich auch die wichtigen Dienste ein, die dieses Ehrenzeichen ihm geleistet hatte. Doch es war beschlossen, daß seine Verfolgungen noch nicht ein Ende nehmen sollten. Seine Eitelkeit und das der Liebe gethane Versprechen machten ihn bald gegen diese Wohlthat unerkenntlich, und brachten ihn bald wieder von einem so guten Wege zurück.

Ein Traum, den er gleich in der ersten Nacht hatte, die er in seiner neuen Wohnung schlief, bestärkte ihn in seinem Vorsatze. Einer von den ehrwürdigen Männern des vorigen Jahrhunderts erschien ihm in eben so einem Aufzuge, wie er einst in der akademischen Kirche am Altare sie abgemalt gesehen hatte. Sein eignes schneeweißes Haar floß ehrwürdig in seinem Nacken in einer modischen Locke zusammen, und ein schwarzes sammtnes Käppchen schloß auf seinem Scheitel es ein. Treu und ehrlich trat er zu Saldern hin und faßte ihn mit seiner kalten zitternden Rechten: „Sohn," sprach er, „dir zu rathen, die alten „deutschen Sitten durch dich wieder einzuführen, (denn dich haben wir zum Rüstzeug ausersehen) kehr' ich aus der Geisterwelt zurück. „Mit Freuden sah ich dich einst vor meinem „Bildnisse stehen, sah, wie du da den edlen „Entschluß faßtest, uns ähnlich zu werden, „und die Barbarey, die sich nach und nach in „der geistlichen Tracht einschlich, durch dein „Beyspiel wieder auszurotten; dir beyzustehn, „ward in diesem Augenblicke mein Entschluß. „Ich war es, der Jettchen eingab, dir das

„Versprechen, dein Haar zu verwahren, abzu-
„dringen, und bestimmte dir dieses gute Mäd-
„chen am Ende zur Belohnung. Ich war es,
„der dir so manche Verfolgung deines Haars
„wegen zubereitete; doch darfst du deswegen
„meiner Asche nicht fluchen: es geschah, deine
„Standhaftigkeit zu prüfen, und dir den Be-
„sitz der Ruhe und deines Jettchens noch mehr
„zu versüßen. Ich werde auch in Zukunft dich
„schützen, wenn du meinem Rathe folgen wirst,
„den ich im Traume noch einmal dir gebe."

„Unwillig war ich, als ich sah, daß du
„nur auf kurze Zeit dein Haupt entstelltest,
„doch thast du wohl daran, denn es erleichterte
„dir den Weg zu deiner Versorgung; du hast sie
„aber nicht allein dieser Entstellung zu danken.
„Nun befehle ich dir, diese Perücke wieder ab-
„zulegen, und das angefangene Werk zu voll-
„enden. Sey standhaft und muthig; scheue
„nicht die Hindernisse, die sich dir ent-
„gegen stellen sollten; ich und die ganze ehr-
„würdige Schaar, die du gesehn hast, stehen
„dir bey. Mit dem morgenden Tage übe mei-
„nen Befehl aus, und thust du dieses nicht,
„dann komm ich noch einmal zu dir, dich zu

„warnen, und wo du da noch nicht gehorchest,
„erscheine ich dir in schrecklichern Gestalten,
„dich zu peinigen.“ Dieß sprach er, und verschwand.

So wenig abergläubisch Saldern sonst war, so wenig er auf Zeichen, Ahndungen und Träume hielt, so schien ihm dieß, als er erwachte, mehr als ein gewöhnlicher Traum; er hatte zu lebhaft getraumt, alles war zu zusammenhängend, als daß es ein Spiel der Fantasie seyn konnte, und endlich hielt er es für eine förmliche höhere Offenbarung aus der Geisterwelt.

Kaum hatt' er noch sein Bette verlassen, als schon das hochnothpeinliche Halsgericht über die arme Stutzperücke gehalten wurde. Saldern stählte sein Herz gegen alles Gefühl des Mitleids, das sich gegen diese Unglückliche noch in ihm regte; das lezte Gefühl des Dankes, den er ihr doch schuldig war, erstarb in seinem Busen. Tausend Todesarten sann er für sie aus, doch fand er keine recht nach seinem Eigensinn, alle waren sie zu kurz, als daß sich sein blutdürstiges Herz lange daran weiden konnte, und er verwarf die völlige Vernichtung: ein andrer Plan der Rache ward

erfunden. In seiner Wohnung war ein Taubenschlag, dort trug er mit eignen Händen sie hin, machte sie zwischen zwey Stäbchen fest, um sie in ewger Gefangenschaft da hängen zu lassen, und kaufte sich noch denselben Tag ein liebendes Paar Tauben, denen es nun auf immer ihr Hochzeit- und Wochenbette seyn sollte. Froh war der neue Pfarrer seines glücklichen Einfalls, freute sich, wie er einst diesen Gefangenen seinem Jettchen zeigen wollte, als ein Opfer seiner Liebe, und schon schmeckte im voraus die Zucht ihm wohl, die ihm dieß Taubenpaar aus diesem herrlichen Wochenbette liefern würde.

Den nächsten Sonntag erschien er also wieder in seinem eignen Haar, das er im Fall der Noth auf dem Lande sich selbst zusammen gebaut hatte, und freute sich der glücklichen Wirkung, die es auf seine Gemeine nun machen würde; doch er hatte dießmal wie immer die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Herr von Alborg wunderte sich über die schnelle Veränderung, doch fiel es weiter seiner Frömmigkeit nicht auf; seine Gemahlin, aber noch mehr Fräulein Lottchen fanden, wie vorher, Be-

ſchmack an der niedlichen Tracht. Das Herz ſeiner heimiſchen Gemeinde hingegen empörte ſich, wie an dem Tage ſeiner Probe, wider die weltliche Mode. Nur vor acht Tagen hatten ſie ſich gefreut, einen Mann von Anſehen und Frömmigkeit zu ihrem Pfarrer zu haben, heut aber fanden ſie an ihm den unreifen Jüngling, der ihrer Aufmerkſamkeit und ihres Gehorſams nicht würdig ſchien. Sie fanden in ihm einen Weltmann, mit deſſen Lehren ſie ſich auf der breiten Straße zur Hölle ſahen. Selbſt des Schulmeiſters Herz wankte, ohnerachtet er ſelbſt bey ſich dachte, „du haſt ja auch dein „eigen Haar, und biſt doch ein Geiſtlicher;“ aber ſein Verſtand war nicht ſcharf genug, dieſen kritiſchen Fall zu entſcheiden: das Gefühl ſeines Herzens ſagte ihm, daß ſich das eigne Haar nicht für den Paſtor ſchicke, weil es keiner noch vor dem jetzigen gethan hatte.

So entſpann ſich gleich mit der erſten Woche eine gänzliche Verachtung in den Herzen der Bauern gegen ihren neuen Prediger. Schon heute fand das ländliche Völkchen häufiger in der Schenke ſich ein; ſelbſt Herr Veit, der Schulmeiſter, ſcheute ſich nicht, trotz ſeinem Stande,

da zu erſcheinen, welches man ihm freilich verdacht haben würde, wenn man nicht den Kopf zu voll von dem neuen Pfarrer gehabt hätte: doch dießmal war er gar willkommen. Schon heute beſchwerte man ſich über den Edelmann, der ihnen einen Seelenhirten gegeben hatte, der ihr Herz mit giftigen Irrthümern erfüllen, ihnen Ketzereyen und falſche Grundſätze predigen würde. Doch bald verwandelte ſich ihr Verdruß in Fröhlichkeit, und in der Hitze des Sprechens ward ſo mancher volle Krug ausgeleert, manches Gläschen geiſtigen Waſſers umgekippt, und der Geiſt, in ſo großem Maaſe genoſſen, hatte die ſonſt nicht leicht reizbaren Gehirnnerven der Bauern in Schwingung gebracht. Eine Bande Dorfmuſikanten, die mit einem Hackebrete, einer ſchwirrenden Fiedel und einem invaliden Baſſe in der Schenke einkehrten, munterten ſie noch mehr zur Freude auf. Sonſt war es Sitte in dieſem Dorfe, daß man des Sonntags nicht tanzte, denn der verſtorbene Pfarrer hatte auf dieß Vergnügen des Bannes Fluch gelegt, und niemand wagte es, ihm zu widerſtehen, denn alle fürchteten ſich vor ihm; vor dieſem Jüngling aber, der nun

ihr Pfarrer seyn sollte, hatten sie ohne Ehrfurcht, und ohne sich die Mühe zu nehmen, darüber nachzudenken, was er sagen würde, überließen sie sich mit allem Feuer einer schwärmerischen Freude. Hoch ging es die ganze Nacht einher, welches bis jezt etwas unerhörtes war. Bäurischer Gesang mischte seine unharmonischen Inbeltöne in die noch mehr unharmonischen Töne der Musikanten. Diese ausgelaßne Freude war so ansteckend, daß selbst Meister Veit, der Cantor, seiner hohen Würde uneingedenk und des Pfarrers zu vermuthenden Verweis nicht achtend, sich diesem Wonnetaumel überließ, und unter den Bauermädchen im rasenden schwäbischen Tanze den schwarzen Rock schwenkte, und, des Anstimmens schon gewohnt, zu manchem Schelmstückchen mit seinem kreischenden Tenor den Ton angab.

Der Tag machte diesem Schwarm ein Ende, und singend ging der Zug der Bauern, die Fiedler voran, der Schulmeister nach ihnen, vor der Pfarre vorbey nach Hause, und keiner fürchtete den nächsten Sonntag von der Kanzel im Purzelbaume den Hals zu brechen.

Saldern hörte dieß alles, erfuhr alle Mitglieder dieſes nächtlichen Schwarms, auch den Schulmeiſter kannt' er an ſeiner Stimme, die ihm zu auffallend war, als daß ſie ihm lange unbekannt bleiben ſollte, und entbrannte im Eifer über die Entweihung des geiſtlichen Standes. Gern verzieh er's den andern Bauern, nur aber dem Cantor nicht, und hielt es für ſeine Pflicht, zwar nicht im polternden Tone, denn dieß war für ihn noch zu früh, und überhaupt ſeine Sache nicht, doch ſanft ſeine Gemeine zur Ordnung und Stille zu ermahnen, dem Cantor aber eine kleine Gardinenpredigt zu halten, wenn er es nicht wagen wollte, ſein Anſehn auf immer zu verlieren.

Gleich mit dem vollen Morgen ſchickte er zum Meiſter Sänger mit dem Andeuten, bey ihm zu erſcheinen; doch dieſer hatte die Ruhe noch zu nöthig, und ſie dem neuen Paſtor aufzuopfern, ſchien ihm dieſer nicht wichtig genug: er ließ ihm alſo (denn noch hatt' er auch den Taumel im Kopfe) geradezu ſagen, er ſchlief noch, wenn er ausgeſchlafen hätte, wolle er ſchon kommen.

Spät am Mittag erschien er endlich, und wußte schon alles, was der Pfarrer mit ihm zu reden hatte, und war schon vorbereitet dazu. Sanft verwies ihm Salbern die Vergessenheit seines Standes, und mahnete ihn freundlich an, ein Beyspiel der niedern Gemeinde zu seyn. Ungerührt stund der Cantor bey ihm, und sprach kein Wort, denn noch wagt' er es nicht, sich ihm ganz zu widersetzen, hielt es aber auch der Mühe nicht werth, sich gegen ihn zu vertheidigen. Wie Salderns Predigt zu Ende war, nickte er ungeschickt mit dem Kopfe, und sagte, er wolle es thun, und da[illegible] Salbern wieder allein, der bis jezt [illegible] seiner Launen bekannt war, als daß er ihm dieses hätte übel auslegen sollen.

Den kommenden Sonntag führte er auch seiner übrigen Gemeinde, welcher der Schulmeister schon lange im Triumpf seinen Wischer erzählt hatte, ihre Unordnung zu Gemüthe, und bat sie in sehr milden Ausdrücken, ihre Freuden unter weniger Geräusch und in geringerem Maase zu genießen. Ungerührt, wie ihr drittes Oberhaupt, der Cantor, blieben die ohnedem hartherzigen Bauern, und horchten über

die gutgemeynte Warnung hinweg. — „'S iſt „doch nicht wahr', was dieſer junge Menſch „uns predigt," dachten alle, und freuten ſich ſchon im voraus der Luſt in der Schenke, und mancher, frecher als die andern, wagte es, dem Schulmeiſter einen bedeutenden Wink mit dem Kopfe zu geben, oder mit Fingern auf ihn zu zeigen.

Luſtiger noch, als das leztemal, ging es heute in der Schenke. Alles bemühte ſich, dem Pfarrer zum Poſſen recht zu lärmen, welcher vor dem Schwarm die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte, und dießmal zogen ſie durch das ganze Dorf mit ihrer Muſik, gerade unter des Pfarrers Fenſter vorbey.

Nachdrücklicher wurden nun Salderns Verweiſe, härter ſein Ton, in welchem er ſie zu ihrer Pflicht zurück rief; aber noch hatte keiner Luſt, ſich zu beſſern, keiner achtete ſeine Bitten, keiner fürchtete ſich vor ſeinen Drohungen. Nichts fruchtete: früh ermahnte er ſie, und nachmittage thaten ſie, was ſie wollten.

Herr von Alborgs lange Hand that endlich dieſer Unordnung Einhalt, dieſe nur verhinderte es, daß nicht in dem Dorfe das zügelloſeſte Le-

ben geführt wurde. Der Käfig im Schlosse, mit dem sie bedroht wurden, hatte mehr Kraft auf sie, als die schönsten Reden des Pfarrers. Dieß unterblieb also, aber doch kehrte nicht die Achtung gegen ihren Pastor zurück. Die Zeit, die sonst in der Schenke dem Tanze geweiht war, wurde nunmehr zu weisen Berathschlagungen angewendet und manchen Anschlag wider Saldern auszuhecken.

In einer dieser Versammlungen trat einst Meister Puf, der Schmidt und Richter des Dorfes, auf, und sprach zu seinen Unterthanen also: „Uns als Obrigkeiten ist es Pflicht, für „euch Unterthanen, deren Wohl uns auf die „Seele gebunden ist, zu sorgen, uns wird es „aufgebürdet, wenn Spaltungen, Unordnungen und Händel entstehen, von uns ist es, daß „man sagt, wir hätten bessre Ordnung halten „können. Der Pflicht meines Amtes eingedenk, sprech' ich heute auch zu euch. Schon „lange seh' ich mit Unzufriedenheit, zwischen „euch, meine lieben Unterthanen, und zwischen „unserm neuen Pfarrer S. T. Herrn Saldern „Uneinigkeiten sich entspinnen. Gern sprech' „ich euch von der Schuld dieses Zwiespalts frey,

enn ihr handelt, wie ein jeder andre han-
eln würde, wenn er einen unheiligen Seel-
orger hätte. Dieſer unſer neue Pfarrer iſt
n allem Schuld, an allem Zwieſpalt, an al-
en Unordnungen, die bisher unter euch ge-
errſcht haben. In ſeinem Zorne gab uns
ihn der Himmel, ihn, deſſen ganze Kleidung
en Irrlehrer verräth, deſſen Stimme uns
ichts als falſche Wahrheiten verkündigt, deſ-
n eignes Haar uns von der Verbindlichkeit,
m zu gehorchen, ihn zu ehren, losſpricht.

„Im Geiſte ſeh' ich ſchon im voraus unſer
nzes Dorf zerrüttet, alles zerſtört; ich ſeh'
as, die wir ihm anvertraut ſind, durch ſeine
chuld vernachläßigt, in der Irre herum ge-
n, wie das flüchtige Wild; ſehe unſre Kin-
r verwahrloſet, in falſchen Grundſätzen un-
richtet, auf dem Wege zur Hölle. Eine
örbergrube, ein Abgrund voll Böſewichter
rd dieſes Dorf werden, wenn wir noch ſer-
r der Führung dieſes jungen Menſchen an-
traut bleiben, der ſelbſt nicht weiß, was gut
r böſe iſt, und der Leitung bedarf; noch nö-
i hat, bey Meiſter Veit, dem Kantor, in
Schule zu gehn.

„Diesem Uebel vorzubeugen, ist also uns „Obliegenheit Pflicht, und gern leisten wir sie, „denn sie ist uns süß und angenehm. Unser „Rath und That soll euch, so viel wir können, „beystehen. Höret mich, meine Brüder, und „folget mir! Dem Herrn von Alborg, der uns „diesen Pfarrer gegeben hat, der ihn wieder „nehmen kann, wollen wir unsre Noth vor„tragen, demüthig ihn bitten, daß er den Jüng„ling, dem er die Sorge für unsre Seelen an„vertraute, uns wieder abnimmt; er wird „sich unsrer Thränen erbarmen, wird Mitleid „mit uns Verlassenen haben, unser Jammer „[illegible] erhören, und wir werden einen an„[illegible] von ihm bekommen, der besser „für uns sorgt, reinere Grundsätze uns lehrt, „frommes Leben selbst lebt: dann wird Ruhe „in unsern Hütten, Ruhe in unsern Gewissen „wohnen, und wir alle werden glücklich seyn."

Hier endigte Meister Puf seine Rede, und alles Volk wunderte sich der hohen Weisheit, der Begeistrung, die jezt aus ihrem Richter sprach, denn nie hatt' er so gewaltig zu ihnen gesprochen: sie hielten ihn für einen neuen Propheten; doch dachten sie dabey nicht an

Schickſal, was nach Abſterben der alten
opheten den neuen beſtimmt iſt. Alle
unten ſie mit lautem Geſchrey ihm bey,
mit eheſten ſollte Meiſter Puf eine Sup-
dem Herrn von Alborg übergeben.

In zwey Tagen war dieſes Meiſterſtück
Redekunſt Meiſter Pufs fertig, welches
nicht zu uns gekommen iſt, und wir be-
ern daher die gelehrte Welt, daß wir ihr
Werk nicht liefern können, denn Herr von
org hatte ſie, wie die Türken die ſchöne
anbriniſche Bibliothek, dem Vulkan in Fi-
ſſen geopfert.

Noch denſelben Tag, als ſie fertig war,
er ſpäte ſeine Gemeinde zuſammen, ihr
Bittſchrift vorzuleſen, und ihr Urtheil
er zu vernehmen; beſonders bat er ſich
Meiſter Veiten, der dieſer Zuſammen-
t mit beywohnte, und ſich bey dieſer Gele-
eit auf eine erhabene Raſenbank in die
lung eines Kunſtrichters geſezt hatte, als
einem Gelehrten, ſein unparteyiſches Ur-
aus. Aus ſchuldiger Dankbarkeit für
m erzeigte Ehre, gab dieſer denn auch mit
n Munde dem Aufſaz des Richters Bey-

fall, und die ganze Gemeinde stimmte in den Ton des Schulmeisters mit ein.

Weil sie einmal alle beysammen waren, wurde beschlossen, diese Schrift dem Herrn von Alborg den Augenblick zu übergeben, und der Zug also geordnet. Voran ging Meister Puf, die Schrift in seinen ledernen Koller gesteckt, und neben ihm war der Platz für Meister Veiten bestimmt, dieser verbat aber die ihm zugedachte Ehre, und ging, ich weiß nicht aus welchen Ursachen, nach Hause, und der Schöppe nahm nun von Rechtswegen die erledigte Stelle ein. Nun folgte der übrige gemeine Haufe der Bauern, welche ihre Weiber im zweiten Chore begleiteten, und alle Kinder aus dem Dorfe beschlossen den feyerlichen Zug. Niemand war in den verlaßnen Hütten, als nur alte Greise und Säuglinge in der Wiege.

In dieser Ordnung sahe sie Herr von Alborg angezogen kommen, und befürchtete erst einen Aufruhr; doch da er sah, daß sie bey ihrem Zuge Ordnung und Stille beobachteten, so wußte er sich die Ursachen ihres Besuchs nicht zu erklären. Als sie alle in dem Hofe beysammen waren, gebot ihnen der Richter sich ruhig

zu verhalten, und ſeine Ankunft wieder zu erwarten, er ſelbſt aber ging in Begleitung des Schöppen in das Herrnhaus. Herr von Alborg ging den beiden Sprechern entgegen, und fragte ſie haſtig um die Urſache ihres Beſuches. Tief neigten ſich jezt die Beiden vor ihrem Gerichtsherrn, daß ihre Haare über die Stirne herabfielen, und faſt den Staub auf den Fußboden leckten, und Meiſter Puf überreichte ihm ſein verfertigtes Schreiben, unter einem demüthigen Rockkuſſe.

Schnell überſchaute Herr von Alborg die Bittſchrift, und in ſeinen Augen las man Verwunderung und Erſtaunen, das aber am Ende ſich in Unwillen verwandelte. Mit gefalteter Stirne fragte er die beiden Abgeordneten, was ſie bewogen hätte, die Abſetzung ihres Pfarrers zu bitten, und was ſie eigentlich an ihm auszuſetzen hätten, daß ſie ſich wider ihn ſo auflehneten. Dieß war nun freylich ein Umſtand, den die richterliche Weisheit, ſo groß ſie ſonſt auch war, dießmal vergeſſen hatte, und Meiſter Puf gerieth durch dieſe Frage des Edelmanns in die größte Verlegenheit.

„Es ist nicht genug," sagte Herr von Alborg, „daß ihr seine Absetzung verlanget, ihr „müßt mir wichtige Gründe angeben, deren „aber keinen ich hier sehe. Wo ihr mir nicht „diese angebt, so sehe ich euch als Rebellen an, „die sich wider geistliche und weltliche Ordnung setzen, und die ich schon zu bestrafen „wissen werde. Und ihr, die ihr die Oberhäupter meiner Unterthanen seyd, sollt besonders dabey büßen, wenn es blos ein Einfall „eures Eigensinnes ist."

Meister Pusen sank hier der Muth, denn er fand sich gar nicht dazu berufen, seine Haut für seine Bauern dahin zu geben, doch faßte er sich, so viel zu sagen: Er erschien auf Bitten der Gemeinde bey ihm, nicht sein Beruf wär's, denn er hätte nichts an dem Pfarrer auszusetzen; er hätte nur diese Gesandtschaft deswegen über sich genommen, um mit Hülfe des Herrn von Alborg die Gährung, die unter den Bauern entstanden wäre, beyzulegen. Den Grund von ihrer Unzufriedenheit könnte er eigentlich nicht angeben, außer etwa den, — hier stockte er, — daß er kein rechtes Ansehen hätte; sonst an seiner Lehre hätten sie nichts

auszusetzen.“ Hier ergrimmte Herr von Alborg, und schickte die beiden Abgeordneten mit dem Bedeuten, die Rebellen nachdrücklich zu bestrafen, wenn sie sich nicht augenblicklich zur Ruhe begäben, wieder von sich.

Froh der geretteten eignen Haut, doch muthlos über den mißlungenen Versuch, stiegen die beiden Gesanden die Hoftreppe wieder hinab, und gaben dem wartenden Haufen der Bauern einen geheimnißvollen Wink, ihnen zu folgen. In Erwartung einer glücklichen Nachricht eilten sie alle in vollem Trabe hinter her; denn Richter und Schöppe eilten stracks, daß sie nur ihrem Gerichtsherrn aus den Augen kamen. Bald hätte der muthige Haufe jubelvolle Lieder angestimmt, in Hofnung der gewonnenen Sache, doch Meister Puf gebot ihm Stillschweigen. Auf dem gewöhnlichen Sammelplatze kündigten die beiden Gesanden dem aufrührerischen Haufen Herrn von Alborgs Ausspruch an, sagten ihm allen Trost, alle Hülfe bey ihrem Gerichtsherrn ab, und mit Schrecken hörten die Rebellen die ihnen gedrohte Strafe. Bald aber verlor sich bey ihnen diese erste Furcht; ihrer guten Sache

bewußt, bestimmten sie eine neue Gesandtschaft, und bürdeten die Schuld des mißlungenen Versuchs Meister Pusen auf. Eine neue bessre Schrift sollte er machen, und zwar mit Hülfe des gelehrten Herrn Cantors; doch Meister Puf entzog sich diesem gefährlichen Geschäfte. Bald wär nun ein neuer Aufruhr wider ihn entstanden, weil er seiner Pflicht, für das Beste seiner Gemeine zu sorgen, zuwider handelte. Unzufrieden und im vollen Zanke endigte sich die ganze Zusammenkunft, und jeder ging, neue Projekte zu ersinnen, nach Hause.

Saldern wußte von dieser ganzen Revolte wider ihn nichts, auch Herr von Alborg nahm sich vor, ihm die ganze Sache so viel als möglich zu verschweigen, um ihn nicht zu kränken; denn der Grund, den Meister Puf angegeben hatte, war wirklich für Saldern verächtlich und beleidigend, und er glaubte, daß es seine Bauern bey diesem ersten Versuche bewenden lassen würden. Sollten sie ja noch ferner auf ihrem Unsinne beharren, so nahm er sich vor, sein ganzes Ansehen anzuwenden, um sie wieder zum Gehorsam zu bringen.

Auf einige Tage hatte Herrn von Alborgs Machtwort die Aufrührer zum Stillschweigen gebracht, doch so bald sie ihren Pfarrer wieder in seiner neumodischen ungeistlichen Tracht erblickten, empörte sich ihr ganzes Herz gegen ihn. Zwar entstand sogleich kein öffentlicher Auflauf weiter, denn die Furcht hielt sie ab; aber auf alle mögliche Weise ließen sie Saldern ihren Widerwillen empfinden, und eine Unordnung über die andre entstand.

Meister Veit, der ihn in seinem eigenen Haare völlig als seines gleichen ansah, versagte ihm jede Ehrerbietung. Wenn Saldern die Schule besuchte, und ihm bisweilen eine kleine freundschaftliche Erinnerung gab, so machte er ihm Einwendungen, und gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß er es besser wissen müßte, weil er älter und ein Geistlicher wäre. Bisweilen sang er in der Kirche nach seinem Gefallen Lieder, die Saldern ihm nicht vorgeschrieben hatte, und verwieß es ihm dieser, so entschuldigte er sich ganz kalt mit seinem blöden Gesichte. Prüfte der Pfarrer bisweilen seine Kinder, so stand er hinter ihm und lachte

höhnisch ihn aus, oder schnurrte wohlweise den Kopf.

Dadurch verdarb er denn seine Schüler so, daß Einer vor dem Pastor (welches vorher etwas unerhörtes war) die Mütze abzog; wenn sie ihn noch so nahe sahen, frisch weg sich balgten, oder den Käse und Butter einander von dem Brode herunter warfen, und wenn Saldern sie schalt, vor ihm hintraten, Hohn ihm sprachen und ihn angrinzten. Auch in der Kirche gafften sie beym Examen hin und her, achteten nicht auf seine Frage; und wenn er ihnen bisweilen eine falsche Antwort verbesserte, so war mancher so kühn, ihm gerade ins Gesicht zu sagen, unser Herr Schulmeister hat es anders gelehrt; sie blieben auch wohl, wenn es ihnen einfiel, aus dem Examen weg, oder liefen gar aus demselben davon.

Thaten dieß die Kinder, wie vielmehr liessen die Aeltern Saldern ihre Abneigung empfinden. Alte Hühner, die er nicht gar kochen, nicht kauen konnte, oder welche die Pocken oder sonst etwas anders an sich hatten, mangebackenes oder ganz verbranntes Brod, Getraide, von welchem zwey Drittel Unrath war, Würste

ohne Salz und halb riechend, und die er seinem Hunde geben mußte, waren die Geschenke, die sie ihm brachten, weil sie einen Theil der ihm bestimmten Einkünfte ausmachten; freywillig aber bekam er gar nichts. In die Kirche kam mit der Zeit bald gar keins, daß er auf die lezt den leeren Stühlen predigte, oder wenn sie ja hineinkamen, so schwazten sie, verhielten sich ungebührlich, aßen ihr Morgenbrod, die jungen Pursche warfen von den Chören den Mädchen Küsse mit der Hand, oder Sträusse zu, und wenn es einfiel, der lief mitten unter der Predigt davon. Ja sie hielten darin ihre Mittagsruh der Länge nach ausgestreckt, und überläubten durch ihr Schnarchen die Stimme des Pfarrers; und wenn er ihnen alle diese Untugenden verwies, so lachten sie ihn aus.

Auf den Straßen verhielten sie sich nicht besser. Kein Hut, keine Mütze flog vor ihm von dem Kopfe herab, und wer mit ihm sprach, oder vielmehr, mit wem er sprach, (denn keiner gab sich die Mühe ihn anzureden) behielt seinen Scheitel bedeckt. Oeffentlich nahm vor seinen Augen Hans seine Mieke in den Arm, und that von Herzen schön mit ihr.

Kurz alle möglichen, auf keinem Dorfe erhörte Ungezogenheiten riſſen in Salderns Gemeinde ein. Dieſer ſah die Unordnung, und grämte ſich tief in ſeiner Bruſt; doch konnte er ſich die Urſache dieſer Ausſchweifungen nicht erklären. Wehmüthig klagte er ſeine Noth Herrn von Albera. Auch dieſer hatte ſie längſt mit Unwillen angeſehen, und beſchloß nunmehr dieſen Unfug mit harter Hand zu ſtrafen.

Erſt ließ er die rebelliſchen Bauern durch Richter und Schöppen vermahnen, ließ ihnen die härteſten Strafen bey nicht erfolgter Beſſerung drohen, drohte noch mehr dieſen Oberhäuptern, wenn ſie nicht für Ruhe und beßre Zucht ſorgten: doch nichts half, immer größere Unordnung riß ein, und das Feuer des Zorns mußte bey dem Herrn von Albera völlig ausbrechen. An einem Sonntage wurden vier junge Burſche, die mit den Mädchen in der Kirche geſchäkert hatten, in den Schloßthurm geworfen. Kaum waren dieſe erlöſet, ſo nahmen vier Hausväter, die den Pfarrer um den Dezem betrogen hatten, ihren Platz ein. So ging es die ganze Gemeinde durch, und Richter und Schöppe beſchloſſen die Reihe, welche acht

Tage bey Waſſer und Brod, wegen vernachläſſigter Reinigung, büßen mußten. Aber alle dieſe Strenge half zu weiter nichts, als die Herzen der Bauern noch mehr wider Saldern zu erbittern; und ärger wurde es, als es jemals geweſen war.

Ende des ſiebenzehnten Geſangs.

Achtzehnter Gesang.

Auf zwo Seiten thürmten sich nun Ungewitter wider unsern Salbern auf. Meister Puf und der Schöppe, deren patriotisches Herz bey der Unordnung in ihrer Gemeine brach, die, durch die acht Tage lange Gefangenschaft erbittert, auf Rache bedacht waren, samen nun ernstlich drauf, dem Unwesen zu steuern, welches durch nichts anders geschehen konnte, als durch Salderns Absetzung. Neue Versammlungen wurden nun angestellt, neue Rathschläge gefaßt, wie man diese Sache am besten enden könnte.

Endlich wurde beschlossen, daß man zu einem Advokaten gehen sollte; denn Meister Puf begab sich, zur bessern Beförderung eines so guten Werks, gern und willig des Rechts Bittschriften zu machen: dieser Advokat sollte zwey Schreiben, eines an den Herrn von Alborg, und das andre an das Consistorium in X** machen, und alle mögliche Gründe zu

seiner Absetzung anführen. Diese Gesandtschaft an den Advokaten übernahmen nebst Richter und Schöppen noch vier andre der klügsten Männer, um es ihm recht deutlich zu machen. Dieser Anschlag mußte ihnen, nach ihrer Einsicht, gelingen, und, so viel wir wissen, konnte er es auch.

Dieß war das eine Ungewitter auf Seiten der Bauern, aber auch in Herrn von Alboras Brust entstand eins wider Saldern. Mit dem größten Verdruß sah er, daß weder Bitten noch Drohen die unruhigen Bauern besänftigte, wiewohl er sich gar nicht den Grund ihres Widerwillens erklären konnte; denn daß des Pfarrers eignes Haar Schuld dran war, kam ihm selbst im Traume nicht ein. Er sahe, daß, je mehr er strafte, das Uebel desto gröſſer wurde. Dem Unfuge mußte gewehret werden, denn es war die höchste Noth. Kein Mittel blieb ihm übrig, als seinen Pfarrer von sich zu entfernen, aber dann noch einmal den Bauern es recht empfinden zu lassen, wenn er ihrem Willen nachgäb, und bey diesem blieb er stehen; doch, wegen eines thörichten Eigensinns, einem Manne, der weiter kein Verbrechen be-

gangen hatte, als daß es ihm nach ihrer Meinung an körperlichem Ansehen fehlete, sein lebenslanges Glück und Versorgung zu entziehen, schien ihm zu hart, zu ungerecht. Hätt' er noch eine Pfarre zu besetzen gehabt, so wär er bald aus dieser Verlegenheit gewesen, oder hätt' er das Consistorium, oder vielmehr seinen Vorsitzer zum Freunde gehabt, leicht hätt' er ihn dann gegen einen Andern vertauschen können; aber so war keines von beiden.

Ein einziges Mittel fiel ihm nach langem Hin- und Herſinnen endlich ein, wie er ihn, wenn es zur Absetzung noch kommen müßte, doch wenigstens etwas entschädigen könnte. Einer dieser seiner von seinen Freunden hatte eine Rektorstelle in einem kleinen Städtchen zu vergeben, die aber bey weitem nicht das eintrug, was Salderns jetzige Pfarre eingetragen hatte; diese ihm durch seinen Freund zu verschaffen, war ihm sehr leicht: und er gedachte ihm noch aus seinem Beutel eine Zulage zu geben. Hiebey blieb er stehen; und wir lassen uns nicht drauf ein, über diesen Entschluß des Herrn von Alborg, über den freylich so manches zu sagen wäre, ein weitläuftiges Collegium

zu lesen. Doch dieß ist nicht unser Amt: wir haben weiter nichts zu thun, als zu erzählen.

So war denn alles auf beiden Seiten, des Edelmanns sowohl als auch der Bauern, so ausgesonnen, daß es zu Salderns völligem Unglück ausschlagen mußte; da die Sache nun vor das Consistorium kommen sollte, dessen Haß gegen ihn nichts weniger als erloschen war.

Salderns Geschick wollte es aber, daß dieses Unglück durch einen wunderlichen Zufall von ihm abgewandt, auf der andern Seite aber ihm ein neues zubereitet wurde, das vielleicht eben so empfindlich für ihn war, als eine schimpfliche Absetzung. Herrn von Alborg hielten einige Geschäfte ab, seinen Anschlag den Augenblick auszuführen, seine Bauern hingegen waren hurtiger. Als sie in X** ankamen, erkundigten sie sich nach einem Advokaten, der gute Memoriale machen könnte, und man wieß sie zu einem, der der geschickteste in der ganzen Stadt war. Fast wären sie aber in der Thüre wieder umgekehrt, als sie einen jungen Menschen vor sich sahen, dessen Jugend eben nicht

allzu erbaulich für sie war, denn das traurige Beyspiel, das sie an ihrem jungen Pfarrer erlebten, machte sie gegen alle junge Leute schüchtern; doch eine Menge Acten, die er um sich herumgeworfen hatte, gaben ihnen wieder Muth, sie trugen ihm ihr Anliegen als Väter des Staats mit Rührung vor, und baten ihn, ja das Memorial recht kräftig zu machen.

Dieser junge Advokat war Salderns Freund; er erschrack, als er das Unglück hörte, das seinem Freunde drohte, und sein gutes Herz gab ihm den Einfall, diesen Zufall zu seines Freundes Rettung zu benutzen; nur wußte er den Augenblick nicht, wie, versprach aber den Eltern, die Sache zu übernehmen, um sie nicht einem Andern zu überlassen, der seinen Vortheil besorgte, und ließ sie mit dem Versprechen eines glücklichen Erfolgs wieder von sich.

Noch diesen Vormittag eilte er zu Salderns Aeltern hin, ihnen den Vorfall zu erzählen, und sich mit ihnen über die Mittel zu besprechen, die man anwenden könnte, den Sohn und den Freund zu retten. „Verdamme

„ſey ſein eignes Haar, das alles Unglück über „ſein Haupt zuſammen ziehe!“ rief Vater Salbern, und zerbrach vor Schrecken die Pfeife. Bey allen Unfällen, die den Sohn betrafen, war dieſer Alte ſcharfſinniger denn alle: ohne der Sache Zuſammenhang recht zu wiſſen, wußte er beſſer als Herr von Alborg, beſſer als ſein Sohn, und beſſer noch als die Bauern, den Grund dieſes Unfugs; denn der erſte konnte es nicht wiſſen, weil man es ihm nicht ſagte oder nicht ſagen konnte, der Sohn konnte oder wollte vielmehr es auch nicht wiſſen, und lezte re wußten nur, daß er kein Anſehen hätte, aber daß daran allein ſein eigen Haar Schuld war, konnten ſie ſich nicht erklären.

In der erſten Beſtürzung erfand Vater Salberns Kopf, der eben nicht zu geſchwinden Entſchluſſen geſchaffen war, kein Mittel dem Uebel vorzubeugen, und bat nur den Advokaten, die Bittſchrift noch nicht zu machen, und die Bauern durch einen wahrſcheinlichen Vorwand aufzuhalten, welches dieſem etwas leichtes war, bis man kräftige Mittel ausgeſonnen hätte.

Immer ist der weibliche Geist geschäftiger, immer fruchtbarer in Erfindungen, als der männliche, immer mehr Gegenwart des Geistes besitzt das schwächere Geschlecht, als das stärkere; Mutter Saldern bewieß dieß heute durch ihr Beyspiel. Noch heute erfand sie von Noth gedrungen ein Mittel, das zwar ihrem Sohne eben nicht das angenehmste, aber doch gewiß das beste bey gegenwärtiger Lage der Sachen war, wie eine übelschmeckende Pille, oder ein bitterer Trank, dem Gaum eines Weichlings zuwider ist, aber doch sich treflich in seiner Wirkung zeigt. Noch heute war sie entschlossen, ihr Plänchen auszuführen, denn je länger sie verzog, desto gröſſer sahe sie die Gefahr für ihren Sohn werden.

„Gieb dich zufrieden, lieber Mann," sprach die freundliche Alte, in vollem Vergnügen über die trefliche Wirkung ihres Witzes, „sey ru„hig! Ich allein will unsern Sohn retten, auf „immer retten, vor jeder Gefahr, die auch in „Zukunft erwartet werden könnte, ihn sichern. „Schwer ist zwar dieß Geschäft, und wehe „wird's dem Mutterherze bey der Ausführung „deſſelben thun; doch um seiner Rettung, um

„unſrer Ruhe willen muß ich jedes Gefühl des „Mitleids erſticken.“ Nach dieſer Anrede entdeckte ſie ihrem Manne den Plan, den ſie in der Geſchwindigkeit ausgeſonnen hatte, deſſen Ausführung aber ſie ſich allein ausbat, und auch wir wollen euch die That ſelbſt zeigen.

Noch manchen Weg ging Mutter Saldern, um ſich alles Nöthige zur Ausführung ihres Anſchlags anzuſchaffen, denn ohne Vorbereitung konnte nichts geſchehen; doch ſo vielfältig auch die Vorbereitungsgeſchäfte waren, ſo waren ſie doch in zwey Stunden alle geendigt.

Ach Saldern, Saldern! könnten wir dich warnen vor dem Unglücke, das deine eigne Mutter dir zubereitet! deine Mutter, die ſonſt ſo zärtlich dich liebte, jedem kleinen Eigenſinne nachgab! Ach, könnten wir dich warnen, daß du fliehen, dich verbergen könnteſt vor deiner Mutter, die auf dem Wege iſt, dein ſchönſtes Glück dir zu entziehen! — Doch es war einmal ſo in das Buch des Schickſals geſchrieben, und wir können weiter nichts thun, als dich bedauern, und — dein Unglück erzählen.

Freundlich ging ihr Saldern entgegen, als sie in die Pfarre trat, und drückte ihr die Hand, die ihm den Dolch in den Busen drücken sollte, führte sie bewillkommend an derselben in seine Stube, freute sich sie einmal bey sich zu sehn, und bedauerte, daß sie in ihrem Alter einen Weg von einer ganzen Meile über sich genommen habe. Alles trug er ihr auf, was er in seinem Vermögen hatte, (es war der engste Ausschuß, den er aus dem verdorbenen Dezem seiner Gemeinde zusammengestoppelt hatte,) und bat um Verzeihung, daß er ihr nichts beßres vorsetzen konnte. „Nein, mein Sohn," sprach die schlaue Mutter, „trag du deine Traktamente alle wieder „fort, ich will dich nicht beschmausen; laß mir „heute das Vergnügen, denn du mußt wissen, „daß heute mein Geburtstag ist. Ich dachte, „du würdest zu uns in die Stadt kommen; da „es aber nicht geschehen ist, so will ich das mit „dir auf deiner Pfarre verzehren, was du bey „uns verzehren solltest."

Salderik besann sich, daß es wirklich der Geburtstag seiner Mutter war, (im Vorbeygehn gesagt, diesem Tage hatte sie ihren Ein-

faſt zu danken,) und bat um Verzeihung der unterlaſſenen Pflicht. Eine Menge Eßwaaren brachte ſie jezt aus einer Schachtel, die ſie ſelbſt getragen hatte: eine Torte und zwo Flaſchen Wein von der Lieblingsſorte ihres Sohnes. „Nun, lieber Sohn,“ ſprach ſie, „will ich dich auch bitten, daß du mir das „Vergnügen gönneſt, dich zu bedienen,“ und ohne Bedenken willigte der Sohn ein, der dieſe Bitte ohne weitere Abſicht glaubte.

Recht wohl ließ ers ſich heute in der Geſellſchaft ſeiner Mutter ſchmecken, denn mit eignen Händen ſchenkte ſie ihm den Wein ein. Noch nie hatt' ihm dieſer ſo gut geſchmeckt, und er dankte der Mutter für dieß köſtliche Geſchenk; auch hatte ſie ihm etwas recht gutes mitgebracht. Je mehr es ihm ſchmeckte, deſto öfter ſchenkte ihm die Mutter ein, der er es nicht abſchlagen konnte, das eingeſchenkte hinunter zu ſtürzen; denn immer redete ſie ihm zu, daß er ſich ihr zu Liebe wohl ein kleines Räuſchgen trinken könnte. Jezt warf die liſtige Mutter ihm vor, daß es doch nicht recht wär, ihr an ihrem Geburtstage kein Sträuschen gebunden zu haben, und zweimal ließ ſich der gute Sohn

dieß nicht sagen, sondern sprang eilend in seinen Garten hinab, so dämmernd es auch schon war, und pflückte, so viel als sein kleines Gärtchen und die späte Jahreszeit ihm reichte, für seine Mutter zum Angebinde ab.

Unterdessen ward für ihn etwas zubereitet, was er gewiß nicht zur Belohnung seiner Bereitwilligkeit erwartet hätte. Sein Glas, welches er voll hatte stehen lassen, wurde unterdessen mit einigen Schlaf machenden Tröpfchen gemischt, die so künstlich zubereitet waren, daß kein halb Betrunkner, wie Saldern war, den Betrug entdeckt hätte. Mutter Saldern dankte herzlich dem Sohne für sein Angebinde, und brachte ihm nun die Gesundheit der künftgen Frau Pastorin. Jettchens treuer Geliebter ließ sich nicht lange dazu auffodern, und trank in Gedanken an sein liebes Mädchen das ganze Glas aus, und schmeckte nicht das, was ihm bitterer als der Tod werden konnte.

Froh war nun die Mutter, daß der wichtigste Theil ihrer gutgemeinten List so glücklich abgelaufen war, nun war ihr der geringere noch übrig. Bald wirkte die Arzney auf ihres Sohnes Lebensgeister, dessen Augen schon sich

zu schließen anfingen. Immer mehr durchdrang ihn des Trankes Kraft, und die Mutter, die sich geschwind neben ihn setzte, fing das sinkende Haupt in ihren Armen auf, wo er vollends zum Todesschlaf einschlief. Nun war der Augenblick da, den sie nicht ungenutzt vorbey lassen durfte.

Schon blitzte in ihrer Rechte ein Mordgewehr, schrecklicher für den armen Saldern, als ein Schwert; weit sperrte es seinen Rachen auf, und seine geschliffenen Seiten gaben in dem Glanze des Lichtes einen blutigen Widerschein. Bald hätte der Anblick ihres lieben Sohnes, den sie jezt verstümmeln sollte, ihr Mutterherz wankend gemacht; doch es war sein Bestes, das sie beförderte: mit diesem Troste gewaffnet fing sie muthig an — das blonde Haar ihres lieben Gustels abzumähen, und wie Schneeflocken fiel es in ihren Schoos hinab, wo sie es zu einer neuen Perücke sammelte.

Ohne Leben lag unterdessen Saldern da, und fühlte nicht, daß man sein schönstes Gut ihm raubte; auch kein Traum machte ihm sein Unglück bekannt, daß er noch hätte erwachen

können, um sein Haar zu retten. — Nur z
Minuten reichten der geschäftigen Mutter
die reiche Aernte zu vollenden, und ihres S
nes Scheitel zum Stoppelfelde umzuwand
Thränen vergoß sie zwar die Menge, wenn
sich seinen Kummer dachte, den er beym
wachen fühlen würde, und daß sie selbst
seyn mußte, die so hart an ihrem Sohne h
delte; doch es gereichte zu seinem Vorthe
und die heitre Miene, die er im Sch
machte, tröstete sie wieder: ein einziger tr
riger Zug hätte sie vielleicht von ihrem
ternehmen abgeschreckt.

Vollendet war nun das große Werk,
sie schon längst gewünscht hatte von ih
Sohne erfüllt zu sehen, das sie aber nun s
vollenden mußte, und nun schleppte sie (d
die Noth gab ihr Kräfte) ihren Sohn
allein auf das Bette, neben welches sie au
nem Tische über ein Buch eine Perücke, di
nach Gutdünken für ihres Sohnes Haup
kauft hatte, hinstellte, um ihm gleich et
zurück zu lassen, womit er seinen Scheite
decken könnte.

Ruhig ließ sie ihn nun liegen, beseufzete es noch einmal, daß sie ihrem lieben Sohne Gewalt angethan hatte, dann aber freute sie sich der glücklichen Folgen, und lange vor seinem Erwachen machte sie sich auf den Weg, um nicht seine Klagen zu hören; denn diese hätten ihr das Herz zerbrochen. Als sie nach Hause kam, erzählete sie in lautem Triumph ihrem Manne die glücklich gelungene List. „Dem Himmel sey Dank, nun bin ich meiner „größten Sorge los, nun will ich mit Freuden „sterben!“ rief Vater Saldern mit gefalteten Händen aus, und gab seiner Frau einen dankbaren Kuß.

Ende des achtzehnten Gesangs.

Neunzehnter Gesang.

Hoch am Mittag wars schon, als Saldern aus seinem Todesschlafe erwachte. „Hast ein „bischen zu viel getrunken,“ dachte er, und wandte sich um aufzustehen. „Was ist dieß!“ rief er erstaunt aus, da er die wohlgepuderte Perücke sah, und griff in einer maschinenmäßigen Bewegung nach seinem Kopfe, als ob ihm sein Unglück ahndete. Er glaubte noch zu träumen, da er es ganz glatt abgeschnitten fand; doch war es ihm nicht mehr wie im Traume: er zupfte sich bey seinen kurzen Haaren, so gut als er sie fassen konnte, um sich zu prüfen, ob er wirklich wache. Ohne Leben sank er wieder zurück in sein Bette, als er sah, daß er wirklich wachte, und alles glatt auf seinem Kopfe fand. Lange dauerte es, eh' er sich besann, und seine erste Handlung war, daß er abermals nach dem Kopfe griff, um sich seines Unglücks von neuem zu versichern. „Ach Gott, wie ist mir geschehen!“

rief er mit Thränen und Seufzen aus, als das erste Todesschrecken vorbey war, „wer hat mir „dieß Unglück zubereitet? Wer hat diese Grau„samkeit an mir Armen ausgeübt? Ach, wo„durch hab' ich Elender dieß verschuldet? Wen „hatt ich so entsezlich beleidigt, daß er so bit„ter sich an mir rächte? Ach grausame Mut„ter, du warst es! Du hast mich mit deiner „Freundlichkeit getäuscht — zum Tode mich „eingeschläfert. Mein Leben hast du mir ge„raubt; denn ach! du weißt es nicht — mein „Jettchen — ach mein geliebtes Jettchen hast „du mir auf ewig entrissen. Ach, Mutter! „Mutter! Darf ich dich nach dieser That noch „so nennen! Was bewog dein sonst so liebe„volles Herz gegen deinen unschuldigen Sohn „so zu härten. Versagte ich dir wohl je in „einer andern Sache meinen Gehorsam, als „nur da ich mich weigerte mein Haar abzu„legen!"

So klagte Saldern lange in seinem Bette, und vergoß Thränen wie ein Kind um sein schönes Haar, und wagte es nicht, sein Lager zu verlassen, denn er schämte sich, vor jemanden sich sehn zu lassen. Die Glocke schlug eine

und seine Aufwärterin, der die Zeit zu lang wurde, kam in seine Stube, ihn zu fragen, ob er nicht aufstehen wollte; denn es war Zeit zu essen. Er verhüllte sich tief im Bette vor ihr, und wieß sie ab; ihm war auf lange Zeit die Lust zu essen vergangen. Endlich stand er doch auf, denn ewig konnte er nicht im Bette bleiben, und das erste, was er that, war, daß er sein schönes Haar suchte, um es als ein Heiligthum ewig zu verwahren; aber er fand es nicht, ob er es gleich in allen Winkeln suchte. „Auch diese traurige Freude hast du mir ver„sagt, grausame Mutter,“ rief er; denn er wußte nicht, daß sie in dem Falle besser für ihn gesorgt hatte, als er selbst gethan haben würde.

Kein Kummer, kein Leiden ist auf der Welt, dessen Härte nicht die milde Hand der Zeit lindern sollte, also auch mit Saldern. Schon an diesem Abend wagte er es, von Neugierde angetrieben, sich in dem Spiegel zu besehen, so fest er es sich auch vorgenommen hatte, es nie zu thun. Mit abgenommener Mütze trat er jezt im kahlen Kopfe vor den Spiegel hin; doch er hielt diesen Anblick nicht lange

aus: mit beiden Händen deckte er sein Angesicht, sezte sich wieder in einen Winkel hin, und weinte.

Den andern Morgen war er schon muthiger. Von neuem wagte er es, vor den Spiegel zu treten, und blieb dießmal länger stehen. Einige Stunden drauf wagte er es gar zu versuchen, wie ihm die neue Perücke stand. Doch auch diesen Anblick konnte er anfangs nicht vertragen, sondern riß sich die Perücke vom Kopfe, und warf sie unter den Tisch. Dieß war nun freylich wieder etwas rasch, und er bereute es bald, daß er die wenige Zierde, die ihm übrig war, vollends verderben sollte. Langsam hob er sie denn wieder auf, und machte sie mit seinem eignen Handwerkszeuge wieder zu rechte.

Noch ließ er sich nicht vor seiner Hausthüre sehen; denn er schämte sich: sonst wär er eilends nach X** gereist, um seiner Mutter Vorwürfe zu machen. Dennoch aber erscholl diese Post schon den andern Tag im ganzen Dorfe, und alle Bauern waren neugierig, ihn in seiner neuen Tracht auf den Sonntag zu sehen. Herr von Alborg, den er sonst fast alle

Tage besuchte, wunderte sich über sein Außenbleiben und ließ ihn zu sich bitten; er aber ließ sich mit einer kleinen Unpäßlichkeit entschuldigen.

Endlich erschien der Sonntag, der ihn zwang öffentlich zu erscheinen. Gern wär er dießmal seiner Predigt entledigt gewesen, und hätte gern einen seiner ehemaligen Collegen so reichlich als möglich bezahlt; doch er hatte nach der Zeit ihre guten Gesinnungen gegen ihn kennen lernen, und sahe sich also gezwungen, selbst sein Amt zu verrichten.

Machte sein eignes Haar ehemals Aufsehn, so machte es gewiß dießmal die Perücke auch. Herr von Alborg wunderte sich über die Veränderung, seine Frau Gemahlin machte eine finstre Mine, und Fräulein Lottchen wagte es gar nicht ihn anzusehen, und nahm sich vor, ihm einen recht derben Verweis zu geben; seine bäurische Gemeine aber, die aus Neugierde heute sehr zahlreich war, wußte gar nicht, wie ihr geschah: so wie sich ihr Pfarrer verwandelt hatte, so hatte sich auch plözlich ihr Herz gegen ihn verwandelt. Meister Veit, der Cantor, konnte sichs gar nicht erklären, warum ihm sein Pa-

ſtor heute ehrwürdiger als bisher vorkam, und heute hielt er zum erſtenmale ſeinen Dienſt wieder ordentlich, die übrige ganze Gemeinde aber ſaß ſtill, und nicht Ein Laut unterbrach Salbern in ſeinem Vortrage. Alle hielten ſie heute die Kirche aus; heute genoß Salbern die Ehre zum erſtenmale, daß von der ganzen Gemeinde, die vor der Kirche auf ihn wartete, die Hüte von den Köpfen vor ihm herabflogen.

So ſchnell, ſo ſtark war die Zauberkraft der Stutzperücke auf die ſonſt unbezwingbaren Herzen der Bauern. Salbern ſah mit Verwunderung ſeine Gemeinde ſo umgeſtimmt, und kam heute zum erſtenmale auf die Gedanken, daß ſein eignes Haar an den bisherigen Unordnungen hätte Theil haben können, und ſein neuer Putz der Grund dieſer ſchnellen Veränderung wäre.

„Pfuy, Herr Paſtor! Ich mag Sie gar „nicht anſehen, ſo garſtig ſehn Sie aus. Pfuy, „über die meſante Stutzperücke! Sehn drum' „aus, wie ein Mann von hundert Jahren,“ rief ihm Fräulein Lottchen entgegen, als er bey ihrem Vater heute zu Tiſche kam, und den An-

genblick vergaß er die gute Wirkung, die er eben von diesem Ehrenzeichen auf seine Bauern gesehn hatte. Gern hätt' er sie heruntergerissen; doch dann stand er im bloßen Kopfe da: fort zu laufen schickte sich auch nicht, es war wider die Lebensart; er mußte also bleiben, und mit innerm Gram Lottchens noch lange fortdauernde Verweise anhören, welche ihn immer fragte, was ihn denn zu einer so plözlichen Veränderung bewogen hätte. Ihr die Geschichte seines Lockenraubes zu erzählen, hütete er sich gar sehr; denn er fürchtete ein allgemeines Gelächter, wenn er es sagte, daß er den neuen Simson gemacht hatte, und entschuldigte sich daher mit erdichteten Gründen.

Nachdem Fräulein Lottchens Spöttereyen aufgehört hatten, wünschte ihm Herr von Alborg Glück zu der Veränderung seiner Bauern, und theilte ihm seine Vermuthung mit, daß wohl vielleicht die Stutzperücke vieles zu dieser Umwandlung beygetragen haben könnte, worin ihm Saldern gern beystimmte, und Lottchens Verweise etwas vergaß.

Noch wagte sich unser Held nicht nach X**, so fest er sich auch in der ersten Hitze vorgenom-

men hatte, mit seiner Mutter zu zanken; denn er vermuthete über sich einen bittern Triumph: auch kam niemand von daher, den er fragen konnte, wo sein schönes Haar hingekommen wäre. Endlich bekam er einen Boten von seinen Aeltern, der ihm sein blondes Haar, in eine niedliche Perücke verwandelt, überbrachte, welche glücklicherweise recht gut auf seinen Scheitel paßte, und auch so ziemlich nach seinem Geschmacke geschaffen war. Freude war es ihm, sein verlornes Eigenthum wieder zu sehn; freylich hätt' er gewünscht, es wieder natürlich auf seinem Haupte zu sehn: doch war es einiger Trost in seinen Leiden. Schnell riß er die alte vom Kopfe, sezte die neue auf, und trat vor dem Spiegel, und fast hätt' er sich mit den Perücken auf immer ausgesöhnt, so gut stand sie ihm; doch war es eine Perücke, und immer noch kein eignes Haar, was auf den Kopf angewachsen war.

Mit beruhigtem Herze stieg er den nächsten Sonntag auf seine Kanzel, und predigte mit Beyfall seiner friedsamen Gemeinde, die nun auf dem Wege zur völligen Besserung war. Keiner wagte es sich zu rühren, viel weniger

ſich ungezogen zu betragen. Immer mehr und mehr fanden ſie ſeinen Vortrag erbaulich, ſeine Lehren gut und fromm, und den ganzen Pfarrer ihrer Ehrerbietung würdig.

Heute wurde auch in der Schenke eine neue Verſammlung angeſtellt, worinne man ſich berathſchlagen wollte, was mit der Bittſchrift nun anzufangen wäre. Meiſter Veit erſchien auch wieder dabey, um ſeinem Pfarrer das Wort zu reden, und alle ſeine Beredſamkeit anzuwenden, alles und jedes zu hintertreiben, was man wider ihn vornehmen könnte. Doch ſeine Bemühung war dießmal vergebens, ſein Vorſatz Ihm aber dem ungeachtet lobenswürdig.

Meiſter Puf führete dießmal wieder das Wort. „Liebe Gemeinde,“ ſo redete er ſie an, „ich weiß nicht, ob ein Geiſt, der aus der Tiefe „des ewigen Abgrunds uns zu verderben her„auf kam, unſre Augen bisher verblendet, unſre „Herzen verſtockt hat, daß wir unſerm Pfarrer, „der gewiß durch ſeine frommen Lehren, ſeinen „unbeſcholtenen Wandel, alle unſre Liebe, allen „unſern Gehorſam verdient, dieſe Pflichten, „die eine Heerde ihrem Hirten ſchuldig iſt, die

„her versagt haben. Seit einer Woche habe
„ich darüber nachgedacht, und mir es nicht an-
„ders erklären können, als daß unsre bisherige
„Widerspenstigkeit das Werk irgend eines sol-
„chen schwarzen Geistes gewesen ist, der uns
„zeitlich, durch Strafe von Seiten unsres Ge-
richtsherrn, und geistlich an unsern Seelen
hat unglücklich machen wollen. Mit Schauer
seh ich auf den Weg zurück, auf welchem wir
waren, auf den gewiß nicht ein so guter
Pfarrer uns geführet hatte; denn seine Leh-
ren sind noch die, die sie vor einiger Zeit wa-
ren, noch ist er der, der er einst war, eine
kleine äußerliche Zierde ausgenommen, und
noch seh ich mit Freuden unsrer aller Herzen
gegen ihn gewandt, habe mit Freuden die
Ordnung wahrgenommen, die nun seit zween
Sonntagen in unsrer Kirche geherrscht hat.
meine liebe Gemeinde, laßt uns das ihm
angethane Unrecht ihm abbitten, laßt uns
ihn zu Füßen um Vergebung flehn, alle ihm
gefügte Beleidigung vergüten! Auch un-
sern Gerichtsherrn, wider den wir bey dieser
Gelegenheit uns aufgelehnt haben, wollen
wir um Vergebung unsres Aufstands bitten,

„wollen ihn ersuchen, daß er uns nie — nie „unsern guten Pfarrer entziehe. Laßt uns „mit dem morgenden Tage in die Stadt eilen, „um die Bittschriften, die wir bestellt haben, „aufzusagen, oder wenn sie schon fertig sind, zu „bezahlen, (denn diese wenigen Kosten können „wir schon der wieder hergestellten Ruhe auf„opfern,) und dann wollen wir sie dem Feuer als „ein Opfer für unser Vergehen übergeben. Ich „versprehe mir von euch allen (denn schon habe „ich eures Herzens Aenderung gesehn) Beyfall „und freywilligen Gehorsam.“

Meister Veit druckte dem Richter treuherzig die Hand zum Zeichen des Beyfalls, und die ganze Gemeinde erkannte ihr Unrecht, versprach Meister Pusen gern zu folgen: alle feyerten diesen Tag still, ohne Musik und Tanz, ohne das lärmende Geräusch der Bacchanten, sondern vertrieben sich die Zeit mit kurzweiligen Geschichten aus den Zeitungen.

Mit dem kommenden Tage ging ein Abgeordneter nach X** zu dem Advokaten. Weil nun dieser aus gutem Vorbedacht noch gar nicht gearbeitet hatte, so sagte der Abgeordnete es ihm auf, indem sie sich eines andern be-

sonnen hätten, und so kamen die Bauern, zu ihrer noch größern Freude, ohne alle Unkosten weg. Kaum aber hatte der Deputirte Salderns Freund verlassen, so ging dieser zu den Aeltern des Pastors, und verkündigte ihnen die glückliche Nachricht. Keines freute sich von Salderns Aeltern mehr als die Mutter, die dieß als eine glückliche Folge ihrer List ausgeate, auch konnte sie sich dieß Kompliment gern machen, und ärntete dafür, so wohl von ihrem Manne, als auch von dem Advokaten, reichlichen Beyfall.

Bald schmeckte der Pfarrer die Früchte von der lezten Versammlung in der Schenke. Ganz waren seine Bauern so, als wie sie ehemals waren, und schienen noch besser zu werden, als zu den Zeiten des vorigen Pfarrers. Gut und richtig bekam jezt Saldern den Dezem und alle Abgaben. Manches Hühnchen lief noch außerdem in seinen Hof, manches Fäßchen Bier kellerte in seinen Keller, und manches junge Schweinchen wurde in seinen Stall getrieben; kurz, was nur vor wenigen Jahren seine Gemeinde ihm entzogen hatte, gab ihm jezt doppelt und dreifach wieder.

Auch nahm ihre sittliche Besserung zu. Andächtige Stille herrschte nun unter seiner Predigt, kein Mensch blieb zu Hause, und selbst die wichtigsten Verrichtungen hielten selten jemand ab, seine Reden zu hören. Auch Meister Veit hatte sich ganz bekehrt. Mehr als einmal lief er jezt auf die Pfarre, um sich den Rath des Pfarrers zu dem schweren Geschäfte der Erziehung auszubitten, oder ihm in häuslichen Verrichtungen beyzustehen, und bläute wacker in die Herzen seiner Schüler neuen Gehorsam und Ehrfurcht gegen ihren Seelenhirten durch den k. v. Hintern ein.

So glücklich waren die Folgen, die Salberns Umwandlung gewirkt hatte. Er sah sie, und freute sich; doch diese Freude ward sehr durch den Gedanken verbittert: „Du hast „dieß Glück zu theuer — mit dem Verlust „deiner Haare — deines Jettchens erkauft.“ Verzeiht ihm diesen nicht eben allzutheologischen Gedanken, der gegen die leichteste moralische Prüfung nicht Stich halten würde; doch hatt' er ihn nur, wenn einmal sein Herz noch ein wenig aufbrauste. Wenn er ruhig war, sagte ihm sein Herz, daß er nicht anders hätte

handeln können; da er augenscheinlich sah, daß die Umändrung seiner Gemeinde blos ein Werk der seinigen war. Seine Seele war zu gut, um nicht seine Vortheile der Ruhe, der Einigkeit, und noch wichtigern Vortheilen seiner Gemeinde aufzuopfern; diese zu erhalten, hätt' er gewiß alles hingegeben: das war aber freylich für ihn traurig, daß eben das, was ihm das liebste war, das Opfer seyn mußte. Schon längst würde er sogar aus freyem Willen sein Haar abgelegt haben, wenn er gewußt hätte, daß es der Grund so vieler Unordnungen wär; aber nun büßte er auch Jettchen ein, (denn ausgemacht war es, daß sie dem kahlköpfigen Pfarrer ihre Hand gewiß abschlagen würde,) und dieß machte ihn von Tage zu Tage traurlger.

Ein einziges Mittel war ihm noch übrig, ein Jettchen zu erhalten, dieß war, wenn er ein Haar wieder wachsen ließ; aber die Länge der Zeit war ihm ein großes Hinderniß, und noch mehr hielt ihn die Furcht einer neuen Empörung seiner Bauern von der Erfüllung dieses Einfalls ab. Ihm blieb also weiter nichts

mehr übrig, als den Verluſt ſeines geliebten Mädchens zu betrauern, und in der erſten Hitze der Schwermuth ſchwur er, nie — nie einer Andern ſeine Hand zu geben.

Ende des neunzehnten Geſangs.

Zwanzigster Gesang.

Manche schöne Elegie schrieb er an seine verlorne Braut, manches Klagelied über sein verschornes Haupt; denn er war ein Dichter: schlich oft einsam auf seinen Feldern, oder im Pfarrhölzchen, oder am Bache unter hohen Eliern herum und beklagte den Verlust glücklicher Tage, die er hier mit seinem Mädchen hätte durchleben können; schnitt oft, wie ein arkadischer Schäfer, den Namen seiner Geliebten in die Rinden der jungen Bäume, neben dran den seinen, und oben drüber ein Kreuz zum Zeichen der Trennung.

Mit Weinen und Klagen hat keiner ein verlornes Glück wieder erlangt. Saldern sah dies deutlich; denn immer war es ihm gewesen, als ob er Jettchen noch hätte zu sich weinen können, sah sie aber nie kommen, und die Zeit verging immer mehr und mehr, und er befürchtete, sie möchte ihm auf ewig entrissen werden. Auf einem seiner einsamen Spazier-

gänge, fiel ihm die Frage ein, ob denn gar kein Mittel wär, das ihm sie wieder gäb? Ob sie denn so ganz hartnäckig auf ihrem Entschlusse bleiben würde? Ob nichts ihren kleinen Eigensinn vertreiben könnte, da er bey ihm nun so ziemlich ausgerottet war? denn fast hätt' er sich an seine orthodoxe Perücke gewöhnt. „Sollte sie denn so ganz unerbittlich seyn, wenn ich auch in der Stutzperücke um ihre Hand sie bitte? Wenn ich ihr klage, daß es nicht mein freyer Wille war, durch den ich mein Haar verlor? — daß ich hinterlistet — schändlich hinterlistet — von meiner eignen Mutter hintergangen ward? Sollte nicht Mitleid sie bewegen, mir den Kummer zu versüßen, den mir der Verlust meines Haars gemacht hat? — Sollt' ich ihr denn so ganz abscheulich seyn in dieser geistlichen Tracht? Ich habe mich ja auch bald dran gewöhnt, so widerlich sie mir sonst war. Ach wenn sie mich geliebt hat, so wird sie gewiß durch meine Bitten — und mit Thränen will ich sie bitten — sich erweichen lassen."

Einen Versuch zu machen, wurde noch diese Stunde beschlossen. Er selbst nahm eine

Reise sich vor, (denn durch Briefe war es zu weitläuftig) und hoffte, sie sogleich mit sich zu bringen. Noch ein Mittel fiel ihm ein, sie zu erhalten, dieß war, sie von der Hand ihres Vaters zu bitten, denn dieser wußte gar nichts von ihrem gegenseitigen Versprechen; doch dieser Gedanke wurde gleich bey seiner Entstehung wieder verworfen: mit Gewalt wollte er sie nicht haben, und wenn er dieß auch gewollt hatte, so fiel ihm wieder ein, daß sie ihr Vater vielleicht nicht zwingen würde, denn sie war sein Liebling. Bitten und Flehen war also das einzige, was er anwenden konnte, und schon sann er auf weiter nichts, als auf einen rührenden Vortrag.

Schnell war Saldern in jedem Geschäfte, schneller aber als je war er dießmal. Noch diesen Tag machte er sein kleines Reisegeräthe fertig, und mit dem Morgen war er in X**, wo er sich Extrapost nach Y** bestellte. Neugierig wollten die Alten die Ursache seiner so schnellen Reise wissen, aber weise verschwieg er die wahre Ursache, und wieß sie mit einer wahrscheinlichen Lügen ab; denn er war nicht willens, es seinen Aeltern vorher zu sagen,

wenn er etwan' ein Körbchen mit auf seine Pfarre zurückbrächte, welches er so halb vermuthete.

Wunderlich sah es in Salderns Herze aus, als er nun mit jedem Augenblicke dem Orte näher kam, der sein liebstes, was er auf der Welt hatte, in sich schloß, sein liebstes, was nun entweder auf ewig sein, oder auf ewig verloren war. Zwischen Hofnung und Furcht kämpfte sein Herz, doch überwand die erste die lezte etwas. Alles dachte er sich aus, was er ihr sagen wollte, alles stellte er sich im Geiste schon dar, was sie sagen würde, malte sich ihr Erstaunen — ihre Vorwürfe, und zitterte. Bald aber kam ihm ein rührender Gedanke in den Sinn, der ihm geschickt schien, Jettchens Herz zu erweichen, und nun sahe er wieder, wie sie die Hand zur Versöhnung ihm reichte, ihm alles vergab, und als Verlobte in seine Arme sank.

Jezt sah er Y**s Thürme von ferne, und sein Blut lief schneller als die Räder am Postwagen. „Wenn sie eben in Y** wär, und du träfst sie von ungefähr auf der Straße

ah, dacht' er, was würde Sie, was wolltest Du ihr sagen? Ob sie dich wohl kennen würde?" Und eine helle Thräne stürzte jezt zum Andenken seines Haars, und der glücklichen Zeiten, da er sie noch trug, aus seinen Augen.

Eilend ging es vollends nach Y** den Berg hinunter, und seine Pferde begünstigten die Ungeduld des Verliebten. Hier war er nun, und seine Augen späheten in jeder Gasse, ob er nicht sein Jettchen finden könnte, aber er suchte sie vergebens. Dieß war aber zu viel verlangt, denn nur durch ein Wunder, das aber immer Verliebte, denen man es auch gern verzeiht, sich denken, hätte sie müssen da seyn. Der erste Gasthof nahm ihn ein, und sein erstes Geschäft war, seine Perücke nach dem neuesten Geschmack zurichten zu lassen, das zweite, einen Wagen zu bestellen, der ihn morgen mit dem frühesten nach Jettchens Wohnung führen sollte, und nun legte er sich (denn es war schon etwas spät, als er ankam) nieder; nieder, nicht um zu schlafen, (sein Geist war zu sehr mit Erwartung der Dinge beschäftigt, sein Blut zu unruhig) sondern um

manchen ſchönen rührenden Gedanken, den er anbringen wollte, auszuklügeln.

Er erſchrak, wie nimmermehr ein Miſſethäter erſchrecken kann, wenn er vor der Thüre ſeines Kerkers den Todtengeſang anſtimmen hört, als er früh den Wagen vor ſeiner Thüre halten hörte. Nun waren noch einige Stunden bis zu ſeines Schickſals Entſcheidung ihm übrig. Dießmal wußte er nicht, ob er dem Kutſcher befehlen ſollte, hurtig oder langſam zu fahren, denn beides war ihm gleich angenehm, nachdem er fürchtete oder hoffte; er ließ ihm alſo ſeinen Willen, und weiſſagte ſich, weil es ſo ziemlich friſch ging, einen glücklichen Ausgang.

Kaum war er eine Stunde gefahren, als er das Dörfchen vor ſich ſah, und er erblaßte, ſo ſehr war er in Bewegung. Jezt holte er ſein Fernglas, um zu ſehen, ob er irgend im Freyen ſein Jettchen ſehen könnte, doch er ſahe nichts, und er ſteckte es traurig wieder ein. Endlich ward er, bey einer Wendung des Wagens, an einer Hecke von Dornſträuchen eine weibliche Figur gewahr. „Huy," dachte er, „das iſt ſie," und riß haſtig ſein Fernglas her-

aus, das seine zitternde Hand bald zerbrochen hätte, und siehe da, sie war es wirklich; die Liebe begünstigte ihn dießmal, sie allein zu treffen, eine Gelegenheit, die er sich wohl gewünscht, aber nicht gehofft hatte. Kaum konnt' er durch das Glas sehen, so sehr wankte es vor seinen Augen herum; doch so sehr es wankte, so erkannte er sie doch, denn sein Herz sah mit durch das Fernglas.

Der Fall war zu überraschend für ihn, er wußte nicht, was er thun, ob er sie gehen lassen oder ihr nachfolgen sollte, da es doch immer sein Wunsch gewesen war, sie allein zu treffen. Ein Seitenweg, der nach der Gegend zu führen schien, wo Jettchen war, bestimmte schnell seinen Entschluß, er ließ seinen Kutscher einlenken und schnell zufahren, denn sie hatte einen ziemlichen Vorsprung. Nur noch einige hundert Schritte war er nun von ihr entfernt, und nun ließ er den Wagen halten, und sprang mit gleichen Füßen heraus, vergaß aber dem Kutscher zu sagen, daß er warten sollte, der es aber auch ungeheißen that, und die Komödie mit ansehen wollte, die da der Schwarzrock mit dem Mädchen an der Hecke spielen würde.

„Magst mir auch wohl ein schöner Zeisig seyn,“ dachte er, und pfiff seinen Pferden zu, ihre Bequemlichkeit zu brauchen.

Saldern sprang indeß, leichter als ein Reh, seiner Geliebte nach. „Jettchen! Jettchen!“ rief er, als er nun sie bald erreicht hatte, und Jettchen drehte schnell sich um, denn sie kannte die Stimme noch. Jezt stand er vor ihr, und wußte nicht, was er sagen sollte, machte eine Bewegung sie zu umarmen, that es aber nicht, denn Jettchen sah voll staunendem Schrecken ihn an, und hielt schon ihre Schürze bereit, ihre Augen damit zu verhüllen.

„Ach Jettchen!“ rief er endlich mit schmachtender Stimme, „kennen Sie mich „noch?“ Und sie sah ihn immer noch starr an. „Haben Sie Saldern vergessen? Haben „Sie Ihren — — ?“

„Ach ich kenne Sie,“ fing endlich Jettchen auch an, und weinte bitter dazu, „ich „kenne Sie leider noch zu gut.“

„Warum leider, mein Jettchen? Warum „in einem so weinerlichen Tone? darf ich nicht „ein freudiges Gesicht erwarten, wenn ich zu „Ihnen komme?“ —

„Ach Saldern, Saldern, (und Jettchen weinte heftiger,) „mit Freuden wollte ich Sie „in meine Arme aufnehmen, die erste seyn, die „Sie an den Busen drückte; aber ich kann „nicht — ich kann nicht mehr.“

„Warum nicht mehr?“ rief Saldern hastig, welcher gar glaubte, sie wär mit einem Andern versprochen, „ach, reden Sie! Warum „nicht mehr? ich bitte Sie.“ Jezt wollte er ihre Hand ergreifen, die sie aber schnell wieder zurück zog.

„Ach bin ich denn Ihnen so ganz ein „Abscheu geworden? Wollen Sie mich wie „ein Ungeheuer fliehen? Ach reden Sie, sa„gen Sie mir, was mich Ihnen verhaßt „macht?“

„O, spotten Sie nicht noch meiner ver„schmähten Liebe. Saldern, Saldern, Sie „haben Ihr Wort, Ihr Versprechen schlecht „erfüllt.“ Bey diesen Worten drehte sie sich um und sezte sich auf einen abgehauenen Stamm, verhüllte tief ihr Gesicht in ihr Schnupftuch, und schluchzete laut.

Jezt besann sich Saldern erst, daß er eine Stutzperücke hatte, denn in seiner Bestürzung

wußte er gar nicht, wer und wo er war, und was er gesagt hatte.

„Ach, mein Jettchen,“ rief er aus, und warf sich neben ihr hin auf des Baumes Stamm, „es ist wahr, ich bin ein Treuloser, „ein Meineidiger, der seine Schwüre gebro„chen, die der Liebe gethanen Versprechen ent„heiligt hat. Ich habe mein Haar verschnit„ten, mein Haupt unter eine erborgte Decke „versteckt. Ach Jettchen, ich schwöre es Ih„nen, nicht meine Schuld, nicht mein Wille „war's, ein Raub der Verfolgung, der List, der „Betrügerey ward ich!“ Nun erzählte er ihr in den rührendsten Ausdrücken alle seine Verfolgungen, die er wegen seines Haares hätte ausstehen müssen; erzählte seinen muthigen Widerstand, seinen Entschluß, lieber allem Vortheil zu entsagen, als sein Haar abzulegen, erzählte ihr den traurigen Zufall, durch den er es verloren hatte, und suchte sich dadurch gegen Jettchen zu rechtfertigen. „Wollen Sie, „sanftes, gutes Mädchen, einen Unschuldigen, „der nichts verbrochen hat, als daß er Ihnen „treu war, und nur durch Verrätherey un„glücklich ward, ohne Rührung verdammen?

„wollen Sie dem, der bey Ihnen allein Hülfe „ſucht, das einzige Glück ſeines Lebens verſa„gen? wollen Sie ſelbſt Hand an das Leben „deß legen, der das Glück deſſelben von Ih„nen hoffte, der ſie jezt mit Thränen drum „anflehet?“ — So beſchloß er ſeine Rede, die ein wenig anders ausfiel, als wie er ſie conci-pirt hatte, und weinte am Ende derſelben wie ein Kind; und Jettchens Thränen vereinigten ſich mit den ſeinen.

„Ach Saldern! Sie ſehn, wie ſehr es „mich ſchmerzt, Ihnen zu entſagen, Ihre „Hand, die Sie mir anbieten, von mir zu „ſtoßen. Klagen Sie mich nicht an, daß ich „hart bin; denn nur zu ſehr fühle ich, wie „weich mein Herz iſt. Von Herzen gern ent„ſchuldige ich Sie, ſpreche Sie von allem An„theil los, den Sie an der Verſtümmelung Ih„res Haares haben könnten. Ihre Verfolgun„gen, die Sie deswegen haben ausſtehen muſ„ſen, rühren mich, ich beklage Sie mit aller „Wärme einer Freundin, werd' auch in Zu„kunft noch manche Thräne um Sie weinen, „den Verluſt der ſchönen Tage, die ich als „Gattin mit Ihnen zu durchleben hoffte, be-

„klagen, die Zeit beseufzen, die mir hier so „glücklich sonst verstrich. Immer will ich „Ihre Freundin bleiben, aber meine Hand — „ach Saldern! — die kann ich Ihnen nicht „geben. Unbezwinglich ist der Widerwille, „den ich gegen diese Art von Putz habe. Vielleicht ist es Eigensinn, selbst warf ich ihn oft „mir vor, aber ich müßte mein Herz zerreißen, „wenn ich mich in diesem Falle ändern wollte. „Verzeihen Sie dieser Schwäche eines Mädchens; große Schwäche ists, ich bekenn' es, „aber ich kann mich nicht stärker machen. „Verzeihn Sie, Saldern!" — Verdoppelte Seufzer und Thränen verhinderten sie, weiter zu reden.

„Ach Jettchen, Jettchen! Dieß war mein „Todesurtheil," rief Saldern in voller Bewegung des Schmerzes und der Wehmuth aus, und seine Wange erblaßte, seine Hand zitterte, mit der er jezt die ihre ergrif, und die sie ihm auch willig überließ; aber ihre Blicke waren von ihm abgewandt, denn Salderns verstümmelte Schönheit war ihr ein zu marternder Anblick. — „Darf ich keinen Widerruf erwar„ten? soll ich wirklich auf ewig Sie missen? —

„Ach Mädchen, Mädchen, dieß iſt zu hart!
„Hören Sie mich! Erbarmen Sie ſich! Wie-
„derrufen Sie den ſchrecklichen Ausſpruch!“

„Nein, Saldern! Ich kann nicht!“ war alles, was ſie jezt ſprach, doch ſprach ſie es mit ſo einer Feſtigkeit und Nachdruck aus, daß Saldern zurückbebte.

„Können Sie nicht? Wiſſen Sie auch, „was Sie ſagen?“ redete er ſie bitter an. „Mädchen, Mädchen! Sie tragen meiner „künftigen Tage Unglück — Ihres Eigenſin-„nes Werk iſt — mein Tod.“

„Gott,“ rief Jettchen, „martern Sie „mich nicht mehr, Saldern! Sie haben es „gehört, daß ich leide — viel leide. Auch ich „bin unglücklich, Sie verloren zu haben; aber „ich kann nicht, laſſen Sie uns abbrechen.“

„Nun ſo leben Sie wohl!“ Bey dieſen Worten ſtand Saldern auf, ergriff haſtig ihre Hand, küßte ſie mit Feuer, und ſeine Thränen befeuchteten die zitternde Hand des gepeinig-ten Mädchens. „Leben Sie wohl!“ rief er noch einmal, und kehrte ſchnell wieder nach ſeinem Wagen zurück; und Jettchen ließ ihn einige Zeit gehen, denn ihr Schmerz hatte ſie

übermannt, daß sie nichts wußte. Endlich besann sie sich, und rief ihm nach, und Saldern hatte kaum ihre süße Stimme gehört, als er stille stand; denn er hoffte einen Wiederruf, und kehrte wieder zu ihr zurück.

„Sie wollen doch nicht gar," rief ihm Jettchen entgegen, „nach D** zurück, ohne „meinen Vater und die Meinigen gesehen zu „haben? Sollen diese meine Schuld tragen „und Ihren Besuch entbehren? Bleiben Sie „doch noch bey uns; als Freund sollen Sie „auch mir willkommen seyn."

Das Wort Freund rief ihn von seinem Entschlusse zurück, denn er war wirklich schon im Begrif, mit ihr auf die Pfarre zu fahren. Nun beleidigte ihn fast ihr beharrlicher Eigensinn. Fest sprach er zu ihr: „Wenn Sie mir „nicht versprechen zu wiederrufen, komme ich „nicht mit Ihnen. Wollen Sie es noch? „Jettchen, es ist das leztemal, daß ich Sie „frage — daß Sie mich sehen."

„Um des Himmels willen, Saldern, „martern Sie mich nicht länger, ich kann „nicht." —

„Nun so leben Sie auf ewig wohl!“ Jezt schlang er seine Arme mit Inbrunst um ihren Hals, welches sie nicht wehren konnte, auch vielleicht nicht wehren wollte, und drückte sie ungefähr einige Augenblicke stumm an sich, und dann sprang er, ohne sich wieder umzusehn, nach seinem Wagen, in den er, ohne weiter zu wissen was er that, sich hinwarf. Bald hätte ihn der Kutscher in die weite Welt hineingefahren, wenn dieser nicht mehr Besonnenheit gehabt, und seinen Passagier gefragt hätte. Und so ging denn die Reise im vollen Trabe wieder nach Y**.

Ende des zwanzigsten Gesangs.

Einundzwanzigster Gesang.

Hart war der Kampf, den er in Y*** in seiner Brust fühlte. Tausendmal verwünschte er seine übereilte Hitze, mit der er sein Jettchen verlassen hatte, machte sich die bittersten Vorwürfe, sie so beleidigt zu haben, und bereute es, daß er nicht geblieben war, vielleicht hätte er sie noch erweichen können; bald aber fiel es ihm wieder ein, daß ihn wirklich ihr Eigensinn verdrießen könnte: er machte sich manches Compliment über seine Gegenwart und Stärke des Geistes, und über den Geniestreich, den er hier gemacht hatte. Dieses aber war nur eine minutenlange Freude, denn der Gedanke, Jettchen nun auf ewig verloren zu haben, faßte ihn bald wieder mit aller seiner Macht, und immer war er im Begrif, wieder zu ihr zu fahren, um wenigstens die, die einst seine Geliebte gewesen war, und ihre Verwandten, die ihn liebten, auf einige Tage zu genießen; um doch wenigstens seine lange Reise nicht umsonst gethan zu haben.

Doch bald besann er sich wieder, daß es peinigender wäre, sie unter den Umständen, immer um sich zu sehen, als ganz und gar von ihr getrennt zu seyn; sie noch umzukehren, war für ihn keine Hofnung da. Leid that es ihm freylich, umsonst den Weg gemacht zu haben, doch hatt' er es sich ja so bald vorgestellt, und er redete sich nach und nach ein, daß er nicht anders hätte handeln können. Ob er Recht hat, mögt ihr unter euch entscheiden.

Unterdessen stand Jettchen noch auf eben der Stelle, wo sie Saldern verlassen hatte, als dieser schon wieder in Y** war, und sahe nach dem Wege hin, den er genommen hatte, nicht wissend, ob sie träumte oder wachte. Sein schneller Abschied hatte sie zu sehr überrascht, und fast glaubte sie, er wär gar nicht da gewesen, oder sein Geist hätte sie bethört; doch daß er wirklich da gewesen war, fand sie augenblicklich einen Beweis zu ihren Füßen. Ich weiß nicht, war es Zufall oder Absicht, daß er seine Elegien, die er auf Jettchens Trennung in seiner Einsamkeit geschrieben, und ihr zum Beweise seiner Leiden hatte zeigen wollen, verloren hatte; doch glaub ich wohl das erste.

Dieſe fand Jettchen, und erkannte ſeine Hand. Nunmehr war es ihr nicht mehr zweifelhaft, daß Saldern da geweſen war. Neugierig ſah ſie nach, was es wäre, und das erſte, was ſie erblickte, war ein Klagelied, mit der Ueberſchrift: An Jettchen. Dießmal fand ſie keinen Beruf, Klagelieder zu leſen, da ſie ſchon in einer der traurigſten Lagen war, und ſteckte ſie ein, um ſie bey kälterm Blute zu leſen. Dieſer Fund gab ihr Hofnung, ihn vielleicht wieder zu ſehn, denn das glaubte ſie nicht, daß er ganz aus dieſer Gegend wegreiſen würde; doch ahndete ihr nichts Gutes, und es reute ſie, daß ſie ihn durch zu wenig Schonung beleidigt hatte: das Körbchen aber, das ſie ihm gegeben, reute ſie nicht, ſondern nur die Art und Weiſe. Klüglich verſchwieg ſie bey ihrer Heimkunft Salderns wunderlichen Beſuch, denn ſie fürchtete dadurch ihr Geheimniß zu verrathen, vermuthete ſich auch von Saldern keine Verrätherey, ſollte er auch ja wieder kommen.

Wen Jettchen am andern Morgen umſonſt erwartete, war Saldern. Eine ſchlafloſe Nacht befeſtigte ſeinen Entſchluß, gerade

wieder auf seine Pfarre zurück zu kehren, denn er hatte doch keinen Wiederruf von dem eigensinnigen Mädchen zu gewarten. Dort sie ewig zu beweinen, war sein Vorsatz, und vielleicht mit der Zeit den Schmerz über ihren Verlust zu heilen, und nie ein ander Mädchen sich zu wählen, war die Rache, die er dem kleinen Gotte, wegen seiner Verrätherey, bestimmte.

Noch unterwegs vermißte er seine Gedichte, dachte sich aber bald, wo er sie könnte verloren haben, und in wessen Gewalt sie wären; denn er hatte sie in den Händen gehabt, um sie Jettchen zu geben, sie aber in der Bestürzung fallen lassen. Halb war es ihm lieb, daß sie doch sein Herz ganz kennen lernte, denn nur dieß las man in jeder Zeile seiner Gedichte; halb schmerzte es ihn aber auch, daß sie eine Undankbare besaß.

Gerade nahm er dießmal den Weg auf seine Pfarre, ohne seine Aeltern erst zu besuchen, denn er wünschte je eher je lieber auf seinem einsamen Dörfchen seine verunglückte Liebe beweinen zu können.

Und er hielt sich auch Wort. Kaum war er nach Hause, als ihm der Gedanke einfiel: „Ohne Jettchen kommst du nun, wirst sie nun nie hier als deine Frau sehen,“ und seine Thränen flossen vor Verdruß über den Eigensinn der Welt und seiner Gemeinde, die durch nichts anders hatte befriedigt werden können, als durch seiner Haare und Jettchens Verlust; und Schwermuth wechselte mit diesem Verdrusse ab. Traurige Schwärmerey hatte jezt an allem, was er that, Antheil. Schmachtend und wehmüthig war sein Ton, trübe und weinerlich sein Blick, langsam und schwer sein Gang. Elegien über Elegien wurden gemacht, und seine Schwermuth erstreckte sich auch sogar über seine Predigten, denn jezt redete er von nichts, als von Leiden, Tod und Grab, und wählte Lieder, die die weinerlichsten Melodieen hatten: seine Bauern, denen er manche Thräne ablockte, wurden eben deswegen ihm immer günstiger. Düstre Lauben zog er sich in seinem Garten von dem dichsten Wintergrün, formte seine Beete in Gestalt der Gräber, und pflanzte nichts als Todtenblumen und gelbe Rosen drauf. Seine

Fenſter verhüllte er vor dem Lichte des Tages, und ewige Dämmerung herrſchte in ſeiner Schlafkammer. Seiner Aufwärterin kaufte er ein aſchgraues Kleid, zum Zeichen der Trauer, er ſelbſt zog einen Schlafrock von eben der Farbe an, und puderte nur halb ſeine Perücke.

Unter dieſer Trauer war ein Monat verfloſſen, und noch fühlte er der Trennung Schmerz eben ſo ſtark als wie im Anfange. Selbſt in der Liebe ſeiner Bauern fand er jezt eine neue Quelle zu ſeiner Plage, denn dieſen ſtand es nicht länger mehr an, ihren Seelenhirten unbeweibt zu ſehn, und jedes Mütterchen, die ihren Dezem brachte, hatte auch eine Eheſtandskandidatin, die ſie ihm zur Verſorgung empfahl, welches ihm denn in ſeiner traurigen Lage äußerſt peinigend war.

Meiſter Veit war der erſte, der für ſein Oberhaupt beſorgt war, und ihm auf Treu und Glauben manch Mädchen empfahl. In der ganzen Gegend war keine Pfarrstochter, oder ein Kammermädchen, (die gewöhnliche Koſt für Dorfpfarrer) die er nicht auf ſeiner Eheſtandsliſte hatte, welche auch zugleich alle Fehler

und Tugenden erzählete; doch waren der ersten immer weniger als der leztern, denn in Hofnung eines guten Geschenks von der Braut hatte er die Tugenden durch ein Glas besehen, welches die Gegenstände vervielfältigt. Gern wollten wir euch mit dieser Liste aufwarten, damit, wenn einem die Lust ankäme sich eine Frau auszusuchen, im Fall er keine bey der Hand hätte, er sich leicht eine nach seinem Geschmacke wählen könnte; doch glaub ich nicht, daß einer von uns sich eine Frau aus der Gegend holen wird, wo Saldern Pfarrer war, und sollte ja einer so eigensinnig seyn, eine von daher haben zu wollen, so verweisen wir ihn gerade zu Meister Veiten, der es uns auch wohl als einen Eingrif in seine Rechte auslegen würde, wenn wir seine Liste öffentlich herausgäben, und ihn dadurch um einen kleinen Profit brächten. Auch jedes Bauerweib hatte ein kleines Verzeichniß, und oft traf es, daß ein Mädchen von mehr denn einer empfohlen wurde; doch Saldern hatte keine Ohren zu so einer Heirath, wo er die Frau, wie aus einer Glückebude bekommen sollte, wiewohl es in der dasigen Gegend durchgängig Sitte war,

und überdieß hielt ihn sein Versprechen, das er sich seit Jettchens Verluste gethan hatte, von jeder Verbindung ab. Nicht allein aber seine Gemeinde, sondern auch Herr von Alborg und seine Aeltern thaten ihm mehr denn einmal Vorschläge. Alles stürmte auf ihn ein, und wollte mit aller Gewalt ihn beweibt sehen, dadurch er am Ende so abgeneigt gegen das Heirathen wurde, daß er auch vielleicht sein Jettchen würde ausgeschlagen haben, wenn sie ihm wäre angeboten worden; doch sagen wir dieß nur, der Sache einen Nachdruck zu geben, im Grunde stehn wir nicht ganz für die Wahrheit.

Nach manchem langen Leiden, nach mancher Verfolgung von so verschiedner Art hatte endlich das Schicksal Mitleiden mit dem von allen Seiten gepeinigten Pfarrer. Es hatt' ihn lange genug verfolgt, es wollt' ihn nun glücklich machen. Liebe war der Grund seiner Leiden, Liebe bewog ihn, sich so vielen Verfolgungen auszusetzen, hatte ihm schöne Tage von fern gezeigt, und grausam ihm wieder entzogen, durch Liebe sollte er nunmehr auch wieder belohnet werden, sollte alle das Glück

genießen, — ungestört genießen, welches diese süße Leidenschaft dem menschlichen Herze gewährt; daß aber die Liebe Saldern durch niemand anders glücklich machen konnte als durch Jettchen, könnt ihr leicht errathen, ohne daß ich es euch erst daher schreibe: doch um euch dieß kleine Wunderwerk zu enträthseln, müssen wir erst einen kleinen Weg vor Saldern, der sich auch bald dahin machen wird, nach Jettchens Dorfe thun, und sehen, was diese seit Salderns schnellen Abschied vornahm.

Sie harrte den andern Tag bis spät auf den Abend, machte sich auch einen kleinen Weg nach dem Hügel, auf welchem sie weit die Straße übersehen konnte; doch ohne ihn kommen zu sehn, mußte sie am dämmernden Abend wieder zurück wandern. Noch hoffte sie auch den folgenden Tag, und glaubte, nöthige Verrichtungen hielten ihn ab; als er aber auch da nicht erschien, verschwand ihr jede Hofnung, ihn wieder zu sehen: schon klagte sie sich einer zu großen Härte gegen ihn an, machte sich tausend Vorwürfe, daß sie ihre abschlägliche Antwort nicht in gemilderten Ausdrücken gegeben hätte, und nach gerade fing sie gar an,

es zu bereuen, einen ſo guten Mann aus bloſſem Eigenſinne verſcherzt zu haben; aber nichts konnte ihr auch kränkender ſeyn, als einen ſo verſtümmelten Gatten zu haben. Dieß war nun einmal ihre ſchwächſte Seite, auf der ſie leicht zu beleidigen war; ſie weinte manche Thräne über ſich und ihren Eigenſinn, weinte, daß ſie dadurch einen Mann verlor, den ſie wirklich geliebt hatte, und mit welchem ſie glücklich zu ſeyn hoffen konnte.

Salderns wehmüthiger Abſchied ſtellte ſich immer ihr dar, es jammerte ſie, daß ſie ihn ſo gekränkt hatte, und zugleich gefiel ihr der männliche Stolz, mit dem er fortgegangen war. Kurz, ſie war in einer der verdrießlichſten und trauriaſten Lagen, und wußte nicht, was ſie anfangen ſollte. Noch hatte ſie, aus Furcht, in größere Schwermuth zu gerathen, Salderns Gedichte nicht geleſen, doch konnte ſie ihre Neugierde am Ende nicht zähmen; nur die erſte Zeile wollte ſie ſehn, denn dieſe konnte ſie doch nach ihrer Meinung nicht gleich mit Traurigkeit anſtecken. Alſo ward die erſte Zeile geleſen; zum Unglück ſtand ſie mit dem ganzen Verſe im Zuſammenhange,

der mußte also ausgelesen werden, um doch wenigstens einen Verstand zu bekommen: aber auch der ganze Vers stand mit den folgenden in zu genauer Verbindung, denn einer hing an dem andern, wie ein Glied in einer Kette; also mußte sie das ganze Gedicht auslesen, und wie dieß durch war, hatte sie schon Salderns traurig schwärmender Ton angesteckt, und ihren ganzen Vorsatz umgestimmt; sie fing an zu weinen, denn er hatte ihr Herz getroffen; seine Leiden waren zu lebhaft geschildert, daß sie nicht ungerührt bleiben konnte: in melancholischen Gedanken vertieft, las sie immer weiter, bis sie mit allen fertig war.

„Jette! Jette! Was hast du gemacht? Kannst du's verantworten, den armen Saldern, der ohnedem so viel für dich litte, durch deinen Eigensinn noch mehr leiden zu lassen. Nein, Jette, du wärst kein gutes Mädchen, wenn du nicht — doch, was wollt' ich sagen? — Nicht zu rasch, Mädchen! — — Doch! — Ja! ich will — will alles wieder gut machen. — — Armer, armer Saldern, so hast du so viel um mich gelitten? ach deine Jette — ach ich bins wohl nicht mehr? — ach Jette

verdiente es nicht. — — Ja, wenn du noch willst, will ich dir deine Thränen trocknen, will dein seyn! Kann ich dir dadurch die Beleidigungen wieder gut machen? Um deinetwillen will ich alle weibliche Delikatesse bey Seite setzen, ich, ein Mädchen, will um die Hand eines Mannes werben. — Was wird er aber sagen? — Wird er nicht triumphiren? — Nein, sein Herz ist gut. Und wenn er mich verachtet, gut, so bin ich bestraft, wie ich es verdiente."

So sprach sie mit sich selbst, fest entschlossen, trotz der Stutzperücke, Calderns Weib zu seyn, fest entschlossen, den noch übrigen Widerwillen gegen die falschen Zierden aus Liebe zu ihrem Caldern auszurotten, und ein Opfer ihres Eigensinns zu werden.

Noch in diesem Feuer schrieb sie jezt an Caldern, bat ihn in den rührendsten Ausdrücken um Vergebung, bot ihm ihre Hand an, und überließ es ihm, ob er sich durch Gegenverachtung an ihrem Eigensinne rächen wollte. Ganz schrieb ihr Herz, und eine kleine Eitelkeit ließ sie sich selbst einen bescheidenen Lobspruch über den wohlgerathenen Brief machen,

als sie ihr Geschriebenes noch einmal überlas. Den andern Tag trug sie, unter dem Vorwand eines kleinen Geschäfts, ihn selbst nach Y**, ohne sich noch einmal vorher hin und her besonnen zu haben, denn ihr Herz war, wenn es einmal etwas beschlossen hatte, fester als ein Mannsherz, und nur einmal in ihrem Leben hatte sie ihrem Charakter widersprochen, dieß war hier.

Alles beschleunigte nunmehr ihre Vereinigung, denn Jettchens Brief ging noch die Stunde ab, als sie ihn abgegeben hatte, und in X** kam er ebenfalls zu der rechten Zeit an; denn Salderns Mutter, der der Briefträger alle Briefe an ihren Sohn übergab, fertigte eben einen Boten nach seinem Dorfe ab.

Saldern war bestürzt, als er in der Aufschrift Jettchens Hand erkannte. Halb wars Freude, halb Furcht, was er bey diesem Anblicke empfand, und fast konnte er sich nicht überwinden, ihn zu erbrechen, denn er fürchtete, der Inhalt möchte die Hofnung, die in ihm auf einmal wieder rege geworden war, vernichten. Endlich faßte er Muth, und las

ihn, und bey jeder Zeile sah man sein Gefühl in seinen Augen. Er glaubte sich bezaubert, als er einen vollkommenen Wiederruf von Jettchens hartem Urtheil fand, als er ihre Bitte um Vergebung und den Antrag ihres Herzens und ihrer Hand las. Dieß Glück hatt' er nicht erwartet, und wär er nicht ein Mann gewesen, er wär vor Freuden in Ohnmacht gesunken; doch sank er (weil es doch etwas seyn mußte) in einer Art von Taumel in seinen Lehnstuhl zurück, und drückte Jettchens Brief an seine Brust.

„Ach Jettchen," so rief er entzückt aus, als er wieder Sprache gewinnen konnte, „nicht „auf meiner Seite ist das Recht der Verzei„hung; dich muß ich bitten, der ich dich durch „meinen übereilten Abschied, durch meinen „Trotz beleidigte. — Du bist doch ein gutes „Mädchen! Habe Dank für das Mitleid, das „du gegen meinen Kummer hast. — O, nun „bin ich glücklich, glücklicher, als ich es je zu „werden hofte. — — Saldern, Saldern, sieh, „nun flieht jeder Gram, jedes Leiden; die „Sonne lächelt dir wieder, und wird sich nicht „mehr verstecken."

Noch in dem ersten Anfalle der Freude, eilte er nach X**, um in lautem Jubel sein Glück seinen Aeltern zu erzählen, die freylich nicht wenig sich wunderten, doch aber das gute Vertrauen auf ihren Gustel sezten, daß er nicht schlecht würde gewählt haben; und nun erklärten sie sich leicht den Widerstand, den er ihnen bisher bey jedem ihrer Heirathsvorschläge gethan hatte.

Heute noch bestellte er auf den kommenden Tag Post, die ihn von seinem Dorfe abholen sollte. Segen seiner Aeltern begleitete ihn, und tausend Empfehle unbekannter Weise an die Frau Schwägerin, Herrn Schwager, Jungfer Schwägertochter, und an das sämtliche Haus, wurden ihm auf die Seele gebunden. „Ich „dachte es gleich, daß er eine auf dem Rohre „haben würde," sagte Vater Saldern, als der Sohn fort war; ob dieß aber ihm wirklich sein prophetischer Geist eingegeben habe, können wir nicht zuverläßig sagen, weil er sich erst nach geschehner That darüber ausließ.

Ende des einundzwanzigsten Gesangs.

Zweyundzwanzigster Gesang.

Jettchen wurde über und über roth, als sie jezt Saldern zum Pfarrthore hereinfahren sah, und mancherley Ursachen hatte sie dazu. Seine Eil hatte sie überrascht; so geschwinde hatte sie ihn nicht vermuthet; sie schämte sich etwas vor ihm. Nunmehr kam auch eine förmliche Bewerbung bey ihrem Vater, von dem sie (doch nur vielleicht) einige Hindernisse erwarten konnte. Auch fürchtete sie sich vor sich selber, und vor einem Rückfall in ihren vorigen Eigensinn, denn nun mußte sie Saldern beständig in der fatalen Perücke vor sich sehen: dieß waren die Gründe zu ihrer kleinen Bestürzung.

Alles freute sich aber neben ihr in der ganzen Pfarre, nach so langer Zeit ihren Liebling wieder zu sehn; denn von Vater und Mutter war er 's gewiß, von Minchen aber nur der zweite: sie hatte ja einen Liebhaber. Jettchens Mutter fuhlte besonders einen Grund zur Freude in ihrem Herze über die Ankunft

des jungen Paſtors, denn ſie weiſſagte ſich etwas mehr von einer ſo langen Reiſe, als einen bloßen Beſuch, und in dem Falle ging es ihr denn wie dem alten Saldern, der immer auch ſolche Ahndungen von ſeines Sohnes eignen Haaren hatte.

Schüchtern waren anfangs die beiden Liebenden gegen einander, wie es immer unter den Leutchen nach einem kleinen Zwiſt geht; doch wurden ſie bald wieder vertrauter: nur warf Jettchen manchen verdrießlichen Blick auf Salderns Perücke, denn mit der hatte ſie ſich noch gar nicht ausgeſöhnt, zwang ſich aber doch, ihren Anblick gewohnt zu werden.

Bald war alles in den Ton der Freude geſtimmt, man erzählte ſich, man fragte ſich, wie es in ſo langer Zeit gegangen ſey, die gewöhnliche Unterhaltung beym Wiederſehn; Saldern aber wünſchte eine wichtigere, und dieß ſobald als möglich, um mit dem alten Pfarrer allein zu ſprechen, und ſich ſeines Geheimniſſes zu entledigen. Die Gelegenheit dazu fand er gleich nach Tiſche, denn der Alte hatte etwas in ſeiner Studierſtube zu ſuchen, dahin ſchlich er heimlich ihm nach, und ſein

g ſchneller, als er die Treppe hinauf
einem ihm ſo ungewöhnlichen Ge-
uch Jettchens Herz ſchlug nicht min-
ſie lauſchte als er hinausging, und
die Treppe hinaufgehen hörte, ver-
e leicht ſeine Abſicht. Auch ihre
nochte ſo etwas vermuthen, denn
örte ihn die Treppe hinauf gehen,
e ſich's nicht anders erklären, als
ihrem Manne allein reden wollte;
er ja nichts oben zu ſuchen. Sie
nach, und behorchte ſie, machte
um doch wenigſtens, wenn ſie er-
de, einen Vorwand zu haben, in dem
in kleines Geſchäft, deſſen Geräuſch
bſt nicht hörte.

rn brachte ſeine Rede an, die wir
gern mittheilen wollten, denn er
anze Reiſe drüber ſtudirt; wir tra-
Bedenken, Saldern den Ruhm zu
wenn etwa jemand von euch bey
Umſtänden, ſeine Anwerbungsrede
und für die ſeinige ausgeben ſollte.
te ihm die ganze Geſchichte ſeiner
h vergaß er einige kleine (für ihn

zwar die wichtigsten) Nebenumstände, z. B. Jettchens kleinen Eigensinn, und ihren lezten Streit, hat zum Final sich seiner Tochter Hand und seinen Segen aus. Wer war froher als die Mama, welche sahe, daß sie sich nicht geirrt hatte; sie wollte schon hinuntereilen, um es ihrem Jettchen zu melden, doch blieb sie noch, um zu hören, was ihr lieber Mann dazu sagen würde.

Still hatte dieser zugehört, und Saldern nicht ein einzigesmal in seiner Rede unterbrochen. Als endlich Saldern aufgehört hatte, und sich schon mit einem freundlichen Ja, schmeichelte, faltete er seine Stirn, welches bey dem freundlichen Manne etwas sehr seltenes war, er mußte denn recht aufgebracht seyn, und hub also an:

„Herr Confrater, Sie wissen, wie viel „Stücke ich von jeher auf Sie gehalten, wie „ich so oft ohne alles Mißtrauen Ihnen meine „Tochter übergeben habe; aber Sie müssen „auch wissen, daß ich nichts weniger, als ver„steckte Händel leiden kann. Sie haben mein „Vertrauen gemißbraucht, Sie haben meiner „Tochter ohne mein Wissen Liebe eingeflößt,

„haben ſich in Verbindungen mit ihr eingelaſ-
„ſen, die in dem Verhältniſſe, worein Sie
„wahrſcheinlicher Weiſe kamen, übereilt wa-
„ren, und für Sie ſowohl, als für meine Toch-
„ter gefährlich ſeyn konnten, und haben mich
„dadurch — ich geſteh' es offenherzig — be-
„leidigt. Hätten Sie mich vom Anfange zu
„Ihrem Vertrauten gemacht — denn Sie
„wiſſen, ich bin kein mürriſcher Vater — ſo
„hätte ich Ihnen mit meinem Rathe beyge-
„ſtanden, ob Sie in Ihrem Liebeshandel fort-
„fahren ſollten, oder nicht; doch hätt' ich ge-
„wiß Ihnen meine Tochter nicht abgeſchlagen,
„ſondern ſie vielleicht als Ihre Braut bewacht.
„Dieß haben Sie aber nicht gethan, haben
„mich ganz hintergangen, und ich bedaure da-
„her, daß ich Ihnen meine Jette abſchlagen
„muß."

Seine Frau wollte immer hineinfahren, und ihn bey ſeinen kurzen Haaren zauſen, ſo böſe war ſie auf ihn, wegen dieſer unvermutheten Antwort, ein ſo wenig böſes Weib ſie auch ſonſt war. Aber dieß ſchien ihr zu viel, umſonſt und um nichts eine ſo vortheilhafte Verſorgung ihrer Tochter mit Füßen von ſich zu

ſtoßen; denn ſeine Urſachen waren für ſie keine, blos Eigenſinn. Doch wollte ſie ſich nicht auf ihrer Lauer verrathen, und verſchob ihre Strafpredigt, mit der ſie ſchon gut zu beſtehen dachte, ſo wenig homiletiſche Uebung ſie auch in dem Falle hatte, bis auf den Abend hinter den Bettgardinen.

Doch wir wollen in die Stube ſehen, wo es ziemlich traurig ausſahe. Saldern blieb ſtumm bey dieſer Antwort ſtehen, er wußte nicht, ob er zu Kreuze kriechen, oder gegen den Vater trotzen ſollte, wie er es gegen die Tochter gethan hatte. Dieſer Ausſpruch war nach völliger Hofnung zu überraſchend für ihm. Zwar warf ſein zartes Gewiſſen ihm vor, daß er wirklich durch den verſteckten Liebeshandel nicht recht that, und er billigte die Gründe des alten Vaters; doch ſchien es ihm auch kein unverzeihliches Verbrechen zu ſeyn, da er im Begriff war, es wieder gut zu machen.

Jezt rief der Alte Jettchen, der der Buſen höher ſtieg und der Athem kürzer ward, als ſie jezt zur Thüre hereintrat; doch wähnete ſie nur einen freudigen Antrag. Aber, lieber Himmel, wie erſchrak das arme Mädchen, als

ſie ſtatt der Erlaubniß, ihrem Saldern nun die Hand zu geben, einen derben Verweiß von ihrem Vater bekam, der noch nachdrücklicher war, als der, den er Saldern gegeben hatte; denn mit ihr konnte er freyer von der Leber weg reden, ſie war ſeine Tochter.

Tief ſchlug ſie die Augen nieder, faltete die Hände, und wagte es nicht, weder Vater noch Saldern anzuſehn. Faſt war ſie ohne Leben, und Saldern mit ihr, denn des Vaters Verweiß, den er ſeinem lieben Mädchen gab, empörte ſein ganzes Herz. Lange ſtand ſie da ohne Bewegung, endlich aber faßte ſie haſtig des Vaters Hand, und ihre Thränen floſſen reichlich auf dieſelbe nieder. Saldern gab dieſe Bewegung den Ton an, auch er ergrif die andere Hand des Alten und küßte ſie. In dieſer Stellung baten ſie nun den harten Vater in den rührendſten Ausdrücken um Vergebung; aber noch waagten ſie nicht, ihn um ihre Vereinigung zu bitten.

„Herr Confrater, dieſe Erniedrigung erwartete ich nicht von Ihnen; bin ich gleich „älter, ſo ſind Sie doch ſo gut Pfarrer als ich.“ Alſo ſprach der Alte, und wollte ſeine Hand

zurückziehen; doch Salbern ließ sie nicht los, und fuhr fort mit Jettchen um Vergebung zu bitten. Der alte harte böse Mann sprach kein Wort, sondern lachte heimtückisch, (wie der Satan, wenn es ihm gelungen ist, einen Menschen zu verführen,) über die Thränen der beiden Verliebten.

„Kinder," rief er endlich, „laßt ab, ich „kann eure Thränen nicht länger sehen; sonst „fang' ich selbst an mit euch zu weinen. Ich „habe mich lange genug verstellt, kommt in „meine Arme! Ich war nie böse, ich wollt' „euch nur ein wenig erschrecken. Vergebt eu„rem Vater diese kleine Betrügerey. Kommt, „umarmt mich! Dann will ich euch allein las„sen, und dann umarmt euch! Ihr habt wohl „so noch kein Wort im Vertrauen mit einan„der geredet."

Noch hatt' er nicht ausgesprochen, als sie Beide schon fest an ihm hingen, und ihre Wangen an den seinigen lagen. Die zu überraschende Freude hatt' ihnen die Sprache benommen, und nur ihres Dankes Thränen flossen dem guten Alten, dessen freundliches Lächeln nun nicht mehr dem Lachen des Satans glich.

Jezt verließ er ſie, um ſeiner übrigen Familie ſeiner Kinder Verbindung zu erzählen; doch ehe er noch redete, ließ ſchon die Frau Paſtorin — denn bis auf den Abend währte es ihr noch zu lange — ihre Stimme im ſtrafenden Tone erſchallen, und machte ihm die bitterſten Vorwürfe, wegen ſeiner eigenſinnigen Härte; aber der Alte verantwortete ſich nicht, ſondern ſagte nur ſo viel zu ihr: „Mütterchen, was fehlt dir? So böſe hab' ich dich „im Leben nicht geſehn; doch jezt kann ich dir „meine Gründe nicht erklären, wenn du ruhiger biſt, wirſt du ſie ſelbſt billigen: unterdeſſen geh hinauf, und tröſte die beiden Liebenden, ſie können ſich gar nicht faſſen. Aber „das vergeb' ich dir nicht, daß du mich belauſcht haſt, das ſollſt du mir ſchon entgelten.“

Schnell lief die alte Mutter die Treppe hinauf, die armen Betrübten zu tröſten, und brummte noch über den böſen Mann; aber wie ſtaunte ſie, als ſie Valdern und ihre Tochter ſich in den Armen liegen und ihre Thränen fließen ſah! Beide liefen ihr, ſobald ſie ſie ſahen, entgegen, und baten ſie, auch ihren Se-

gen ihnen zu geben. Unerklärlich war dieß der Mutter; doch ihre Kinder erklärten ihr bald dieß Geheimniß, und schon in diesem Augenblicke bat sie ihrem Manne, in Gedanken, das ihm angethane Unrecht ab.

Alles war nunmehr, nachdem diese Verbindung durchgängig ruchtbar geworden war, im ganzen Hause voller Freude; nur in Minchens Herz schlich eine kleine Schwermuth sich ein, denn ihrem Geliebten hatt' es noch nicht so wie Saldern geglückt: doch freute sie sich auch über die Versorgung ihrer Schwester. Alles wurde heute und den kommenden Tag noch aufgeräumt, Hochzeittag und Brautputz mit dem ganzen Anhange, wie's nun bey dergleichen Gelegenheiten immer gehe, und wer am wenigsten wider alles einzuwenden hatte, war Saldern mit seinem Jettchen, denen an weiter nichts gelegen war, als nur so bald als möglich zusammen zu kommen — doch alles aus Liebe, nicht aus Noth.

Saldern mußte den dritten Tag fort, denn er konnte nicht so lange von seiner Gemeinde wegbleiben, und bey seiner Abreise wurde ausgemacht, daß in vierzehn Tagen Jettchen in

Begleitung ihrer Mutter den Einzug bey ihm halten sollte. Gern hätte es der alte gute Vater auch versprochen mit zu kommen und sie zusammen zu verbinden, doch der Weg war für ihn zu weit, weswegen Saldern sich einen andern benachbarten Pfarrer aussuchte, der ihn trauen sollte. Jettchen aber begleitete ihn dießmal bis Y**.

Saldern machte bey seiner Ankunft auf seine Pfarre mit Hülfe seiner Mutter, die dabey sehr geschäftig war, alles zu Jettchens Empfange bereit, und that seine Verbindung seiner Gemeinde den nächsten Sonntag durch ein öffentlich Aufgebot kund. Seine Gemeinde wunderte sich gewaltig über die schnelle Veränderung, keines aber war unter derselben neugieriger, die neue Frau Pastorin zu sehn, als Fräulein Lottchen, der es, ich weiß selbst nicht warum, ein wenig verdroß, daß ihr Pfarrer ein Mädchen hatte.

Nach den bestimmten vierzehn Tagen kam Jettchen an, und erwarb sich gleich bey ihrer ersten Erscheinung Liebe und Freundschaft. Schon am ersten Tage wurde sie der Liebling von Mutter Saldern und die Vertraute von

Fräulein Lottchen, die in einer hoher Person, wider alle Regeln der guten Lebensart, auf der Pfarre den Ankunftsbesuch gab. Am vierten Tage nach ihrer Ankunft wurde Jettchen Frau Pastorin. Was vor, bey, und nach ihrer Hochzeit gethan, gesagt und gedacht worden, wird für euch, die ihr uns vielleicht bisher aufmerksam zugehört habt, (welches wir wenigstens wünschen) eine schlechte Unterhaltung seyn; denn es ging bey ihrer Hochzeit, wie bey andrer Menschenkinder ihrer zu. Vor der Hochzeit zerbrach man sich den Kopf über die Zubereitung, bey derselben füllte man sich ihn mit Dünsten von dem Weine, und nach derselben rieb man ihn wieder, weil man ihn zu voll gefüllt hatte.

Froh waren die beiden neuen Eheleute, als dieß Getümmel vorüber war, und sie sich nun so ganz im Stillen ihrer Liebe überlassen konnten, und sahen mit entzückten Augen einer ungestört glücklichen Zukunft entgegen. Noch ist es, da wir ihre Geschichte schreiben, kaum ein halb Jahr, daß sie verheirathet sind. Ob sie sich nun in ihrer Erwartung betrogen haben

oder nicht, wird die Zukunft lehren, und unſre Muſe ſoll es euch getreu erzählen, denn ſie hat große Luſt, auch ihre Eheſtandsgeſchichte zu ſchreiben.

Ende.

Das Geſpenſt.

Ein Gegenſtück zur Stutzperücke.

Leipzig,
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.
1785.

Erſter Geſang.

Wagt es nun ferner nicht mehr, »ihr frechen Spötter«, Geſpenſter zu läugnen! Wagt es nicht länger, Hexen, Kobold, Alp, Ahndung und Traum, oder wohl die ganze Rotte der Hölle zu beſtreiten? Zum Kampfe fodr' ich euch auf. Aber in dieſem Kampfe will ich zu Boden euch ſchlagen. Im Staube, unter meinen Füßen, ſollt' ihr dann bekennen, daß nur Verwitz und Unwißenheit euch bewog, Geſpenſter zu läugnen. Kommt, höret mir zu, ich will euch Geſchichten erzählen; handgreiflich will ich euch die große Wahrheit beweiſen, daß es Geiſter giebt, die oft in ſichtbarer Geſtalt die Menſchen beſuchen, bald ſich mit

thuen ein artiges Späschen zu machen, womit sie bey ihren Gesellschaften angenehm sich unterhalten, bald ihnen ein kleines Glück mit einigen tausend Thalern, oder mit einem andern ansehnlichen Geschenke zu verschaffen, bald aber auch (und daß nicht selten) ihnen einen solchen tückischen Streich zu spielen, der dem größten Gaudiebe auf Erden Ehre machen würde. Kommt, und höret mir zu! Aber das bitt' ich: Verstockt nicht eure Herzen, trotz eurer Ueberzeugung, muthwillig! Dann hab' ich mit euch nichts weiter zu schaffen; dann hab' ich das Meine zu eurer Rettung gethan; und wasche meine Hände in Unschuld.

Hart an den Ufern der Elster, nicht weit von ihrem Quell, liegt in einer bergigen Gegend, rings umher von schattigen Buchen und hundertjährigen Eichen umgeben, Rodenhausen, ein Dorf; eine Charte von Hohmann wird es beßer euch sagen, wo dieß Dörfchen liegt; mit weniger Mühe werdet ihr auf der Charte von Sachsen es finden. Dort erbaute mit heiligem Eifer, seit funfzehn Jahren schon, die fromme Gemeine ein

Pfarrer, der Held unſrer Geſchichte. Wun-
derdinge — wenn ihr anders ſie anzu-
ren ſie würdig, ſoll Euch die Muſe von
dieſem Manne erzählen. Gern wollten wir
zu mehrerer Verherrlichung der Wahrheit, ſei-
nen Namen Euch nennen, doch wir bedau-
ern, er ſelbſt hat ihn zu nennen verboten.
Wem die Wahrheit am Herzen liegt, wer
ſich zu überzeugen wünſcht, der mache ſich
nach Rodenhauſen ſelbſt einen Weg, dort
wird er den ehrlichen Mann kennen lernen
und ſeinen Namen erfahren.

Durch mich, ſollt' ihr indeſſen, ſo viel ihr
braucht, den Helden in unſrer Erzählung
kennen lernen; aber klein — ſehr klein iſt
das Gemälde, das ich von ihm zu machen
im Stande bin.

Ehrlich, bieder und fromm war er. Un-
verdroſſen und mit Eifer verwaltete er ſein
Amt, daß in ſeinen zwey Kirchſpielen nicht
einen Bauer es gab, der nicht mit
ihm oder ſein Feind war, der er ſich ſelbſt
durch ſein eignes Betragen gemacht hätte;
Feinde hatt' er wohl: denn wem iſt ohne
Feinde der Fromme? Lehre und Wandel

war bey ihm erbaulich, und er ſelbſt ein Muſter ſeiner Brüder und ſeiner Gemeinde. Doch alles dieß nur nebenbey geſagt, denn wenig taugt es in unſre Geſchichte. Was wir an ihm für uns am wichtigſten finden, was wir öffentlich vor der ganzen Welt an ihm loben müſſen, iſt dieß — er glaubte Geſpenſter. Auf dieſe Wahrheit lebt und ſtirbt er; mit dem letzten Odem wird er ſie einſt vertheidigen.

Eilf hatt' er ein Weibchen, ſtill und fromm wie er, Auguſta war ihr Name. Mit zärtlicher Sorgfalt wartete ſie ſeinſt ihren Eheherrn; wärmte ihm in Winter, wenn Sturmwinde aus Norden, Schnee oder kalten Regen vom Himmel herabwarfen, Strümpfe, Pantoffeln und Schlafrock, damit der beſchwerliche Weg vom Filiale ihm nicht ſchaden möchte; kochte ihm kräftige Suppen und Brühen, ganz nach ſeinem Geſchmacke, und fütterte ihn mit ſo einer Sorgfalt, daß er, (denn dieß war ihre Abſicht) ſchon in dem dritten Jahre ihrer Ehe, ſeine Hülle ſo ausgeſtopft ſah, daß ſie ſelbſt für die Seele eines Biſchofs oder Domherrn eine

Wohnung gewesen wäre, deren sich ihr Besitzer nicht geschämt haben würde. Kurz sie pflegte ihn mit einer Sorgfalt, mit der, auf diesem Erdball, wenige Weiber ihre Ehehern pflegen. So zärtlich sie aber ihn abwartete, so sehr sie ihn zum Domherrn auffutterte, so sehr ließ sie ihn auch oft die Härte ihrer Oberherrschaft — denn in ihrer Hand war diese — empfinden. Selten ging ein Tag vorbey, wo an dem ebenen Horizonte, an dem schon seit der ersten Woche ihrer Ehe keine Geigen mehr hingen, sich nicht Ungewitter über dem Scheitel des armen Pastors aufthürmten, und oft sah er den Pantoffel in der furchtbaren Rechten seiner Gattin, über sein Haupt sich schwingen — oft fallen. Geduldig sprach er dabey kein Wort, rauchte, wenn so ein Wetter sich erhob, gelassen sein Pfeifchen im Lehnstuhl, und that zwischen jedem Blitze und Schlage des Ungewitters, ein derbes Schlückchen von seinem fetten Biere, und — war es vorüber, dann versprach er, gehorsam wie ein Lamm, gute Besserung in Zukunft.

„Wie?“ werdet ihr fragen, „konnte eine so zärtliche Gattin, bey so vieler Sorgfalt mit ihrem Manne zanken? Mit ihrem Manne, dem sie so thätige Beweise ihrer Liebe gab?“ — Wunderlich war's freylich, doch es war so, und hatte seinen Grund. Wär es erlaubt von Todten, unter denen sie jezt wandelt, übles zu sprechen, so wollten wir euch diesen Grund entdecken; aber, nein, die Hand auf den Mund! Nur so viel wollen wir sagen, daß Liebe wenig Antheil an ihrer Sorgfalt hatte, und dann sind diese Ungewitter für uns kein Wunder mehr.

Beides — Ungewitter und Sonnenschein, welche fast mit jeder Stunde in dieser Ehe wechselten, hörten mit Augustens Tode auf. Eine Auszehrung, (das Werk eines jähen Trunkes auf die Aergerniß,) machte ihrem Leben ein Ende, und ein Steckfluß gab ihr den lezten Stoß. Was unser Pastor bey ihrem Abschiede aus dieser Welt empfand, war das, was jeder von euch in seiner Lage empfunden haben würde; vielleicht in manchen Auftritten seines Lebens empfunden hat. Er fühlte das, was wir bey dem Verluste

der mehresten Dinge auf dieser irdischen Wallfahrt fühlen, nemlich Kummer und Freude zugleich; denn selten wird uns ein Gut, das uns schmeichelte, entzogen, mit dem wir uns nicht auch von manchem Verdruß befreyt sahen.

Hatte gleich unser guter Wittwer niemanden mehr, der sein Bette, seine Pantoffeln und jedes Kleidungsstück bey rauhen Tagen ihm wärmte; ihn wie ein Küchlein unter dem schützenden Flügel verwahrte; ihn wie ein Gänschen, das man auf Weihnachten zum wohlschmecken Mahle sich aufhebt, stopfte, so sahe er doch auch kein Ungewitter mehr an seinem Himmel sich thürmen. Kein Sturm brausete mehr um die Locken seiner Stutzperücke, oder um sein straubiges Pelzmützchen; kein Pantoffel schwang sich mehr über seinen Scheitel und drohte ihm die Zerstörung seines Gehirns oder seiner Nase, keine Gesezpredigt vergällte ihm mehr seinen braunen Schöpsbraten, sein Leibessen, oder sein dickes Bier, welches köstlicher denn Honig ihm war; kein durchbohrender Blick verbitterte ihm mehr seinen Koffee, halb aus Marti-

mique, halb aus rothen Rüben gebraut, den er bey einer Pfeife von wohl angeſchmierten Stiefelriehen verzehrte. In Ruhe genoß er nun alles; alles ſchmeckte ihm beſſer, in den Tagen der Wittwenſchaft, als in jenen Zeiten der ſtürmiſchen Ehe.

Völlig gehorſam der Vorſchrift, die uns die Zeit beſtimmt, wie lange unſre Betrübniß währen ſoll, daß ſie weder eine Minute früher noch ſpäter ſich endigt, hatte er nun ſchon ſein Guſtchen ein halbes Jahr hindurch betrauert, das heißt bey ihm: er hatte, gepflanzt auf ſeinen Lehnſtuhl, ſeine jezige Lage mit ſeiner ehemaligen verglichen; bald dieſe bald jene vorgezogen; (und nach den Regeln der Trauer mußt' er einmal, öfter dieſe vorziehen;) hatte in dieſen erſten Tagen ſeiner Ruhe, oft an ſeine verſtorbne Hälfte gedacht, ihr manchen Seufzer um eine ſüſſe Ruhe im Grabe, und um eine glückliche Ewigkeit geſchenkt; hatte, wenn ſein Schmerz zu ſtark werden wollte, ihn in ſeinem dicken Biere erſäuft, oder ſonſt in einem ſüßen Schläfchen verträumt. Uebrigens hatte er ganz die Form eines Wittwers beybehalten;

te alle Grade der Trauer pünktlich beob-
tet; nie war der Flor von seinem Hute
r Arme herabgekommen, und nur von
t zu Zeit hatte er ihn verkürzt; — nie
te Puder seine kohlenschwarze Perücke
weiht; nie war an seine Schuh eine
ne Schnalle als angelaufene gekommen;
n andrer Strumpf, als ein wollener,
te seine Füße bekleidet; ja selbst in seinem
use hatte er sich gescheut, sein schwarzes
chtröckchen oder den schwarzstreifigten
hlafrock gegen einen andern zu vertauschen.
Nie hatte er (dieß war der wichtigste
nkt seiner Trauer) von einer zweiten
n etwas gesagt, so genau befolgte er die
geln, und gab hiedurch ein erbauliches
yspiel seiner Gemeinde, der das einge-
ne Betragen ihres Pfarrers nicht wenig
ude machte.

Eben sas unser trauernder Wittwer auf
em Lehnstuhle, verhüllt in eine Wolke,
von dem glimmenden Stetteritzer auf
g, und hielt in seiner Linken den Kalen-
(seit einigen Wochen hatt er ihn bestäu-
bey sich) um noch einmal die Zeit seines

Trauer auszuzählen; eben fand er, zu seiner größten Beruhigung, daß er richtig gezählt hatte, und die lezte Stunde seiner Trauerzeit nun in wenig Minuten schlagen würde, als sie zu seiner Verwunderung eher schlug, die große Stunde — eher als er es vermuthet hatte. Mit weiten Ohren verschlang er den Ton der dumpfen Glocke, still lauschte er auf seinem Lehnstuhle, um nichts zu verhören, und zählte an den Fingern jeden Schlag der Glocke nach, damit er sich nicht verrechnete. Noch einmal zählte er in seinem Kalender nach, um ja nicht zu viel oder zu wenig in der Trauer zu thun; doch es war richtig — alles überzeugte ihn, daß dieß die lezte Stunde seines halben Trauerjahrs sey: es war die zehnte Stunde Vormittags im drey und zwanzigsten Tage des Maymonds.

„Nun," sprach er, und legte seine Pfeife auf den Tisch. „Nun Auguste, du! meine selige Frau, schaue jezt in dieser feyerlichen Stunde auf den herab, der in den Tagen deiner irdischen Wallfahrt zwölf Jahre lang des Lebens Bahn mit dir durchwallete, Dein

de und Kummer mit dir theilte; ſchau von den Wohnungen der Seligen, in denen deine Seele jezt wandelt, auf ihn herab, und höre den Abſchied, den er nun für immer in dieſem Leben von dir nimmt. Lebe wohl, meine Gute! Lebe wohl, meine Auguſta! Sey dort glücklicher, als du es jemals hier ſeyn konnteſt. Lebe wohl! Hier, auf dieſer Bahn wallen wir nun nie wieder mit einander. Lebe wohl, und ſegne mich auf mein künftiges Leben! Ich hoffe, daß ich nicht deinen Fluch verdient habe; denn kannſt du wohl, wenn du dich anders in den Wohnungen des Friedens noch an Auftritte dieſes Pilgerlebens zurück erinnerſt, kannſt du wohl ſagen, daß ich dir in den zwölf Jahren unſrer Ehe nicht gehorſam geweſen wäre? Habe ich nicht jede meiner Pflichten, die ich dir ſchuldig war, erfüllt — mit einer Pünktlichkeit erfüllt, wie ſelten ein Ehemann thut? Habe ich nicht ſelbſt die lezte Schuldigkeit bis an den lezten Augenblick beobachtet? Sag, hab ich mehr thun können? kannſt du mehr fodern? Länger dir gehorſam zu ſeyn, länger die Pflichten der Ehe

zu leiſten, dazu zwingt mich nicht Menſchenordnung — nicht Gottesgeſez. Nicht ferner verlange Liebe und Treue von mir. Dein Tod, und dieſer lezte Augenblick der Trauerzeit, ſprechen mich von diesen Pflichten in Zukunft los. Zwar will ich mich dein erinnern, noch an die Zeit unſrer Ehe zurück denken, bis auch einſt für mich die Gruft ſich öffnet; aber, verzeihe, Selige, meine Auguſta, wenn du deine Stelle an meiner Seite von einer zwoten Gattin eingenommen ſiehſt! Kann dir, die du dich nicht mehr um Sterbliche und um ihre Handlungen bekümmerſt, wenigſtens nicht mehr mit dem Antheil; die du aufgehört haſt, fleiſchliche Verbindungen zu haben, und mit höheren geiſtigen Weſen vereint biſt: kann dir es wohl ein angenehmes Opfer ſeyn, wenn ich die zwote Hälfte meines Lebens — denn vielleicht iſt ſie's — in einem einſamen traurigen Witwenſtande verſeufze? Könnte dir es aber ein ſüßes Opfer noch ſeyn, wie gern wollt' ich es geben. Aber nein, es iſt es nicht, und ich gehe, ein andres Weibchen für mich zu ſuchen. Siehe du, ich bitte

dich Auguſta, mir unſichtbar auf dieſem ſchweren Wege zur Seite! Durch deinen Beyſtand find' ich vielleicht eine Gattin, die mit eben der Sorgfalt mich füttert — Strümpfe, Schlafrock, Pantoffeln und Hoſen mir wärmt, welches mir in den Tagen unſrer Ehe ſo kirre that; die mich eben ſo liebt — aber auch eine Gattin, die nicht wie du — wie du — — — Hier ſtockte der gute Pfarrer in ſeiner feyerlichen Rede, er wollte etwas ſagen, aber die Furcht, eine Todte zu beleidigen, hielt ihn noch ab und ließ die Worte auf ſeinen Lippen ſterben; ſie blieben die lezten von ſeiner Parentation.

Kaum hatt' er ſich aber erholet von ſeiner kleinen Beſtürzung, ſo nahm er die große Verwandlung ſeiner Tracht vor. Von Hut und Rock verſchwanden die Flöre; auf immer ward der ſchwarzſtreifige Schlafrock und das ſchwarze Jäckchen im Kleiderſchranke verſchloßen, und gegen bunte carmene vertauſcht; kompackere runde Schnallen nahmen die Stelle der angelaufenen ein, und auf die ausgekämmte Perucke ſtreute er mit eigenen Händen reichlich den Puder.

Als ein ganz neues Wesen sezte er sich heute zu Tische; kein Gedanke an seine selige Frau (denn mit der Trauertracht war sie ganz aus seinem Gedächtniß verschwunden,) verhallte ihm den, ihm immer wohl schmeckenden Bissen. So wohl ihm aber auch diese erste Mahlzeit, nach einem so traurigen Wittwenstande, schmeckte, so kurz hielt er bey derselben sich auf; die Begierde, eine Tracht, die ihm so gut als neu war, zu versuchen, sie zu prüfen, ob er es in derselben wohl wagen könnte, ein zweites Weib zu erobern, rief ihn bald vom Tische hinweg.

Mit einer Freude, der nur die Freude des Kindes gleicht, wenn es am Weihnachtsabend, mit Rosinen und Mandeln, schön vergoldeten Aepfeln, Nüßen und Zuckerwerke behangen, und mit hundert Lichtchen erleuchtet, einen Baum vor sich sieht, erblickte er sich und seine neue Gestalt in dem Spiegel. Eitel war dieß freylich von einem geistlichen Manne; doch welche von dem Heere menschlicher Schwächen, deren Name Legion ist, übt nicht ihre Macht an jedem Menschen, wes Standes, welcher Würden,

er auch ſey, aus? Eben dieſe Eitelkeit machte in ſeinen Augen die ganz kleine Veränderung, die er an ſich vorgenommen hatte, zu einer adnlichen Umſchaffung.

Glaubt nicht, daß nur die Begierde ſich in ſeiner neuen Tracht zu ſehen, ihn bewog, den ganzen Ornat anzulegen; einen wichtigern Endzweck hatte er als die Befriedigung ſeiner eitlen Neugierde. Ein Geſchäfte war es, welches wohl verdiente, daß er ſeinetwegen im vollen Putze ſich zeigte; ein Geſchafte, daß er ſchon lange in den Tagen ſeiner Einſamkeit überdacht, von dem er aber niemanden etwas geſagt hatte; ein Geſchäft, das er nun mit allem möglichen Eifer betreiben wollte, und dieß war kein andres, als das wichtige Geſchäft einer neuen Freyerey.

„So früh ſchon! da der Ton der letzten Trauerſtimme noch brummt, denkt er wieder an eine neue Heurath? — Mäßigung in dem Falle, kann man doch von einem geiſtlichen Manne hier fodern.“ Still! Leget ihm dieß nicht als einen Fehler aus. Ehe er ſich vorſetzte, dieſen Schritt zu thun,

hatte er wohl geprüft, ob's erlaubt ſey oder nicht: aber das Misfallen des Schöpfers an der Einſamkeit des Menſchen hatte es ihm zur Pflicht gemacht, je eher je lieber ſein einſames Leben, das er nun ein langes halbes Jahr geführt hatte, zu enden, und ſich eine Gehülfin zu ſuchen, die um ihn ſey. Dieß wußte er als Schriftgelehrter beſſer, denn manche von Euch, und Verläumdung iſt es, wenn Ihr ihm als einen Fehler es auslegt.

Noch einen langen Zug von ſeinem dicken Biere that er, ergriff ſeinen entflorten Hut und ſeinen Stock aus feſten Dornen gebildet, und mit weitem Schritte ging es zum Pfarrthore hinaus. Wohin? Dieß ſollt ihr im nächſten Geſange erfahren.

Zweiter Geſang.

Ein kleines Stündchen von Rodenhauſen, auch an den Ufern der Ehler, lag Steinfeld. Dort wohnte ein Freund des Paſtors. Mit ihm hatte er die Laufbahn auf niedern und hohen Schulen angefangen und vollendet. Zeitiger hatte es ihm aber als unſerm Paſtor geglückt, die Pfarre zu erhalten, eher hatte er ein liebes Weibchen ſich genommen. Kein Wunder war es daher, wenn er Töchter hatte, die in das Ehebette unſers Paſtors taugten. Minchen, die erſte Frucht ſeiner Ehe, war ſchon volle zwanzig Jahr, und ein Bißen, der für einen leckeren Gaum, als der unſers Paſtors war, ſchmackhaft geweſen ſeyn würde. Munter und roth bluhte ihre Wange, regelmäßig war ihr Bau, und voll und rund jedes ihrer Glieder. Gut und ehrlich war ihr Herz — und in Verwaltung der Wirthſchaft übertraf ſie jedes Mädchen im Dorfe — ja faſt in der ganzen umliegenden Gegend.

Dieß war das Mädchen, auf das unser Pfarr schon an dem Begräbnißtage seiner Frau, (an welchem sein Freund mit dieser Tochter ihn besuchte,) ein Auge geworfen hatte — dieß war das Mädchen, um dessen Hand er sich nun heute bewerben wollte. Schon hatte er während seiner Trauerzeit manchen kleinen Besuch bey seinem Amtsbruder gemacht, um sein Minchen zu beobachten, hatte aber nicht das mindeste von seiner Absicht sich bis jezt merken lassen; denn noch schien es ihm ein Verbrechen: von heute an aber wollte er sein Werk mit allem möglichen Eifer betreiben, und nichts schien ihm gewisser, als daß Minchen längstens in vier Wochen die Seine werden würde.

So schnell, als es nur die Schwere seines Körpers erlaubte, trabte er, von seinem Dornenstocke unterstützt, auf Steinfeld zu; nicht der freundliche Zuspruch irgend eines seiner Beichtkinder, die sich über die mächtige Eil ihres Seelsorgers wunderten, hielt seine flüchtigen Tritte auf, und noch war nicht die halbe Stunde ganz verflossen, als er sich an dem Berge, an dessen Fusse Stein-

feld lag, befand. Schnaubend sprang er vollends den Berg hinab, und eine Menge Kieselsteine, von seinem schwer auftretenden Fuße losgerißen, purzelten vor ihm her, und kündigten wenigstens drey Minuten zuvor die Ankunft des Pastors in Steinfeld an.

Der Garten seines Amtsbruders lag eben an dem Abhange dieses Berges. Durch die Hinterthüre also mußte unser Wanderer auf diesem Wege seinen Einzug halten. Mit gleichen Füßen eilte er nach der Gartenthüre, und Minchen, die eben im Garten war, um sich Blümchen zu pflücken, und ihn den Berg herab springen sah, ging ihm entgegen, und öfnete die Thüre, damit er sich nicht im vollen Schuße den Kopf an derselben einrennen, oder die Thüre selbst zerbrechen sollte, denn sie hatte sich etwas gesenkt.

Unserm Pfarr, der, wie ihr wißt, so viel auf Ahndungen und Vorbedeutungen hielt, war dieser Umstand, daß Minchen die erste war, die ihm begegnete, ein so gewißes Zeichen seines künftigen Glücks, daß er, berauscht von den Freuden der Zukunft,

seine Schritte verdoppelte, und nun flüchtiger als ein Reh den übrigen Theil des Berges herabstürzte. Aber ach, daß wir erzählen müssen, wie unglücklich für ihn diese Eil war! Nur noch zwey Schritte war er von Minchen entfernt, und war eben im Begriffe, ihr im vollen Galopp seinen Gruß zu sagen, und den Hut abzunehmen, als die Schwere seines Körpers von dem allzuschnellen Laufe das Uebergewicht bekam, und er so lang, als er war, zu den Füßen des erschreckenden Mädchens hinstürzte. Weit flog bey diesem Falle die schön gepuderte Perücke von seinem Kopfe; ein ähnliches Schicksal wiederfuhr seinem Hute, den er in der rechten, und seinem Dornenstabe, den er in der linken Hand hielt.

Eilend half ihm das mitleidige Mädchen auf, und erkundigte sich, mit vielem Antheil, ob er Schaden genommen habe. Doch zum Glück für den armen Pfarrer, hatte die Natur, die eben in ihrer schönsten Blüte war, den Boden mit dickem weichen Rasen bedeckt; keine Folgen hatte dieser Fall weiter für ihn, als das Schrecken, das er

über denſelben empfand. Auch war [illegible] gute Mädchen, als ſie ihren Gaſt auf ſeinen Füßen wieder vor ſich ſtehen ſah. Ihr erſtes Geſchäft war nunmehr, ihm ſeine verlornen Sachen zuſammen ſuchen zu helfen. Stock und Hut war das erſte, was ſie ihm entgegen brachte, die Perücke aber fand ſich nicht. Lange ſuchten Beide, aber nirgends fand man Spuren von ihr. Endlich klagte der Pfarr über ihren Verluſt, und Beiden war es ein Rätſel, wo ſie hingekommen ſeyn könnte. Schon gab man ſie faſt für ganz verloren, ſchon wollte ihm Minchen eine von ihrem Vater anbieten, damit er nur ſeine Blöße bedecken könnte, als dieſe ſie noch entdeckte. »Dort iſt ſie!« rief ſie mit halb verhaltenem Lachen, »dort iſt ſie! dort zanken ſich im Teiche die Enten um ſie.« In Kaum einen Schritt von ihnen aus dieſem Teich kamen den Enten hin, kein Wunder war es alſo, daß die Perücke bey dem Falle, der mit der größten Heftigkeit geſchah, bis dahin geſchleudert wurde. Ein Geſchwader Enten, die eben an dem hieſigen Ufer ihr Futter ſuchten, hatten ſie für

einen Raub für sich angesehen, und da sie alle Antheil daran haben wollten, so hatten sie sich darum gestritten, und in der Hitze des Streits bis an das andre Ende des Teichs mit sich fort geschleppt.

Mit einer langen Stange verscheuchte Minchen die schnatternden Räuber, und holte die triefende Perücke aus dem stinkenden Pfuhle. Ein trauriger Anblick war dieß für den armen Freyer, denn nunmehr war die Schönheit dieser Perücke, welches seine beste war, und auf die er viel bey Minchens Eroberung gebaut hatte, auf immer dahin. Nicht ein Stäubchen Puder war mehr darin, zerrißne und naß hingen Locken und Toppee umher. Minchen schüttelte mit eignen Händen die Meerlinsen und das schlammige Wasser aus den Locken, und übergab den Raub, den sie den Enten entrißen hatte, mit einem freundlichen Gesicht seinem rechten Besitzer. Unmöglich konnte dieser die Zierde seines Hauptes jezt aufsezen, denn trotz alles Schüttelns hing doch das Wasser noch in reichem Maase darinnen. Auf Minchens Rath, die ihm eine andre von ihrem

Vater zum einſtweiligen Gebrauche verſprach, wurde nun die feuchte Perücke auf die nämliche Stange in den warmen Sonnenſchein, der ſie trocknen ſollte, gehängt.

Jezt erſt wurden die gehörigen Complimente gemacht, und Minchen, die immer ſeitwärts ein wenig lächelte, führte den Pfarrer im kahlen Kopfe in ihre Wohnſtube »Sie finden mich« ſo ſprach ſie »wie Sie ſehn, ganz allein. Mein Vater, Mutter und übrige Geſchwiſter ſind auf einer Hochzeit. Laßen Sie ſich meine ſchlechte Bewirthung, und den Zeitvertreib, den ſie bey mir allein haben, gefallen! Vor allen Dingen aber will ich Ihnen eine Perücke von meinem Vater geben, damit ſie nicht ſich erkälten.« Daß Minchen allein war, taugte nun eben nicht in Plan unſers Paſtors; denn unter allen Perſonen, die bey ſeinem Antrage zugegen ſeyn mußten, war juſt Minchen nach ſeiner Abſicht die lezte: in dem Stücke blieb er der löblichen Sitte der Alten treu. Die Luſt, heute um Minchen zu werben, war ihm ſeit ſeinem unglücklichen Falle ſo ziemlich vergangen, doch

beſchloß er ihr Herz ein wenig auszuforſchen.

Indeß brachte Minchen eine Perücke für ihren Gaſt. Mit eignen Händen ſezte ſie ſie ihm auf, und ſanft that es dem Pfarr, als ihre weiche Hand auf ſeinem kahlen Kopfe dahin fuhr. Wunderlich war jezt des Paſtors Anblick, der auch Minchen von neuen zu einem kleinen Lächeln bewog, denn die Perücke ſeines Amtsbruders, (der einen weit ſchmälern Kopf hatte) bedeckte den verſchornen Scheitel unſers Paſtors nur halb, daß Ohr und Nacken in völliger Geſtalt noch da lagen.

Nun ging Minchen für ihren Beſuch Kaffee zu beſtellen, ſtopfte ihm aber vorher, damit ihm indeß die Zeit nicht zu lang würde, ein Pfeifchen, das ſie ihm nebſt einem brennenden Wachsſtocke überreichte. Nicht lange dauerte das Geſchäft den Kaffee zu bereiten, bald brachte ſie ihn, und ſchenkte dem Paſtor, dem der Geruch ſüß in die Naſe dampfte, eine Taſſe nach der andern ein. Freundlich lachte allemal, wenn ſie eine that, ihr offenes redliches Auge dem

Pfarrer ins Antlitz, der dann jeden dieſer freundlichen Blicke, mit eben ſo geizigen Zügen, als ſeinen Kaffee, einſog. Immer war Minchen geſchäftig um ihren Gaſt, bediente ihn mit aller möglichen Aufmerkſamkeit, und ſuchte ſeinen Aufenthalt bey ihr unterhaltend und angenehm zu machen. War es aus Abſicht, um den friſchen Wittwer, deſſen Veränderung in der Tracht ſie bemerkt hatte, aber ihm kein Wort davon ſagte, zu gefallen, oder war es aus bloßer Gefälligkeit, dieß wiſſen wir nicht. Doch müſſen wir geſtehen, ein wenig iſt ſie uns durch ihre allzugroße Freundlichkeit verdächtig, denn nie war ſie gegen den Pfarrer von Rodenhauſen ſo freundlich geweſen; noch nie hatte ſie ihn mit einem ſo vielbedeutenden redenden Auge angeſehen. War es ihre Abſicht das Herz des Pfarrs zu beſtürmen, ſo erreichte ſie dieſelbe ganz. Still hatt' er ſie hinter ſeiner Tobakswolke belauſcht, ihre Geſchäftigkeit und Hurtigkeit in wirthſchaftlichen Dingen bewundert. Ihr freundliches Betragen aber, ihre Bemühung um ihn, hatten ihm ſein Herz ganz geſtohlen;

von seinem kahlgeschornen Scheitel bis an die Fußzehe war er von ihr bezaubert, und er wagte es sogar einmal, als sie ihm sein Pfeifchen nahm, um es von frischem zu stopfen, ihre kleine runde Hand zu ergreifen und zu drücken. Fast hätte er auch, seinen Grundsätzen ungetreu, es gewagt, ihr förmlich seine Hand anzutragen, doch eben ward München weggerufen: indeß verloderte bey ihm das erste rasche Feuer seines Vorsatzes, und der Antrag — entweder zu seinem Glück oder Unglück unterblieb.

So ganz ohne Vortheil wollte er aber doch nicht diesen Weg unternommen haben; wenigstens ihr Herz wollte er ausforschen. Sobald daher München wieder in die Stube trat, und sich zu ihm an den Tisch sezte, fing er ein Gespräch an, das ihn seinem Endzweck näher führen sollte.

»Nun, liebes Mamsell München« so hob er nach einer kleinen Pause schmunzelnd an, »ich habe gehört, Sie wären eine Braut. Soll ich Ihnen Glück wünschen? —

München. Ist denn diese Nachricht

ſchon ſo weit — bis nach Rodenhauſen gekommen? Das wundert mich.

D. Paſtor. Ich habe es als eine Wahrheit gehört.

Minchen. Nun, man hat Sie auch nicht hintergangen, Herr Paſtor. Daß doch aber gar nichts in der Welt verſchwiegen bleiben kann.

Ein Donnerſchlag war dieß in den Ohren des Paſtors; er glaubte ſchon ſeines ganzen Unglücks gewiß zu ſeyn. Er ſchwieg ſtill, entfärbte ſich, ſeine Pfeife ging ihm aus, und anſtatt des Kidibus ergrif er in der Verlegenheit ſeine Taſſe und wollte ſie an dem Lichte anbrennen. Kurz er wußte nicht, was er that. Troz ſeiner Verlegenheit, und mitten in der größten Beſtürzung, machte er doch ſeinem Verſtand ein Compliment, daß er ſo ſchnell Minchens Herz entdeckt hätte. Minchen, welche ſeine Verlegenheit ſah, wurde von ihr mit angeſteckt, und fragte ihn mitleidig: was ihm fehle?

D. Paſtor. Nichts, Mamſell Minchen, gar nichts, es kam mir ein bischen warm ans Herz

Minchen. Vielleicht noch eine Folge von dem Schrecken, das Sie vorhin hatten?

D. Paſtor. Es kann ſeyn.

Minchen. Gewiß. — — (Eine lange Pauſe.)

D. Paſtor. Mit wem ſind Sie aber eine Braut?

Minchen. Können Sie rathen?

D. Paſtor (erwägt.) Dazu bin ich zu ſchwach.

Minchen. Ich dächte doch, daß ſie meinen Bräutigam errathen könnten.

D. Paſtor. Gewiß nicht.

Minchen. Es iſt ein ſehr allgemeiner Bräutigam, der mehr als eine Braut hat.

D. Paſtor. Lauter Nöthel für mich.

Minchen. Wenn Sie ihn nicht errathen können, ſo will ich ihn Ihnen zeigen? Hier haben Sie ihn in Lebensgröße.

D. Paſtor. Das iſt ja ein Stock. Loſes Kind! Wie haben Sie mich hintergangen! Aber da haben Sie wirklich einen ſchlechten Bräutigam.

Minchen. Mein Vater hat mir ihn ausgeſucht.

D. Paſtor. Wollen Sie nicht aber einen beſſern haben.

Minchen. Die Antwort, die Ihnen ein Mädchen von meinen Jahren auf dieſe Frage giebt, können Sie ſich denken.

D. Paſtor. Und dann in wohl Ja?

Minchen. Je freylich! Warum fragen Sie aber danach? Haben Sie etwa ſo einen kleinen Antrag an mich?

D. Paſtor (errörhend.) Je nun; ſo halb und halb.

Minchen. Sagen Sie an! Er ſoll mir eben nicht unwillkommen ſeyn.

D. Paſtor. Was bekomme ich aber dafür von Ihnen?

Minchen. Wenn er hübſch iſt, ſo verſpreche ich Ihnen ein recht ſchönes Oberhemde. Sie wiſſen ja, was ſich für einen Freyersmann gehöret. —

Eingelenkt war nunmehr, und es fehlte wenig, ſo wär unſer Freyer weiter auf dieſem Wege gegangen; doch ſeinem Grundſatze noch immer treu, und durch Minchens ſcherzenden Ton, mit dem ſie alles dieß ſagte, noch ſchüchtern gemacht, legte er ſeiner

Lange den Zaum an, und schwieg; hoffte aber dennoch, von einem so guten Anfange, so unbedeutend er war, einen glücklichen Fortgang, und ein noch glücklicher Ende.

Lange unterhielt er sich nun von gleichgültigen Dingen mit Minchen. Je länger er aber mit ihr sprach, desto tiefer grub sich in sein Herz die Liebe zu diesem freundlichen Mädchen. Ihr vortheilhafter Bau, ihre glückliche Bildung, ihr gutes Herz, das aus ihrem offenen Auge, aus jeder ihrer Handlung hervorblickte, ihre Kenntniß und Thätigkeit in wirthschaftlichen Dingen, machten sie ihm zu einer wünschenswerthen Gattin. Durch und durch voll Liebe, nahm er in der finstern Stunde von Minchen Abschied, und bat sich von ihr die Erlaubniß aus, mit nächstem wieder kommen zu dürfen, welche sie auch ungeweigert ihm gab, und noch die schmeichelnde Bitte hinzu that, es ja sobald als möglich zu thun.

Mit einem dankbaren Händedruck übergab nun der Pastor, Minchen ihres Vaters Perücke in dem Garten, durch welchen sie ihn begleitete, wieder, und setzte die seine,

die indeſſen die warmen Sonnenſtralen auf der Stange getrocknet hatten, wieder auf.

Langſamer als auf dem Herwege ging es nun mit ihm den Berg hinauf, eben ſo langſam wackelte er auf Rodenhauſen zu. Mit ſeiner neuen Liebe ganz beſchäftigt, tief in Betrachtungen verſunken, blieb er oft ſtehn und ſahe nach dem Dorfe, wo ſein geliebtes Minchen wohnte, ſich um. Dieſer öftere Stillſtand, ſein jezt ſo ſchwerer ſchleichender Schritt, war denn Urſach, daß er dießmal den Weg, den er erſt in einer halben Stunde gemacht hatte, in zwey langen Stunden nicht endete, und müde und matt mit der ſinkenden Sonne in ſeine Pfarre trat.

Dritter Gesang.

Mit forschendem Blicke sah Suse, seine Wirthschafterin, ihm an, als er ins Haus trat, und suchte in seinen Augen zu lesen, wo er gewesen; denn gewohnt ihn nie so lange außenbleiben zu sehen, befremdete sie dießmal sein langer Spaziergang. Selten behielt der Pastor in seinem Herzen ein Geheimniß, was sie nicht endlich, (denn seit zwölf Jahren war sie die Vertraute im Hause gewesen,) durch krumme Fragen herauslockte. Dießmal aber ließ sie, ich weiß nicht aus welchen Ursachen, diesen Vortheil ungenutzt. Schlau war sie, schlauer als je eine Magd war, welche die Herrschaft unter ihrer Zucht hatte: sie wartete es ab, bis er ihr von sich selbst erzählen würde, wo er gewesen wäre, und was er vorgenommen hätte; denn an den Augen sah sie's ihm an, daß er auf seinem Herzen was habe, das ihn drücke, und um sich Luft zu machen arbeitete.

Noch schwieg sie also, — auch er schwieg. Mit kurzen Worten befahl er ihr, sein Abendbrod zu bringen. Sie brachte es, und mit einer Miene, die heiterer denn je war, verzehrte er eine magere Suppe und einige Schnitte ausgedorrten Braten. Mit Fleiß hatte die schlaue Suse sein Mahl so mager eingerichtet, um seine gute Laune noch beßer zu prüfen. Verwundernd sah das alles beobachtende Mädchen, wie wenig die trockene Kost, um derentwillen er sonst sie allemal ausschalt, seine heitre Miene veränderte, mit wie viel Wohlgefallen er alles verschluckte, und dabey immer vor sich hinlächelte, — verwundernd sah sie dieß alles, und immer neugieriger wurde sie das Geheimniß des Pastors zu wißen. Mit jedem Augenblicke glaubte sie dessen Entdeckung zu hören, doch wenig sprach dießmal der in sich selbst vertiefte Pastor; noch weniger sprach er von seinem Geheimniß. Die magre Suppe, der ausgetrocknete Braten war nunmehr verzehrt, die übrigen Brocken weggetragen und Suse wußte noch kein Wort von dem, was sie zu wißen so sehnlich sich wünschte. Hun-

dermal bereute sie's nun, ihm nicht nachgegangen zu seyn; denn wußte sie einmal, wo er gewesen war, dann war es ihrem durchdringenden Geiste sehr leicht, die Absicht seines Weges zu treffen. Marternd war diese Unwißenheit für ihre Neugierde, doch blieb ihr noch der Weg ihn selber zu fragen offen; ein Mittel, das auf heute für sie das äußerste war, und nur dann erst, wann keine Hofnung übrig wäre, beschloß sie es zu ergreifen.

Umsonst hatte dießmal sich die arme Suse mit ihrer Wißbegierde gemartert; das Herz des Pfarrers war zu voll, um nicht überzufließen, und in wessen Schoos konnte er wohl anders sein Geheimniß schütten, als in den Schoos seiner vertrauten Suse?

„Hör, Suse“ so sprach er, als diese ihm endlich bey dem Schatten der Nacht das Licht brachte, „Hör Suse, was meynst du, wenn ich eine andre Herrschaft dir verschafte? Bist du's zufrieden?“

Verwundert sah Suse bey diesen Worten ihn an: Ob ihr scharfsichtiger Geist den ganzen Sinn der räzelhaften Frage errieth, und

ihre Verwunderung verſtellt war, oder ob ſie ſie wirklich ſo auslegte, wie jeder andre ſie auslegen würde, der nicht weiß, wo der Pfarr geweſen war, wiſſen wir nicht. Genug, ſie ſahe ſtarr ihn an, und bat ſich nähere Erklärung aus.

»Wie, Herr Paſtor« ſo fragte ſie nach einer kleinen Pauſe »wie meynen Sie das? Wollten Sie das wohl an mir thun, und mich nach meinem zwölfjährigen treuen Dienſte auf einmal aus ihrem Hauſe verſtoßen? Habe ich bey Ihnen durch Ehrlichkeit und Treue das verdient? ——«

Schalkhaft ſah der Paſtor bey dieſer Frage, die ſie in ziemlich unwilligem Tone ausſprach, und freute ſich über ſeinen witzigen Einfall, Suſen einen kleinen Betrug geſpielt zu haben, dann aber gefiel ihm auch die Treue des Mädchens, dem er es an der Miene anſah, wie ungern ſie ſein Haus verlaßen würde.

»Nein, Suſe« ſo antwortete er »ich will dich nicht verſtoßen; nicht aus meinem Hauſe verjagen; dieß wär Undank: denn zu deinem Lobe muß ich es ſagen, treu und ehr-

lich haſt du mir zwölf Jahre lang gedient, haſt mich in der traurigen Zeit meines Wittwenſtands mit Sorgfalt und Eifer gewartet und gepflegt, daß ich auch ſelbſt die Wartung meiner ſeligen Frau nicht vermißte; haſt mir eben ſo wohlſchmeckend meine Gerichte zubereitet, wie meine Auguſte es that, eben ſo warm empfing ich meine Pantoffeln, Schlafrock und Hemde aus deinen Händen, als aus den ihren. Nein, ich will dich nicht verſtoßen, bey mir ſollſt du bleiben, ſo lang' es dir gefällt; aber dennoch will ich eine andre Herrſchaft dir geben.

Suſe. Eher verſtehe ich die lateiniſchen und griechiſchen Brocken in Ihrer Predigt, als dieſe Rede. Sie wollen mich behalten und mir doch eine andre Herrſchaft geben? Niemand kann zween Herren dienen, das wißen Sie beßer als ich.

D. Paſtor. Sieh, Suſe, ſo klug du ſonſt biſt, daß man dir ſelten eine Sache zweymal zu ſagen braucht, ſo ungeſchickt biſt du jezt, oder ſtellſt dich wenigſtens ſo an.

Suſe. Und ſollt' ich nimmermehr klug

heißen, so gesteh' ich es frey, daß ich nicht einen Buchstaben, von dem was Sie mir sagen, verstehe, es ist und bleibt mir ein Rätzel.

D. Pastor. So laß dir's erklären. Ich will dir keinen andern Herrn, aber an die Stelle meiner Augusta eine andre Frau geben, und das vielleicht in wenig Wochen. Dieß bist du doch zufrieden? —

Beyfall und Freude erwartend, sah der Pastor Susen ins Auge; aber weder Beyfall noch Freude kündigte ihr Blick an; dieß war für sie eine Nachricht, die sie nicht gewünscht hatte. Frey sprach sie von jeher mit ihrem Herrn, las auch seit dem Tode seiner Gattin ihm manchmal den Text, den er auch immer geduldig mit anhörte, frey sprach sie also auch dießmal über sein Vorhaben mit ihm.

»Ey, Herr Pastor,« so fuhr nicht sanft ihre Rede heraus, »wo denken Sie hin? Heurathen wollen Sie schon wieder, und kaum ist Ihre selige Frau zum Hause hinaus; noch ist kein Gräschen auf ihrem Grabe gewachsen; kaum sind seit ihrem Tode

fünf Monden verfloßen, und Sie denken schon wieder an eine zwote Frau! Haben Sie sie nicht mehr geliebt, als daß Sie ihr Andenken so entheiligen? Im Grabe wird sie sich umwenden, wenn sie sieht, daß Sie nicht einmal das halbe Jahr zur Trauer ihr zu widmen im Stande sind! Was wird die Gemeine von Ihnen, wenn Sie ihr mit einem so auffallenden Beyspiele des Leichtsinns vorangehn, denken? Ich habe nichts darwider, daß Sie heurathen wollen, nein, — selbst rath' ich dieß Ihnen, aber jezt da noch die Trauerzeit nicht verfloßen ist, würden Sie sich an Ihrer seligen Frau versündigen, und aller Welt durch Ihre wenige Enthaltsamkeit ein Aergerniß geben. Nein — weder göttliche noch menschliche Gesetze erlauben Ihnen schon jezt wieder zu freyn.“

Nicht mit einer Silbe unterbrach der Pastor den schnell strömenden brausenden Fluß Ihrer Rede; mitleidig lächelnd, so wie die Sanftmuth Schwächen mit ansieht, sah er sie an, und freute sich schon im voraus, was sie sagen würde, wenn sie sich durch ihn von dem Gegentheil überführt sähe.

»Sieh Suſe,« ſo ſprach der Paſtor, als endlich dieſe mit einem langen Odemzuge ihre Rede beſchloß. »Sieh, Suſe, wie du umſonſt dich ereiferſt; wie um nichts und wieder nichts deine Galle überfließt. Glaubſt du denn, daß ich die Pflichten gegen meine liebe ſelige Auguſta ſo wenig kenne, und ſie nicht ein volles halbes Jahr betrauern wolle? Denkſt du, daß ich mit Leichtſinn meine Gemeine ärgern werde? ihr durch Unenthaltſamkeit ein ſchlechtes Beyſpiel geben will? Suſe, ich hoffe, du kenneſt mich, daß alles dieſes weit entfernt von mir ſey. Wiße, daß du irreſt, wenn du denkſt, daß ſeit dem Tode meiner Gattin nur fünf Monden vergangen ſind. Sieh, hier iſt der Kalender! Dieß der Tag ihres Todes! Du wirſt dich noch deßen erinnern?

Suſe. Ja, er iſts.

D. Paſtor. Nun ſo zähle von dieſem Tage an! Eins, zwey, drey — — — ſechs und zwanzig Wochen. Nun ſieh, heut iſt der drey und zwanzigſte May, mit dieſem endiget ſich nun gleich die ſechs und zwanzigſte Woche. Kannſt du mir dieß wi-

verlegen? — Glaubst du mir noch nicht, so laß noch einmal die Wochen uns zählen. Zähle du selbst, doch laut, das bitt' ich.

Suse zählte nun selbst, denn noch wollte sie den Worten des Pastors nicht Glauben beymessen. Freylich gings da im Zählen nicht allzu ordentlich, denn oft sagte Suse eine Zahl doppelt, doch diesen Fehler verbesserte allemal der aufmerksame Pastor. Glaubt nicht, daß Suse aus Unwissenheit so oft falsch zählte, nein, es war ein Kunstgriff, durch den sie die Trauerzeit ihres Herrn noch um einen Monat verlängern wollte, damit sie dann mit Recht mit ihm zanken und die Ehre genießen könnte Recht zu haben. Doch dieser Kunstgriff war diesmal vergebens, der Pfarrer war, wie gesagt, zu aufmerksam, und verbesserte jedesmal den sich einschleichenden Fehler. Nach oft wiederholtem Zählen, (denn Suse war schwachgläubig,) sah diese sich endlich überführt, und schweigend gab sie dem Pfarrer, (denn wider solche bündige Beweise vermochte sie ferner nichts einzuwenden,) den Kalender.

Vergebens ſpähte der Paſtor um Beyfall in Suſens Augen zu leſen, doch eine trübe Wolke überzog ihren Blick, und eine heftige Gemüthsbewegung, die ſeit dem Augenblicke der Ueberführung in ihr entſtanden war, verſchloß ihr den Mund.

„Nun, was denkſt du,“ ſo fragte freundlich von neuem der Paſtor, „was denkſt du zur Heurath? Biſt du's zufrieden?

„Meinethalben mögen Sie machen, was Sie wollen!“ — Dieß war der ganze Beſcheid, den Suſe brummend den Paſtor gab, ihn ſchnell verließ, und die Thüre eben nicht ſanft hinter ſich zuwarf.

„Wunderliches Mädchen!“ ſo ſprach der Paſtor allein vor ſich, „Du biſt wohl gar böſe! Ich weiß wohl, warum. Du denkſt, ich bringe eine Frau ins Haus, bey der du es nicht mehr ſo gut haſt, als bey meiner ſelgen Auguſta, und bey mir, da ich allein war. Ja das denkſt du; doch wie wirſt du dich wundern, wenn ich eine Frau dir bringe, die freundlicher, gefälliger, ſanfter, friedfertiger als meine — (Hier hielt er wieder inne, und ſahe ſchüchtern ſich um.) Ja, ein

Weibchen, bey der du es gewiß gut haben wirst. Drum geh nur, ich vergebe dir deinen Zorn; du wirst schon mit der Zeit dich eines andern besinnen, und freundlicher werden.« — Ob diese Worte prophetisch waren, sollen wenige Tage der Zukunft uns lehren.

Jezt lassen wir unsern Pfarr, in süßen Betrachtungen über seine neue Liebe vertieft, sein Pfeifchen im Lehnstuhl rauchen: nichts weiß von ihm in dieser Stunde die Muse zu erzählen, als daß er dachte und rauchte. Wichtigere Gegenstände rufen uns von ihm weg, und heißen uns ihn auf eine kleine Weile vergeßen. Suse ist's, Suse, die bestimmt war, die Heldin in dieser Geschichte zu seyn. Lange warteten wir auf Gelegenheit Euch sie ganz zu zeigen, ganz ihr Bild zu malen, doch in ihrer Gegenwart wagten wir es nicht, denn welches Mädchen hört es wohl gerne, wenn man sie nicht ins Gesichte lobt, und leider, können wir dieß von unsrer guten Suse nicht. Ein kleines wär es uns wohl, ihr einige Süßigkeiten vorzusagen, aber dann, meine Leser, würden wir

ein falſches Bild Euch malen, und damit wär' weder Euch noch uns etwas gedient. Nein, Wahrheit iſt die Pflicht der ſingenden Muſe; ungeſcheut kann ſie dieſe jezt ſagen, denn Suſe, in einer fernen Kammer, ſelbſt mit ſich beſchäftigt, hört die ihr unangenehme Wahrheit nicht.

Seit ihrem zwanzigſten Jahre war ſie ſchon in den Dienſten des Pfarrers; von dem erſten Jahre ſeines Amts, welches, wie gewöhnlich, auch das erſte ſeiner Ehe war, hatte ſie ſeine Befehle empfangen, das heißt bey ihr, allemal angehört, aber nicht allemal befolgt, denn ob ſie gleich nur die Tochter eines geringen Frohnbauers war, ſo hatte ſie ſich doch, gleich bey ihrem erſten Eintritt in das Haus des Pfarrers, ein gewiſſes Anſehen erworben, daß nicht ſelten Herr und Frau, ſo herrſchſüchtig dieſe lezte auch war, ihrem Willen nachgeben mußten. Ihr Verſtand, der, ungeachtet ihrer niedern Erziehung, durchdringend war, verſchafte ihr bald Gelegenheit, ſich das Zepter anzumaſſen, welches ſie oft mit ſehr viel Laune und Eigenſinn führte. Zänkiſch war ſie, biß im-

mer um ſich herum, und ſelten behauptete ſie etwas, wo ſie nicht Recht behielt; doch wußte ſie aber auch, wenn Zeit, Umſtände und ihr Vortheil es foderten, ſchlau ſich zu verſtellen. Stolz war ihre Hauptleidenſchaft. Dieſen zu befriedigen ſezte ſie, wie ſie konnte, alle Triebfedern in Bewegung, entſagte auch oft einem andern Vortheil, wenn nur dieſem geſchmeichelt wurde. So war ihre Seele. Ihr Körper war nicht ſchöner. Aus ihrem Auge leuchtete Neid und Mißgunſt; gelb war die Haut in ihrem Angeſicht, und mit Sommerſproßen, wie mit Sternen der Himmel, beſäet; lang und verzerrt war ihr Geſicht, und alle erhabene Theile deſſelben, Naſe, Kinn und Stirne ſpizig. Die Farbe ihres Haars hatte ſie den Morgenſtralen der Sonne entlehnt, von Angebraunen aber fand man, auch durch ein Verarößrungsglas, keine Spuren. Mitten auf ihrer Stirne ragte, zwey Zoll dicke und lang, ein buntfarbiges Horn empor, das ihr ein furchtbares Anſehen gab. Sonſt war ſie lang und dürr, jede ihrer Nerven und Adern, jeder ihrer kleinſten Knochen erhob ſich

durch die welke schrumpfende Haut. So war das Bild der berühmten Luſe beſchaffen. Noch nie hatt' es ihr in dieſer Geſtalt geſchaudert, das Herz irgend eines Jünglings oder Wittwers zu entzünden. In ihrem zwey und dreyſſigſten Jahre hatte ſie noch nicht das Glück empfunden geliebt zu ſeyn, hatte aber ſelbſt auch nie dieſe ſüße bezaubernde Leidenſchaft in ihrem Busen gefühlt; wenigſtens finden wir in den Jahrbüchern, die ihr Leben erzählen, nicht die geringſte Spur davon. Doch glauben wir ſie nicht ganz frey; denn welches Mädchen, häßlich oder ſchön, iſt wohl je auf der Welt, die nicht wenigſtens einmal in ihrem Leben geliebt hätte? Billig ziehen wir auch unſre Luſe in dieſen Verdacht, glauben aber, daß ſie allemal die Empfindungen der Liebe ſchlau zu verſtecken gewußt, und am Ende, denn nie wurde ſie befriedigt, ihrem Stolze aufgeopfert hat.

Nichts weiter haben wir nun von ihr Euch in die Ohren zu ſagen. Laßt uns jezt wieder zu ihr ſelbſt zurück kehren, denn leicht könnte ſie, wenn ſie ſo lange uns außenbleiben ſieht, argwöhnen, daß wir von ihr geſprochen ha-

ben, und eben nicht lieb wär es uns, wenn sie's erführe, sie könnte sich rächen.

Kommt, laßt sie uns in ihrer Kammer besuchen; was sie dort macht, müssen wir sehen, denn ihr schneller geräuschvoller Abschied laßt uns nichts Gutes vermuthen. — Die Hand unter den Kopf gestützt, lag sie auf ihrem Bette, wild war ihr Auge, ihre Stirne hatte sich in hämische Falten gezogen, und ein Strom von Thränen, welche alle Töchter des bittersten Verdrußes waren, lief die gluhenden Wangen herab. Bald klagte sie und beweinte ihr' unglückliches Schicksal, bald aber verwünschte sie wieder sich selbst, den Pfarr, und seine so frühzeitige Heurath. Tausend Anschläge jagten sich in ihrem erfinderischen Kopfe herum, wie sie diese Heurath hintertreiben könnte, doch mit dem bittersten Verdruße sahe sie sich von allen Mitteln entblößet, kein Weg war ihr hiezu offen; was sie auch ersann, war alles zur Ausführung unmöglich, und doch blieb es noch immer ihr heißester Wunsch, ihr einziger Gedanke, diesen Vorsaz ihres Herrn zu vernichten.

Wunderbar wird freylich dieß alles Euch scheinen; doch ein Blick in Susens Herz wird Euch das kleine Räzel auflösen. Schon seit dem Tode ihrer Frau hatte Suse, (könnt ihr es, Ihr Leser, wohl denken?) den großen Gedanken: Frau Pastorin zu werden — gefaßt. Die Ihr ihren Stolz schon kennet, werdet Euch nicht darüber mehr wundern. So viele Beyspiele von glüklichen Mädchen, hatten ihr die Erfüllung dieses Wunsches nicht unwahrscheinlich, die Kenntniß ihrer Klugheit aber, gewiß gemacht. Nicht Liebe war es, die sie bewog, um die Hand des Pastors zu buhlen; nicht den mindesten Antheil hatte diese an ihrem Wunsche: nur der schmeichelnde Gedanke als die erste im Dorfe geehrt zu werden, war es allein, der sie dazu verleitete. Ihr war es nicht genug, die Oberherrschaft über den Pfarrer auszuüben, sie wollte auch den Ruhm und die Ehre davon haben.

Kaum stand dieser Gedanke in ihrer Seele fest, so wurden alle Laufgraben geöfnet, um des Pastors Herz zu bestürmen. Ihr keifendes mürrisches Betragen wurde gefällig,

allen seinen Wünschen suchte sie zuvor zu kommen; alles was er gern hatte, das that sie, und Freude war es ihr zu sehen, daß es dem Wittwer behagte, und selbst sich täuschend, nahm sie es als ein bedeutendes Zeichen an. Näher glaubte sie mit jedem Tage dem Ziele zu kommen, je größer der Wohlgefalle war, mit dem der Pastor ihre treuen Dienste annahm. Mit Entzücken sah sie, daß der Pastor in dem ganzen langen halben Jahre der Trauer, auch nicht einmal an eine zwote Heurath dachte. Mit eben der Sehnsucht sahe sie dem Ende der Trauer entgegen, denn erst alsdann hatte sie beschlossen, es ihm näher an das Herz zu legen; alsdann erst wollte sie den Pastor bestürmen, und im Ernste auf seine Uebergabe dringen.

Kein Hinderniß ließ sie bey der Ausführung dieses Planes sich träumen. Das Bewußtseyn des Pfarrers Herz in den Händen zu haben, machte ihr die Hofnung gewiß, auch zu einer Heurath mit ihr sein Herz durch leichte Mühe zu lenken. Freylich sieht dieß der schlauen Suse nicht ähnlich; doch schläft nicht auch bisweilen der gute Homer?

Sie konnte ja auch unmöglich dem Pfarrer ins Herz sehn, und daß er, der es nie gethan hatte, ihr etwas verheimlichen sollte, konnte sie nie erwarten.

Alles fühlte sie nun, was je beleidigter Stolz und fehlgeschlagne Hofnung fühlen kann, als ihr Herr eine zwote Heurath so plözlich ihr ankündigte. So unerwartet wie das Ende der Welt, kam ihr diese Nachricht. Die allzuschnelle Ueberraschung hinderte sie, den Vorfall mit kaltem Blute zu ihrem Vortheil zu nutzen, ihr Witz verließ sie, und nur ihrer schmerzhaften Empfindung überließ sie sich in den ersten Augenblicken der Ueberraschung.

Thorheit war es von ihr, so früh zu verzagen, denn noch war ja die Heurath mit ihrem Herrn nicht bestimmt; sie wußte noch nicht mit wem? und es konnte ja auch nur eine Lügen (freylich konnte sie diese dem Pastor nicht zutrauen) seyn, für sie zur Probe ersonnen? Bey kaltem Blute dieß alles überlegt, hätte Suse leicht wieder Muth schöpfen können; aber sie hatte ja kein kaltes Blut — und vordem schon gehörte sie zu denjenigen

Seelen, welche eine gewünschte Sache, so lange noch gar kein Hinderniß ihren Augen sich darstellt, mit voller Zuversicht hoffen, sobald aber das kleinste sich nur zeigt, mit eben der Heftigkeit sich der Verzweiflung übergeben — auf ewig — alle Hofnung fahren lassen.

Alle ihr Muth war darnieder geschlagen, ihre ganze Empfindungskraft stumpf gemacht; betäubt durch ihren Schmerz wußte sie in der Angst nichts weiter zu thun, als alles Unglück über sich ergehen zu lassen, und wo ja noch Rettung zu hoffen war, diese dem Himmel und einer höhern Macht zu überlassen. Inbrünstig betete sie nun, als sie vorher ihr Schicksal bitter verflucht hatte, zum Himmel, bat ihn um Erhörung ihres so süßen Wunsches, oder wenn dieß nicht wäre, um Rache für ihren beleidigten Stolz.

War es, daß dieß Vertrauen auf den Himmel, oder sonst etwas sie beruhigte; genug, mit einem weit ruhigern Herze legte sie sich zu Bette und mit einer Miene, die freundlicher denn je war, sank sie zu süßen Schlummer dahin. Selbst in dem

Schlafe ſah man auf ihrem Geſichte eine heure Ruhe ſich ausbreiten; ſie mußte ſich alſo glücklich fühlen: was aber ihr dieſe Beruhigung gab, wer kann es errathen?

Auch ihr Herr ſchlief nunmehr in ſeiner Stube, der ſüße Gedanke an ſein Minchen wiegte ihn zu ſanftem Schlummer und angenehmen Traumen ein; ſpäte geſtehe dieß zwar, es war um ein Uhr des Morgens, aber er hatte auch viel zu überdenken, und die Freude erhielt ſeine Nerven in einer ſo angenehmen Erſchütterung, daß er alſo weit ſpäter als ſonſt einſchlief. Dafür ſchlief er aber um deſto ſanfter, und wir gönnen ihm ſeinen Schlaf von Herzen, denn ſo bald möchte er wohl ſchwerlich wieder ſchlafen. Es ahndet uns, daß etwas vorgehe, was ſeinen Schlaf auf lange Zeit unterbricht: wir wollen ihn auch ſo lange ſchlafen laſſen, bis er von ſelbſt wieder aufwacht.

Vierter Gesang.

Fest lag noch in den Armen des Schlafes der Pastor, und schnarchte laut, daß seines Bettes Pfosten erbebten, als Suse, die seinen Morgentrank ihm brachte, an die Thüre pochte, und durch ihr lautes Rufen ihn weckte. Ueberall war es dießmal heitrer Morgen, in der Natur sowohl, als in Susens und in des Pastors Seele. Freundlich bot die Magd ihrem Herrn einen guten Morgen, und er dankte ihr, mit einem eben so heitren Blicke, denn eben hatt' er von Minchen und seiner Hochzeit geträumt.

Nicht ein Wort sprachen dießmal Beide von der Heurath; gern hätte der Pastor wohl davon angefangen, denn seine Seele war noch zu voll von dem Traume, und von der baldigen Erfüllung desselben, aber Suse vereitelte ihm diese Freude, denn kürzer als je hielt sie sich dießmal bey ihm auf; kaum hatte sie den Kaffee hingesezt, als sie schon wieder zur Thüre hinaus war, und ihren

Herrn seinen eigenen, einsamen Betrachtungen überließ.

Bald brachten die warmen Dämpfe des Trunks sein Blut in Bewegung, und machten seinen Nervensaft flüssiger, und nun wurden Plane entworfen, wie er seine Werbung um Minchens Hand anstellen wollte. Schon heute wieder zu seinem Freunde nach Steinfeld zu eilen, und seine Tochter von ihm zu fodern, war das erste, was er für gut befand; doch bald wurde dieß wieder verworfen, denn noch mußte von dem gestrigen Biere, wagte er nicht, ihn heute zu wiederholen. Einen Brief an seinen Herrn Mitbruder zu schreiben, und ihm in demselben haarklein seine Liebe zu erzählen, und seinen Antrag zu machen, schien ihm das Beste von allen. Schriftlich könnt' er deutlicher und besser, als mündlich sich ausdrücken, und ersparte überdieß noch den Verdruß, wenn ja seine Bitte ihm abgeschlagen wurde, das Köpfchen schief nach Hause zu tragen.

Kaum war die letzte Tasse Kaffee hinunter, als er sich sauber eine Feder schnitt, ei-

nen Bogen von dem feinſten Papier vor ſich hinlegte, und nun auf einen ſchicklichen Antrag ſeiner Liebeserklärung ſtudierte. Fruchtlos ſann er lange darüber nach, denn für ihn war ganz natürlich das Geſchäft, Liebesbriefe zu ſchreiben, eben ſo ungewöhnlich, wie dem Stutzer die Kunſt exegetiſche Predigten zu halten. Eben hatt' er nach langer Mühe, nach langem Sinnen einen Anfang gefunden, auf deſſen Erfindung er ſich nicht wenig zu gute that; als ein Bedienter von ſeinem Kirchenpatron, dem Herrn von St**, herein trat, und ihn auf den Mittag zur Tafel ſeines Herrn einlud.

So angenehm ihm dieſe Einladung auch zu jeder andern Zeit geweſen ſeyn würde, (denn Herr von St** ſpeiſte nicht ſchlecht,) ſo unangenehm war ſie ihm heute. Er ſahe dadurch die Entſcheidung ſeines Glücks wieder um einen langen Tag hinaus geſetzt. Gern hätt' ers ausgeſchlagen, doch er wagt' es nicht, aus Furcht, ſeinen Gönner zu beleidigen, und dann vielleicht nie wieder an deſſen Tafel gezogen zu werden, welche Ehre für ſeinen Baum er doch nicht gern auf

ner einbüßen wollte. Den Befehl seines
rrn gehorchend, sagte er es zu, und
ckte den Bedienten mit einer ganzen La-
ne unterthänigen Respekts an seinen Herrn
eder zurück. Verschwunden war nun über
ser Einladung der schöne freundliche Anfang,
d der ganze Brief wurde zurück gelegt:
n wenn er zu Mittage bey Herrn von
** seyn wollte, (welcher zwey Stunden
it auf einem andern Gute wohnte) hatte
kaum ein halbes Stündchen sich anzu-
en noch übrig, und mehr noch als diese
achte er, wenn er in gehöriendem Anzu-
vor seinem gnädigen Herrn erscheinen
llte. Für den Liebesbrief blieb also auch
ht eine Sekunde mehr Zeit.

„Sie wird doch nicht gleich," mit diesen
orten tröstete er sich, „noch heute einen
ief bekommen. Auf einen Tag kommt's
nicht an, und verlierst du sie ja durch die-
Zögerung, so mußt du denken, daß sie
nicht bestimmt war."

Unbegleitet von uns, mag er nach des
rrn von Gr** Gute nun wandern.
richtig ist vielleicht nur manchen der einge-

ladenen Gäſte das feſtliche Mahl, doch für uns, die wir des Pfarrers Liebesgeſchichte nur ſingen, iſt es nicht wichtig genug. Gern glauben wir, daß unſer guter Wittwer, bey den dampfenden Schüſſeln und blinkenden Gläſern, mit der ihm ſo ungelegenen Einladung ſich ausſöhnen, und auf einen ganzen halben Tag ſeine Heurath vergeßen wird. Glücklich mit einem geſättigten Magen, mit einem ehrbaren Räuſchgen hoffen wir ihn, wiewohl etwas ſpäte, auf den Abend wieder zu ſehn.

Was Suſe indeß, da ihr Herr abweſend war, machte, wär' uns Pflicht zu ſingen; doch Schade iſt's, wir können es nicht. Etwas Wichtiges mußte ſie vorhaben, denn nicht einen Augenblick war ſie müßig. Bald lief ſie in ihre Kammer, bald wieder in ihres Herrn Stube, war aber ſo heimlich, ſo verſteckt, daß man auch nicht das geringſte von dem, was ſie that, erfahren konnte. Neugierig ſind wir (wir müſſen es geſtehen) ſelbſt geweſen, und haben das übrige Geſinde ausgefragt, doch keines hat uns auch nur ein Wort ſagen können, denn Suſe hatte ſie

lle so in Thätigkeit geseit, daß keines sie
n beobachten im Stande war. Spät wur-
e sie mit ihrem wichtigen Geschäfte fertig,
nd kaum hatte sie es geendigt, so schlug die
Stunde zum Abendbrod, und das übrige Ge-
inde stellte nunmehr sich ein, um ihren be-
scheidenen Theil Speise von ihren Händen zu
nehmen; denn seit dem Tode ihrer Frau,
war Luse bis zu der hohen Würde einer
Wirthschafterin gestiegen. Sehr gut mußte
ihr Geschäfte gelungen sein, denn mit so
einer heitern Miene genoß sie nie ihr Abend-
rod, mit so einer Freundlichkeit sprach sie
noch nie mit dem ihr untergeordneten Gesin-
de; überhaupt kündigte ihr Blick eine süße
Zufriedenheit an, und ganz schien aus ihrem
Herze der Kummer über ihres Herrn zwo-
te Heurath gewichen zu sein, ganz schien sie
den Verdruß, nicht Frau Pastorin zu wer-
den, verschmerzet zu haben. — Daß aber
dieß alles nicht würklich so war, wird die
Zukunft noch beßer uns lehren.

Freundlich bewillkommete sie ihren Herrn,
der mit der zehnten Stunde von dem Gute
des Herrn von St** zurück kam. Unge-

heißen hatte sie aus Vorsicht, wenn etwa durch den Wein an des Edelmanns Tafel die Lebensgeister des Pfarrers zu sehr erhitzt wären, Thee zurechte gemacht, und brachte ihn ihrem Herrn, der mit lachender Miene diese Aufmerksamkeit an ihr lobte, und ihr auch dafür ein Stückchen Kuchen gab, welches er eigentlich für sich zu einem Frühstück auf den morgenden Tag heimlich von der Tafel des Herrn von St** in seine Tasche gezaubert hatte. Selbst schenkte sie den Thee ihm ein, stopfte mit eignen Händen die Pfeife, die er gewöhnlich zum Schlaftrunk des Abends noch rauchte, und überreichte sie ihm mit einem brennenden Wachsstock.

Jezt erst fiel dem Pfarrer bey Susens Anblick seine Heurath und München wieder ein, jezt erst besann er sich bey dem freundlichen Betragen seiner Haushälterin, wie so böse sie gestern gewesen war, als er ihr seinen Vorsaz, zum zweitenmale sich zu verändern, ankündigte. Angenehm war es ihm, denn viel hielt er nicht auf Zank und Schmollen, daß er sie wieder auf so guter Laune sah.

»Nun, Suſe,« ſo ſprach er ſcherzend, »biſt du noch böſe auf mich, daß ich wieder heurathen will? — Geſtern warſt du's nicht wenig.«

Suſe. Verzeihn Sie, Herr Paſtor! Ich geſteh' es, ich ließ mich meinen Verdruß übereilen; doch entſtand er nicht über Ihre Heurath; nein, da hätt' ich mich zu viel unterſtanden, wenn ich Ihre Handlungen tadeln wollte. Mein Unwille, den mir zu verzeihen ich noch einmal inſtändig Sie bitte, war die Wirkung meiner Furcht, Sie möchten vielleicht eine Frau Liebſte ſich nehmen, die mich mit der Zeit aus Ihrem Hauſe, in welchem ich nun ſeit zwölf Jahren, wie Sie wiſſen, Schutz und Unterhalt gefunden habe, verſtoßen würde, und dieß würde mir kränkender ſeyn, als jedes andre mögliche Uebel.

D. Paſtor. Du biſt ein gutes Mädchen. Deine Anhänglichkeit an mein Haus gefällt mir, ſie iſt mir Bürge für deine Treue und Ehrlichkeit.

Suſe. Ja gewiß und wahrhaftig, Herr Paſtor, das iſt ſie, und ich wünſchte ſehr,

Ihnen so lange ich lebe eben so ehrlich und so treu zu dienen.

D. Pastor. Das sollst du, wenn du willst. Ich wenigstens werde nie deine Treue mit solchem Undank belohnen.

Suse. Aber doch könnt' es Ihre künftige Gattin.

D. Pastor. Nein Suse. Fürchte nichts von dieser, auch sie wird es gewiß nicht thun; und sollte sie ja, wie ich aber gar nicht denke, es sich einfallen lassen, dir nicht so, wie du es verdienst, zu begegnen, so will ich schon dich schützen, und dich gegen jede schlechte Begegnung vertheidigen. Bist du nun ruhig?

Suse. Ja, Ihre gütige Zusage macht mich wieder ganz ruhig, denn ich weiß, daß ich mich darauf verlassen kann.

D. Pastor. So gut, als wie auf das, was ich auf der Kanzel sage.

Suse. Ich möchte aber doch gern Ihre Braut kennen lernen, ehe ich sie noch als meine Gebieterin begrüße, gern möcht' ich wissen, ob sie hübsch oder garstig, oder sonst etwas wäre. Kenne ich sie denn? —

D. Paſtor. Ja, Suſe, du kennſt ſie, ein freundliches, liebes, gutes, verſtändiges, wirthſchaftliches, muntres, treuherziges Mädchen iſt es. Noch beſſer wirſt du ſie dann kennen, wenn du ſie als meine Frau ſehen wirſt.

Suſe. Das klingt ja ganz vortreflich! — Ich freue mich, daß Sie eine ſo herrliche Frau gefunden haben.

D. Paſtor. Ich ſelbſt, liebe Suſe, bin entzückt, ſo ein Weibchen gefunden zu haben, ein Paradies, einen Himmel werde ich bey ihr haben.

Suſe. Sonach ganz gewiß. Wie nennt ſich aber dieſer Engel?

D. Paſtor. Vergieb, liebe Suſe, wenn dir dieß noch ein Geheimniß bleibt. Alles, alles ſollſt du vielleicht morgen noch wiſſen, denn noch weiß ich ſelbſt nicht gewiß, ob ſie oder ihr Vater mir ihre Hand zuſagen wird.

Suſe. Alſo iſt es noch nicht gewiß? Sie haben alſo weder Jawort noch ſonſt etwas.

D. Pastor. Nein, auch noch nicht einmal um sie angehalten.

Suse. So? Ich glaubte, schon wär die Verlobung und alles vorüber. O daß doch alles schon richtig wär, und Sie mit einer so herrlichen Frau an dem Altar stunden. Von Herzen, von ganzem Herzen wünsch ich es. Ich bin die erste, die Ihnen dazu Glück wünscht.

D. Pastor. Danke dir, liebe Suse! Ich bin von deinem guten Herzen überzeugt. —

Eins und das andre kosten sie noch traulich mit einander, bis die Glocke das Ende der eilften Stunde ins Dorf verkündigte. Mit dem Schlage that der Pfarr den letzten Zug aus seiner Pfeife, klopfte sie aus, legte sie auf den Kamin, und nun verkündigte ein lautes Gähnen, daß seine Glieder nach Ruhe sich sehnten. Unsen war dieß ein Zeichen, daß sie sich nun auch wegbegeben könne. Sie that's und nahm von dem Pfarr, unter Anwünschung eines süßen Traums von seinem Mäd-

chen, gute Nacht. Der Pfarr dankte ihr lächelnd, gähnte noch einmal, und kaum war Suſe zur Thüre hinaus, ſo lag er ſchon in ſeinem Bette, und das kleine Räuſchgen, die Ermüdung von dem Wege, verboten ihm, lange an ſein Mädchen zu denken.

Fünfter Geſang.

Schon trat der Morgen, der unſern Pfarr aus ſeinem tiefen Schlaf empor rief, einer der ſchönſten, der je den blumenreichen May in ſeinem bunten Gewande begrüßte. Eine ganze Stunde hatte ſchon des Tages Königin mit freundlichem Geſichte gelächelt; drey mal hatte ſchon der kleine Morgenſänger, in dem ſchattigten Nußbaum, der des Pfarrers Schlafkammer in eine ſüße Dämmerung begrub, ſeine Lieder wiederholet; ſchon drey-mal hatte Suſe, den Kaffee in ihren Händen, an die verſchloßene Thüre geklopft, als endlich der Pfarrer mit einem tiefen Seufzer erwachte. Ein Traum von ſeinem Minchen hatt' ihn geweckt.

Noch einmal klopfte Suſe, ſchnell ſprang der Pfarr auf dieſes Zeichen aus ſeinem Bette, fuhr in ſeinen Schlafrock und ſeine Pantoffeln, und ließ Suſen mit einem freundlichen Morgengruße herein. Immer noch

war dieſe die freundliche gefällige Jungfrau, die ſie geſtern war. Mit heiterem Blicke wünſchte ſie ihm wohl geſchlafen zu haben, und fragte ſchalkhaft: was er denn ſchönes von ſeinem lieben Mädchen geträumt habe? Ehrlich und aufrichtig beantwortete dieſe Frage der Paſtor, und erzählte, daß er eben aus einem Traume von ihr erwacht ſey.

Still vor ſich wiederkäuete nun der Paſtor, als Suſe zu andern Geſchäften ging, bey ſeinem Pfeifchen noch einmal die köſtlichen Gerichte und den wohlſchmeckenden Wein, doch dabey wurde München nicht vergeßen, er wünſchte, daß ſie geſtern dabey geweſen wäre, und dachte ſich, wie ſie in Zukunft als Frau Paſtorin mit ihm dieſes Glück genießen würde. Bey dieſer angenehmen Unterhaltung ſchmeckte ihm denn ſein Pfeifchen Stetteritzer und ſeine Taſſe Kaffee, mit rothen Rüben verſezt, doppelt ſüß.

Ein wichtiges Geſchäft rief ihn nach eingenommenem Frühſtück an ſein Schreibpult. Der Brief an ſeinem Herrn Confräter war da, den er nun ſchreiben, und noch vor Tf.

ſche endigen wollte. Eben ſo ſchwer wie geſtern ward es ihm heute einen ſchicklichen Anfang zu finden, denn der geſtrige war ihm bey der Einladung gänzlich entfallen. Ungeduldig ſtampfte er mit dem Fuße auf — es war in ſeinem Leben das erſtemal, daß er ſo aufbrauſte — als er nach einer ganzen Stunde weiter nichts auf ſeinem Briefe ſahe, als die einzigen Worte: Hochgeehrteſter Herr Confrater. Unwillig ſtand er vom Stuhl auf und fuhr ans Fenſter, um vielleicht im Freyen etwas zu erblicken, was ihm zu einen guten Einfall Gelegenheit geben könnte; doch er ſah weiter nichts, als einen der ſchönſten Maytage, der ihn mit einem reinen warmen Lüftchen begrüßte. Jezt vergaß er bey dem ſchönen Anblick ſeine undankbare Arbeit, und ſchnell kam ihm die Luſt an, den ſchönen Tag zu genießen, und noch einen kleinen Beſuch in Steinfeld zu machen. Dieſen Endſchluß faßte er eben nicht, um mündlich um Minchens Hand zu werben, weil es ihm ſchriftlich nicht hätte glücken wollen, ſondern nur ihren Vater über dirſen Punkt ein wenig auszuforſchen. Sollte ſich aber eine

ſchickliche Gelegenheit zur Werbung finden, dann hatt' er es auch nicht verredet.

Mit aller Sehnſucht eines zärtlichen Liebhabers, der den Zeitpunkt, wo er ſeine Geliebte ſieht, nur nach Augenblicken noch zählt, verzehrte er ſein Mittagsmahl; doch ſo groß dieſe Sehnſucht war, bewog ſie ihn doch nicht ſo ſehr zu eilen, daß er ſein biſchen Eſſen nur halb gekaut verſchluckt hätte, denn unter allen möglichen Uebeln fürchtete er eine üble Verdauung am meiſten.

Siſe wunderte beym Abräumen ſich nicht wenig, als ihr Herr heute ſchon wieder eine Luſtreiſe thun wollte. Selten ſahe ſie das von ihm; denn nur Amtsgeſchäfte hatten ihn bisher bewogen, ſeinen ſchwerfälligen Fuß über die Schwelle zu ſetzen. Daß dieſe Wanderſchaft nichts Gewöhnliches zur Abſicht habe, konnte leicht ihr Scharfſinniger Geiſt ſich denken: wohin es aber ging, das wußte ſie nicht, und weil es ihr Herr nicht ſelber ihr ſagte, ſo ſchwieg ſie auch, und bekümmerte ſich nicht weiter darum. Zwar ziſchelt uns leiſe die Verläumdung ins Ohr: ſie ſey, um zu ſehen, wohin es ginge, dem nachgeſchlichen.

doch können wir dieß nicht nachſagen, denn hat ſie ja es gethan, ſo hat ſie gewiß nicht die frey offene Straße, wo man ſie ſehn konnte, gewählt.

Mit eben der Eil flog dießmal wieder der Paſtor nach Steinfeld, doch nahm er wohl ſich in Acht, um nicht noch einmal zu fallen, als er den Berg am Dorfe herabſtieg. Leiſe und ſicher war ſein Tritt, wie der Tritt des vorſichtigen Mauleſels in der Nacht auf den höchſten Spitzen der Alpen. Glücklich und wohlbehalten kam er in der Pfarre an.

Freude tönte ihm, als er über den Hof ging, aus der Wohnung ſeines Amtsbruders entgegen, und voller Verwundrung ſah er, als er zur Thüre herein trat, noch einige von ſeinen Amtsbrüdern aus der Nachbarſchaft mit ihren Weibern an der vollbeſezten Tafel ſitzen. »Willkommen, Herr Amtsbruder,« ſo rief ihm der Pfarrer von Steinfeld entgegen. »Sie kommen wie gerufen, Sie ſollen meinen Geburtstag mit feyern. Hier ſezen Sie ſich her zu meiner Tochter Minchen, hier iſt gleich noch ein Plätzchen für Sie. Ein raſcher friſcher Wirt-

wer kann sich wohl mit einem Mädchen vertragen.

Ohne den Skrupel zu haben, daß ihn der Herr Amtsbruder wohl auch hätte beneiden können, und daß man unartige Pfaffe gern hinter die Thüre sezt, nahm unser Pastor schmunzelnd den für ihn angewiesenen Plaz bey Minchen ein. Er konnte aber auch dem guten Manne diese Unterlassung der Höflichkeit gern verzeihen, denn wenn sie gleich gute Freunde waren, so verging doch oft ein ganzes Jahr ehe sie einander einmal sahen; denn der Pfarrer von Steinfeld, welcher wohl wußte, wie gern sein Herr Amtsbruder hinter seinen Ofen saß, bat ihn nie, und ihn selbst zu besuchen, so gern er es auch gethan hätte, hatte er bisher nicht gewagt, wohl wissend, wie ungern die schöne Auguste Fremde bey sich sah. — Auf beiden Seiten machte man sich also kein Bedenken über den ungebetenen Zuspruch.

Ein Teller voll Kuchen und ein volles Glas des besten Landweins (denn die übrigen Gerichte waren schon alle verzehrt,) war alles, was unser Held aus Minchens Hän-

den empfing. Zwar bot man ihm ein Stückchen Fisch, oder ein Schnittchen Braten an; doch auf die feste Versicherung, daß er schon dabey gewesen, und völlig mit dem Kuchen zufrieden sey, drang man auch nicht weiter in ihn.

Wohl war es unserm Pfarr nun bey dem Weinglase an Minchens Seite. Selten kostete er den goldnen Saft der Reben, denn nie stand auf seiner Tafel die blinkende Flasche; nur an dem Tische seines Kirchenpatrons war es ihm einigemal des Jahres so wohl, den Nektar zu schmecken, dann aber entschädigte er sich auch für das lange Fasten. Doch müssen wir es ihm zum Ruhme nachsagen, nie trank er mehr als er vertragen konnte, und wenn er fühlte genug zu haben, hörte er auf, und nicht die dringenste Bitte, keine Gewalt vermochte ihn, ein Glas mehr zu trinken. Wohl hielt' er also sich auch diesmal, und von Minchens Händen eingeschenkt, schmeckte ihm heute der Landwein köstlicher, als der am Rheine oder der Mosel, oder wohl gar auf dem heißen ungarischen Boden erbaut. Der

Verdruß, den er erſt empfunden hatte, durch die Geſellſchaft ſich verhindert zu ſehen, um Mindens Hand zu werben, oder vielmehr, (denn wirklich anhalten wollt' er ja nicht) ein wenig des Alten Geſinnung zu hören, verſchwand bey jedem Glaſe, das er trank, immer mehr und mehr, und am Ende hatt' er ihn gänzlich vergeſſen. „Hats doch noch Zeit!“ ſo dachte er, und noch ein Glas verſcheuchte den bittern Verdruß, heute noch einmal den beſchwerlichen Weg umſonſt gemacht zu haben.

Doch er hatt' ihn nicht umſonſt gemacht. Allmählig ſinn der edle Meißner, der nun, als die Gäſte nichts mehr zu kauen hatten, reichlicher ſchöpfte, die Geiſter der Herren in ſchwarzen Röcken an zu erhitzen. Lauter wurde die Freude, und manche Schnurre aus den akademiſchen Zeiten, mancher kurzweilige Einfall kam an das Tageslicht. Die Liebe, die ſelten ſich vom Weinglaſe entfernt, miſchte ſich jezt auch mit ins Spiel, und machte ihre Freude unterhaltender. Ein junger Pfarr, noch unbeweibt, der zwiſchen den beiden älteſten Töchtern ſeines

Wirthes saß, und längst schon seine muntern Nachbarinnen mit lüsternen Augen angeschielt hatte, brachte nun, durch das Feuer des Weins kühn gemacht, eine Gesundheit auf, wobey geküßt werden mußte. Laut gab man ihm Beyfall, denn keinem seiner Herren Amtsbrüder war dieß noch eingefallen; niemand aber wußte es ihm mehr Dank als unser Pastor, der zwar anfangs ein wenig eifersüchtig auf ihn war, doch weil er sah, daß er sich mehr mit Lorchen, Minchens Schwester beschäftigte, bald wieder mit ihm ausgesöhnt wurde. Berauscht von Liebe sah er Minchen, die die Gesundheit als die Meihe an sie kam, selbst ihm brachte, ins Auge; noch nie klopfte so gewaltig sein Herz, als da er von ihren glühenden Lippen ein züchtiges Mäulchen empfing. Liebe täuscht, dieß wird mir jeder gestehen, der einst geliebt hat; auch unsern guten Pfarrer täuschte sie. Weil er es wünschte, so bildete er sich ein, Minchen habe sehr bedeutend bey der Gesundheit ausgesehen, und ihm einen der feurigsten Küße gegeben: länger schien sie ihm auf seinen Lippen zu ruhn, als auf dem

Wunde des jungen Paſtors, ihres zweiten Nachbars, (denn aufmerkſam war er geweſen, als dieſer ſein Minchen küßte.) Muthig durch einen ſo glücklichen Anfang, kühn durch das Feuer des Weins, brachte er nun ſelbſt Geſundheiten auf, die er ſtehendes Fußes gemacht hatte, denn einſt auf Schulen hatt' er Verschen geſchmieder, und trug dadurch, denn alle zielten ſie auf Küſſe ab, noch manches wohlſchmeckende Mäulchen von ſeiner hübſchen Nachbarin davon. Freylich wurde ihm dieſes Vergnügen bey jedesmale nicht wenig verſalzen, denn nach den Regeln des Geſundheittrinkens mußte er ſeine zweite Nachbarin auch küſſen. Dieß war aber ein Weibchen nicht eben zur Wolluſt geſchaffen; bey jedem Kuße traf er entweder einen hervorragenden Zahn, oder wenn er den nicht küßen wollte, eine Wange mit ſtraubigen buſchigen Warzen beſetzt: doch mußte er ſich überwinden, und ſuchte allemal ſeinen Ekel durch einen derben Schluck aus ſeinem Glaſe zu vertreiben.

Freuden und Leiden eilen nur gleich ſchnellen Schritten ihrem Ende entgegen; einmal

zu unser Freude, einmal zu unserm Verdruß. Dieß letztere empfand unser Pastor, als sein Herr Confrator das Zeichen zum Aufstehen gab. Gern hätt' er, um Minchen noch länger zu küssen, den ganzen Tag so gesessen, hätte auch wohl, um diese Absicht zu erreichen, heute zum erstenmale ein tüchtiges Räuschgen sich getrunken: doch er mußte den Regeln des Wohlstandes gehorchen; allein konnte er doch nun mit Minchen nicht länger am Tische mehr sitzen.

Völlig aufgelegt war er izt (so ändert der Wein des Menschen Herz) seinem Amtsbruder den Antrag, ihn zu seinem Schwiegersohn anzunehmen, wenn er allein ihn sprechen könnte, zu machen. Aber nie fand sich hiezu eine schickliche Gelegenheit, denn immer war sein munterer Freund, von seinen Gästen, die ihn gern reden hörten, umringt. Man trank Kaffee, man ging spazieren, man speiste das Abendbrod (doch zu unsres Helden Betrübniß ohne Wein) und niemals wollt' es sich schicken, allein mit seinem Wirthe zu sprechen. Indeß verflogen

Geiſter des Weins, und mit ihnen der
uth zum Antrag.

Die neunte Stunde ſchlug endlich, und
unſern Paſtor, den die dringenden
tten ſeines Wirths, der übrigen Geſell-
aft, die noch beyſammen blieb, ja ſelbſt
inchens freundliches Zureden nicht bewe-
konnte länger zu bleiben, nach Roden-
uſen zurück. Gern wär er geblieben, doch
uſe, deren Verweiſe er fürchtete, wenn er
ſpät käm, lag ihm ſchwer auf dem Herzen.
ey dem bleichen Scheine der Sterne, die
r nothdürftig den Weg ihm erhellten, wan-
te er nun ſachte, ſich ſcheuend zum zwei-
male zu fallen, ſeiner Pfarre zu.

So leicht als nur vor kurzem ſein Herz an
inchens Seite geſchlagen hatte, ſo ſchwer,
bange ſchlug es ihm jezt auf dem Heim-
ge. War es Ahndung, die er in ſeiner
eele fühlte, (denn ihn deuchtete es, als ob
ſein liebes Mädchen zum leztenmale gese-
n hätte, und nun niemals wieder ſehen
ürde,) oder war es Furcht vor einem Ver-
iſe von Suſen, uns iſt dieß nicht bekannt,
ch er ſelbſt konnt' es ſich nicht erklären; er

fühlte, und wußte doch nicht was. So abergläubisch er sonst auch war, so hielt er das bange Gefühl in seiner Seele doch für nichts weniger als Ahndung. Der Gedanke an Eusens Verweis behielt bey ihm die Oberhand. Indeß kam er seiner Wohnung immer näher, und je näher er kam, desto ängstlicher schlug sein Herz. Tiefe Nacht lag schon auf seiner Pforte, als er an die Thüre voller Erwartung der Dinge, die nun kommen würden, klopfte; jezt hörte er Eusens Tritt, die ihm aufzumachen mit einer Lampe sich nahte, und sahe sich dem entscheidenden Zeitpunkte, der seine schweren Ahndungen erfüllen würde, nahe.

Angenehm sah er sich überrascht, als Eusens Verweis nur sanft war; zärtliche Besorgniß mit sprach aus ihr, und sie klagte ihm nur ihre Angst, die sie über sein langes Ausbleiben gehabt habe. So frey wie unser Pfarr ist ohngefähr der, der am Fuße eines Vulkans wohnt, wenn unter ihm der Boden erzittert, gedrückte Schlünde brüllen, und aus ihrem Rachen die glühende Lava schon ausspeyen, welche in pfeil-

chnellem den Berg sich herabstürzendem Flus-
se gerade auf seine Hütte zu eilet, dann
aber, wenn wenige Schritte sie nur noch
entfernt ist, durch einen glücklichen Zufall
den Lauf plözlich verändert, und ohne be-
schädigt zu haben, ein andres tiefres Thal
herabstürzt, so froh, sag ich, war unser Pa-
stor, als Suse so sanft mit ihm sprach, und
seine bangen Ahndungen er so unbedeutend
erfüllt sah.

Freundlich sprach Suse, als er sein Abend-
pfeifchen, wie gewöhnlich, vor Schlafengehen
noch rauchte, noch lange mit ihm, scherzte
auch bisweilen über sein Ausenbleiben, und
über seine Liebe; denn so halb und halb hat-
te er sich in der Fülle so vieler Freude gegen
sie verrathen, daß er bey seinem Mädchen ge-
wesen war.

Ruhig bringen wir ihn dießmal noch zu
Bette, dürften wir ihm die Zukunft enthül-
len, wir wollten es ihm entdecken, daß er
sich zum leztenmale mit so viel Ruhe zu Bet-
te legte. Die Nacht, die keines Menschen
Freund ist, bereitet in ihrem finstern
Schooße etwas für ihn, das er und wir

Alle nie vermutheten. Zwar ließ ſie es ihm durch ein ahndendes Vorgefühl auf ſeinem Wege von Steinfeld empfinden, doch, wie ihr wißt, erklärte er ſich dieß dunkle Gefühl anders, als das Schickſal es haben wollte. Tauſendmal verdenken wir ihm ſeine Blödigkeit, die ihn ſowohl vorgeſtern als heute abhielt, ſich Minchens Hand zu verſichern. Wär dieß geſchehen, ſo hoffe ich, er würde keines der Leiden, die ſich von heute anfangen, empfunden haben. Doch was in der Reihe menſchlicher Schickſale beſtimmt iſt, dieß wird keine Klugheit, keine Vorſicht der Sterblichen ändern.

Sechster Gesang.

Der Meißner, der jede seiner Nerven
ch belebte, in der kleinsten Ader noch glüh-
, weit mehr aber als dieser, die Fülle der
reude über Minchens Kuß, über den Schein
rer Zuneigung, und seine eigne Liebe, ver-
nderten ihn dießmal, wie sonst gleich ein-
schlafen. Alles um ihn herum schlief, kei-
n Laut eines wachenden Wesens hörte er in
ner ganzen Pfarre; selbst Suse, die doch
nst immer die lezte war, welche zu Bette
ng, schlief auch schon, denn mit einem lau-
n Geräusch hatte er sie vor einer halben
tunde bereits die Thüre ihrer Schlafkammer
rschließen hören, und er schlief noch nicht.
Was konnte der arme Pfarr, den jezt
n alter Freund der Schlaf treulos verlaß,
o dieser nächtlichen einsamen Stille an-
rs wohl thun, als denken? Und ganz na-
rlich war der erste — der einzige Gedanke
sein geliebtes Minchen. Trotz der Finster-
ß der Nacht, die ihn umrund, standen die

schönsten heitersten Bilder der Zukunft vor seiner Seele. Alles was seine von dem Feuer des Weins erhizte Einbildung zu denken vermochte, das dacht' er. Von Minchens Armen umschlungen; an ihren Busen gedrückt; von ihren warmen Händen gestreichelt; von ihren Küßen bedeckt; von ihr gepflegt und gewartet, dacht' er sich die glücklichste Zukunft. „Ah," sprach er und gähnte dazu, „welch ein treffliches Mädchen ist sie! — — Paul, Paul, wie glücklich wirst du seyn, wenn du sie einst ganz besitzen wirst! O! da wirds goldne Tage geben, Tage wie sie Adam mit Eva im Paradiese durchlebte! — Tage, deren einer immer schöner als der andre seyn wird! O hätt' ich doch schon ihr Jawort, die Zusage ihres Vaters, daß ich dann mit fester Zuversicht mich dem Jubel meines Herzens überlassen könnte. Doch sage nicht, Paul, du hast ihr Jawort gewiß; sie wird dir ihre Hand nicht versagen. Fühltest du nicht mit welchem Feuer sie dich küßte, mit welcher Heftigkeit sie die Hand dir drückte! Ja, sie liebt dich! Ich will mein Leben dagegen verwetten. Sahst du nicht, wie sie bey jeder

Gelegenheit dem jungen Pfarr von Reinau
ich vorzog, wie sie ihren Blick von ihm ab-
wand und dir mit ihrem blauen Auge nur
achte? Sahst du nicht, mit welcher Freund-
ichkeit, mit welcher Sorgfalt sie deinen Tel-
er mit Kuchen belegte; dein Glas immer
üllte; immer sich etwas um dir zu schaffen
machte? Ja sie liebt dich gewiß, und ich bin
lücklich, werde, wenn ich sie ganz besitze,
och glücklicher seyn. Aber wie lieb' ich sie
icht! Meine ganze Seele hängt an ihr, in
hr nur leb ich. Ach Auguste, du warst kein
olch herrliches treffliches Weib, als — —

Ein Geräusch, das jezt in seiner Stube
ntstand, machte seinem Selbstgespräch hier ein
Ende. Wie, wenn jemand in weiten Pan-
offeln tatscht, so schien ihm jemand auf und
ieder zu gehen, just so, wie seine Auguste
n der Stube sonst in ihrer Krankheit umher
chlich. Hoch fuhr er bey diesem Laute zusam-
nen, denn so viel er sich besann, hatte er
ie Thüre verschloßen, und die Fenster zuge-
macht; doch so viel Besonnenheit hatte er noch
nitten in seinem Schrecken, ein zitterndes: wer
a? zu rufen. Niemand antwortete, und

die Schritte wurden ſchneller. Noch einmal rief er, aber ſchwächer war dießmal ſeine Stimme, und noch antwortete niemand. Schüchtern ſah er durch die Oeffnung, die die Vorhänge am Bette machten, ſich um; doch er ſah nichts, die Finſterniß der Nacht geſtattete ihm nicht, irgend einen Gegenſtand zu unterſcheiden. Dreymal ſtampft' es jezt auf dem hohl wiedertönenden Boden, und ein Seufzer, der ſich tief aus der Bruſt eines Leidenden zu arbeiten ſchien, begleitete den Schall. Noch einmal wagt' es der Pfarrer zu rufen, allen ſeinen übrigen Muth faßte er zuſammen, gab ſeiner Stimme alle Feſtigkeit, die ihm in ſeinem jezigen Schrecken möglich war. „Wer iſt da," rief er, „Dieb oder Geiſt?"

Hohl, wie von weiter Ferne, rief jezt eine Stimme: Ein Geiſt bin ich, und deine verſtorbene Gattin Auguſta. Kaum vernahm der Pfarrer dieſe Worte, als, ſeine Bettdecke über den Kopf gezogen, er in ſich zuſammen kroch. So ſehr er auch Geiſter und Erſcheinungen vertheidigte, ſo wenig wünſchte er in Perſon welche zu ſehen, noch mit ihnen etwas zu thun zu haben.

varhatt' er ſo manche Erſcheinungen geſehen;
denn welcher Vertheidiger der Geiſter ſieht
ergleichen nicht?) aber unter ſo furchtbaren
mſtänden war ihm noch nie ein Geiſt er-
hienen. Die Furcht übermannte jezt ihn
anz, und der Gedanke, daß es ſeine Frau
n, die mit ihm ſprächе, fullte ihn mit
odesangſt. Ein kalter Schweis lief von
dem ſeiner Glieder herab, feſt verhüllte er
it dem Bette Augen und Ohren, und in
es Schreckens Betäubung wollt' er nicht um
ulfe zu rufen. Doch was half ihm auch
rbliche Hulfe wider Anfalle der Geiſter?
„Paul, Paul!“ ſo rief von neuem der
eiſt, „ſchläfſt du? Hörſt du nicht, was dei-
e Gattin Auguſta zu dir ſpricht?“ Mäch-
g durchdrangen dieſe Worte ſein dickes Bet.
, er hört' es, ſcheute aber die Unterhal-
ng mit einem Geiſte, und ſchwieg. Tiefer
rhüllte er ſich in ſein Bette, von dem er
der Angſt ſich Hulfe verſprach. Lange
uchte er nun, krumm wie ein Wurm zu-
ammengebogen, was ferner der Geiſt ſeiner
rau ihm ſagen würde, doch konnt' er's ſchon
n voraus errathen, daß er kein erfreuliches

Urtheil fällen würde. Ein Viertelſtündchen entfloh; der unbequemen Lage überdrüßig, und voll Hofnung, der Geiſt ſey verſchwunden, wagt' er es endlich, ſeiner gepreßten Lunge ein wenig Luft zu machen: aber kaum ragte die äußerſte Spitze der Naſe uber die Decke empor, als der Geiſt ſchon wieder ſich hören ließ, und lauter denn vorher rief deſſen Stimme: „Paul! Schlafe nicht! — Wichtige Dinge hab' ich dir zu ſagen. Schlaf nicht, und fürchte dich auch nicht, denn noch komm' ich nicht dich zu quälen, auch erſcheinen will ich dir nicht; denn meine Geſtalt würde mit Entſetzen dich füllen: nur von fern will ich dir das ſagen, was eine höhere Macht mir erlaubt dir zu verkünden! Antworte! — Paul, antworte! Hörſt du mich? Sprich! Auguſta, deine Gattin befiehlt dirs.“

Gewohnt, ſeiner Gattin als ſie noch lebte zu gehorchen, wagt' er es jezt noch weniger ihr als Geiſt ungehorſam zu ſeyn. So entſezlich es ihm war mit einem Geſpenſte zu reden, ſo mußte er, wollt' er nicht etwas ſchrecklichers fürchten, antworten. Hohl, wie

die Stimme des Geistes, rief auch die seinige jezt unter der Decke hervor; denn von neuem hatt' er sich darunter verborgen. »Ja,« sprach er in vollem Zagen, »Auguſta, ich höre dich.«

»Haſt du,« so rief nun der Geist, »haſt du, Untreuer, schon so früh deine geliebte Auguſta vergeßen? Kaum iſt die Zeit des Trauerns zu Ende, so denkſt du schon auf eine neue Heyrath. Iſt dirs die Treue, die ewige Treue, die du mir in meiner lezten Stunde verſprachſt? Lohnſt du so meine Zärtlichkeit mit der ich als Geiſt dich noch liebe? — Doch! noch biſt du in der ſterblichen Hülle, wo man Begierden noch fühlt, und ich verzeihe dir gern dieſe Schwächen, denn in den Wohnungen des Friedens ſtört keine Leidenſchaft der Seeligen Glück. Sieh, ich will dir es nicht verbieten, wieder zu heurathen, denn ich würde dir dein Glück verbieten; dein Haus braucht eine Wirthſchafterin, du ſelbſt haſt eine Gehülfin nöthig, die deines Lebens Sorgen mit dir theilt. Nein, ich will dir es nicht verbieten; denn, dich glücklich zu machen, erlaubt mir die höhere

Macht in des Todes Thal wieder zurück zu kehren. Auf dem Wege, den du jezt gehst, wirst du nie Glück erreichen; deinem Untergange wirst du entgegen eilen; ich sage dir, des Pfarrs von Steinfeld Tochter ist für dich keine Frau. Zu deinem Wohle verbiet' ich dir, diese zu heurathen. Wähle anders — und beßer! — Morgen entschließe dich, denn so lange mir noch erlaubt ist, hienieden herum zu wandeln, muß ich dein Schicksal bestimmt haben. Wählst du, wie ich wünsche, so soll dich nie meine Erscheinung wieder erschrecken, wählst du aber abermals wider meinen und des Schicksals Willen, so komme ich wieder, und nenne dir deine künftige Frau. Wiße! Unsichtbar umschwebe ich dich am Tage, nur in der Stunde der Mitternacht ist es mir erlaubt, dir zu erscheinen, mit dir zu sprechen. Zu deiner Warnung sag ich dir noch, daß du niemanden von meiner Erscheinung etwas sagst, wenigstens unter neun Wochen nicht. Neun Tage bestimmt zwar der Mensch, unsre Erscheinung zu verschweigen, doch dieß reicht nicht zu, um euch vor den üblen Fol-

gen zu ſchützen. Noch einmal ſag ich dir, ſey gehorſam!« —

Hier ſchwieg der Geiſt, und dreymal kampft' es wieder auf dem hohlklingenden Boden, ein Zeichen des nun wieder verſchwindenden Geiſtes.

Wie unſerm armen Paſtor hiebey zu Muthe war, kann nur er ſelbſt fühlen und beſchreiben. Die lange Rede eines Geiſtes, ihr für ihn ſo ſchrecklicher Inhalt, erhielt ſeine Seele in einem immer währenden Schauder, und lange noch zitterte jedes ſeiner Gebeine. Schrecklicher war ihm der Befehl, den er eben gehört hatte, als die fürchterlichſte Erſcheinung. München zu verlaßen, war für ſeine in dem erſten Feuer heiß glühenden Liebe zu hart. So voll ſein Herz von Kummer, ſo ſehr die Angſt es einpreßte, ſo wenig wagt' er es, in Klagen über ſein hartes Schickſal auszuſtrömen. Die Furcht, der Geiſt ſeiner Auguſta möchte ſie hören, erſtickte jegliche Seufzer, die ſchaarenweiſe aus ſeiner Bruſt quollen, in der Geburt. Lange blieb er ſo in dieſer marternden Lage, lange ſchlug noch ſein Herz ſo ſchwer, als

wenn es Zentner von Blute forttreiben sollte, und bey jedem Schlage desselben, hob sich die ziemlich schwere Decke ellenhoch empor. Bey jedem kläglichen Gedanken an sein München, fürchtete er eine neue mehr schreckliche Erscheinung.

Der dämmernde Strahl des kommenden Tages goß endlich ein wenig Ruh in seine Seele, und bey dem ersten Strale, den die Sonne in seiner Stube warf, schlief er sanft ein; denn nun hatt' er nichts weiter von einer Erscheinung zu fürchten.

Neunmal hatte Suse schon an die Thüre gepocht, um den Morgentrank ihrem Herrn zu bringen; neunmal hatte sie ihn wieder auf die warme Stätte setzen müssen; schon war die neunte Stunde des Tages verfloßen, als unser Pfarr erst aus seinem tiefen Schlafe erwachte. Nach einem so fürchterlichen Abentheuer verlangt die Natur Erholung.

Wie rieb er sich die Augen, als er die Sonne so hoch am Himmel sah, und wunderte sich über seinen langen Schlaf. Doch bald, vergaß er Verwundrung und Sonnenschein, die nächtliche Erscheinung kam ihm wieder in

den Sinn. Jezt wußt' er nicht, wie ihm geſchehen war: nur ein Traum, den er, erhizt von dem kleinen Rauſche, gehabt hatte, ſchien ihm der nächtliche Vorfall; faſt hielt er es blos für Täuſchung ſeiner umnebelt geweſenen Sinne, doch konnte er ſich alles ſo natürlich noch denken; noch hörte er des Geiſtes Stimme, als wenn er ihn ſprechen hörte; noch wußte er jedes Wort ſich zu erinnern. Doch träumt man bey unruhigem Blute ſo lebhaft, daß man glaubt, es wirklich erlebt zu haben; dies fiel ihm wieder ein, und er wankte, wußte nicht, was er glauben ſollte. Jezt meynt' er wieder, es habe ſich vielleicht jemand in ſeine Stube geſchlichen, um ſich durch ſeine Angſt einen Zeitvertreib zu machen. Schnell ſprang er bey dieſem Gedanken auf, und unterſuchte Schloß und Riegel an ſeiner Stubenthüre; doch beides war in gehöriger Ordnung, feſt ſah er die Thüre verſchloſſen. Durch die Fenſter, mit eiſernen Gittern verſehen, konnte auch niemand hereingekommen ſeyn, und überdieß war jeder Flügel feſt zugewirbelt. Nun unterſuchte er den Ofen; doch auch durch den

konnte niemand herein kommen, denn die Thüre ging von außen hinein: kurz wo er hinsah, fand er sich überzeugt, daß es auch für eine Katze unmöglich gewesen sey herein zu kommen. Wer sollt' es auch gewesen seyn? Keinen von seinen Leuten hielt er eines solchen Schelmstücks fähig. Und doch war der Vorfall geschehen: jemehr er aus dem Taumel des Schlafs zu sich selbst kam, desto lebhafter erinnerte er sich dessen, was er gehört hatte. Kurz, jemehr er seiner bewußt ward, desto mehr überzeugte er sich von der Wirklichkeit der Erscheinung, und so fest wie sein Glaube, stand endlich nach manchen Einwürfen die traurige Wahrheit, daß Angela mit ihm gerede und seine Heurath mit Minchen ihm untersagt habe. Mit fester Ueberzeugung hing er nun dran, und kein Mensch würde so glücklich gewesen seyn es ihm auszureden. Mit tiefer Betrübniß sah er die Nothwendigkeit, diesem Befehle seiner Frau, den sie auf höhern Willen ihm gab, zu gehorchen; aber schwer ward's ihm, so schwer, als sollte er zum Tode hingehen. Minchens Verlust war ihm das größte Unglück.

ern wollten wir die Klagen, die er über
n Verluſt anſtimmte, ihm nachſingen;
er ſang ja ſelbſt keine — denn laut
ſein hartes Schickſal zu jammern, wag-
wegen der unſichtbaren Gegenwart ſei-
Auguſta nicht. Deſtomehr blutete von
innern verſchloßenen Munde ſein Herz,
heftiger nagte der Gram an ſeiner
r. Wie ein Trübſeliger ging er den
n Tag herum, und trug vor ſich die
e. Lebhafter, (und eben deswegen zu
größern Marter,) zählte er Mindens
alle noch einmal durch, (funfzehn wa-
hrer) fühlte noch einmal ihre warmen
en Lippen auf den ſeinigen ruhen, em-
den Druck ihrer kleinen runden Hand,
noch einmal ihr freundliches Auge ihm
n, dieß alles empfand ſeine Seele in
nerung noch einmal. Aber bitter war
dieſe Erinnerung, denn er ſollte alle die
n Sachen, ſo feſt er es erſt gehofft hat-
uf ewig nicht mehr genießen. Dieſer
nke war zu peinigend für ihn, dieß
kſal zu grauſam, weil der Uebergang
o viel Freuden zu ſchnell war. Der

alle seinem Schmerz war es ihm aber doch lieb, daß er noch nicht wirklich um Minchens Hand angehalten hatte. Schmerzhafter, peinigender denn alles wär es ihm gewesen, wenn er das Jawort selbst hätte wieder zurück geben müssen.

Unter den bittern Empfindungen seines Verlusts verstrich ihm der ganze übrige Tag, nichts dachte er, als sein unglückliches Schicksal, spät am Abend erinnert' er sich erst des zweiten Befehls seiner Augusta: sich noch heute eine andre Frau zu wählen. Schwerer ward ihm dieß Geschäft denn irgend eins in seinem ganzen Leben. Wohin er auch dachte, sah er kein Weib für sich; keines der Mädchen, keine der Wittwen in einem Umkreis von vier Meilen konnte ihm gefallen, allemal kam er, wenn er rings umher gedacht hatte, mit einem tiefen Seufzer zu Minchen zurück, die, in den ganzen Reihen der Mädchen, für ihn die erste blieb. Völlig unentschloßen, welcher von den ihm bekannten Schönen er das Schnupftuch zuwerfen sollte, machte ihn die so sehr gefürchtete Nacht, in welcher er einen zweiten Be-

ch ſeiner Frau und eine tückiſche Straf-
redigt wegen ſeiner Unentſchloſſenheit erwar-
te. Angſt und bange wurde ihm nunmehr.
Mit jedem Augenblick, der die Nacht ihm
iher brachte, vermehrte ſich ſeine Furcht,
nd jemehr ſich dieſe vermehrte, deſto weni-
ger war er im Stande eine Wahl zu
effen. Die Stunde ſchlug, die ihm zu
Bette rief, und noch wußte er nicht wohin.
Geduldig überließ er ſich nun ſeinem Schick-
ſe, und hoffte Verzeihung von ſeiner Frau
egen der Unterlaßung des einen Befehls,
t er doch den wichtigſten erfüllt hatte, oder
ch feſt entſchloßen war ihn zu erfüllen.
Faſt hätt' er es gewagt die Stunde der
Mitternacht außer dem Bette zuzubringen;
ch bald ward dieſer Einfall wieder vervor-
n. Beßer ſchien es ihm die Ankunft des
eiſtes im Bette zu erwarten, dort
nnt' er ſich doch unter der Decke verſtecken.
Mit Zittern und Zagen legt' er ſich um die
hnte Stunde nieder, ließ aber aus Vor-
cht die Lampe auf dem Tiſche noch brennen.
Genau zählte er jede Viertelſtunde, und
mmer heftiger ſchlug ſein Herz, je nä-

der die Mitternacht heran kam. Izt schlug sie — und so schnell lauft nicht das hurtigste Rad am Schlagwerk der Uhr, als sein Blut bey diesem Tone herum lief. Mit zitternden Händen ergrif er die Decke seines Bettes, um sich bey dem ersten Geräusch, das der Geist machte, dahinter zu verbergen. Bey jedem kleinen Getöse, das eine noch wachende Fliege mit ihren dünnen Fittichen machte, glaubte er nun, seine Augusta käm; doch er fand, daß Geister eben nicht allzu pünktlich sind, denn schon schlug es ein Viertel auf zwölf Uhr, und noch war seine Augusta nicht da. Einen kleinen Grad der Freude empfand er zwar bey dieser Verzögerung, doch er konnte ja nicht wißen, um welche Zeit es an der Uhr der Geister wäre, und überdieß war die Stunde der Mitternacht noch gar nicht zu Ende. Ueber dergleichen Betrachtungen schlugen es zwey — drey Viertel — endlich gar zwölf, und keine Augusta erschien. Noch harrte der Pfarr auf ihre Ankunft, bis die erste Stunde des Tages vorüber war; doch auch diese entfloh, ohne daß der Geist erschien.

»Nun kommt er nicht,« sprach der Pfar-
freudig bey sich selbst, als die Glocke Eins
lua, nun kommt er gewiß nicht! Ent-
der mein gestriges Gesicht war nur ein
aum, oder meine Frau ist mit meinem
ragen zufrieden, oder er fürchtet sich vor
n Lichte. Sollte dieß lezteres seyn, so
es gut, daß ich's weiß, nun will ich ihn
f immer vertreiben.«

Einen freundlichen Dank nickte er seiner
mpe jezt zu; legte sich auf sein linkes Ohr,
schlief, nach einer vergebenen Furche,
st und ruhig bis an den Morgen.

Siebenter Gesang.

Sicherer war er zwar heute denn gestern, doch war es noch viel zu früh, sich von neuem der Liebe zu seinem Minchen zu überlassen; nur dacht' er heute mit mehr Freiheit an sie, wagt' es auch gar mit ihr, wenn er allein war, sich zu unterhalten, und fürchtete nicht, daß seine Augusta es hörte.

„Ach Mincher," so sprach er, als er aus seinem Mittagsschläfchen im Lehnstuhl erwachte: „Ach Minchen, man will uns trennen, selbst eine höhere Macht legt sich dazwischen, daß unsre Herzen sich nicht vereinigen; Geister verbieten mir, dich zu meiner Gattin zu nehmen. Was hab ich wohl verbrochen, daß man dich mir rauben will! Doch vielleicht, mein gutes Madchen, war es nur ein Traum was ich hörte, Tauschung der Sinne, die ich mir in dem Glase, das du so oft mit freundlichen Händen mir reichtest, benebelte. Doch sey es auch, daß es wirkliche Erscheinung gewesen ist, so hab ich Mittel gefun-

den, daß mir der Geist nie wieder erscheinen
wird. Meine brennende Lampe kann Gei-
ster vertreiben. Ja, mein Minchen, viel-
leicht wirst du noch die Meine, als Gattin
drück' ich dich vielleicht bald in meine Arme;
war wird dieß nicht so früh geschehen, als
ich erst hoffe, denn warten muß ich doch, ob
der Geist wieder kommt, wenn ich anders
nicht geträumt habe. Dann aber, wenn ich
gewiß bin: daß es Erscheinung war, und
in einer Woche muß ich dieß wissen, komme
ich nach Steinfeld, und bitte den Vater um
seine Hand. Gern wünschte ich dich heute
wieder zu sehen, aber noch wag' ich es nicht,
denn ich bin noch nicht gewiß, was an der
Geschichte war; aber sehen will ich doch von
ferne den Ort, wo du wohnst. Das Dach
zu sehen, das dich deckt, soll meine Entschä-
digung seyn, da ich dich nicht sehen kann.«

Mit diesen Worten zog er sich an, nahm
einen Stab, und ging auf dem Wege nach
Steinfeld nach einer Anhöhe, von der er das
ganze Dorf übersehen konnte. Dort weidete
sich in der Ferne an dem Anblick, und die
Hofnung bald wieder dort zu seyn, richtete

seine bisher so gebeugte Seele wieder auf. Oft war es ihm zwar, als wollt' es ihn hin nach Steinfeld ziehen, doch widerstand er auch dieser Begierde, und um dieser Versuchung nicht ferner ausgesetzt zu seyn, verließ er den kleinen Hügel, und wandelte mit ziemlich leichtem Muthe seinem Dörfchen wieder zu.

Dort empfing ihn die immer noch freundliche Suse, mit einer frischen Milch ganz nach seinem Geschmacke bereitet, die er auf ihr Anrathen in einer Laube, von blühenden Jasmin und Hollunder umwunden, verzehrte. Auf seine Bitte setzte sich Suse auch neben ihn, und würzte ihm seine kalte Kost mit mancher kleinen Erzählung von Geschichtchen, die in der umliegenden Gegend vorgefallen waren.

Weit ruhiger als gestern, legte er sich heute zu Bette, befahl aber Susen ihm die Lampe mit Oel zu füllen; denn um nichts in der Welt, wär er nun ohne Licht geblieben, da er davon die beste Wirkung erwartete, wenn ja der Geist wieder erscheinen wollte. Nie war er vorher gewohnt des Nachts Licht zu

brennen, leicht konnte er also vermuthen, daß Suse ihn um die Ursache dazu fragen würde; doch Suse fragte nicht, sie entschuldigte sich nur, daß kein Oel mehr da wär, und bot ihm dafür ein Licht an. Freylich war dieß wegen der Gefahr des Feuers dem Pfarr nicht gelegen, doch konnte er deswegen nicht ganz ohne Licht bleiben; er ließ es sich geben, und hoffte schon so lange zu wachen, daß er es nach Mitternacht auslöschen konnte.

Nahe war schon das Ende der eilften Stunde, als er zu Bette sich legte. Lange hatte er also dießmal nicht auf die Entscheidung seines Schicksals zu warten. Mit wechselnder Unruh zählte er die entfliehenden Minuten, und mit so ganz leidlichem Muthe hört' er die Stunde der Mitternacht schlagen. Nun lauscht' er wieder auf jedes kleine Geräusch, doch schien er heute abermals umsonst zu lauern; noch schien kein Geist kommen zu wollen. Eine Minute entfloh nach der andern, und noch wollte Augusta nicht erscheinen.

Immer schwächer ward nun die Furcht in der Seele des Paſtors, ſtärker die Hofnung, den Geiſt nie wieder zu ſehen, und mit jedem Augenblick, der in die Ewigkeit hinab ſank, wuchs dieſe Hofnung zu feſterer Gewißheit empor. Die Stunde der Mitternacht war vorüber, und noch war nichts erſchienen. Ganz frey hielt er ſich nun dieſe Nacht von jeder Anfechtung. Mit einem ſtaben Schlage des Herzens begrüßte er die Ruhe, die auf immer wieder in ſeine Seele zurück zu kehren verſprach; kühn wagt' er es, an ſein Mirchen und an ſeine Verbindung mit ihr zu denken, manches Schöne ihr zu ſagen, und ſahe dabey dankbar das Licht an, dem er ſo halb und halb ſeine Rettung zu danken glaubte, in Hofnung es nun bald auslöſchen zu können, und dann in voller Zuverſicht ſich in die Arme des ungeſtörten Schlafes zu werfen.

Starr ſah er ſo hin, nach dem ganz düſter brennenden Lichte und bewunderte ſeinen magiſchen Kopf, als es plözlich mit einem gräßlichen Schlage verlöſchte. Fort war nun Hofnung und Muth aus der Seele des

Paſtors, denn ohne Zweifel war dieß ein Werk des kommenden Geiſtes, deſſen Macht, wie er ſahe, allen Beſchwörungsmitteln trozte und ſie überwand. Kaum war der fürchterliche Schlag geſchehen, als es wieder in der Stube mit latſchenden Schritten umher ging; dreymal wieder, aber ſtärker denn je, auf dem Boden ſtampfte. Zum Ruhme des Paſtors müſſen wir es ſagen, daß er dießmal beym zwoten Beſuche ſeiner verſtorbenen Auguſta weit herzhafter, denn jenesmal war. Hoch ſchlug zwar ſein Herz, kalt war der Schweis, der von ſeinem Geſichte herab ſtrömte, aber doch verkroch er ſich diesmal nicht unter die Decke, und er fürchte jezt nicht ſo wohl die Erſcheinung des Geiſtes, als den Inhalt ſeiner Rede, der für ihn ſo fürchterlich war.

»Paul, Paul!« rief der Geiſt wieder mit dumpfer Stimme. »Schlecht befolgſt du die Befehle deiner Gattin. Mit Unwillen habe ich, als ich unſichtbar dich umſchwebte, geſehn, wie du noch immer an deiner unſeligen Liebe hängſt, ſo wenig Mühe dir nimmſt, ſie zu bekämpfen. Noch ein-

mal ſag ich dir, laß ab von dieſer unglückli-chen Liebe! Wenn ich dich noch immer in Zukunft ungehorſam mir ſehe, dann wiſſe, dann komme ich dich zu peinigen, dieſe Gewalt verlieh mir die höhere Macht. Doch fürchte dich nicht! Jezt komm' ich noch nicht im Zorne zu dir, noch bin ich, die dich liebende warnende Gattin. Unglück — Unglück ohne Gränzen droht dir, wo du des Pfarrers zu Steinfeld Tochter nimmſt. Sie ſelbſt wird es ſeyn, die dir das äuſſerſte Elend zubereitet. Nur Verſtellung iſt's, die du jezt für Zuneigung hältſt. Bald wird ſie die Larve ablegen, ſchon in dem erſten Monat deiner Ehe. Mit andern Jünglingen und Mannern wird ſie leben, dein keuſches Ehebette beflecken, dein Haupt mit Hörnern krönen, dein mit ſaurem Schweiße erworbenes Gut mit ihren Liebhabern verpraßen. Den Bißen wird ſie aus dem Munde dir nehmen und ihren Buhlen geben. Kein Süppchen wird ſie dir kochen, nicht Hemde, Schlafrock und Pantoffeln dir wärmen. Dein Haab und Gut wirſt du durch ſie endlich zum Thore hinausfliegen ſehn. Keine

Henne wird auf deinem Miſte mehr ſackern, kein Hahn mehr krähen, keine Kuh mehr brüllen, kein Schwein mehr grunzen, kein Schaf mehr blöcken. Zerrissen und zerlumpt, mit verſchabten geflickten Kleidern, mit zerrißnen Strümpfen, mit durchlöcherten Schuhen, wirſt du als ein Spott der ganzen Welt einher gehen, auf vermodertem Stroh oder auf harten Dielen wirſt du ſchlafen müſſen, und mit einem alten Hader dich decken. Frühzeitig, in der Blüthe deiner ſchönen Jahre, wird dich endlich eine auszehrende Krankheit ergreifen, und von Hunger und Gram abgenagt, wirſt du dahin ſterben, und durch die milde Hand deiner Bauern begraben werden.«

»Hör auf Auguſta, hör auf, wenn du mich noch liebſt!« Gern, von Herzen gern will ich dem Mädchen entſagen, wie wieder ihrer gedenken.« So unterbrach ängſtlich der Pfarr die Rede des Geiſtes. Dieß war für ihn zu viel, länger konnt' er ſeiner Leiden Register nicht mit anhören, und die gedrohten Uebel gaben ihm Muth, daß er ſich

wagte mit dem Geiſte zu reden. Dieſer erfüllte auch die Bitte des Paſtors.

»Gut!« ſo ſprach er. »Wenn du mir gehorchen wirſt, ſo wird dich alle dieß Unglück nicht treffen. Aber noch eins laß dir ſagen, noch einen Verweis muß ich dir geben, daß du noch nicht eine andre Gattin dir gewählt haſt. Geſtern und heute ließ ich dir noch Zeit dazu, aber du warſt noch ſaumſelig. Eile dir eine andre Gattin zu wählen, damit nicht von neuem deine unglückliche Liebe wieder zurückkehrt. Eile, damit ich, noch ehe ich wieder von hinnen in die Wohnungen der Seligen zurückkehre, deine beſtre Wahl ſegne. Sprich, Mann, wem haſt du gewählt?«

Vertrauter mit dem Geiſte, wagt' es der Pfarr ſich ferner zu unterhalten. »Ach, mein liebes Weib,« ſprach er, »meine Auguſta, noch weiß ich nicht, welche ich wählen ſoll, und faſt zweifle ich je eine glückliche Wahl zu treffen. Wenn du mich noch liebſt, wenn du mein Glück zu befördern die Macht mir zu erſcheinen bekamſt, ſo rathe du mir ſelbſt, ich weiß mir nicht zu rathen. Nen-

ne du mir ſelbſt die Frau, die ich nehmen ſoll.“

„Paul,“ ſo ſprach der Geiſt hier wieder, „dieſe Ergebung gefällt mir. Bald iſt der Augenblick, der mir die Macht mit dir zu reden benimmt, nahe. Kurz will ich dir meinen Willen ſagen. Merke wohl auf, lieber Mann, was ich dir ſagen werde. In meiner lezten Todesſtunde wollte ich dirs ſchon ſagen, aber die Luft gebrach mir. Willſt du glücklich in einer zweiten Ehe ſeyn, ſo heurathe — hörſt du mich? — Suſen, Suſen, deine Magd, meine Vertraute. Sie nur allein iſt würdig, den Platz nach mir in deinem Ehebette einzunehmen!“

Suſen? — Suſen? — Meine Magd? ſo rief endlich mit aufgehabenen Händen der erſchrockene Pfarrer, als er aus dem Stillſchweigen ſchloß, daß der Geiſt nun verſchwunden wäre. „Suſen? das garſtige häßliche Bild? Himmel, welch ein Befehl!“ — Dieß war alles, was die erſte Betäubung ihn ſagen ließ. Stumm lag er noch lange da, mit ſtarrem Auge hinauf zu ſeinem dunklen Bethhimmel ſehend, und überließ

sah den peinigenden Empfindungen des Schmerzes, der aber doch, so stark er auch war, in einem sanften Schlafe, wenigstens auf heute, sein Grab fand: neu erwachte er aber wieder mit dem Morgen, mit welchem unser armer Pfarrer erwachte; immer doch so stark fühlte er ihn, aber doch minder heftig.

Noch in sein Bette gehüllt, überdachte nun der geplagte Mann noch einmal die schreckliche Rede des Geistes, und seinen noch grausamern Befehl. Fürchterlicher war ihm dieser, als die Erscheinung, denn mit dieser war er nun bald bekannt. So pünktlich er aber sonst den Befehl seiner Frau befolgt hatte, so war er doch dießmal nicht so bereitwillig; so abergläubisch er war, so wenig hatte er jezt Lust, dem Willen eines Geistes zu gehorchen: denn unter allen freybaren Mädchen war Suse gewiß die lezte, auf die er gefallen wär; auch nicht einen seiner Wünsche sah er in ihr erfüllt.

Jezt trat die ihm bestimmte Braut in seine Stube, und brachte ihm den Kaffee. Aufmerksam betrachtete sie der Pfarrer, aber es

er dießmal über seine Kräfte, sie lange anzu-
hen; er schauderte vor ihrem Anblick, wand
in Gesicht von ihr, denn nie war ihm ih-
Gestalt so häßlich erschienen. Freund-
ch wollte sie wie gewöhnlich ein Wei-
en mit ihm kosen, doch auch ihre Sprache
ar ihm widerlich, er hieß sie nicht eben all-
freundlich gehen. Eben so betrug er sich
gen sie, als sie sein Mittagsbrod, eben so
s sie Nachmittage den Kaffee und auch sein
bendbrod brachte; und Suse murrete nicht
er ihres Herrn ungewöhnlich mürrische
une. Mit Geduld, die auch ihr unge-
öhnlich war, ertrug sie dieselbe, und frag-
weiter nicht nach den Ursachen dieser so
nellen Veränderung.

Einen großen Kampf kämpfte den gan-
n Tag der arme Pfarr in seiner See-
Der Vorsatz, Minchen zu heurathen,
ar nun freylich verschwunden, denn in dem
lle scheute er das traurige Schicksal, das
n der Geist verkündigt hatte; aber Susen
seiner Frau zu nehmen, dieß war ihm
werer als alles. Lieber hätt' er dem Gei-
gefolgt, wenn er ihm befohlen hätte,

ewig ein Wittwer zu bleiben, (welches doch für ihn auch keine Kleinigkeit war,) als sein Bette mit dieser häßlichen Schöne zu theilen. Ja er hatte wirklich den Muth, trotz dem Befehl des Geistes, fest den Endschluß zu faßen, ledig zu bleiben, denn auf diesem Fall war ihm ja noch kein Unglück gedroht worden.

Die Ruhe, die er eine ganze Woche ungestört von der Erscheinung des Geistes genoß; befestigte diesen Vorsatz, ledig zu bleiben, in seiner Seele; ja, als sich diese Ruhe noch um eine ganze Woche verlängerte, fing er gar an, wieder an ein ander Mädchen zu denken. Jezt waren sie ihm gegen Sufen alle angenehm, alle schön, und so schwer als ihm vor dem fürchterlichen Befehle die Wahl geworden war, so geschwind war er jezt entschloßen. Ohne langes Bedenken fiel er auf Gertrudchen, die Tochter eines Pachters in der Nachbarschaft. Schon wagte er es seine neue Liebe den verschwiegenen Wänden zu vertrauen, unbesorgt ob seine Augusta dieß zärtliche Geständniß hören könnte.

Vielleicht hatte sie es nicht gehört, denn auch diesen Abend kam sie nicht wieder. Er-

ſchrocken beſann ſich zwar der Paſtor noch ſpät im Bette ſeiner Unvorſichtigkeit, doch mit Freuden ſah er, daß ſie keine gefährlichen Folgen für ihn hatte. Unaufgeſcheucht von der Donnerſtimme des Geiſtes ſchlief er, und erwachte nach manchen ſüßen Träumen von ſeinem künftigen Glück.

Von neuem vergingen acht Tage und Auguſta war nicht wieder gekommen. Völlig befreyt glaubte er ſich nun von ihrem ſchrecklichen Zuſpruch. Sein Herz öfnete ſich ganz der Freude wieder, dachte nicht einen Augenblick mehr an Suſen, und an ſeine Verbindung mit ihr, Gertrudchen lebte ganz in ſeiner Seele, und jeder Tag ſah ihn liebevoller gegen dieß freundliche Mädchen werden, ja er wagt' es gar einen Weg ſich zu dem Pachter zu machen, um zu ſehen, wie viel er zu hoffen hatte.

Glücklich war er dießmal auf ſeinem Wege, Gertrudchen gefiel ihm, und in ihres Vaters Miene glaubt' er den Wunſch geleſen zu haben, daß er einſt ſein Schwiegervater werden möchte. Nach einem Beſuch von einigen Stunden, in denen er ſehr gut

bewirthet würde, eilte er, um nicht verdächtig zu werden, noch früh vor Abends zu Hause, voll von dem Vorsatz, in zwey Wochen, (so lange wollte er noch die Geistergeschichte abwarten,) förmlich um ihre Hand zu werben, und versprach sich keine Fehlbitte bey dem Vater zu thun.

Armer betrogener Mann! So sicher warst du; und hieltest deine Gedanken, deine Worte, deine Wege vor deiner Augusta verborgen. Sicherheit war nie des Menschen Freundin, dieß predigtest du ja so oft, und wardest doch deinen Lehren so untreu. Geister schlafen nicht, noch heute wirst du es erfahren. Mit Vorsaz läßt deine Gattin mit eingebildeten Freuden dich täuschen, um dann, das Uebel, daß sie dir bereitet, doppelt dich fühlen zu lassen.

Achter Gesang.

Mit voller Erwartung einer glücklichen
unft, mit voller Ruhe und Sicherheit
er sich diesen Abend zu Bette, und
te nichts weniger, als daß Anansta, die
nge außen geblieben war, ihm alle seine
en Hofnungen zerstören würde. Aber,
da, sie kam; kaum schlug die Stun-
Mitternacht, als sich ein Baum, schreck-
denn jemals, in seiner Zelle erhob,
en bereits halb lauschenden Pfarrer,
scheuchte. Alles wußte der erschro-
Mann schon, wer es sey, und wes-
man kam. Ein Todesschrecken über-
, und ein durchdringender Schrey, den
emand hörte, entfuhr unwillkührlich,
Munde; doch fürchtete er, wie das,
, die Erscheinung weniger, als das,
nen und die Strafpredigt des Geistes;
hrocken er aber auch war, so suchte er,
s allen Winkeln sein bischen Muth

zusammen, um das, was der Geist ihm sagen würde, mit aller möglichen Fassung zu hören.

Neunmal stampfte dießmal der Geist auf den Boden, und alle Stühle, die um das Bette herum standen, stürzten mit einem gräßlichen Krachen, einer nach dem andern darnieder. Hoch horchte nun der Pastor auf, was der Geist ihm sagen würde, doch er wartete vergebens, etwas schrecklichers war ihm vorbehalten: anstatt, daß der Geist mit ihm sprechen sollte, erschien er dießmal selber. Langsam in der Luft daher schwebend, nahte er sich dem Bette. Größer war er, als seine Augusta im Leben gewesen war, ein Zeichen, daß Menschen auch nach dem Tode noch wachsen. Ein langes weißes fast unsichtbares Kleid hing von den Schultern bis auf die Erde herab, und verdeckte Arme und Füße. Feuer glühte in seinen Augen und in dem Golde der Krone, die er auf dem Haupte hatte. Sonst war das ganze Gesicht todtenbleich, sonst sahe man alle Spuren der Verwesung auf Wangen und

Lippen, welche verfallen und abgezehrt waren. Diese fürchterliche Gestalt nahte ganz langsam sich dem Bette, und hob die Decke, hinter welche der äußerst erschrockene Pfarr sich verkrochen hatte, in die Höhe.

Wären Geister der Empfindung fähig, die sie hier auf der Welt hatten, ich würde dieser gewiß entweder aus vollem Halse gelacht, oder eine warme Thräne des Mitleids geweint haben, als er den armen Pfarr, gekrümmt wie einen Wurm, unten am Ende des Bettes, die Augen mit dem Bettuche verhüllt, von Schweiß triefend, und in Stoßgebet nach dem andern hersagend ah.

»Verstecke dich, wie du willst,« rief der Geist mit einer ganz andern Stimme als sonst, aber donnernd war sie, die Wände bebten, die Fenster klirrten und das Bett, worinne der Pfarrer, wie von einem Erdbeben, sich von seiner Cella rückte: »Verstecke dich, wie du willst, meinem Zorn, der Rache eines Geistes wirst du am fernsten Ende der Erde nicht entgehen!

— Zittre Ungehorsamer! — Jezt komme ich, dich zu plagen, oder vielmehr dir nichts als Unglück anzukündigen. Dreymal siebenmal ließ ich die Sonne auf und nieder gehen, eben so vielmal besuchte ich in der schwärzesten Stunde der Nacht dein Haus, um dich zu beobachten, seihe aber mit Unwillen, daß du mir nicht gehorcht, in keinem Stücke gehorcht hast. Noch einmal — und zum leztenmale ists — komme ich zu dir, und befehle, daß du ohne Widerrede Susen zu deiner Frau nimmst. Thust du es noch nicht, so will ich von heut an alle Mächte in fürchterlichen Gestalten dich plagen, bis du es thust, und thust du es nicht bald, so will ich das äußerste Unglück, (denn ich hab es in meinen Händen,) über dich und dein Haus ausschütten. Dir zu beweisen, daß ich die Wahrheit rede, so sollst du morgen ein Zeichen sehn. Morgen um die zwölfte Stunde wird deine schönste Kuh mit den braunen Flecken dahin fallen, ohne daß jemand wird sagen können, was ihr gefehlt hat. Wenn du dieß siehst, dann merke, daß

ein Werk und eine Strafe deines Unge-
ſams iſt, und, wenn du mir noch nicht ge-
ſagt, nur der Anfang deines zu gewar-
ten Unglücks. Noch einmal,« — —
verdoppelte ſich das Feuer in den Augen
Geiſtes, ſeine Stimme wurde mehr den-
nd, daß die Hunde im Dorfe es hörten und
nnen zu heulen: »Noch einmal ſag ich
heurathe Eulen, meine Vertraute.«
Hier mochte der Geiſt verſchwunden ſeyn,
als der erſchrockene Pfarr, der bey den
n fürchterlichen Worten in eine Art von
nmacht gefallen war, von ſeiner Betäu-
erwachte, fand er ihn nicht mehr an
m Bette. Seine Wiederkunft ſcheuend
n mehr als je übermannte ihn jezt die
t,) ſchlief er nicht wieder ein. Das
e Licht des kommenden Tages fand ihn
wach, ſchlummerte ihn aber doch, nach
ſo gefahrvollen Nacht, endlich noch
Sanft ruhte er nun bis die Sonne
höchſten Punkt erreicht hatte, und
noch länger geſchlafen, wenn ihn nicht
ns Stimme, die das Mittagseſſen

ihm brachte, und sein Magen geweckt hätte.

Das erste Wort aus Susens Munde war die unglückliche Nachricht, daß die scheckige Kuh mit dem Schlage zwölfe gefallen wäre. »Niemand,« so sprach die trauernde Suse, niemand weiß, was dem armen Thiere gefehlt hat. »Selbst Nachbar Klaus, der sich doch am besten darauf versteht, Kühe zu heilen, weiß nicht die Ursache ihres Todes zu sagen.« Eine Thräne bewieß, wie sehr sie der Verlust dieses Thiers, welches der Liebling ihres Herrns war, schmerzte.

Aengstlich faltete bey dieser Nachricht der Pastor die Hände, sah jammernd gen Himmel, denn offenbar war es nun, wie sehr sich dieser es angelegen seyn ließ, ihn mit Susen zu verbinden. Dießmal düftete ihm der Wohlgeruch eines seiner Leibgerichte, welches Suse ihm wohlschmeckender denn je zubereitet hatte, und jezt ihm brachte, umsonst, sein Auge verschloß sich vor diesem reizenden Anblick, und seine Nase sog die Dämpfe des starkgewürzten Ragouts nicht ein.

nicht einen einzigen Trieb empfand sein
agen dieß Göttermahl zuverzehren, sein.
nun wagte es nicht einmal zu kosten, aller
gerit war ihm seit der unglücklichen Nach-
t von dem plötzlichen geheimnißvollen
de der Kuh verschwunden. »Suse,« so
ch er, »setze das Essen mir warm, ich
n nicht essen! Mein Herz ist zu voll;
hrige höchst wichtige Dinge hab' ich bey
zu überlegen.«

Erschrocken sah ihn Suse hier an, denn
s war, so lange sie sein Brodt aß, das
einal, daß sie ihn das Essen verschmähen
Seinem Befehle gehorsam, holete sie
Kohlfeuer und setzte das Essen ihm warm,
gte ihn nun aber mit Antheil, was ihm
e? Denn mit großen leserlichen Buchsta-
war Bestürzung und Verdruß auf sei-
Stirne geschrieben. Kein Wort sprach
Piart auf ihre so mitleidige Frage, end-
aber, als Suse sich noch länger verweil-
fing er von selbst an: »Hör, Suse, ach
te nicht weg! Vieles — recht vieles hab
mit dir zu reden; wichtige Dinge dir zu

offenbaren. Jezt aber bleib ich, laß mich allein, schon will ich dich rufen, wenn ich dich sprechen will.«

Neugierig war Suse sonst im höchsten Grade, wenig Ruhe ließ sie bisher ihrem Herrn, wenn er etwas nur einen Augenblick vor verschweigen wollte, doch dießmal machte sie auch nicht eine Miene es wissen zu wollen; ohne zu murren war sie gehorsam. Sie ging, und fragte weiter nicht nach ihres Herrn Geheimniß.

Kaum war Suse zur Thüre hinaus, so fiel es ihm ein, sich mit seinen Augen von dem Zeichen, das heute in seinem Hause geschehen war, zu überzeugen. Er ging in den Stall, wo die todte Kuh lag. Eben fand er Nachbar Klausen, der ihm eine sehr gelehrte Abhandlung über diese Leiche las, worin er deutlich bewieß, daß diese Kuh keines natürlichen Todes gestorben sey, daß nur Zauberey dieses könne gethan haben.

Handgreiflich sah nun der betrübte Pfarr die gedrohte Rache des Geistes in Erfüllung gehen. Still schlich er wieder auf sein

ne Stube, und überließ ſich da, ohne an Eſſen, Trinken und Tobakspfeife zu denken, den Empfindungen ſeines Herzens, die gewiß nicht die angenehmſten waren. Der lezte, aber auch der härteſte Kampf, hob in ſeiner Seele nun an, ein Kampf, den er nie in ſeinem Leben gekämpft hatte. Daß er gehorſam ſeyn müſſe, ſah' er mehr als zu deutlich, und viel zu fromm war er, als daß er es gewagt hätte, ſich dem Himmel, zu widerſetzen, deſſen Hand hier ihm offenbar im Spiele zu ſeyn dünkte: aber ſchwer — ſchwer war es ihm auch, ſeinen Widerwillen gegen Su-ſen zu überwinden; je mehr er ſich bemühte, ſich ihre Geſtalt leidlich (denn ſchön wurde ſie nie) zu machen, deſto häßlicher wurde ſie ihm, und ganz zum Abſcheu am Ende. Doch was half alle dieß Sträuben? Der höhere Befehl, die Hofnung einer glücklichern Zukunft, und was ihm noch mehr als alles war, die Rettung ſeines eigenen Lebens, machte es ihm zur Nothwendigkeit, dieſe höchſt übelſchmeckende Pille zu verſchlucken,

Oben hätte er in dieſer Stunde ſeines Kampfes, ſeine Leiden in den Buſen eines Freundes ausgeſchuttet; aber wo hatt' er den in dieſem Falle? Er wußte, daß alle ſeine Bekannten dergleichen Erſcheinungen läugneten, und er ſchon manchen Streit über dieſe Lehre gehabt hatte, in welchen aber keiner von ihnen, durch ihn überwunden ward; er wußte alſo ſchon im voraus, was ſie ihm ſagen würden. Ueberdieß durfte er's ja auch niemanden entdecken, denn der Geiſt hatte ihm geboten, neun Wochen von ſeiner Erſcheinung zu ſchweigen. In ſich ſelbſt mußte er alſo ſein Geheimniß verſchlieſſen, und ſein eigner Rathgeber ſeyn. Soviel er aber auch dachte, ſo fand er keinen andern Rath, als den — Buſen zu heurathen.

Feſt ward dieß nunmehr mit einem tiefen Seufzer beſchloſſen. Um aber den Geiſt ſeiner Frau von ſich zu entfernen, um ihn nicht mehr zur Rache, von der er ſchon einen betrübten Anfang geſehen hatte, zu reizen, beſchloß er noch heute, dieß große Werk zu vollenden, und Buſen ſeine Hand anzubie-

ten. Daß ſie dieſe ausſchlagen würde, fürchte-te er nicht, denn ſie war ja vom Himmel für ihn beſtimmt.

Kurz ſollte dieß Geſchäfte ſeyn, ſo wie man gern über unangenehme Geſchäfte hinweg eilt. Noch ehe er ſein Ragout verzehrte, denn endlich kam doch ein kleiner Hunger ihm an, rief er Suſen zu ſich. Sie kam, und gleich als ob ein prophetiſcher Geiſt es dieſem Mädchen geſagt hätte, was ihr Herr jezt anbringen würde, ſchlug ſie züchtig und beſchämt die Augen nieder, wie gern die Mädchen thun, wenn man ihr Herz durch einen ſolchen Antrag in Verlegenheit ſezt. Mit immer noch züchtiger Miene, aber freundlicher denn je, fragte ſie nach ihres Herrn Befehlen.

»Komm,« ſo ſprach tiefſeufzend der Paſtor, »komm Suſe, und ſetze dich zu mir her.« Eine Ehre war dieß, die ihr noch nie wiederfahren war, und die ſie auch anzunehmen ſich weigerte. »Ohne Umſtände!« ſo fuhr ihr Herr fort,« ſetze dich! Vielleicht wirſt du noch manchmal in Zukunft bey mir

ſtehen. Viel Wichtiges habe ich dir zu ſagen, und erſtaunen wirſt du vielleicht über den Antrag, den ich dir jezt machen muß. Doch es iſt des Himmels Wille, ihn dir zu thun. Es geht ſein Gebot, mehr als dieſes dir zu ſagen, iſt mir nicht erlaubt. Nimmſt du ihn an, oder nicht, ſo hab' ich es doch erfüllt, und dann kann nicht ferner die Rache wegen Ungehorſam mich treffen. Erſt beantworte mir aufrichtig eine Frage: Sprich, Suſe! liebſt du? —

Suſe. Wie, Herr Paſtor, fragen Sie? — Dieß aus Ihrem Munde zu hören, befremdet mich.

Im ganzen Geſichte erröthend, ſo viel es vor den Sommerſproßen möglich war, ſchlug ſie von neuem ihre Augen nieder, und wagte es nicht, den Pfarr anzublicken.

Paſtor. Schäme dich nicht, Mädchen, es mir offenherzig zu geſtehen, wenn du liebſt! Dieß Geſtändniß ſoll mich nicht beleidigen. Sprich! — Liebſt du, oder liebſt du nicht? —

Suſe. Nein, Herr Paſtor! mein Herz iſt noch ſo frey, als es in den Tagen der erſten Kindheit war. Noch nie hat eine Mannsperſon mein Herz eingenommen.

Hier ſeufzete der arme Mann wieder tief, denn die Hofnung eine abſchlägliche Antwort zu bekommen, fing nun ſachte an zu verſchwinden.

Paſtor. Noch einmal, Suſe, wiederhol' ich meine Frage — meine Bitte: offenherzig mir zu ſagen, ob du liebſt?

Zuverſichtlich ſah ihm Suſe hier ins Auge, und betheuerte in der feyerlichen Sprache des Schwures, daß ſie noch nie geliebt habe. »Wo ich je geliebt habe,« ſprach ſie, »ſo will ich gleich auf der Stelle . . «

Paſtor. Still! Ich kann, wie du weißt, das Schwören nicht leiden. Aufs Wort glaub' ich dir. Du haſt alſo nie geliebt?

Suſe. Nein! —

So kurz dieß Nein bey Suſen war, ſo lang dehnte ſich der Seufzer, der jezt dem armen Paſtor wieder entfuhr; denn nun war

der ſo ſehr gefürchtete Zeitpunkt da, wo der Liebe Geſtändniß heraus mußte.

Paſtor. Nun Suſe, antworte mir auf meine zweite Frage eben ſo aufrichtig, als auf die erſte. — — Könnteſt du — könnteſt du wohl — mich — lieben?

Unwillig fuhr Suſe vom Stuhle hier auf, nicht, als ob ſie einen unehrlichen Antrag von ihrem Herren vermuthete, denn in dem Falle kannte ſie ihn, ſondern weil ſie glaubte, er wolle ſeinen Scherz mit ihr treiben.

Suſe. Ey, Herr Paſtor, hab' ich in meinem treuen zwölfjährigen Dienſte dieſen Spott wohl verdient? — Denn nun merk', ich es ſehr gut, daß Sie Ihren Scherz mit mir treiben wollen. Ich wußte erſt gar nicht, was Sie mit alle den Fragen haben wollten, aber nun ſeh' ichs: Sie wollen ſpotten.

Paſtor. Komm wieder her, Suſe! — Komm! Komm, Suschen! Sey nicht böſe! Kein Spott iſt es, was ich dir ſage, ich dächte, du kenneſt mich. Ich glaube es dir wohl, daß dieſer Antrag dich befremdet.

Gern wollte ich dir die geheimen Urſachen, die mich zu dieſem Schritte bewegen, erzählen, doch ich darf nicht. So viel ſey dir zu wiſſen genug, daß es des Himmels Wille iſt, daß ich auf ſeinen Befehl meine Hand dir reiche. Seine Rache fürchtend, muß ich es thun. Laß dir dieß jezt noch immer ein Geheimniß ſeyn, die Zeit ſoll dir es aber in kurzem aufſchließen. — Glaub es mir, Suschen, es iſt mein ganzer Ernſt, daß ich zu meiner Gattin dich wähle, wenn du dich nicht weigerſt, auch deine Hand mir zu geben.

Beſänftigt, hatte Suſe, indem ihr Herr ſo ernſtlich mit ihr ſprach, ſich wieder an ſeine Seite geſezt. Still hörte ſie alles an, was er ihr ſagte, doch las man in ihrem Auge keinen Ausdruck irgend einer Leidenſchaft, nicht der Verwunderung, nicht des Verdruſſes, noch der Freude, nichts malte ſich in ihren gleichgültigen Blicken, auch drang ſie nicht in ihren Herrn, ſeine geheimen Gründe zu wiſſen.

„Nun, Suſe,“ ſo ſprach der Pfarr am Ende ſeiner kleinen Rede, „was ſagſt du? Giebſt du mir nun deine Hand?“

Suſe. Gewiß, Herr Paſtor, Ihr Antrag ſezt mich, ſey es Ernſt oder Scherz, in Verwundrung.

Paſtor. Noch einmal ſag' ich dir, zweifle, nicht länger! Es iſt mein ganzer Ernſt.

Suſe. Gut! Aber verzeihen Sie, ich kann nicht drauf antworten, nicht das geringſte kann ich in dieſem Augenblicke beſtimmen, ich bin zu ſehr überraſcht, als daß ich alles mit reifer Ueberlegung bedenken kann. Erlauben Sie mir einige Tage Bedenkzeit!

Paſtor. Nein Suſe, die erlaub' ich dir nicht. Nichts iſt mir marternder als Ungewißheit bey der Entſcheidung meines Schickſals. Sag geſchwind! Ja oder Nein.

Suſe. Herr Paſtor, ich kann nicht!

Paſtor. Suſe du mußt! Ich kann dir nicht helfen. Sprich, willſt du mich haben? Nun? — Rede, Mädchen! End-

ide mein Schickſal, daß ich dann mein
gout in Ruhe verzehre.

Suſe. Sie drinzen zu ſehr in mich —
h wenn Sie —

Paſtor. Nicht geſtockt!

Suſe. Wenn Sie mich haben wollen, ſo
ag' ich es — —

Paſtor. Immer weiter!

Suſe. So ſchätze ich mir es für eine Eh-
, die Ihrige zu ſeyn.

Paſtor. Gut! — So bleibts da-
ey — Ich komme gleich wieder.

Bey dieſen lezten Worten ſtand der Pa-
tor haſtig von ſeinem Stuhle auf, drückte
hr dabey die Hand und ging in ein Neben-
immer, um ſich da von dem erſten Schre-
ken des ihn ſo betäubenden Schlages zu er-
holen; denn noch hatte er gehofft, ſie würde
ſein Anerbieten ausſchlagen. Die Furcht
der Geiſt ſeiner Frau, der ihn umſchwebte,
möchte alles hören, was er ſagte, hielt ihn
ab, auch nur leiſe über ſein hartes Schick-
ſal zu murren. Tief verſchloß er ſeinen
Kummer in ſich, und wartete das ängſtlich

Klopfen ſeines Herzens ab. Als dieß vorüber war, trat er wieder in die Stube zur wartenden Suſe, holte aus einem kleinen Schränkchen ein ſilbern vergoldetes Halsband, und band es, als ein Zeichen der Verlobung, um Suſens Hals.

»Hier, Suſe,« ſo ſprach er, »nimm dieß Kleinod, welches einſt der Mahlſchatz war, den ich meiner ſeligen Frau gab, und ſieh es als ein Verſprechen der ehlichen Treue an. Gieb mir dagegen, was du haſt, ſey's was es wolle, auch zur Beſtätigung deiner Liebe.«

Eilend lief jezt Suſe in ihre Kammer, und holete einen alten Thaler, den ſie nur noch vor wenigen Tagen von Stephan dem Gaſtwirth (kann nicht ſagen zu welchem Behuf) eingewechſelt hatte, und gab ihm dem Paſtor zum Zeichen des feſten Bundes. Zu mehrerer Beſtätigung ihres gegenſeitigen Verſprechens drückte der Paſtor zum erſtenmale auf Suſens Lippen den erſten feyerlichen Kuß der Liebe. Feſt blinzte er dabey die Augen zu, um nicht durch den widerli-

en Anblick von Susens Gesichte mitten in
iner Handlung gestört zu werden, und sei-
e Einbildungskraft malte ein schönes Bild
h vor, das er in diesem Augenblicke zu
üßen glaubte. Ob er nachher diese Täu-
ung noch nöthig hatte, oder ob er sich an
usens übelschmeckende Küsse gewöhnte, wis-
n wir nicht.

Als Verlobte vor dem Herrn sezte sich
m der Pastor mit Susen, die, auf Be-
hl ihres Verlobten, von heute schon in den
esitz ihrer Rechte trat, an den Tisch, und
rzehrten das Mittagsbrod zum erstenmale
it einander.

Schon bey dieser Mahlzeit wurde alles
redet und festgesezt was ihre Heurath be-
af, der Tag des Aufgebots und der Trau-
ng, und Suse war so gefällig, die ganze
inrichtung ihrem Bräutigam zu überlassen.
en nächsten Sonntag schon sollte das erste
ufgebot seyn, und mit dem dritten Aufge-
te die Hochzeit, welche sie in aller Stille
feyern beschlossen.

Noch ehe dieß alles geſchah, erſcholl das Gerücht von dieſer unerwarteten Verbindung im ganzen Dorfe, und bald drauf in der umliegenden Gegend. Wie alle Handlungen in der Welt, wurde auch dieſe von Dem gebilligt, von Jenem getadelt, von Allen aber bewundert; denn keines wußte die Gründe des Paſtors: auch nachher hat ſie lange kein Menſch, außer Suſen, von dem Pfarr erfahren. Auch wir würden nie Euch dieſe Gründe, und die ganze Geſchichte haben mittheilen können, wenn nicht einſt der Paſtor ſelbſt, durch den Wein geſchwätzig gemacht, ſie an der Tafel des Herrn von Et** erzählt hätte.

Verlobung und Hochzeit ging glücklich von ſtatten, keine Seele ſtörte durch einen unvermutheten Einſpruch ihre Verbindung. Schon iſt es nun zwey Jahr, daß ſie die Freuden und Leiden mit einander tragen. Zufrieden ſcheinet der Paſtor mit ſeiner Hälfte zu leben, ſcheinet ſich mit ihrer, ihm erſt ſo widerlichen Geſtalt ausgeſöhnt zu haben; denn freundlicher behandelt ſie ihm

jezt, als ehedem, da ſie ſeine Magd noch war, ſorgfältiger wartet ſie ihn ab, als weiland Auguſta, und wenn ſie ja gegen ihn ſich ein wenig ereifert, ſo geſchieht es gewiß allemal zu ſeinem Beſten. Ob es in Zukunft noch immer ſo ſeyn wird, dieß muß die Zukunft uns lehren.

Bald breitete ſich die Geiſtergeſchichte von der Tafel des Herrn von St** in die umliegende Gegend aus, und jedermann, der ſie glaubte, ſtaunte darüber; denn noch nie hatte man gehört, daß eine Heimath von Geiſtern geſtöret worden wäre. Zweifler gab es freylich hier und da, doch die Geſchichte, war und blieb wahr, denn ſelbſt vor ſeinen Obern, und vor dem geiſtlichen Gerichte ſagte der Pfarr das Abenthener aus, und bekräftigte es mit Worten, die eben ſo gut waren, als ein Eid. Ein frommer ehrlicher Mann war er, noch nie konnte man ihn, ſo lange man ihn kannte, einer Lüge beſchuldigen, alſo glaubte man ihm, und wagte es nicht ihm zu widerſpre-

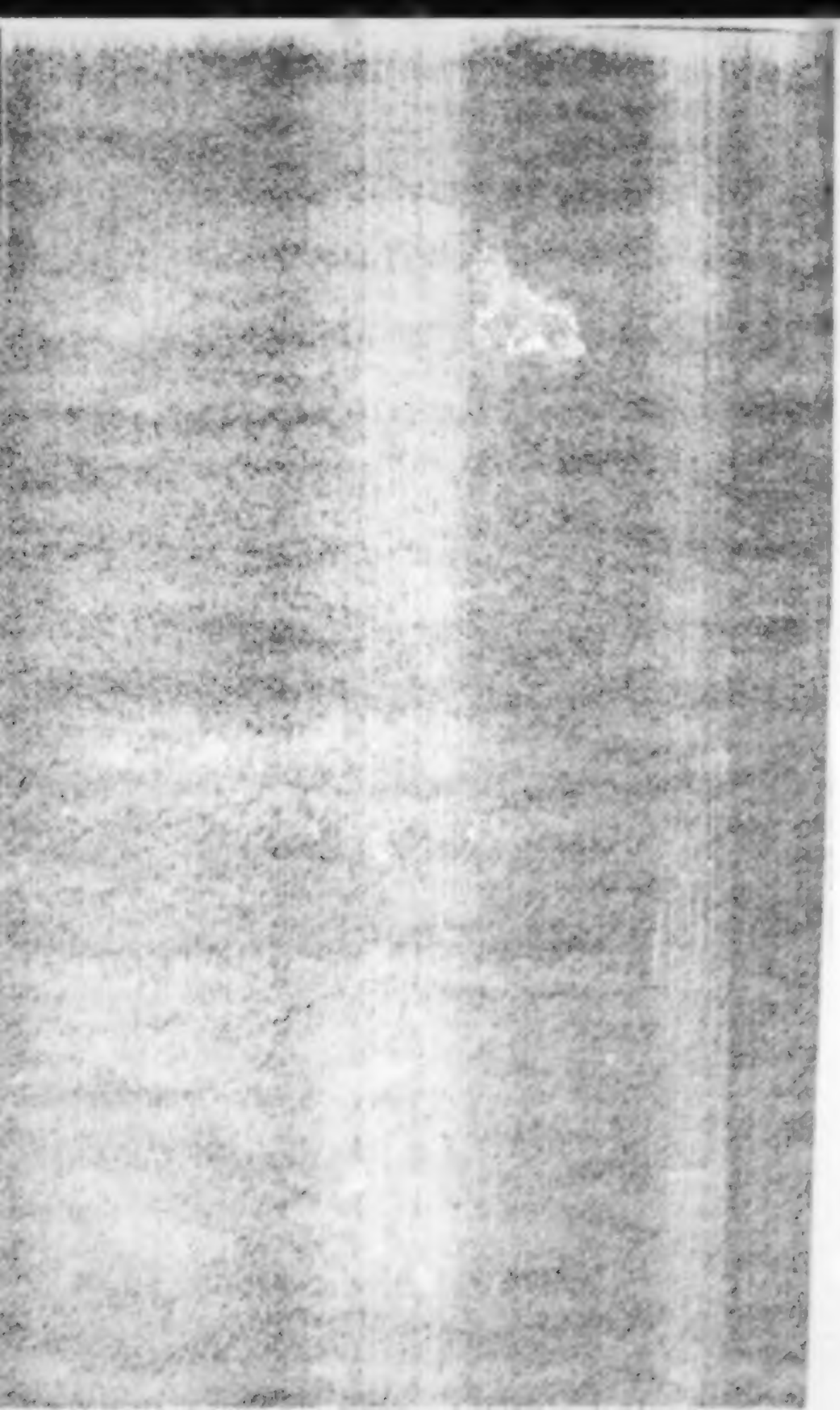
chen. Jedermann, dem er es erzählte, hatte Mitleid mit seiner ausgestandenen Angst, wünschte ihm aber auch zugleich Glück zu einer Ehe, die durch solche hohe unbegreifliche Wege — durch Geister selbst gestiftet war.

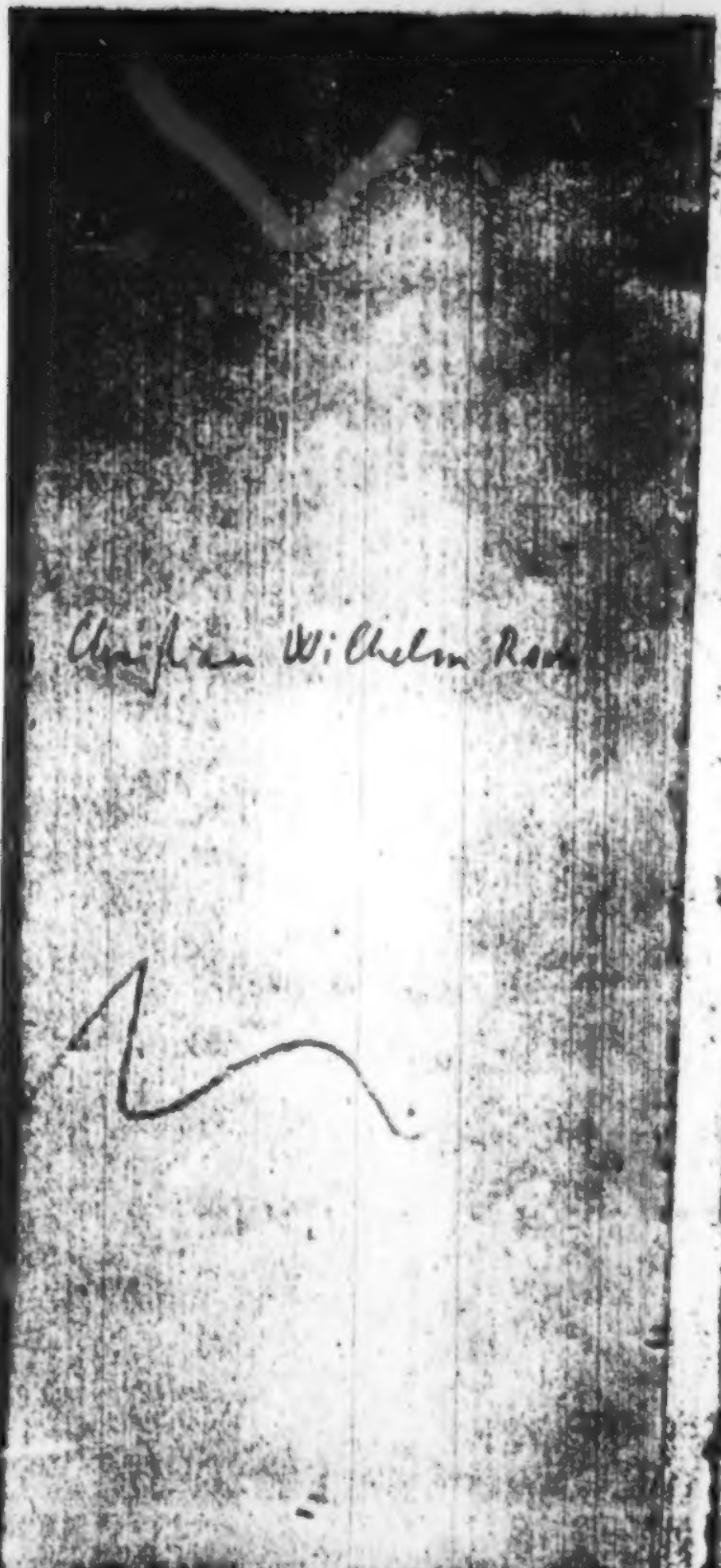
Besungen hätten wir denn die Leiden eines Dorfpfarrs; freylich nicht mit dem Glück, mit dem Thümmel den Bräutigam seiner Wilhelmine besang, doch thaten wir, was wir konnten, und ein guter Wille gilt ja wohl manchmal eben so viel als eine gute That. Schließen könnten wir nun unsern Gesang; doch noch ein Wörtchen haben wir mit Euch zu reden, ihr Spötter, ehe wir den großen Punkt machen. — Gesteht nunmehr aufrichtig, ob Ihr noch immer Gespenster läugnet? Vielleicht haltet ihr alles, was unser Pfarr sah und hörte, für Täuschung der Sinne, weil der Geist nicht wieder kam? Still, meine Herren! Davon hab' ich ja noch kein Wörtchen gesagt. Falsch ist Euer Wahn, wenn Ihr

denkt, der Geiſt ſey nicht wieder erſchienen. Gehet hin zu der Wohnung des Pfarrers, wo der Geiſt bis jezt noch ſein Weſen hat. Dort könnt ſelbſt Ihr ihn ſehen, und Hohn wollen wir Euch ſprechen, wenn Ihr es geſtehen müßt, daß Ihr ihn geſehn habt. Glaubt nicht, daß der Geiſt nun von der Pfarre gewichen ſey, glaubt nicht, daß er aufgehört habe, dem armen Pfarrer zu erſcheinen: zwar nicht in ſo ſchrecklichen Geſtalten, nicht mehr mit polternder donnernder Stimme; denn er war zufrieden, daß man ſeinen Willen erfüllt hatte: aber doch erſchien er. War er ſonſt nur bisweilen und dem Pfarr allein erſchien, ſo geht er nun alle Tage und im Angeſichte der ganzen Welt um. Jedermann, der in die Pfarre tritt, kann ihn ſehen, kann ſelbſt ihn zu ſprechen es wagen, freundlich nimmt er ſelbſt Geſchenke an, denn dieß iſt das Mittel, ihn bey Guttem zu erhalten. Dort könnt Ihr alſo Ihr Spötter hingehen, und mit Euren Händen die Wahrheit fühlen; denn der Geiſt war niemand anders —

als Gnse. Ein Sprachrohr — ein Loch in der Decke — ein ſchlau verborgener Drucker an dem Riegel, dieß alles half ihr ſehr leicht die Rolle eines Geiſtes zu ſpielen, und den armen Pfarr, und alle abergläubiſche Seelen zu täuſchen.

Ende.





1907. 11820.

ans von Hobald

oder

Geſchichte

eines

Weltbürgers.

Vom Verfaſſer der Stutzperükke.

Erſter Theil.

Karl Wilhelm Walder

Leipzig,

bey Carl Friederich Schneidern, 1786.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Erſtes Kapitel.

Hanſens Geburt.

In der Reſidenz — die wichtigſten Dinge geben doch immer in Reſidenzen vor — alſo in der Reſidenz eines Fürſten, der eben keine dreimal hundert tauſend Mann auf den Beinen hatte, verzehrte Herr von Hobald, in ruhiger Selbſtbeſchäftigung, ſeine Renten, die er als ehemaliger Stallmeiſter, noch zog; als ehemaliger Stallmeiſter — denn jezt hatte ein hämiſches Podagra ihn zu den Pflichten ſeines Amts untüchtig gemacht. Hoch war er ſchon bey Jahren, aber eine Gemahlin, um die Hälfte jünger als er, machte ihm oft — wenn ſie bey Laune war — die Stunden, wo ihn ſein Teufel plagte, etwas erträglich.

Mit vier Kindern hatte bereits der Himmel dies Paar in ihrer Ehe gesegnet, keines aber von den armen, aus schwächlichen Kräften des Vaters erzeugt, erlebte den Tauftag, obgleich Frau von Hobald ein kleines Püpchen zum Spielen, und ihr Gemahl einen lebendigen Spiegel seines Heldenangesichts, so sehnlich sich wünschten.

Vier lange Jahre waren seit dem Tode des lezten Fräuleins verflossen, und beyde hochadliche Gatten konnten, diese ihre süssen Wünsche erfüllt zu sehen, sich immer noch nicht freuen. Endlich erbarmte der Himmel sich ihres herzlichen Flehens, und schikte den Tag, der den Grund legte zu ihrem künftigen älterlichen Glücke.

An einem, für den Stallmeister leidlichen Tage, fuhr dieser, doch ohne seine Gemahlin, — denn sie hatte Besuch zu gewarten — zu einem von seinen ehmaligen Spiesgesellen aufs Land. Die Freude, die er hier zu genießen hofte, wurde ihm aber bald verbittert: Schon bey der Tafel meldete sich sein unwillkommener Gast, und er sah sich genöthigt — denn bey seinen Anfällen saß er am liebsten auf dem Grosvaterstuhle neben seinem Malchen — eher

nach.

nach Hause zu fahren, als er sich vorgenommen hatte.

Die Bewegung im Wagen, oder war es sonst eine Ursache, vertrieb diesmal glücklich sein Uebel, ehe er noch ganz an die Stadt kam, und es reute ihn, daß er nicht geblieben war. Fast wär er wieder umgekehrt, aber weil er schon so weit war, und überdieß sich noch einen angenehmen Abend bey seinem Malchen und ihren Gästen versprach, fuhr er für diesmal gerade zum Thore hinein. In dieser Hofnung trat er in seine Wohnung, hörte aber zu seiner Verwunderung von den Leuten, daß seine Gemahlin auf ihr kleines Landgut vor der Stadt gegangen sey. Daß dieser kleine Umstand ihn eben um einen vergnügten Abend bringen sollte, war ihm nicht gelegen, und er ließ sich auch dahin fahren.

Wunderlich war es, daß das kleine Häuschen verriegelt war, und er mußte ziemlich lange klopfen, ehe jemand hören wollte. Endlich erschien la Rose, ein französischer Kammerdiener, mit schön rothgemahlten Bäckchen, der ihm aufmachte.

Eine Entschuldigung des Kammerdieners — welche ganz stockend herauskam — beruhigte den schon etwas wild gewordenen Alten; „Die gnädige Frau Gemahlin“ sagte er „wollte gern allein seyn vor den Bettlern, daß ich zuriegeln mußte, und ich — ich habs nicht hören können, weil ich da hinten im Winkel im Garten gepflanzt habe.“ Schlau lachte der deutsche Friedrich hinter dem Stallmeister; aber sein Herr sah' es nicht, und sollte es auch nicht sehen. La Rose hingegen bemerkte dies Lächeln sehr gut, und wurde noch röther, ob man gleich niemals gehört hat, daß der Franzose sich mit dem Deutschen deswegen entzweit hätte. Friedrich verließ aber auch drey Tage nachher das Haus der Frau von Hobald.

Mit unmißtrauischem Herzen watschelte ganz sachte der alte Stallmeister in das Gartenhäuschen, wo er seine Gemahlin in einer nachläßigen Kleidung, die eine Hand unter den Kopf gestützt, auf dem Sopha in einem Buche lesend, fand. Höherer Carmin als sonst, hatte ihre Wangen gefärbt; schmachtend war der Blick, der ihrem Gemahl bey seinem Eintritte entgegen

eilte. Beſſer als jemals gefiel ihm jezt ſein Malchen, und mit freundlich blizzendem Auge ſezte er ſich zu ihr auf den Sopha und umfaßte ſie mit ſeinem rechten Arme.

Herr v. H. Nun mein Malchen! ich glaubte Sie hätten Beſuch?

Frau v. H. Nein, Frau von Schirling und Fräulein von Sommerbach haben es aufſagen laſſen, weil ſie Fremde gekriegt haben.

Hr. v. H. So, ſo? — — Nun, nun. — — Es iſt mir eben ſo lieb, daß ich Sie allein antreffe. Warum wollten Sie mich aber nicht hereinlaſſen?

Fr. v. H. Verzeihen Sie, beſter Mann, die Bettler haben mich heute bald zum Hauſe hinaus gejagt, deswegen ließ ich zuriegeln. Daß ich Sie aber nicht gleich gehört habe, kam daher, weil ich mich zu ſehr in dieſem Buche vertieft hatte.

Hr. v. H. Was haben Sie denn geleſen, das Ihre Aufmerkſamkeit ſo an ſich gezogen hat?

Fr. v. H. Hier ſehen Sie es nur ſelber.

Hr. v. H. Hm! „Die Glückſeligkeit einer Mutter in ihren Kindern.“ Hm! Hm! — Iſts ein hübſch Buch?

Fr. v. H. O! — ein ganz vortrefliches Werk — Ich möchte dem guten Manne gleich das ganze Buch bezahlt haben, wenn ich könnte.

Hr. v. H. Ach, das laſſen Sie gut ſeyn, wir brauchen das Geld wohl nothwendiger.

Fr. v. H. Es wird auch nicht geſchehen. Ich kenne ihn ja ſo nicht. — Aber Sie ſollten es nur leſen: wie reizend er das Glück beſchreibt, das eine Mutter in ihren Kindern findet. — Ach! ſchon viele Thränen hat mir der gute Mann abgelockt. Ich arme kinderloſe Mutter — muß ein ſo ſchönes Glück entbehren! — Schon viermal zeigte mirs der Himmel von ferne, aber ach! er entriß mirs den Augenblick wieder, da er mirs zeigte. Ach! beſter — liebſter Mann! (hier ſchlang ſie ihren Arm um ihn, legte ihren Kopf auf ſeine Schulter, und blickte ihn mit allem Ausdruck der Wehmuth an.)

Herr von Hobald drükte ſeine Gemahlin feſt an ſich und ſeufzte. Sie aber verdoppelte den Ausdruck in ihrem Auge, und eine kleine, helle Thräne bat den Himmel,

ihr

ihr das Glück: Mutter zu seyn, noch einmal — und länger zu gewähren.

Der alte Stallmeister war von den vorigen Zeiten her zu gut dressiret; Er gieng hin und machte die Thüre zu, um in seiner Wehmuth nicht unterbrochen zu werden, welche ihn jezt auf so manche süße Idee zurück führte.

In kurzer Zeit fand Frau von Hebald, daß ihr herzliches Gebet nicht kraftlos gewesen war, und die beiden Aeltern sahen zu rechter Zeit ihre Wünsche in einem wohlgestalteten Knäbchen (Junkerchen wollt ich sagen) vollkommen erfüllt. Alle ihre Wünsche freilich nicht, denn einer der vorzüglichsten blieb dem guten Vater ganz unbefriedigt, nemlich der: einen lebendigen Spiegel seines Antlitzes in seinem Kinde zu haben; dieses aber hatte von ihm gar keine Aehnlichkeit. Grausam wurmte es dem Alten; zumal da ihm alle Welt ins Gesicht sagte: das Kind sähe mehr la Rosen, als ihm ähnlich. Argwohn hatte er zwar auf diesen Menschen nicht, (denn er konnte ja seiner Sachen gewiß seyn) aber er hielt doch einmal so außerordentlich viel auf sein eignes altwendisches Gesichte. Weil la Rose

übri-

Übrigens auch sein Liebling war, so ließ er ichs am Ende noch gefallen, daß die Co-pie dem Originale nicht getreu war, und er war nur froh, daß sein Junge den Tauf-tag erlebte; denn nun glaubte er, würde r auch gewiß mehrere erleben.

Indessen hatte doch diese unbegreifliche lehnlichkeit die gnädige Frau bewogen, ih-em lieben kleinen, gleich am Tage seiner Geburt, den Namen Hans zu geben. Nach der Zeit nannte sie ihn auch gemeini-glich Jean, (ein französischer Name klingt gleich vornehmer, wie ein deutscher,) auch wohl gar zum Scherz, Jean la Rose. Der Vater aber blieb bey dem deutschen, Hans.

Was übrigens bey seiner Kindtaufe oder n den ersten Tagen seines Lebens mit ihm vorgegangen ist, ist so wenig von Erheb-ichkeit, daß wir es ohne Schaden weglas-en können.

Zweytes Kapitel.

Hänschen wird behofmeiſtert.

Hänschens Erziehung iſt aber ein Kapitel, welches wir nicht übergehen dürfen; denn dieſe legte in ihm den Grund zu dem, was er in der Folge wurde, nemlich ein Genie. Als er das dritte Jahr erreicht hatte, (eine Zeit, wo ſchon der Anfang zur künftigen Beſtimmung eines Gelehrten pflegt gemacht zu werden) ſo waren ſeine Aeltern darauf bedacht, ihm eine Creatur anzuſchaffen, die man bey Leuten von Stande mit dem ſpöttiſchen Namen Hofmeiſter belegt. Ein eignes Schickſal aber hatten die guten Leute mit ihren Hofmeiſtern, daß ſie nie einen Menſchen bekamen, den ſie lange hätten behalten können; woher es denn kam, daß die Zahl dieſer gelehrten Domeſtiken auf volle zwey Dutzend anwuchs. „Zwey Dutzend? — Herr das iſt eine Lüge! oder Sein Hans muß ſo dumm geweſen ſeyn, daß er bis über ſein vierzigſtes Jahr Hofmeiſter gebraucht hat?“ Um Verzeihung, meine Herren! Er war nicht

älter,

älter, als ſechzehn Jahr, wie er auf die Univerſität gieng! „Nun, ſo iſts eine Lüge!“ Auch das nicht! Unwahrſcheinlich wohl, aber dennoch wahr! Weiß ich doch ein Haus, wo nach und nach drey Dutzend an- und abgezogen ſind! „Er wird uns aber doch wenigſtens nicht die ganze Wachparade von Gelehrſamkeits- und Sittenrichtern wollen aufmarſchiren laſſen?“ Wie ſonſt? Sie, meine Herren, die Sie dieſe Kommandierliſte nicht durchleſen wollen, bitte ich, ſolche zu überſchlagen; Sie werden weiter nicht viel dabey verlieren, als etwan einen oder den andern Handgriff, den Hans ſeinen Lehrern abgelernt hat. „Warum läßt ers denn aber drucken? Herr! das heißt den Verleger geprellt!“ So leſen es die Herren, die einmal Luſt haben ſelbſt Hofmeiſter zu werden; und dieſen zur Lehre öfne ich einen ſolchen ſeltenen Guckkaſten! — Darauf können Sie ſich verlaſſen meine Herren! daß alles, was Sie ſehen werden, lauter lebendige Originale — keine durch die Einbildung erzeugte Mißgeburten ſind; ſonſt würden ſie vielleicht mehr Carrikatur ſeyn. Ueberhaupt muß ich ſtatt einer Vorrede, (die

ich

ich ohnehin weggelassen habe, weil sie gemeiniglich überschlagen wird) hier sagen: daß keine in Hansens Leben vorkommende Geschichte erdacht, sondern alles treu nachgeahmte ungekünstelte Natur ist. Richt't euch!

Michael Schmitz war der erste, und aus der Stadt selbst. Man nahm ihn auf Empfehlung seiner Mutter, welche der gnädigen Frau zuweilen ein entbehrliches Kleidungsstück aus dem Hause, manche Neuigkeit aber zur Erbauung in das Haus brachte. Zum Ruhme müssen wir es diesem nachsagen, daß er seiner Bestimmung gemäß, das kleine Junkerchen treulich gewartet und gepflegt: vom frühen Morgen an mit ihm geplaudert, damit er reden lernte: mit warmer Sorgfalt den Brey, davon unser Haus auch noch spät ein großer Liebhaber war, gewärmt, geblasen und eingeschmiert: ihn treu und fleißig aufs Stühlchen gesezt und wieder herabgenommen, und ihm sanft am Gängelbande das Gehen beygebracht hat. Er hielt unter allen am längsten, das ist, ein ganzes Jahr aus, und hätte seine glücklichen Tage noch länger genießen können, wenn er gewollt

wollt hätte. Aber wie es im menſchlichen Leben geht. Man erkennet ſelten ſein Glück, ſo lange man im Genuß deſſelben ſizt. Ein Tag, an dem die gnädige Herrſchaft nicht zu Hauſe war, legte den Grund zu ſeiner Verabſchiedung. So wohl er, als ſeine Gehülfin, die Kindermuhme, wollten die Abweſenheit der Herrſchaft benutzen, und eins dem andern den kleinen Junker überlaſſen, um nach Bequemlichkeit dem Vergnügen (er in einer Dorfſchenke; ſie bey ihren Klatſchgevattern,) nachgehen zu können. Schmitz machte ſich des Vorſprungs, den er hatte, (denn eben hatte die Muhme den kleinen Hans auf dem Arme,) zu Nutze, und lief zur Thür hinaus. Dem alten Weibe mißbehagte dieſes ſo, daß ſie noch denſelben Abend bey der Herrſchaft, da ſie nach Hauſe kam, ſeinen Abſchied bewürkte.

Der zweete, Magiſter Kalmus, war ebenfalls ein Landsmann von Hannſen. Er hatte mehr Arbeit, als der vorige, daher war er auch ſicher vor den Anfällen und Biſſen ſeines Gewiſſens; denn er durfte ſich nicht vorwerfen, daß er ſein Geld mit Sünden nähme, weil er in der That

Hänschen Unterricht in Wissenschaften gab, und die Zulage von 15 Groschen 6 Pfennigen (so viel betrug ein kleines Accidens) konnte er auch, ohne sich Vorwürfe zu machen, annehmen. Dieser hätte gleichfalls einen größern Theil seines Lebens bey dieser Stelle verbringen können; denn man war mit ihm wohl zufrieden, weil er das ABC lauter und rein, und mit Beyhülfe schöner Bilderchen lehrte, wenn er nur das kleine Gliedchen, das schon so manches Unglück in der Welt gestiftet hat, hätte zähmen können. Ihro Gnaden, die Frau von Hobald, hatten oft in seiner Gegenwart (denn von ihm fürchtete sie weiter keine üble Auslegung,) den kleinen Hans, ihren lieben Jean la Rose genannt, und unser Herr Magister Kalmus hatte sich dermaßen in diesen ausländischen Namen verliebt, daß er sich sogar auch einmal die Freyheit nahm, in Gegenwart Aller, seinen kleinen Eleven so zu nennen. Frau von Hobald aber und Monsieur la Rose, der eben zugegen war, nahmen diesen Spaß so hoch auf, daß der Herr Magister den dritten Tag schon wieder in seiner väterlichen Behausung war; nachdem er drey Vierteljahr,

zwey Wochen und vier Stunden bey dem Herrn Stallmeiſter von Hebald gedient hatte. Von dieſem lernte der kleine Hans den Geſchmack an Bildern.

Wenig Wochen nach ihm erſchien der dritte, den man von einer fremden Akademie verſchrieben hatte; Namens Magiſter Dampf. Weil Hänschen doch nun immer mehr zu Verſtande kam, ſo mußten natürlicher Weiſe auch wichtigere Wiſſenſchaften mit ihm traktiret werden, und dem neuen Herrn Magiſter wurde dagegen eine Zulage von ſechzehn Groſchen (alſo in allem, Ein Thaler ſieben Groſchen neun Pfennige mehr, als der erſte gehabt hatte,) verwilliget. Vortreflich ließ ſich dieſer Zuſchuß zu Taback anwenden, denn weil er lauter inländiſchen rauchte, kam ihm die Angewohnheit auch nicht gar zu theuer zu ſtehen. Außer Rechnen und Schreiben hatte er ſeinem Zöglinge noch die Religion beyzubringen. Eine ihm ganz eigne Weiſe machte ſeinen Unterricht in dieſer Wiſſenſchaft intereſſant. Wenn die Stunde angehen ſollte, ſetzte er ſeine Stutzperücke auf, zog ſein ſchwarzes Kleid an, that einen alten Mantel, aus dem Kleidervorrath des alten

Stall-

Stallmeisters um, trat auf einen Stuhl, seinem Discipel, der auf seinem Stühlchen am Tische saß, grade gegenüber, und deklamirte seine Hefte, die er von Akademien mitgebracht hatte, mit allem Feuer eines Redners her, ohne weiter Achtung zu geben, ob sein Discipel darauf hörte. Häuschen, saß dabey allemal Mäuschen stille, (wars frühzeitiger Verstand, oder wars Furcht vor dem ehrwürdigen schwarzen Manne? das weiß ich nicht,) und deklamirte mit seinen kleinen Pfötchen seinem Lehrer treulich nach. Da die Muhme nichts an diesem Unterrichte auszusetzen fand (und sonst hatte er keinen Oberlehrer) so hätte er eigentlich noch lange in dem Hobaldischen Hause bleiben können, aber ein gewisser Umstand bey ihm, machte seine Dimißion nothwendig. Monsieur la Rosen, der ganz Wohlgeruch war, wurde, weil er bey Tische neben ihm saß, der Tabaksgeruch, der von ihm, wie aus einem Mistbeete, ausdampfte, am Ende so lästig, daß er ihn in dem ersten halben Jahre fortjagte. „La Rose?“ Ja, durch Frau von Hobald.

Die erledigte Stelle nahm Magiſter Solo ein. Ein Mann, den man weit — weit her verſchrieben hatte. Außer den vorgeſchriebenen Künſten und Wiſſenſchaften, trieb dieſer mit ſeinem Zöglinge, noch ſein Leibſtudium, die Naturgeſchichte. Keine Raupe, kein Schmetterling, keine Fliege, kein Käfer kroch oder flog vorbey, die ſie nicht gehaſcht und in ihr Kabinet angenagelt hätten. Dies behagte dem kleinen Hans wohl, und weil ihnen die Zeit des Frühlings beſonders hierzu günſtig war, ſo lagen ſie faſt alle Tage im Garten, im Holze, oder auf den Wieſen, und verſäumten darüber manche Stunde des übrigen Unterrichts. Eine ſo kleine Verſäumniß wurde übrigens auch weiter gar nicht gerügt, wenn er nur nicht die ſchuldige Ehrerbietung gegen die Kindermuhme aus den Augen geſezt hätte. So wagte er aber, ihr den Antheil an der Erziehung ſeines Untergebenen (Untergebener klingt für einen Junker zu niedrig) ſtreitig zu machen, wodurch er ſie ſo wider ſich aufbrachte, daß ſie ihn in einem Vierteljahre aus dem Hauſe verdrängte. Hänschen ſahe ihn ungerne von

ſich

sich gehen, denn die Schmetterlingsjagd hatte ihm gar zu gut gefallen.

Nunmehro kam Herr Strom ins Haus. Von Geburt war er ein Sachse und in Leipzig hatte er Jura studiret. Ihn hatte ein Freund vom Hobaldischen Hause, dem alten Stallmeister empfohlen, weil er erst von einem Professor an ihn rekommandirt worden war. Vollkommen war man anfangs mit ihm zufrieden, und Frau von Hobald fällte selbst das Urtheil von ihm; daß er zu leben wüste. Auch Hänschen hieng mit ganzer Seele an ihm. Ueberhaupt müssen wir es unserm, jezt noch kleinen Helden zum Ruhme nachsagen, daß er immer seine Lehrer sehr liebte. Besonders war er Herr Stromen gut, weil er ihm kleine Figürchen von Papier, Wachs, oder Holz bilden lehrte. Zuweilen sezte es zwar bey dieser Arbeit in die kleinen Pfötchen eine Wunde mit, aber was machte sich der wißbegierige Junker aus ein Bischen Blutvergießen? Aber auch dieser Strom blieb nur ein halbes Jahr, weil er sich über verschiedene Dinge im Hause beschwerte, die doch um seinetwillen unmöglich konnten abgeändert werden. Z. B.

darüber, daß der Kammerdiener und Koch mehr Gehalt hatten und in größerm Ansehen stunden, als er; daß er mit der Kindermuhme und übrigen Bedienung an Einem Tische essen mußte, u. d. g. m. Wie konnte aber Herr Strom sich auch einfallen lassen, eine so unbillige Fodrung zu thun, und sogar zu verlangen, daß der, der blos für die Seele der Jungen Herrschaft sorgt, mehr Lohn bekommen sollte, als der, der den Magen oder den Kopfputz der Herrschaft selbst, zu besorgen hat? Es geschah ihm daher ganz recht, daß er fortgejagt wurde.

In die Reihe dieser Hofmeister schieben wir billig Demoiselle Souri, eine Französin, hier ein, welche in den zwo lezten Wochen, die Strom noch im Hause zubrachte, ankam. Herr von Hobald hatte sie von Berlin, welches ihr Geburtsort war, verschrieben. Mit allem Rechte verdiente sie den Namen eines schönen und guten Mädchens. In ihrer edlen, geistvollen und sanften Mine drückte sie gleich ihr vortreffliches Herz aus. Durch ihre Schönheit hätte sie ihr Leben (das durch den Verlust ihrer nicht reichen Aeltern traurig und müh-

selig

selig geworden war,) auf eine angenehmere Weise zubringen konnen. Viele Vorschläge waren ihr in ihrer Vaterstadt gethan worden, Wohnung, Tisch und Bette mit Männern zu theilen, die eben nicht Lust hatten, ihre Tage unter dem schweren Joch der Ehe hinzuschleppen, dennoch aber sich nicht berufen fanden, der Welt ganz und gar zu entsagen; allein sie wollte ihr Fortkommen lieber sich selbst zu verdanken haben, und nahm daher mit Freuden die Stelle bey Herrn von Hobald an, die ihr zwar eben nicht gar zu viel einbrachte, dadurch sie aber doch von ihrem Geburtsorte entfernt seyn konnte. An unserm Haus hatte sie einen überaus gelehrigen Schüler, denn sein Herz, so jung es auch war, fand Vergnügen, wenn ihn das schöne Mädchen auf ihrem Schooße schaukelte, und das Französische ihm mit Küssen in die Seele hineinbließ. Er wurde bald so begierig auf ihren Unterricht, daß er kaum die Zeit erwarten konnte, ehe er wieder auf ihrem Schooße saß, (denn anders wollte er gar nicht lernen,) und immer schüttelte er an der Sanduhr, die bey seinem Hofmeister auf dem Tische stund, damit er nur

je eher je lieber wieder bey seiner Souri seyn konnte. Diesem Eifer hatte er es zu danken, daß er schon binnen zwey Jahren vollkommen Französisch sprach. Mit Freuden sah der alte Stallmeister seinen Hans die Französin küssen, und machte die Anmerkung: daß er ein gutes Häkchen werden würde. Mama aber wunderte sich nicht sehr über ihres Söhnchens Liebe zur Französin; denn sie hatte ihn ja selbst zum Franzosen bestimmt, weil sie ihn nicht anders, als Jean nannte.

Christoph Pratz war der sechste, der an Hänschens Seele putzte. Er hatte in Helmstädt studiret. Von diesem können wir nicht viel sagen, denn er gieng mit seinem Schüler seinen Weg schlecht und recht. Das einzige, was Hans von ihm lernte, war eine Menge Purschenliederchen, die er mit vielem Vergnügen mit sang, und seine gute Anlage zum singen dadurch ausbildete. Nach drey Vierteljahren kam er deswegen weg, weil er immer gegen Herrn und Frau von Hobald das Wort: Ew. Gnaden weg ließ. Zu Hause ließ man es Anfangs wohl gelten, weil er es aber einmal

mit in Gegenwart anderer that, mußte er den Tag darauf fort.

Philipp Lock, aus Frankfurt an der Oder, war der siebente. Dieser las ihm Kollegien über die Erdbeschreibung und Sternkunde, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch. In der ganzen Gegend war kein Dorf, wohin er nicht mit Hansen gieng, und ihn daselbst mit dem Hauptgebäude der Gegend bekannt machte. Kein sternheller Abend fand sich vorbey, wo sie nicht nach Tische noch ein Paar Stunden herum schlichen. Die Sternguckerey gefiel Hansen vorzüglich, und er brachte es würklich so weit darinne, daß er beynahe selbst Unterricht darinne hätte geben können. Lock, der überzeugt war, daß Wetteifer der beste Sporn zum Fleisse ist, bemühete sich um einen Knaben, welchen er zugleich mit Hansen in seinen Unterricht nehmen könnte, fand aber keinen. Endlich traf er ein Mädchen an, das zwar ein Paar Jahre mehr zurück gelegt hatte, als Hans, aber doch immer noch wißbegierig war. Junker Hänschen war darüber nicht neidisch, sondern theilte seinen Unterricht willig mit diesem Mädchen. Weil

aber der aſtronomiſche Unterricht wider Wiſſen und Willen des Stallmeiſters und ſeiner Gemahlin war unternommen worden, und ſie befürchteten, daß ihnen am Ende wohl gar noch Bezahlung dafür möchte abgefordert werden, ſo kamen ſie einer ſo unnöthigen Ausgabe, durch Locks Abſchied, zuvor.

Caſpar Sturz, ein Göttinger, fieng zuerſt das Lateiniſche mit dem Junker an. Er war ein Mann, der ſeine Zeit weislich zu benutzen wuſte, folglich lehrte er Häuschen eben dieſe edle, und von wenig Menſchen gut ausgeübte Kunſt. Unter den Stunden, wo Sturz blos zu reden und Häuschen Achtung zu geben hatte, ſtopfte er Strümpfe und andre Löcher in ſeinen Kleidern, oder machte Flecke aus. (Er war überhaupt unglücklich in dem Falle.) Zuweilen muſte ihm ſein Schüler bey dieſer Arbeit Handreichung thun, und dadurch bekam derſelbe in der Folge ſo eine Fertigkeit, daß er ſeinem Hofmeiſter alle ſeine Kleider ſo in Stand ſetzte, daß es beynahe gar kein Menſch ſahe, wo geſtickt, geflickt, oder ein Fleck geweſen war. Hans hätte außerdem noch manches ökonomiſche

Kunſt-

Kunſtgriffchen mit wegbringen können, woferne nicht Sturz, wegen eines Obngefähre, das Haus mit einem halben Jahre hätte verlaſſen müſſen. Wider Vermuthen trat einſt die gnädige Mama in die Stube, da Hans zum Unglück eben weinte, weil es ihm mit einem Flecke in ſeines Lehrers Rocke nicht hatte glücken wollen. Zu noch größerm Unglücke lag ein Küthgen, das Hans ſelbſt mit auf ſeine Stube genommen hatte, auf dem Tiſche nach dem Orte zu, wo Sturz ſaß. Gleich wurde der arme Jean mit fortgenommen und examinirt, ob er gar etwan Schläge bekommen hätte? Hans leugnete es, und zwar mit Recht, aber man legte es aus, als wenn er aus Furcht vor mehrern Schlägen von ſeinem Lehrer, ſich nicht getraute die Wahrheit zu ſagen. Je mehr er leugnete, deſto mehr wurde man in dem Wahne beſtärkt, daß Sturz ſich wirklich erfrecht hätte, den armen Kleinen zu ſchlagen, und es half nichts; Sturz bekam noch den Tag ſeinen Abſchied.

Andreas Ziekern, den neuen Hofmeiſter, hatte man aus Kiel verſchrieben. Seine Lieblingsneigung war das Reiten, wovon er auch ſeinem Zöglinge Geſchmack bey-

beyzubringen ſuchte. Mit Entzücken ſah der alte Stallmeiſter ſich in ſeinem Haus wieder aufleben, und auf dem nächſten Viehmarkte kaufte er für ihn einen kleinen Polaken, welchen der Junge nach Herzensluſt zuſammenarbeitete. Der Hofmeiſter bekam zu beliebigem Gebrauch eins von den Kutſchpferden. Dies war der erſte Hofmeiſter, welcher mit an die herrſchaftliche Tafel gezogen wurde, und die Stelle der Demoiſell Souri einnahm, welche zu eben der Zeit weg kam, wo Zieler ſich den Beyfall des alten Stallmeiſters erworben hatte. Demoiſell Souri hatte gleich vom Anfange (ich weiß nicht aus welcher Urſache,) das Glück genoſſen, mit der Herrſchaft zu ſpeiſen. Weil aber der kleine Jean, außer ſeinen Lehrſtunden, faſt nicht einen Augenblick ohne ſeine liebe Souri ſeyn konnte und wollte, ſo thaten ihm die Aeltern den Willen, und nahmen ihn auch mit an ihre Tafel. Häuschen, der wohl mit Pferden, Sternen und andern gelehrten Dingen umzugehen gelernt hatte, war aus Mangel der Zeit nie unterwieſen worden, wie er ſich das Vortuch ſelbſt umbinden, Fleiſch und Brod klein ſchneiden, den Bart und die

Patſch-

6.

Patschaen abwischen, und die Nase putzen mußte. folglich mußte die französische Ramfall auch um deswillen gleich neben ihm sitzen. Da diese aber abzog, war guter Rath theuer, wer ihre Stelle vertreten sollte? Einem von den Bedienten konnte man es unmöglich zumuthen, denn die guten Leute hatten mehr zu thun, als immer bey Langeln zu stehen; den Junker wieder in die Kinderstube zu verweisen, würde ihm empfindlich gewesen seyn, also mußte Zieler nun zur Tafel gezogen werden. Lange genoß er aber dies Glück nicht, denn als er einemals über einem zähen Stück Schinken seine Bestimmung vergaß, und Hans sein Fleisch selbst schneiden wollte, so machte es dieser so ungeschickt, daß er den ganzen Teller unter den Tisch warf. Zieler mußte hierüber Knall und Fall von dem Tische, und bald darauf gar aus dem Hause.

Herrmann Klaus war sein Nachfolger und kam aus Erlangen. Dieser las Hansen ein vollständiges Kollegium über das Recht; (denn er war ein Jurist) fieng beym Naturrechte an, und hörte — oder wollte vielmehr beym Prozesse aufhören. Ein unglücklicher Fall aber zernichtete sei-

nen

nen Entſchluß. Eines Tages wollte er mit ſeinem kleinen Advokaten, welcher neue Schuhe mit glatten Sohlen an hatte, ausgehen; da ſie an die Treppe kamen, hatte die Magd ſelbige geſcheuert, und der arme Hans purzelte, jedoch ohne Schaden zu nehmen, einige Stufen herab. Weil aber alles, (und das von Rechts wegen,) was dem Schüler zuſtößt, dem Hofmeiſter *) zuzuſchreiben iſt, (denn zu dem Ende wendet man ja ſo viel drauf,) ſo war dieß eine unverzeihliche Fahrläßigkeit von Klauſen, und er konnte ſeiner Wege reiſen.

Ul-

*) Nicht allein den Hofmeiſtern, ſondern auch den Lehrern an öffentlichen Schulen, widerfährt oft dieſes Schickſal, und ich kann es einem gewiſſen Profeſſor und Rektor bey einer anſehnlichen Schule gar nicht übel deuten, daß er einſt einen ſeiner Schüler mit dieſen Worten anredete: Lauft mir nur nicht in den verfluchten — Stiefeln; — wenn hernach wieder ein Unglück paſſirt, ſo wird die Schuld auf den Rektor geſchoben. — Es war aber einer von ſeinen Freyſchülern den Tag vorher ertrunken, weil er mit noch zween auf einem Kahne hatte fahren wollen.

6.

Ulrich Weidenrott hatte ein faſt ähnliches Schickſal, ob ihm gleich Hans viel Italieniſch zu danken hatte, welches er binnen einem kurzen halben Jahre beynahe ſprechen lernte. Einsmals fuhren beyde Aeltern mit Hanſen und dem Hofmeiſter über Land; unglücklicher Weiſe fiel, da ſie in einem hohlen Wege fahren mußten, der Wagen um, und Weidenrott kam auf ſeinen Eleven zu liegen, ſo, daß er ihn etwas unſanft drückte, doch ohne ihn weiter zu verletzen. Urſache genug zu ſeinem Abſchiede. Man kann auch Herrn und Frau von Hohlb gar darüber nicht tadeln. Hätte nicht ein Unglück daraus entſtehen können? oder könnte der Fall nicht noch einmal kommen ſeyn, wenn ſie ihn behalten hätten? und überdies hätte ja Weidenrott dieſe unglimpfliche Behandlung vermeiden können, wenn er aus dem Wagen geſprungen wär, da er umfallen wollte, oder ſich lieber gleich auf den Bock geſetzt hätte.

Wilibald Baum kam von Jena und beſchloß das Erſte Dutzend von Hofmeiſtern. Seinen Junker lehrte er fechten und voltigieren, welches Hanſen außerordentlich wohl gefiel; auch fanden die Aeltern nicht

minder Spaß an dieſer Kurzweil. Er ſelbſt machte ſich die Gelegenheit mit dem alten Kutſchpferde zu nutze, war aber einmal dabey ſehr unglücklich, denn einſt fiel es dieſem zwanzigjährigen Greiſe ein, an einem Stockſchnupfen zu crepiren, woran ohnſtreitig Baum ſchuld ward, und es hieß, Adieu Herr Baum.

Drittes Kapitel.

Zweytes Dutzend.

Caſimir Süs fing das neue Dutzend an. Gleich bey ſeinem Eintritte verſprach man ſich viel von ſeiner Perſon; hatte ſich auch nicht geirret, denn er war ein Meiſter in vielen Künſten. Beſonders hatte er ſich, weil er ein Geiſtlicher mit der Zeit werden wollte, in ſeinen letzten Univerſitätsjahren auf das Tanzen gelegt, worinne er auch zu einer ziemlichen Fertigkeit gelangt war. Hans mußte nothwendig auch tanzen lernen, weil es das Steckenpferd des Hofmeiſters war. Sein Unterricht war faſtlich,

lich, und hatte daher einen ſo vortreflichen Nutzen, daß Hans alle Bälle mit beſuchen konnte; wobey ſich die Aeltern ſehr freuten, weil ihr Sohn als ein guter Tänzer gelobt wurde. Ewig Schade war es, daß Süs ſeine Unterweiſung unvollendet ſehen mußte. Eben wollte er Solotänze mit ſeinem Scholaren vornehmen, als ihm ſeine übertriebene Eitelkeit das Handwerk legte. Weil er außerordentlich auf Staat und Putz hielt, war ihm der altväteriſche Staub und der angelegte Rus von Magiſter Dampfs Tobak, in ſeinem Zimmer beſtändig zuwider geweſen, und er wünſchte ſehnlich: daß einmal bey ihm geweiſſet werden möchte. Endlich erfrechte er ſich ſogar, ſich darüber zu beſchweren, daß man ihm ein ſolches Rauchloch eingegeben hätte, und machte dadurch der gnädigen Herrſchaft Vorſchriften zu unnöthigen Ausgaben, die ſie unmöglich gleichgültig anhören konnte. „Wenn Ihnen dieſe Stube nicht anſtändig iſt, Herr Süs,“ war die Antwort, „ſo ſuchen Sie ſich wo anders eine aus, und wir ſuchen uns einen andern Hofmeiſter, und damit Holla.“

Christlieb Klinger war ein groſser Tonkünstler und gab Hansen Unterricht im Singen und Klavierspielen, daſs ers in der That weit darinne hätte bringen können, wenn er nur diesen vortreflichen-Maitre nicht sobald wieder verlohren hätte. Um seinem Junker noch mehr Lust zur Musik zu machen, fing er an, für ihn einen Flügel zu bauen, ohne vorher die Aeltern zu Rathe zu ziehen. Aber siehe da, er kam nicht an Hansen, sondern Herr Klinger muſste ihn am Ende selbst behalten, und damit zur Thüre hinaus wandern; denn vors erste hatte er über dieser Arbeit den armen Hans vernachläſsiget; vors zweyte war es eine unbestellte Arbeit, welche zu bezahlen, man gar keinen Beruf fand.

Anton Haupt setzte sich bey seiner Herrschaft sehr in Gunst, weil er ein Mahler war. Hänschen zeigte auch in dieser Kunst einen fähigen Kopf, und lernte allerhand Zeichnungen und Mahlereyen machen. Besonders glückte es ihm in Silhouetten, welche er von seinem Lehrer aus freyer Hand und ziemlich treffend schneiden lernte. Mama hatte eine überschwängliche Freude, als er ihr die erste Probe seiner Geschicklichkeit

in Jean la Roſens Schattenriß, den er gleich aus freyer Hand geſchnitten hatte, zeigte. Aber eben dies Bild wurde auch der Grund zu Haupts Falle; denn da Hänschen in der Folge die Schatten von Papa, Mama und andern Freunden des Hauſes gemacht und glücklich getroffen hatte, ließ ihn Haupt auch Einfaſſungen darum machen, und hängte ſie an die Wand, vergaß aber zum Unglück la Roſens Bild mit aufzumachen. Dies legte man unter ſich als eine Verachtung des unſchuldigen Kammerdieners aus, (konnte vielleicht auch ſeyn, daß ein unzeitiger Dünkel bey Haupten dahinter ſtak) und da die Verachtung offenbar am Tage lag, ſo mußte Haupt ſeine einträgliche Stelle im Stiche laſſen. Allenfalls hätte man Haupten dieſe Unachtſamkeit noch verziehen, „wenn er nur nicht ſo keck geweſen wäre, ſein eignes Kratzengeſichte, (ſo drückten ſich die Beleidigten aus) welches doch eben ſo wenig, und noch weniger Recht dazu hätte, als la Roſens Silhouette, mit hinzuhängen.“

Joachim Strabern hatte Hans beſonders einen weitläuftigen Unterricht in der Experimental Phyſik zu verdanken. Manches

ches unterhaltende Experimentchen mit der Elektrisirmaschine, Hohlspiegel und Luftpumpe lernte er mit Fertigkeit machen. Eben diese Geschicklichkeit war aber auch Straberns Untergang, so viel Freude man auch anfangs darüber gehabt hatte. Einst hatte ein böser Geist ihm eingegeben: einen Mops, welcher der Liebling der gnädigen Frau war, unter die Luftpumpe zu stellen; dem armen Thiere, das ohnehin eben nicht viel Luft hatte, entgieng bey diesem barbarischen Versuche das Bischen Athem vollends so, daß es ihn, troz aller lehrgemässen Richtigkeit des Experiments, und troz aller andern unkünstlichen Mühe und angewandten Mittel, nie wieder schöpfen lernte. Straber bezahlte die Leichenkösten dieses Unglücklichen durch einen Abschied mit leeren Händen.

Lebrecht Scharper hielt nach ihm mit einer ganzen Legion Violinen seinen feierlichen Einzug. Die erste Stunde, die er seinem jungen Herrn gab, war Unterricht in der Violine, und mit Bewilligung der alten Herrschaft wurde auch darinne fortgefahren. Als Hans ziemlich fertig ein Paar Tänze herkratzen konnte, überfiel auf einmal,

mal, in Abwesenheit der Herrschaft, die zurückgebliebenen Bedienten und Mägde, bezaubert von der Gewalt der Töne aus Hansens und Scharpers Geigen, der Tanzgeist, daß sie einen förmlichen Ball anfingen. Hans, der zuweilen nichts weniger als stolz war, machte, nebst seinem Hofmeister, sich ein herzliches Vergnügen, dazu aufzuspielen. Zum Unglück aber überraschten Herr und Frau Tänzer und Musikanten, und nicht wenig fuhr es ihnen in die Nase, daß ihr Hans da mit aufwartete. „Hätte der Hofmeister es allein gethan," so wär es vielleicht der Herrschaft selbst ein Vergnügen gewesen, und sie hätten ihm eine Kanne Bier für seine Mühe gegeben, „aber dem Junker so etwas zuzulassen, war unverzeihlich," und Scharper mußte den folgenden Tag mit allen seinen Violinen, die er im Fall der Noth, da er sich so etwas ähnliches vermuthete, schon eingepackt hatte, seinen eben so feierlichen Abzug halten.

Weil eben ein durchreisender Gelehrter in dem Gasthofe gegenüber eingewandert war, so empfahl der Wirth denselben der gnädigen Herrschaft zum Hofmeister. Theophi-

lus Hausmann hieß er, und seine Lieblingswissenschaft war Oekonomie, auf die er sich von Jugend auf, weil er ein Bauerssohn war, besonders gelegt hatte. Hans wurde durch ihn, wie sichs gleich am Rande versteht, auch zum Oekonomen, und in kurzer Zeit hatte er eine ausgebreitete Kenntniß von allen Arten der Düngung; wußte, daß ein schwarzer Boden besser ist, als ein sandiger und steinigter, und tausend dergleichen Wunderdinge mehr. Unter allen Künsten aber, die eine gute Haushaltung ausmachen, verstand sich der jetzige Hofmeister am besten aufs Brandteweinbrennen und Abziehen. Wenn eine gelernte Theorie mehr seyn soll, als bloßer Zeitvertreib, so muß auch die Praxis dazukommen, davon hatte sich Hausmann schon öfters überzeugt. Um also den gnädigen Junker hiervon auch zu überzeugen, borgte er von dem Gastwirth ein Abziehbläschen, und machte mit demselben mancherley geschmackvolle Experimente. Hänschen, der sich bey diesen Versuchen nicht ungeschickt anstellte, war während des Unterrichts immer aufgeräumt, und gab so genau auf den Vortrag seines Lehrers Achtung, daß

er

er allemal schiefe Augen machte, wenn ein Absatz kam. Durch unermüdeten Fleiß brachte er es in dieser Kunst bald dahin, daß er seinem Hofmeister den Rang streitig machte, und ganz gewiß würde er ihn in der Folge noch übertroffen haben, wenn nicht ein schnupfiger Tag diesem Studium ein Ende gemacht hätte. Hausmann mußte einsmals, weil es der gnädigen Frau nicht wohl war, seinen jungen Herrn auf einen Ball führen, wo bis gegen Morgen getanzt wurde. Der junge Herr hatte beym Tanzen bis auf den lezten Mann ausgehalten, und Hausmann, um auch einen Zeitvertreib zu haben, hatte die Nacht hindurch ein Pfeifchen Tobak nach dem andern angebrannt. Spät kamen beyde nach Hause, und hatten nur noch zwo Stunden übrig, die sie dem Schlafe widmen konnten, sodann mußten sie wieder an ihre Arbeit gehen. Heute hatten sie eine ganz neu erfundene Art abgezogenen Wassers zu machen, wozu den Tag vorher schon alle Zuthaten waren herbey geschaffet worden. Weil aber ihre Zungen durch den Mangel des Schlafs zu viel von ihrer Reizbarkeit verlohren hatten, so konnten sie diesem Pro-

dukte den Geschmack gar nicht recht abgewinnen, und kosteten, und kosteten — bis ihnen das Fläschgen aus der Hand fiel, und man sie aufs Bette bringen mußte, worauf Herr Hausmann denn bey dieser Gelegenheit auch gleich sein letztes Schläfchen im Hobaldischen Hause mit machte.

Cyprianus Baßler wagte sich nach ihm auf dieses gefährliche Meer. Er war ein Dichter, folglich mußte Hans auch ein Dichter werden. Zum Glück hatte Hans Anlage genug, in kurzer Zeit ein ganz artiges Reimchen zusammenschmieden zu lernen. Um ihn aber vollkommen zum Dichter zu machen, sprach Baßler nicht anders, als in der Götterspräche mit ihm, und er mußte in dem nemlichen Tone antworten. Hans gewöhnte sich am Ende so an diese Pracht: daß er kein Ding mehr mit seinem rechten Namen, sondern in lauter Figuren und Metaphern, ausdrückte. — Lange hofte unser Baßler, ehe er der Hochwohlgebornen Herrschaft eine Probe seines göttlichen Genies zeigen konnte, denn weder Geburts- noch Namenstag, den er besingen konnte, wollte erscheinen. Endlich kehrte doch der Geburtstag des alten Herrn wieder, und

alle

alle Nerven wurden gespannt, diesen beglückten Tag durch ein mit Meisterkraft geschaffenes Gedicht zu feiern. In vollen acht Tagen hatt'es sein Daseyn, und sauber gedruckt wurde es übergeben. Schon schmeichelte sich Baßler mit einem goldenen Danke, als der Alte, bey Annehmung des Gedichtes, durch Schmunzeln seine Freude bezeugte, denn nie war noch dieses Fest durch eine gedruckte Schrift feierlich gemacht worden. Bald aber verkehrte dieß holde Lächeln beym Lesen sich in ein finstres Gesicht. Je weiter der Alte las, desto gieriger trank er in vollen Zügen die kühlende Luft, und Baßler konnte Anfangs sichs gar nicht erklären. Nicht lange aber blieb es ihm mehr ein Räthsel; denn als Hans mit seiner selbst verfertigten Arbeit auftrat, und seinen Vater also anredete:

Nimm Du, der Du — mich erzeugtest ꝛc.

konnte der Stallmeister seinen Grimm nicht länger verbeißen. Mit donnernden Worten fuhr er seinen Hans an: „Junge, was unterstehst du dich! Deinen Vater Du — zu nennen? Ist das der Respekt, der dir gegen mich eingeprägt wird? Und Herr!

Er hat ſich das Ding auch unterſtanden! Hab ich denn je Brüderſchaft mit ihm geſoffen, daß er mich da in ſeinem Wiſche in jeder Zeile Du nennet? He?“ Hier lag das noch nie ſo erhörte Gedicht zu Baßlers Füßen. Ew. Exzellenz verzeihen; die Regeln der Dichtkunſt verla — „Ey was ſchiert mich ſeine Dichtkunſt! — Das mag mir eine rechte Kunſt ſeyn, die die Leute Grobheiten lehrt? Er kann ſein Bündel nehmen, wenn er meinem Jungen nichts beſſers lernen will“ — Baßler gieng, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und jammerte über ſeine ſo ſchimpflich vergoltene Ausgabe, die faſt den ganzen Gehalt von einem Vierteljahre ausmachte.

Friedlieb Oberand, der zwanzigſte in der Reihe, war ein Meßkünſtler, und brachte ſeinem Schüler vor allen Dingen auch Geſchmack an dieſer Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften bey. Er hatte ſelbſt einen kleinen, aber ausgeſuchten, Apparat von mathematiſchen Werkzeugen, mithin konnte er auch mit Hanſen dieſe edle Kunſt traktiren. Leider aber hielt auch dieſer nicht ſo lange aus, bis Hans den ganzen Curſus hätte ab-

abſolviren können. Als ein Mathematiker maß er auch alle ſeine Ausgaben und Einnahmen nach dem genauſten Zirkel ab, und es ſchien ihm ein mächtiger Fehler wider die himmliſche Arithmetik: daß ſeine Herrſchaft in der Auszahlung des Gehalts nicht eine eben ſo ſtrenge Ordnung hielt, ſondern gleich mit dem erſten Vierteljahre außen blieb. Mit abgemeſſener Beſcheidenheit und mit abgezirkelten Kratzfüßen brachte er dieſe herrſchaftliche Anomalie einsmals mit in Vortrag, kam aber damit an einen noch geübtern Rechenmeiſter als er ſelbſt war. (Der gut. Oberamt hatte zwar den körperlichen Inhalt ſeines Gehalts ausgemeſſen, und in abſtracto hatte alles ſeine Richtigkeit, da er aber die Probe ſeiner Berechnung machte, fand ſichs, daß der Diviſor gröſſer war, als der Dividendus.) Er wurde handgreiflich von dem Gegentheile ſeiner Behauptung überführt, und es wurde ihm mehr als zu deutlich gezeigt, daß ſeine Schulweisheit weiter nichts ſey, als eine demonſtrative Grobheit. Nach dreyvierteljährigem Unterrichte erhielt er den Gehalt von einem halben Jahre und zog damit in ſeine Heimath.

Theophilus Crates, ein Mann, der in allen philosophischen Wissenschaften gleich erfahren war, wurde nun unserm Hans zum Führer gegeben. Von ihm lernte unser Held aus allen Klassen Schlüsse machen, daß es eine Lust war. Mit der Zeit bekam er in dieser philosophischen Uebung eine solche Fertigkeit und Stärke, daß er alles in bündigen Schlüssen bewieß. In dem Rechte der Natur und in der philosophischen Sittenlehre war er ganz wie zu Hause. Den von Oberanden angefangenen mathematischen Unterricht setzten sie zusammen fort, und Hans hätte wohl am Ende gar noch angefangen, Schiffe zu bauen, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit aus einander gekommen wären. Die unglückselige Hartnäckigkeit in Behauptung seiner Lehrbegriffe und zur Natur gewordenen Grundsätze, die schon so manches Unglück in der Welt angerichtet, und sogar Blutvergießen nach sich gezogen hat, brachte unsern Crates (der sich zwar als einen Philosophen fürs Catheder, aber nichts weniger als einen für die Welt zeigte) zu Falle. Einst kam er im Naturrechte auf die erstaunliche Ungleichheit der Menschen, ihrem politischen

Zu-

Zuſtande nach, zu reden, und behauptete den unacreimten Grundſatz: Daß alle Menſchen einander gleich wären; daß der Adel auch im mindeſten nicht dem Bürger oder Bauer vorzuziehen wäre, ja ſogar noch unter ihm ſtünde, weil er dem Lande bey weitem die Dienſte nicht leiſtete, die ihm der Bürger und Bauer leiſteten. Im Vorbeygehen machte er ſich zugleich mit über das Alterthum der Geſchlechter luſtig, und gab vor: der Hirte auf dem Dorfe hätte eben ein ſo langes Geſchlechtsregiſter aufzuweiſen, als der Miniſter, denn keiner könnte doch über Noah oder vor demſelben über Adam hinaus, Ahnen zählen. Hanſen fuhr dies raſend durchs Gehirn, und es war ihm viel zu ſchimpflich, mit einem Bauer zu Einer Familie zu gehören, als daß er ſeinem irrenden Lehrer nicht hätte widerſprechen ſollen. Crates, der dies voraus wußte, hatte ſich mit aller philoſophiſchen Gelaſſenheit gerüſtet, ſeinen Satz zu behaupten, und ſeinen Schüler zum Proſelyten zu machen. Beynahe wäre ihm auch dieſer Hazard gelungen, wenn nur Hans nicht immer mit ſeiner neuen Weisheit hätte prahlen wollen, anſtatt ſie hübſch

für

für sich behalten hätte. Aber so waren Papa und Mama gemeiniglich die ersten, gegen die er seine in der Stunde erlangten Kenntnisse auskramte, und man hätte zuweilen drauf schwören sollen, er wäre schon seit einem Vierteljahre auf der Universität und wäre alleweile aus dem Kollegium gekommen, so hochgelahrt wußte er zu schwatzen, und so leicht kam ihm eine neue Reformation vor. Um nun nicht an einer solchen noch niemals gehörten Demonstration, als die heutige war, etwan zu ersticken, tischte er dieselbe seinen Aeltern wieder brüh heiß auf. Sehr unreif kam er aber diesmal mit seiner Kathederphilosophie an, denn Er, für Seine Person, bekam für seine schlechte Denkungsart einen tüchtigen Wischer, Crates aber wegen des abscheulichen, gottlosen Unterrichts noch heute den Abschied.

Ambrosius Himmelsschlößchen kam nun als der zwey und zwanzigste Hofmeister zu Hansen. Es war einer der orthodoxesten Theologen seiner Zeit, und sein Vorsatz war, aus Hansen einen völligen Dorfpastor zu machen, welches auch Hans, der (wir müssen es ihm zum Ruhme nachsagen)

gen) alles mit sich machen liess, wenns nur was neues war, herzlich gern zufrieden war. Dogmatik, Homilie, Polemik, Pastoraltheologie, Exegese, Griechisch und Hebräisch, alles das mußte Hans aus grossen Büchern lernen. Von allen diesen Wissenschaften wollte ihm aber keine weniger in den Kopf, (gleich als ob er wirklich Theologie studierte) als das Hebräische und Griechische; wiewohl er doch mit der Zeit das leztere etwas leidlicher lesen lernte. Homilie aber und Pastoraltheologie wurden bald seine Leibwissenschaften, denn bey der ersten gab es oft (er mußte selbst Ausarbeitungen machen und halten) etwas zu schreyen, bey der andern aber hörte er so mancherley artige Sächelchen, die für seine Neugierde anziehend waren. Besonders war er sehr aufmerksam, wenn ihm sein Lehrer Himmelsschlößchen, etwas von Leuten erzählte, die vom Teufel besessen wären, und wie man diesen unsaubern Herrn austreiben müsse. Dieses Kunststückchen gieng Hansen über alle Künste in der Welt, und er that sich nicht wenig darauf zu gute, solches zu wissen, weil er hoffte, künftig schon einmal seine Geschicklichkeit darinnen

nen sehen zu lassen. Eben wollte Himmelsschlößchen den Unterricht im Prophezeihen (worauf sich Hans ebenfalls freuete) mit seinem Rekruten anfangen, als sein theologischer Eifer (der nichts böses um und neben sich leiden konnte) dieses gottselige Vorhaben vereitelte. Von ohngefehr fand er an einem ungewöhnlichen Orte la Rosen sehr vertraut mit der Frau von Hobald heimlich redend, und seiner frommen Seele kam dies sehr verdächtig vor. Sein theologisches Gesicht zog sich in fürchterliche Falten, und er hielt stehenden Fußes allen beyden eine derbe Strafpredigt, nach Anleitung des sechsten Gebots, denn so etwas konnte er um alles in der Welt nicht ungeahndet hingehen lassen. Diese Unverschämtheit beleidigte zwar Frau von Holkald (vermuthlich weil sie ein gutes Gewissen hatte) weiter nicht, indessen war doch das Final von diesem Abentheuer, daß Himmelsschlößchen in einer halben Stunde drauf hin in alle Welt gehen mußte.

Hermes Purganti war ein nicht ungeschickter Medizíner. Er lehrte in ganz kurzen und faßlichen Aphorismen die edle Heilungskunst, und Hans faßte diese Wis-

sen-

ſenſchaft daraus ſo gut, daß er mit manchen Baben, Hebammen und andern Mükterchens um die Wette hätte kuiren können. Weil aber Hanſen bey Erlernung derſelben verſchiedene, ihm bisher noch unbekannt geweſene, Geheimniſſe entdeckt werden mußten, ſo fand Frau von Hobald (der ihr Sohn im lauten Jubel ſeine Entdeckungen mittheilte) jezt mehr für gut: ihren einzigen Sohn durch einen ſo gefährlichen Unterricht nicht verwahrloſen zu laſſen, und gab lieber Herrn Purganti ſeine Dimiſſion.

Paul Pfänner, ein Juriſt, beſchloß die Reihe von Hanſens Hofmeiſtern. Dieſer unterrichtete noch zu guter lezt ſeinen jungen Herrn in Cameralwiſſenſchaften; welches zwar den Aeltern, vermöge der Beſtimmung, die ſie ihrem Sohne gegeben hatten, aber nicht Hanſen, völlig behagte; doch lernte er auch Etwas davon. Vielleicht wäre Pfänner länger da geblieben, wenn es nicht Zeit geweſen wäre, Hanſen auf die hohe Schule zu ſchicken, denn er war ſchon ſechzehn volle Jahr alt, und daher (beſonders als ein Adlicher) beynahe überreif zur Univerſität. Allenfalls hätte man

Pfän-

Pfännern auch dem Jungen Herrn mit auf die Akademie gegeben, wenn es ſich nur nicht an die mancherley Kleinigkeiten geſtoſſen hätte.

Viertes Kapitel.

Nachtrag zu Hanſens Erziehungsjahren.

Ehe wir unſern Helden auf die hohe Schule bringen, müſſen wir erſt noch einen Blick auf ihn ſelbſt und auf die Verfaſſung des Hobaldiſchen Hauſes thun.

Die körperlichen Verdienſte ſind doch wohl das erſte und wichtigſte, womit unſere Leſerinnen und Leſer bekannt zu ſeyn wünſchen werden; da einmal ohne vortheilhaften Bau des Körpers (was mir auch mancher finſtre Philoſoph hiergegen einwenden möchte) auch die gröſten und beſten Seelenfähigkeiten ein ſchlechtes Glück in der Welt machen, und nur da erſt, wo ſie mit jenen verbunden ſind, Würde und Empfehlung erhalten.

Hans

Hans war kein übler Junge: Trotz seiner schwächlichen und alten Aeltern war er gesund und lebhaft, und schon in seinem sechzehnten Jahre war er so lang als la Rose, dem er (vermuthlich durch den öftern Umgang) immer ähnlicher geworden war, nur war sein Bau mehr deutsch, das heißt männlicher und dauerhafter. Seine Gesichtsfarbe war weder Milch noch Ruß, weder einer Rose noch einem alten Trommelfelle gleich; es war die glücklichste Mischung von einem gesunden und frischen Blute, die sie angenehm machte. Braun war sein Auge, welches unter nicht ganz gewölbten Augenbraunen jedermann freundlich anlachte, zugleich aber auch einen unternehmenden und etwas kleiner Ränke vollen Geist verrieth. Die Nase war weder Griechisch noch Ebräisch, weder Italiänisch noch Englisch, weder Afrikanisch noch Asiatisch; sondern eine der wohlgebildetsten, Deutschen Nasen. „Welches sind die?“ wird vielleicht manches fragen; Schämen sollte Ihr Euch, in unsern Zeiten eine solche Frage zu thun, wo ein jeder Gelegenheit hat, die verborgensten Gedanken eines Menschen und seine ganze Seele auf der

Nase lesen zu lernen; es zeigt keine sonderliche Wißbegierde an, nicht einmal zu wissen: wie eine rechte deutsche Nationalnase aussiehet, da Ihr doch selbst Deutsche seyd. Wer aber so begierig ist, Hansens Nase recht genau zu kennen, dem werde ich bey Gelegenheit einmal mit dessen Silhouette aufwarten, die er selbst verfertiget hat. Sein Mund war weder so groß, daß ein Heufuder, ohne anzustoßen, hätte hineinfahren können, noch so klein, daß ihn ein Dreyer bedeckte, sondern so gleich ebenmäßig; Er biß ihn nicht immer ein, sperrete ihn aber auch nicht immer auf. Sein Haar war lichtbraun und bedeckte seinen Scheitel in ziemlicher Anzahl, so daß es auch etwas seine Stirne einnahm, jedoch ohne ihn zu verunstalten. Dieß sey genug von seinen körperlichen Eigenschaften.

Nun auch seine Seele, und zwar in der genauesten Ordnung: Sein Verstand war recht gut, und er faßte bald was ihm seine Lehrer (so wunderbar auch zuweilen die Art und Weise war) lehrten. So groß auch der Schwall von Wissenschaften war, die ihm waren eingetrichtert worden, so war doch von allen wenigstens so viel hän-

gen

gen geblieben, daß er davon reden und bey manchen ſich etwas darinne zeigen konnte. Seine Aeltern und er ſelbſt bildeten ſich auch nicht wenig auf ſeine ausgebreitete Gelehrſamkeit ein, und Hans war in der ganzen Stadt als ein frühzeitiges Genie ausgeſchrien. Wir auch ſelbſt müſſen ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Es hätte wirklich, nach ſeinen Fähigkeiten, ein groſſer Mann aus ihm werden können, wenn er nur jemanden um ſich gehabt hätte, der durch einen fortdauernden, aufmerkſamen Fleiß ſeinem Geiſte die rechte Richtung gegeben hätte; aber ſo war der Miſchmaſch zu groß, und das Sprichwort traf bey ihm genau ein: Von Allen etwas, im Ganzen nichts. Außer denen von ſeinen Lehrern erlernten Kenntniſſen hatte er noch verſchiedene Grundſätze (die nur einer gewiſſen Gattung von Menſchen brauchbar ſind) von ſeiner gnädigen Mama eingeprägt bekommen, welche wir nur in der Geſchwindigkeit (weil wir kein treffenderes Wort dafür finden können) Vorurtheile nennen wollen. Dieſe Grundſätze ſaßen feſter in ſeiner Seele, als alle übrige Wiſ-

ſenſchaften, denn ſie ſchmeichelten ſeiner Eigenliebe gar zu ſehr.

Sein Herz dürfen wir auch nicht vergeſſen. Im Grunde war es gut. Nur war Hans durch die Lehrſätze ſeiner Mutter etwas eitel, ſtolz, gefühllos gegen Elende niederer Gattung geworden, und würde es gewiß darinne noch weiter gebracht haben, wo nicht die Zukunft ſein Herz wieder umgeändert hätte. Dieſe wenigen Worte ſind hinreichend, ſeinen Charakter zu ſchildern.

Die täglichen Lobeserhebungen, die ihm ſeine Aeltern wegen ſeiner Gelehrſamkeit machten; Seine Beſtimmung, (denn zu nichts geringerm, als zu einem Geheimdenrath, war er beſtimmt) von der man ihn ſtündlich unterhielt, (weil auf der Welt nichts gewiſſer war als dieß) machten ihn, ſo jung er auch war, unleidlich aufgeblaſen. Hierzu kam noch, daß ſeine Aeltern von einer alten Tante eine Erbſchaft von ohngefähr achtzigtauſend Thalern zu gewarten hatten, und dies machte vollends, daß er ſeine Naſe bis an den Himmel hob, ob ſie gleich durch das bloße Bewußtſeyn ſeiner Gelehrſamkeit ſchon hoch genug geſtanden hätte.

Uebrigens war er im ziemlichen Grad leichtsinnig, und er überlegte eine Sache selten eher, als bis sie geschehen war.

Soviel kann indessen von Hansens Person genug seyn; näher werdet Ihr ihn aus seinen Handlungen kennen lernen.

Fünftes Kapitel.

Hans wird akademischer Bürger.

Die Zeit eilte nunmehr mit Riesenschritten herbey, wo Hans eine gröſsere Laufbahn der Wissenschaften betreten sollte, nicht um mehr zu lernen, sondern nur das Gelernte zu wiederholen; und weil nach der Verfassung seines und jedes andern Landes es nicht anders möglich war, eine Stelle zu erhalten, als wenn er etliche Jahre auf einer Universität gewohnt, gegessen, getrunken und gelebt — hatte. Um aber, sowohl die vielen unnöthigen Kosten zu ersparen, als auch je eher je lieber Hansen als einen fertigen und vollkommnen Gelehrten wieder bey sich zu haben, ihn irgend in

einem Kollegium als Rath unter zu bringen (da man, auf allen Seiten betrachtet, ſich kein Hinderniß vermuthen konnte) und mit jedem Jahre ſteigen zu laſſen, bis er endlich Wirklicher Geheimderrath wäre, wurde ausgemacht: daß dieſe gelehrte Wanderſchaft ſo kurz als möglich dauern ſollte.

Ehe Hans das älterliche Haus verließ, bekam er noch einige zur Erhaltung ſeiner Ehre nöthige Verhaltungsregeln, deren Hauptinhalt ohngefähr war: Sich ums Himmels willen mit keinem gemeinen Studenten in Bekanntſchaft einzulaſſen, noch viel weniger Freundſchaft zu machen; vorzüglich aber ſich in kein bürgerliches Mädchen zu verlieben, woferne er nicht enterbt ſeyn, und den ernſtlichen und wohlgemeinten Fluch ſeiner Eltern auf ſich laden wollte. Hans verſprach, auch ohne ſolche Drohungen, dieſe Punkte getreulich zu erfüllen, weil er ſchon längſt bey ſich ſelber ſich von der Nothwendigkeit dieſes Verhaltens überzeugt hatte.

Den lezten Tag vor der Abreiſe wurden ihm funfzig Thaler baar ausgezahlt, und ihm zu freyen Gebrauch übergeben, jedoch

mit

mit der Einſchränkung, daß er wenigſtens ein halbes Jahr damit reichen müßte. Freilich war dies für einen, der ſich als künftiger Geheimderrath von Rechts wegen in der Würde eines Kavaliers hätte zeigen ſollen, eine ſehr kleine Summe; und in der Gewißheit der baldigen Erbſchaft hätten ſie ihm dieſelbe immer verdoppeln können, oder wenigſtens die Zeit einſchränken ſollen; aber Frau von Hobald wollte doch in ihrer Reſidenz auch gerne Figur machen; und überdies war noch eine Haupturſache die — ſie hätten nicht mehr austreiben können, weil andre Leute die Erbſchaft nicht für ſo ſicher hielten, als ſie ſelbſt. Hans war indeſſen mit ſeinem Reichthume zufrieden, und verlangte nicht mehr, weil er in ſeinem Leben noch nicht ſo viel Geld beyſammen gehabt hatte.

B** war der Ort, der ihm zu ſeiner akademiſchen Laufbahn beſtimmt war. La Roſe begleitete ihn dahin, damit er die erſte Einrichtung machen ſollte, und nach zween Tagen verließ er ihn wieder, ohne daß Hans irgend eine bekannte Seele gehabt hätte.

Von den Thränen, die bey Hansens Abschiede vergossen worden, wollen wir nichts erzählen, können es auch nicht, weil wir nicht einmal wissen, ob welche sind vergossen worden. Fast ist es nicht zu glauben, denn große Seelen setzen sich über dergleichen Schwachheiten weg — wenigstens haben wir keine Betrübniß gemerkt, als er in B** ankam, wo ihm die Veränderung seiner Lebensart gleich vom Anfange wohl zu behagen schien.

Nunmehr zu seiner häuslichen Einrichtung — Selten geht es bey denen, die zum erstenmale in ihrem Leben Geld in die Hände bekommen, ohne Ausschweifung ab. Entweder es ist in den ersten acht oder vierzehn Tagen schon alle, oder es bleibt so fest in der Tasche kleben, daß es weder Sonne noch Mond bescheint, und aus Mangel der Bewegung bald schimmelt. Fast war es der leztere Fall bey Hansen. Er wurde zwar nicht schmutzig geitzig, doch sehr haushälterisch. Tisch, Wohnung, Kollegien und dergleichen Dinge wollte er erst nach einem halben Jahre bezahlen. Die einzige Ausgabe, die er nicht Umgang haben konnte, war für das Einschreiben in

die

die Zahl der Studenten, welches er, weil er noble war, nicht umsonst verlangen konnte, und auch zu verlangen sich schämte.

In Ansehung seiner Wissenschaften richtete er sich auch nun ein. Da er sahe, daß es ihm (ob er sich gleich für einen schon vollkommnen Gelehrten gehalten hatte) doch noch hie und da fehlte, so hörte er so viel Kollegien als er konnte, um so bald als möglich zu Stande zu kommen; sahe aber wohl zu, daß er es in den öffentlichen Vorlesungen hörte. Wo solches aber gar nicht angieng, mußte er freilich Privatstunden mit beywohnen, doch schränkte er sich nach seinem Schatze ein. Sein Namensstudium war, als nie bezweifelter Geheimderrath, das Recht. Da er aber von allen andern Wissenschaften auch schon einen Vorschmack hatte, so hörete er was er nur hören konnte; und dies gieng um so viel eher an, weil über die andern mehr öffentlich gelesen wurde, als über das Recht, welches man seiner Seltenheit wegen gemeiniglich sehr theuer bezahlen muß —

Auf diesem Wege gieng es nun fort bis ein halbes Jahr zu Ende war. Hans wollte jezt seine Schulden bezahlen, so hart es

es ihm auch eingieng, seinen Schatz anzugreifen, oder wohl gar, wie er beynahe befürchtete, gar zu erhöpfen, und machte die Rechnung, die er im Anfange zu machen vergessen hatte. Aber lieber Himmel! wie erschrak er, als er fand: daß seine Ausgaben seinen Schatz weit überstiegen. In dieser Verlegenheit (ein andrer, der weniger ehrlich gedacht hätte als Hans, würde nicht darinne gewesen seyn) schrieb er an seine Aeltern, und bat sie um mehr Geld. Nicht lange währte es, so bekam er einen Brief, in welchem zwar kein Geld, dafür aber die trostreiche Versichrung enthalten war: daß die alte Tante auf dem Tod läge und wohl schwerlich, noch einige Tage leben würde; hernach solle er desto reichlicher mit Gelde versehen werden. In dieser aufrichtenden Hofnung wollte Hans indessen nur etwas abzahlen, doch weiß ich nicht welcher gute Geist ihm eingab, Anstand damit zu nehmen, bis er alles auf einmal zu bezahlen im Stande seyn würde. War vielleicht dies die Ursache: weil ihn sein Geld dauerte; oder schmeichelte es seinem Stolze, recht viel auf einmal aufzuzahlen, kurz er thats nicht, und that (wenigstens

war es für ihn ein Glück) recht wohl daran.

Sechstes Kapitel.

Menschliche Hofnungen stehen selten fest.

Hans wartete noch fünf lange Wochen auf einen Brief mit Gelde. Endlich kam einer an. Schon sank seine Hofnung, da der Brief ganz leichte war; doch der Gedanke, daß Wechselbriefe darinnen seyn könnten, richtete ihn wieder auf. Aber helf Himmel! wer beschreibt sein Schrecken, als er, statt der Wechsel, die ihn ganz zu Boden schlagende Nachricht fand: daß sie nicht das mindeste von den achtzig tausend Thalern erhalten hätten, sondern ein gewisser Minister von einem benachbarten Hofe, habe das Testament (welches, geltenden Falls, ganz zu ihrer Gunst gemacht gewesen wäre) als ungültig anzefochten, und der Fürst habe ihm auch das Recht zugesprochen.

Der

Bey diesem ersten Schrecken blieb es noch nicht; ein zweytes, für ihn noch weit größeres, folgte in einer Woche drauf, wo er einen Brief von la Rosens Hand erhielt, davon wir hier ein Stück mittheilen können:

— — — — „Gleich nach der schrecklichen Nachricht der verlohrnen Erbschaft bekam Er (nemlich der alte Stallmeister,) einen Anfall vom Schlage, war es eine Wirkung des unvermuthenden Schreckens, oder des Alters, oder kam es wo sonst her) das wissen wir nicht, und weil er todt ist, können wir es auch nicht gewiß wissen, denn Er könnte es uns doch am besten sagen. Plözlich sank er in die Arme seiner Gemahlin, und wir schickten ungesäumt nach einem Wundarzte in der Nähe, daß er ihm die Ader öfnen sollte. Dieser stellte sich bald ein, und nach seiner Aussage konnte er noch dadurch gerettet werden, aber ein unglücklicher Zufall hinderte es. In aller Bestürzung hatten wir einen Mann rufen lassen, der wohl geschickt in seinen Verrichtungen, aber ohne alle Lebensart ist, und mit seinen Patienten wenig

Com-

Complimente macht, denn ihm iſt es genug, wenn er ſie nur kurirt. Da er nun nicht ein einzig mal Euer Gnaden zu der Herrſchaft ſagte, und auch ſonſt ſich ſehr gebietriſch und unhöflich bezeigte, ſo bezeigte der gnädige Papa mit der Hand gegen dieſen Mann ſeinen Widerwillen, weil er nicht mehr reden konnte, und der Arzt mußte fort, ohne etwas zur Rettung gethan zu haben. Wir ſchickten nun gleich zu dem Hausdoctor, daß er einen höflichern mitbringen ſollte. Ehe aber das alles zu Stande kam, kriegte der alte Herr noch einen weit gefährlichern Anfall, und da nach ein Paar Stunden die beyden Herren erſchienen und ihre Anrede geendiget hatten, war es zu ſpät, und es konnte dem armen ſeligen Papa keine Hülfe geleiſtet werden. Er gab noch in ihrer Anweſenheit den Geiſt auf. Der gnädigen Frau war das doppelte Unglück für ihren empfindlichen Nervenbau zu angreifend, und noch dieſen Abend legte Sie ſich auch, und fiel in ein hitziges Fieber, und zwey Tage drauf war Sie todt.“ — — —

Was Hans bey diesen Nachrichten empfunden habe, läßt sich leicht denken. Er war ein guter Sohn, der den Verlust seiner Aeltern fühlte, und die Freude auf die Erbschaft war zu groß, als daß es ihn nicht hätte schmerzen sollen, sie eingebüßt zu haben. Wie im Traume wankte er umher, und wußte nicht, was er thun sollte. Doch — wir wollen nicht die ganze Geschichte seiner traurigen Empfindungen schreiben, denn noch haben wir keine Lust zu weinen.

In aller seiner Unbesonnenheit miethete er ein Pferd und ritt nach Hause, um seine Aeltern begraben zu lassen; besann sich aber erst auf dem Wege, daß es zu spät dazu sey. Jedoch trabte er fort, weil ihm seine Gegenwart zu Hause nothwendig schien, und er doch wenigstens die Verlassenschaft von seinen Aeltern in Besitz nehmen wollte. Er kam in diesen Gedanken glücklich zu Hause an, und weinte den Verstorbenen die schuldigen Thränen doppelt, an dem Orte, wo sie verschieden waren.

Der erste heftigste Schmerz war vorüber, und Hans wollte nun seine Erbschaft

in Augenſchein nehmen, ſtutzte aber nicht wenig, als er alles verſiegelt fand; nur einige Stuben, wo wenig war, waren verſchont geblieben. Wär er länger ſchon auf der Akademie geweſen, oder hätte Klaus ſeinen Unterricht bey ihm vollendet gehabt, ſo würde ihm dieſe Verſiegelung gewiß nicht ſo unerwartet geweſen ſeyn.

Die vier Wochen (ſo lange mußte mit der Entſiegelung, hergebrachter maßen, gewartet werden, um die Verſtorbenen nicht zu beunruhigen, welche, nach den geiſtlichen Rechten, nicht eher aufhören, Herr ihrer Habſeligkeiten zu ſeyn) verſtrichen, und Hans, der ſich nie um die Umſtände ſeiner Aeltern bekümmert hatte, hoffte ſchweres Geld und weitläuftige Güter in Beſitz zu nehmen. Aber lieber Himmel! wie ſah er ſich betrogen. Mit dem Tage der Aufſiegelung ſtellten ſich eine Menge Leute ein, (als Student nennt man ſie Manichäer) welche ſich als Miterben angaben, weil ſie von den achtzig tauſend Thalern der Tante (welche ſolalich alle dieſe Leute auch mit zu Erben eingeſetzt hatte) ihre Legate noch nicht empfangen hatten, und ſich daher an die Verlaſſenſchaft des Univerſalerben hal-

ten wollten. Hans, weil er bis dato noch keinen ſo intereſſanten Handel hatte zu Stande bringen helfen, überließ die Auseinanderſetzung (damit es gewiſſenhaft dabey zugehen möchte) der Obrigkeit. Dieſe, da ſie kein baares Geld fand, nahm die vorhandenen Geräthſchaften in Beſchlag und wollte ſie an den Meiſtbietenden verkaufen, um ſich ſodann ganz, die Gläubiger aber in Etwas zu befriedigen. Nur wenig Tage waren zu einer ſolchen Vorkehrung nöthig, und Hans wurde bald überzeugt, daß kein Span mehr im Hauſe war, davon er hätte ſagen können, daß er ſein ſey.

Von dem Gipfel der Ehre und des Glücks, das er nur vor kurzem ſo gewiß noch erwartete, ſah unſer Held ſich nun auf einmal zur äußerſten Armuth herabgeſetzt; überlaſſen ſah er ſich der Mildthätigkeit fremder Menſchen, bey denen er Hülfe ſuchen mußte. Eine Demüthigung war dieß für ihn, die einen kräftigen Einfluß auf ſein Herz hatte.

Alle, die vormals in ſeiner Aeltern Hauſe mit Freuden gegeſſen und getrunken hatten, glaubten, ihn nicht mehr kennen zu dürfen.

ſen. — Nur in ihren freundſchaftlichen Aſſembleen erinnerten ſie ſich ſeiner mit Vergnügen — „Gebt acht,“ hieß es da, „der junge Mann wird uns die erſte beſte Geheimderathsſtelle wegſchnappen — nur Schade, daß er zu Fuße geht;“ — Ach, das wiſſen Sie viel — das iſt Beſcheidenheit von ihm — Herablaſſung — Acht Pferde im Stalle und eben ſo viel auf der Wieſe! — und die werden gewiß noch nicht zureichen, ſeine Kiſten und Kaſten alle fort zu bringen; geben Sie Achtung, er wird uns allen noch ein gut Wort geben müſſen, daß wir ihm unſre Pferde leihen — Glück zu gnädiges Fräulein! Er war ja wohl einmal Ihr Geliebter? Glück zu Frau Geheimderäthin — Ach — ſpotten Sie nur — Ich Arme, Verlaſſene — Mein Stubenmädchen hat mich gewiß ausgeſtochen — So giengs einige Wochen fort, und Hans, ob er es gleich nicht hörte, bildete ſich dies doch ein, weil er den Ton-Ton ſchon kannte, und ihn ſonſt ſelbſt manchsmal mitgeſprochen hatte.

Um nicht mehr an einem Orte zu ſeyn, wo er ſo gedemüthigt, ſo unglücklich war, wanderte er fort; nach dem Tage der unſe-

ligen Entſiegelung, früh in aller Stille zum Thore hinaus, und eilte nach B** zurück, doch alles zu Fuße, denn ſeine Vermögensumſtände geſtatteten ihm weder Pferd noch Eſel.

Siebentes Kapitel.

Noth lehrt beten.

Langſam gieng es freilich mit unſerm Helden, der in ſeinem Leben nichts zu Fuße gemacht hatte, als kleine Spaziergänge. Das Uebelſte war noch, daß er ſich nicht einmal, wenn er in einen Gaſthof kam, etwas zu gute thun konnte, um die entgangenen Kräfte wieder zu erſetzen. Eben dieſe Nüchternheit war ihm aber doch zu etwas nütze; denn ſie erhielt ſeine Verſtandeskräfte, die er in ſeiner jetzigen Lage ſehr brauchte, immer in Thätigkeit.

Hin und her dachte er ſo manches auf dem langen Wege, was wohl mit ihm werden ſollte; vorzüglich fielen ihm ſeine in B** gemachten Schulden ein. Sie abzuthun,

thun, war bey ſeinen jetzigen Umſtänden unmöglich; Aber was denn anfangen, um ſeine Gläubiger zu beruhigen? Zwar hatte er noch einen ziemlichen Reſt von ſeinen mitgebrachten funfzig Thalern, aber das reichte nicht zu, und er hatte auch nicht Luſt es auszugeben, denn er wollte ja auch noch leben. Lange ſchlug er ſich mit dieſem Gedanken herum, bis ihm endlich ein Mittel einfiel, allen dieſen Sorgen zu entgehen. Ein Mittel, das ſo mancher lieben Seele in dergleichen Umſtänden ſchon eingefallen iſt — und dies war? Weiter nichts als ein ehrliches Preſſo. Wie er es aber klug anfangen ſollte, dazu gab ihm ſeine Nüchternheit eben einen geſegneten Einfall.

An ſeinen Wirth hatte er das meiſte zu bezahlen, (das übrige waren nur Kleinigkeiten) der muſte alſo am erſten gepreſſt werden. Sein gutes Herz zuckte aber doch, auch ſogar bey dieſer nöthigen und daher ehrlichen Betrügerey, noch ein Bischen hervor, daher wollen wir lieber in der Ausführung ſelbſt alles zeigen.

Müde und matt kam Hans in Z***, der letzten Station vor B**, an. Hier

verkaufte er einen kleinen Ring, den er noch aus dem Schiffbruche gerettet hatte, an einen Juden. Für das daraus gelöste Geld nahm er Post, um seinem Wirthe einen blauen Dunst vorzumachen, damit er sich durch seinen armseligen Aufzug nicht verdächtig bey ihm machte. Dem Postillion that er eine Güte, daß er recht durch die Stadt bließ, und sein Einzug recht festlich würde.

Getäuscht durch diesen Aufzug, glaubte der Wirth die Lügen: daß Hans eine reiche Erbschaft gethan, daß er morgen mit dem frühesten wieder fort müßte, um eine Schuldpost einzutreiben, die er aus dieser Erbschaft zu fodern hätte, und daß er von dieser Reise ohngefehr in vierzehn Tagen erst wieder kommen würde.

Ehe noch der Hahn krähete, ehe, Katzen und Mäuse ausgenommen, noch irgend eine Seele im Hause wach war, fieng Hans schon an, seine wichtigsten Sachen einzupacken. Zween Koffer nahmen beynahe seinen ganzen Vorrath von Kleidern, Wäsche, Büchern und andern nothwendigen Dingen ein. Das übrige, was nicht mit hineingieng, ließ er, aus Ehrlichkeit,

ſeinem Wirthe, als eine kleine Entſchädigung, zurück. Freilich wars nichts ſonderliches, was er da ließ, (zum Beyſpiel ein alter abgetragener Ueberrock, etliche Paar zerriſſene Strümpfe und Schuhe, der Ausbeſſerung unwürdig, einige alte Bücher zur Erbauung, die er noch von ſeinem Hofmeiſter Himmelsſchlöſſchen geerbt hatte ꝛc.) indeſſen war es doch etwas, und er verließ ſich, auf den geübten Verſtand ſeines Wirths, der, wie er glaubte, ſchon ſo viel Vortheil daraus ziehen würde, als möglich. Die Kleidungsſtücke und Wäſche, hieng er zur Parade an den Nägeln in ſeiner Stube auf, und einen Koffer, den er nicht mit fortbringen konnte, füllte er noch mit altem Gerülle, das ihm zu verlaſſen nicht dauerte, und doch einiges Gewicht hatte.

Kaum war dies ſchwere Geſchäft: der Auswahl (denn manches machte ihm doch einige Ueberlegung) und das Einpacken geendigt, als ſein Wagen ſchon vor der Thüre ſtund, und der Kerl ſeine Koffer zum Aufbinden herunterholte. Sehr lieb war es ihm, daß ſein Wirth nicht eher, als in dieſem Augenblicke aufſtand, und ihm

vielleicht noch einen Besuch auf seiner G
be machte. Mit einem ängstlich klop
den, Entdeckung fürchtenden, und
Bittre des Abschieds fühlendem Herzen,
er zu seinem Wirthe hinunter, und ü
gab ihm den Schlüssel zur Stube, auf
er ihn bat, etwas Achtung zu geben.

Gern hätte er zärtlichen Abschied
seinem Wirthe genommen, wenn er
nur nicht geglaubt hätte zu verrathen.
gleichgültig als möglich sagte er also Adi
und sezte sich in seinen Wagen. E
kleine Thräne entfiel seinen Auge, als
sich einsezte, und es der Wirth nicht m
sehen konnte. War es Gutherzigkeit,
er den armen Mann betrogen hatte,
ihm mit einer so treuherzigen Miene n
eine glückliche Reise wünschte, oder w
es Rührung, einen Ort verlassen zu m
sen, wo er sich bisher mit so viel golden
Hofnungen gespeißt hatte, können w
nicht sagen. Wahrscheinlich war beyd
beysammen, denn aufrichtig gesprochen,
machte sich bittre Vorwürfe in seinem H
zen, Leute, und besonders seinen Wirt
betrogen zu haben; zumal da dieser ausg
legtes Geld einbüßte. Der Gedanke abe

du hast nicht anders handeln können, wo-
ferne du nicht ein Vierteljahr und drüber,
auf dem Karcer sitzen wolltest, und am
Ende doch nicht bezahlen konntest, hatte
schon sein Herz eingewiegt, ehe er noch zur
Stadt hinaus war, und er überließ sich
ganz der Freude seiner geretteten Haut, sei-
ner Sicherheit und seiner gut gelungenen
List. Zur Beruhigung seines Gewissens
auf die Zukunft überlegte er noch: daß er
doch den Wirth nicht ganz betrogen hätte;
es ist doch besser etwas, als gar nichts.
Die übrigen? das sind nur kleine Posten,
die sie vergessen können; und die Professo-
ren? die haben ja keinen Aufwand dabey
gehabt — wie hätten sie thun müssen, sie
hätten eine Zuhörer weniger gehabt —
Fahr zu Schwager, rufte er dem Kutscher
zu, daß wir an eine Schenke kommen und
ein Frühstückchen machen können. Fort
gings so rasch als möglich, und in der er-
sten Schenke trank er seinem Führer neuen
Muth zu. Wehe that es Hansen freilich
etwas, daß er auf einmal so viel Geld
ausgeben sollte, (denn das Geld vom Rin-
ge war alle, und er hatte schon etwas von
seinen gehabten funfzig Thalern nehmen

müssen) doch es war Nothfall, und nach seiner Rechnung der lezte Aufwand, den er auf diese Weise machen wollte und machen mußte.

Frisch und gesund kam er am Mittag in H*** an. Es war zwar die erste Station von B** aus, aber immer schon weit genug, (beynahe war es fünf Meilen) daß er wagen konnte, sein Projekt auszuführen; zumal da es in eines fremden Herrn Lande war. Ein Zufall aber hieß ihm die Ausführung seines Vorhabens noch aufschieben, und wir schieben es daher auch auf, solches zu erzählen.

In dem Gasthofe, wo er abgestiegen war, kehrte wenig Stunden nach ihm ein leerer Fuhrmannswagen mit einer Plane ein, welcher nach D*** gieng, worauf Hans auch zu wollte. Erwünscht war unserm Reisenden diese Gelegenheit, mit der er, für einige Groschen, mit Sack und Pack fortkommen konnte. Er machte sich (so abscheulich es ihm auch in seinen vorigen Umständen gewesen wär) diesmal kein Bedenken, seinen Hochwohlgebornen S. V. auf diesem Wagen durchschüttern zu lassen, und die Noth fieng sachte an, bey ihm zur

Tugend zu werden. Auſserdem, daſs er ſehr wohlfeil davon kam, (ſo wohlfeil konnte er zu Fuſse nicht reiſen) erlangte er ſeine Abſicht um acht Stunden eher, weil es geſchwinder gieng, als auf ſeinen Spazierhölzern. Der Fuhrmann (ein ganz ungewöhnlich gefälliger Mann) freuete ſich, jemanden bey ſich zu haben, mit dem er doch ein vernünftigeres Wort, als mit ſeinen Pferden, reden könnte, und machte ſeinem Paſſagier einen ſehr bequemen Sitz von Stroh und Heu, worauf ſich Hans, im Fall der Noth, gar legen und ein Mittagsſchläfchen halten konnte.

Nach ein Paar Stunden, die erfordert wurden, den Magen zu erquicken, war Hans mit ſeinem Fuhrwerk ſchon auf dem Wege nach D***, und kaum war er ein Stündchen gefahren, ſo war er es ſchon ſo gewohnt, als hätte er in ſeinem Leben keine andre Gelegenheit gehabt. Der ehrliche, geſchwätzige Fuhrmann lieſs ihm nicht viel Zeit über ſein Schickſal nachzudenken und Plane der Zukunft zu machen. Die beiden Reiſenden wurden bald ſo vertraut, daſs Hans, verleitet durch die Offenherzigkeit ſeines Führers, und erheitert durch ein

ma-

magenſtärkendes Gläschen, welches ihm der Fuhrmann dann und wann reichte, anfieng, ſeine ganze Geſchichte (jedoch das kleine Prello ausgenommen) und ſein Vorhaben, die Sachen zu verkaufen, zu erzählen.

Ob dies eben ſo gar klug gehandelt war, wollen wir nicht entſcheiden. Die Herz eröfnenden und Geiſter ſtärkenden Waſſer machten ihn freilich offenherziger, als er hätte ſeyn ſollen, doch wär es diesmal recht gut, daß er es gethan hätte. Sein Fuhrmann, der wirklich eine ehrliche, gute Haut war, und deſſen Stolze (ſo wenig er auch ſonſt davon beſaß) es ſchmeichelte, einem Adlichen eine Wohlthat zu erzeigen, nahm, von Mitleid angetrieben, ſich vor, für Hanſen zu thun, was ihm nur möglich wär.

Glücklich kamen ſie am ſpäten Abend in der großen Stadt D*** an. Hier wollte unſer Hans ſeinen Führer bezahlen, und bat ihn, ſeine Sachen in einen Gaſthof zu bringen. Der ehrliche Mann aber, der in D*** wohnhaft war, fuhr gerade mit ihm an ſeine Thüre, und that ihm den Antrag, daß er dieſe Nacht bey ihm bleiben ſoll-

ſollte. Hans, der hier weniger bezahlen zu dürfen hoffte, nahm den Vorſchlag mit Freuden an.

Den andern Morgen ſetzte ihm ſein Wirth ein labendes Täſſchen Coffee vor, und beſprach ſich während des Trinkens mit ihm über ſeinen vorhabenden Handel. „Herrchen,“ ſprach der treuherzige Alte, „wenn Er mir trauet, will ich Ihm den ehrlichſten Juden herkommen laſſen, der Ihm ſeine Sachen überhaupt abkauft. Ich kenne einen, der Ihn um meinet willen gewiß nicht betrügt; denn ſieht Ers, Herrchen, wenn Er allein handelte, Er bekäme nicht die Hälfte, denn die Betrügerey iſt hier gar zu groß, vollends für einen Fremden.“ Hans dankte dem Alten für ſeine Menſchenfreundlichkeit, und verkaufte noch dieſen Morgen ſeine entbehrlichen Sachen, wofür er mehr löſete, als er ſich vermuthet hatte. Einen ganz engen Ausſchuß behielt er zurück, welcher in einem ordentlichen Kleide und einem Ueberrocke beſtund. Wäſche behielt er auch zurück, jedoch mehr nicht, als er in einem Bündel, das er nunmehr à la reiſender Handwerksburſche, ſelbſt tragen wollte, fortbringen konnte.

Zwey oder drey der wichtigsten Bücher steckte er zu sich, das Uebrige mußte mit den Coffres fort.

Von dem gelößten Gelde hätte er gerne seinem Fuhrmann etwas abgegeben, wenn er nur nicht jeden Heller selbst so nöthig gehabt hätte. Er wollte also seine Schuld abtragen und Abschied von seinem Wirthe nehmen, wunderte sich aber nicht wenig, als ihm der gute Mann antwortete: „Sey Er ruhig Herrchen; laß Ers Geld stecken, ich mag nichts von Ihm haben; Es ist mir lieb gewesen, daß Er mir Gesellschaft geleistet hat; Er braucht sein Geld jezt nöthiger. Aber weiß er was: Er darf heute auch noch nicht fort; es wäre Sünde und Schande, wenn Er nicht erst unsre schöne Stadt besehen wollte. Wenn Er sich nicht schämt mit mir zu gehen, will ich Ihn herumführen.“ Dies war der erste Glücksfall, der unserm nunmehrigen Kosmopolitea begegnete. Sonst hätte ihn eine solche Großmuth aufs empfindlichste beleidigt, jezt aber bewunderte er das redliche Herz des Alten, drückte ihm seine harte Hand voll herzlichen Danks, und schlenderte den ganzen zechfreyen Tag in dieser großen

Stadt

Stadt herum, und beſah ſich die merkwürdigſten Gebäude.

Achtes Kapitel.

Eine große Metamorphoſe.

Was nun anfangen? — war der erſte Gedanke, der Hanſen einfiel, als er den folgenden Tag wieder auf freyem Felde war und mit ganz langſamen Schritten fortwanderte. Nach E** zu gehen, hatte er ſchon in B** ausgedacht. Aber: Wie? Wovon? Als wer? und wie lange er dort leben wollte? waren Fragen, die er ſich, weil er eben die ſchönſte Muſſe hatte, vornahm zu beantworten.

Anfangs ſchien es ihm beynahe nicht nöthig, noch einmal eine Akademie zu beziehen; aber dieſer Gedanke hielt nur ſo lange Stich, als er ſich noch in ſeiner Aeltern Hauſe gehört, bewundert, von jedermann für einen großen Geiſt und frühzeitigen Gelehrten geachtet hielt. Erinnerte er ſich aber an ſeinen Aufenthalt in B**,

ſo

ſo fiel ihm wieder ein, daß ihm noch manches fehlte, was er, nur dem Namen nach, hatte einſehen lernen, denn ſo kurze Zeit er auch in B** geweſen war, ſo hatte er doch die Welt etwas kennen gelernt. Es blieb alſo dabey, noch einmal unter die Studenten zu gehen, jedoch nicht länger, als höchſtens zwey Jahr.

Immer ein kühnes Unternehmen war dies, doch Hanſen ſchien die Ausführung im mindeſten nicht ſchwer. Von der Gröſſe ſeines Geiſtes überzeugt, und durch den Vorſprung, den er hatte, muthig gemacht, war und blieb es ſein Vorſatz: in allen Wiſſenſchaften, wo nicht Meiſter, doch wenigſtens ſo ziemlich beſchlagen zu ſeyn. Außer dem, daß ſein Stolz ihn bey dem großen Vorſatze beharren ließ, hielt er es auch wegen ſeiner jetzigen Umſtände für nöthig, in allen Fächern gut bewandert zu ſeyn, da er nicht wußte: wie, und wodurch er ſein Fortkommen finden wollte, und er doch mit ſeinen Gaben allein ſich ſein Glück bahnen mußte. In ſeinen Gedanken konnte es ihm hernach gar nicht fehlen, wenn er ſich in alle Sättel gerecht gemacht hätte.

Die

Die groſſe Menge Wiſſenſchaften, die er noch zu erlernen vor ſich ſahe, ehe er ſich (wie es einem rechten Gelehrten gezieme) für allwiſſend halten konnte, dazu gehörte Geld; unendlich mehr, als ſein jetziger Schatz betrug. Geſetzt auch, er wollte ſeine ſechzig Thaler (denn mehr betrug ſein ganzes Vermögen nicht, das er, klüglich verſteckt, in Golde bey ſich trug) angreifen? Aber wie lange ſollten die währen, wenn er drauf los zehren wollte, und auch Kollegien bezahlen? Noch ein Prello zu machen? hatte er keine Luſt; ſeine Ehrlichkeit war mit Einem zur Genüge beleidigt, und überdies hatte er jetzt keine Gelegenheit dazu, weil ſein Aufzug nicht blendend genug war, den Leuten einen blauen Dunſt vorzumachen. — Eine ſchöpferiſche Einbildungskraft half ihm endlich noch die Frage beantworten; oder vielmehr gab ihm ein Zufall (der Lehrer ſo vieler Entdeckungen und Künſte) Anlaß dazu.

Kaum hatte er ſeinen Kummer über einige Aekker mit ſich getragen, als er mit einemmale auf einem Markſteine eine Figur gewahr wurde, die ihm wie ein Kopf im Profil vorkam, eigentlich aber weiter nichts

war, als eine Erhabenheit an dem Steine, deren Schatten, wegen der ſchief anſcheinenden Sonne, eine Figur bildete, welche Aehnlichkeit mit einem profilirten Kopfe hatte. Dieſe Erſcheinung erinnerte ihn an ſeine ehemalige Geſchicklichkeit in Schattenbildern, die er aber lange nicht geübt hatte. Halt! dachte er, dadurch könnteſt du dir ja wohl dein Brod in E** erwerben, oder doch wenigſtens die Profeſſoren beſtechen, daß ſie dir die Kollegien frey gäben? Aber eben dieſe einträgliche Idee wurde auch ſogleich die Mutter eines andern, für Hanſen unangenehmern Gedankens, ſo viel Freude er anfangs auch darüber gehabt hatte. Als Herr von Hobald nemlich konnte er doch ſchlechterdings ſein Brod nicht mit Handarbeit verdienen — die Kollegien erbetteln — mit einem Päckchen auf dem Rücken ſeinen Einzug in die Stadt halten — ohne Bedienten einhergehen — und alle Tage einerley Rock tragen? dies alles wär Beſchimpfung des Standes — und gieng für den ehmaligen Junker Hans ſchlechterdings nicht. (Von der Seite, daß ihm das Herr Von ſogar an den meiſten bürgerlichen Verdienſten hinderlich ſey, hat-

hatte er es noch nicht einmal bemerket.) Stolz, und ſchon lebhaft im voraus gefühlter Hunger, ſtritten eine lange Weile mit einander, und eine Thräne — halb die Tochter des Unwillens, halb der Traurigkeit — floß dem Andenken der ſonſtigen Größe, der verlohrnen Hofnung, und ſeinem jetzt ſo ſehr gedemüthigten Geiſte. — Dies war der letzte Kampf, wenigſtens hat er ihn nie wieder ſo hart erlitten. Lange gieng er ſeiner Wehmuth nachhängend fort, endlich aber ſtand ſein Entſchluß das Von wegzulaſſen, feſt, weil er wohl ſahe, daß der Stolz jetzt ganz am unrechten Orte angebracht ſey, und er demſelben ſein Fortkommen und Unterhalt nicht aufopfern dürfe. Hebald, ſchlecht weg wollte er ſich nennen, bis er einmal wieder in beßre Umſtände käme, woran er gar nicht zweifelte, weil er ſeiner Geniekraft ſo viel zutraute, daß ſie ihn mit der Zeit doch noch einmal in die Höhe bringen würde. Bald war aber auch dieſer Einfall wieder verworfen, denn er fürchtete, er möchte entdeckt werden. Theils war die Hebaldiſche Familie ſehr weitläuftig und durch ganz Teutſchland bekannt, theils glaubte er, ſich ſelbſt

einmal zu verrathen, weil er zu ſehr dran gewöhnt war, Hans von Hobald zu ſchreiben. Seinen Namen ganz abzulegen, und an jedem Orte ſich einen andern zu geben, ſchien ihm zuträglicher. — — Uns aber nicht; drum wollen wir ihn lieber, um der Deutlichkeit willen, in unſrer Erzählung allemal bey ſeinem rechten Namen nennen.

So war denn der Plan auf die große Zukunft gemacht, wenigſtens auf die in E**. Was hernach mit ihm werden würde? überließ er dem Ohngefähr. Jedoch beſtimmte er ſeine Lebensart, die er nach vollendeter akademiſcher Laufbahn wählen wollte, etwas näher. So wohl, weil eine herumſchweifende Lebensart ſeinem, alles gern umfaſſenwollenden Geiſte behagte, als auch, weil er ſodann ſein Glück in fremden Ländern deſto eher machen könnte, beſchloß er: ein Kosmopolit zu werden.

Vertieft in dieſen Betrachtungen bauete er ſich manches Luſthäuschen in der Luft, und endlich ein großes Palais, zu dem er mit ſeinen müde werdenden Füßen manchen Stein, der halb nur in die Erde gedrückt war, ſchon ausgrub. Sechs volle Stunden hatte er Zeit, ehe er nach Z**** kam,

wo

wo er den übrigen Theil des Tages zu raſten beſchloß, und wo ſein Schickſal, welches ſeinen guten ökonomiſchen Vorſatz unterſtützen wollte, für die Erhaltung ſeines Schatzes ſorgte.

In den Gaſthofe, wo er eingekehrt war, fand er ein Klavier, worauf der Wirth bisweilen ſpielte. Die Zeit fing Hanſen an lang zu werden, er ſetzte ſich hin, ſich etwas vorzuſpielen, fand aber das Inſtrumentchen erbärmlich verſtimmt. Lange Weile dieſer Kleinigkeit wegen zu haben, hatte er nicht Luſt, zum Vergnügen des Wirths ſtimmte er daher das Klavier, ſo gut er konnte, und ſpielte ſodann den ganzen Abend ſich und dem Wirthe etwas drauf vor; ſetzte auch demſelben einige Stückchen auf, die ihm ſehr gefallen hatten. Dieſer Mann war darüber ſo vergnügt, daß er, wider die Sitte ſeines Gewerbes, Hanſen am andern Morgen das Geld für das ſpärliche Mahl und das Lager, wieder zurück gab, das Hans auch ohne Bedenken annahm. Mit grillenfreyem Herzen (denn mit ſeinen Planen war er völlig zu Stande) wanderte er weiter, und nahm ſich vor, mit Muſſe die Abentheuer

abzuwarten, die ihm auf seiner Reise aufstoßen würden. Er hatte aber keins, sondern kam ungehudelt und unbestohlen nach drey Tagen glücklich in E** an, wo er sich vor allen Dingen nach einem kleinen Stübchen umsah.

Ganz unabsichtlich gieng er zu einem Buchhändler, der an der Hausthür einen Miethzeddel, von einer Stube im Hinterhause, hatte aushängen lassen. Nach seiner Meinung mußte sie klein oder doch wenigstens wohlfeil seyn, und er fand sie auch ganz seinem Geschmacke entsprechend, das heißt: sehr wohlfeil. Acht Thaler aufs ganze Jahr war immer ein Preiß, der für eine Stube gering genug ist, aber für Hansen dennoch hoch genug, zumal da er vor der Hand noch gar keinen Fond hatte, daraus er diese Ausgabe, nebst den daran hängenden, bestreiten konnte. Erst ein halbes Stündchen war er in E** und noch lange kein halb Jahr, wo er zu bezahlen gedachte, folglich hatte er auch noch nicht nöthig, sich Kummer zu machen, und schloß mit dem Buchhändler ein Gedinge ab, daß er den Augenblick einziehen konnte,

weil

weil er einmal ſeine ſieben Sächelchen gleich bey ſich hatte.

Kaum hatte er ſein Wirthſchaftgen in Ordnung gebracht, ſo gieng er an das ſchwarze Bret, um ſeine Stunden zu ordnen. Welche Freude für den armen Hans! als er ſah, daß er die meiſten Wiſſenſchaften umſonſt hören konnte. (Denn zu ſeinem und andrer armen Schelmen Behuf waren die Profeſſoren dort gehalten, würklich das Kollegium zu leſen, davon ſie den Namen eines Oeffentlichen Lehrers führten.) Zween fand er nicht als öffentliche angeſchlagen, die er doch gerne hören wollte, und hörte auch von andern Studenten, daß ſie ſelten unbezahlt geleſen würden. Sie ungehört zu laſſen, hatte er nicht Luſt; er wollte es daher auf ſein Glück ankommen laſſen, ob es ihm ſolche frey verſchaffen würde, wenn er die Profeſſoren darum bäte. (Freilich war dieß für Hansen noch ein ſchweres Geſchäft, denn es war das erſtemal, daß er es trieb, und gerne hätte ers Umgang gehabt, wenn er ſich nur nicht daran hätte gewöhnen müſſen.) Den folgenden Morgen ſollte alſo das Meiſterſtück in dieſer Kunſt gemacht werden. Was

die Wahl der Kollegien selbst betraf, so hatte er sich so viel Stunden genommen, daß er (weils Sommer war) früh um sechs Uhr anfieng, und Abends um sechs Uhr aufhörte. Mit gutem Vorbedacht hatte er so viel Stunden genommen, theils um desto eher fertig zu werden, theils sich nicht zu des Teufels Ruhebank zu machen, und dadurch zu unnützen Ausgaben verleitet zu werden.

Beym frühesten gieng er des folgenden Tages zu denen Professoren, und machte sein Probestück ganz artig. Freylich that er es noch mit einem gewissen Stolze, doch erlangte er seinen Zweck. Anfangs erschwereten sie es ihm zwar, denn sie forderten Zeugnisse der Armuth, (deren doch Hans unmöglich welche aufweisen konnte, da er nicht mehr Hans von Hobald war) und ließen sichs sehr merken, daß es eine große Wohlthat sey. Am Ende gaben sie ihm aber doch die Erlaubniß, ihre Hörsäle zu besuchen, ohne einen Heller dafür zu bezahlen. Wer war froher als Hans. Noch denselben Tag fieng er im vollen Galopp seine wissenschaftliche Laufbahn an.

Als die Sorge für seine Seele vorbey
r, sorgte er auch für den Unterhalt des
es. Schon von P** wußte er, daß
nche Studenten, welche eine Freytische
den öffentlichen Tischen haben, bisweil
ein Interimsglied, von dem sie etwas
iges nahmen, für sich einsetzen liessen.
diese Art wünschte er auch zu speisen,
war würklich so glücklich, denn er
e so listig und fleißig nach, wie der
er dem Fuchse und dieser den Hühnern,
er schon die erste Woche für zween gute
schen eine solche Stelle erhielt, jedoch
auf den Abend, daher begnügte er sich
Mittags mit einem Butterbrod.

ween Monate vergiengen, ohne daß
Hans Gelegenheit fand, seinen Schatz
rmehren, oder wenigstens zu erhalten,
er auf dem Wege ausgeklügelt hatte.
einer nähern Bekanntschaft mit seinem
he wuchs ihm aber endlich doch ein
s Zweigelein eines armseligen Verdienstes.
r Mann, als ein Buchhändler, hielt
inen eignen Corrector. Hans, der
iesem auf einem Saale wohnte, war
hm, da es ein Student war, (trotz
hmaligen Versprechen) in Bekannt-

schaft gekommen. Eine Versorgung rief diesen Correktor nach Hause, und weil er Hansen gut kannte, fragte er ihn: ob er nicht Lust hätte, diese Stelle, die außer freyer Wohnung noch einige Tische und ein Exemplar der verlegten Bücher zum Gehalt gäbe, annehmen wollte? Hans, der sich diesem Posten gewachsen glaubte, nahm das Anerbieten seines Freundes an, und trat sein Aemtchen noch dieselbe Woche an.

Einst that Hans gegen seinen Wirth Erwähnung seiner Geschicklichkeit in Schattenrissen. Da diese Art Mahlerey in E*** sehr beliebt war, so verschafte ihm derselbe bald einige Kunden, welche ihr werthes Gesicht für einige Groschen schwarz mahlen ließen. Weil nun Hans sehr glücklich im Treffen war, so bekam er bald so eine Kundschaft, daß er sich dann und wann ein kleines Vergnügen machen konnte. Die Korrekturexemplarien und einige andere Bücher, die ihm sein Wirth schenkte, verkaufte er, denn mit vielen Büchern sich zu behängen, war gar seine Sache nicht.

Bey dieser Lebensart verflossen anderthalb Jahr, und nun dachte Hans nach: ob es nicht Zeit sey E*** zu verlassen?

Noch

Noch ſchien es ihm aber zu früh, denn er hatte das Studentenleben, welches ihm jezt erſt anfieng zu gefallen, noch gar nicht genoſſen; Mangel an Unterhalt fürchtete er nicht, weil er noch eine ganze Menge Leute auf dem Rohre hatte, die ſich nach ſeiner Meinung mahlen laſſen könnten, und obendrein hatte er noch zwey oder drey Kollegien zu hören, die er noch nicht gehöret hatte. Ein halbes Jahr beſchloß er daher noch zu bleiben. Dieſes halbe Jahr vergieng, und nun fand Hans zureichende Gründe, E.** zu verlaſſen. Nach einer genauen Prüfung fand er, daß er mit ſeinen Wiſſenſchaften nun ſein Glück in der Welt machen könnte. Um auch zu ſehen, wie er gewirthſchaftet hätte, ließ er einmal ſeine Münze die Muſterung paſſiren, erſchrak aber ziemlich, als er gewahr wurde, daß dies halbe Jahr ſeinem Beutel etwas nachtheilig geweſen war. Nicht allein die Einnahme von ſeiner Mahlerey, ſondern auch ein guter Theil ſeines Schatzes, war bey dieſer Lebensart, bey der er mehr Muſſe, folglich auch mehr Gelegenheit zum Vergnügen und Aufwande hatte, in die Luft gegangen. Sein Muth ließ ihn indeſ-

dessen doch nicht verzagen, und durch den ersten Versuch kühn gemacht, verließ er sich auf seine Geschicklichkeit, und glaubte ferner keinen Rothpfennig mehr nöthig zu haben. E** verlassen, war aber doch rathsam, und in der Welt wollte er sein Glück suchen.

Schon von langen Zeiten her war sein Lieblingsprojekt gewesen, die Rolle eines Weltbürgers zu spielen, der überall sein Vaterland hat. Den Gedanken: Geheimverrath zu werden, gab er drum nicht auf, denn er saß zu fest in seiner Seele, und er hofte durch einen Zufall schon einmal sich auf diese Stufe zu schwingen. Einstweilen aber wollte er das erste beste Glück mitnehmen, was sich ihm darbieten würde. Zu dem Ende ließ er sich von jedem Famulus, bey dessen Professor er gehört hatte, Zeugnisse geben, und bezahlte sie damit, daß er ihre hochgelahrten Gesichter abzeichnete, und jedem einige Copien gab, welche sie ihren Aeltern, Freunden, oder nach Gutdünken ihren Mädchens schicken konnten.

Die Zeugnisse ließ sich Hans geben, damit er von jeder Wissenschaft, in welcher man ohngefähr seine Dienste brauchen

noch.

möchte, beweisen könnte, daß er sie studiret habe. Ihm mochte nun aufstossen was wollte, so konnte er sich: als Theolog, Jurist, Medizuer. Philosoph, Mahler, kurz als alles zeigen und seine Zeugnisse darüber aufweisen.

Als diese nöthige Zubereitung vorbey war, wurde eingepackt, und zwar nicht mehr und nicht weniger, als er mitgebracht hatte, doch kamen noch die Zeugnisse und der Storchschnabel dazu, dem er bisher seinen meisten Unterhalt zu danken hatte, und von dem er sich auch künftighin noch viel versprach. Dieß alles faßte sein Reisebündel, ohne ihm eben schwer zu werden, und eines Tages wanderte er damit früh in aller Stille zum Thore hinaus, ohne daß ihn eine Schwadron seiner Freunde, in Uniform und wohlberitten, begleitet, oder den Tag seines Abgangs in einem Klaggedicht der Vergessenheit entrissen hätte.

Neuntes Kapitel.

Hans thut eine Maske vor.

Unser Eintrit in die groſse Welt gleicht sehr genau dem Eintritte auf einen Redoutensaal. Alles erscheint da unter der Maske, und muß darunter erscheinen. Wollen wir diese weniger versteckt machen, oder wohl gar weglassen, so sind wir auf den ersten Fall tausend Unbequemlichkeiten ausgesetzt, und finden bey weitem nicht das gesuchte Vergnügen; auf den zweeten Fall aber werden wir gar nicht eingelassen. Die Maske ist es einmal, welche Er. Durchlaucht, Sr. Exzellenz, Sr. Gnaden, dem Essenkehrer und Schuhknecht vollkommen gleich macht; nach ihr wird alles behandelt, und als die Person würklich angesehen, die man vorstellt. So in der groſsen Welt. Haben wir keine Lust hinein zu gehen, o! dann können wir gern unsre Larve hinter die Feuermäuer hängen; wollen wir aber uns mit in derselben herumtummeln, so giebt es Gelegenheiten, wo wir sie vornehmen müssen, — und der Ehrlichkeit unbe-

ſchadet auch vernehmen können. Die Welt will und darf uns nicht eben allemal grade in die Augen ſehen.

Hans wuſte dies alles recht gut; drum richtete er ſich auch ſchon darnach bey ſeinem Eintritt in die Welt als Kosmopolit. —

Kaum war er ein Stündchen von E** entfernt, ſo ſah er ſich, als er auf eine kleine Anhöhe kam, noch einmal nach den Thürmen um und machte allerley Betrachtungen dabey. Ein kleines Männchen, in einem grauen Ueberrocke, einer runden Perücke und einem Reiſehute, kam während der Weile ihm näher. Das Männchen an ſich ſelber zog Hanſens Aufmerkſamkeit nicht an ſich, weil er aber juſt nicht wuſte, wohin er gehen ſollte, blieb er ſtehen, bis er an ihn kam. Freundlich bot das Männchen zuerſt Hanſen einen guten Morgen, und unſers Helden erſte Frage war: wo der Weg auf St** zugienge? — Den will ich Ihnen mit Vergnügen zeigen; ich gehe eben dahin, und wenn es Ihnen nicht zuwider iſt, kann ich Sie bis Lengethal begleiten, welches kaum noch ein halbes Stündchen von St** iſt. Hanſen

war

war dies Anerbieten nicht unangenehm, denn er hatte gerne jemanden bey sich.

Woher man kommt — wohin man geht — was man da zu thun hat — wer man ist? sind immer die gewöhnlichen Fragen, welche Reisende an einander thun, aber nicht allemal nach gutem Gewissen beantworten. Eben so giengs auch hier. Kaum waren unsre Reisenden ein Paar hundert Schritte mit einander gegangen, und hatten mit den Bemerkungen: daß es ein schöner Tag werden würde, daß die Straße einsam wäre und dergleichen, ihre Unterhaltung geendigt und eine kleine Pause gemacht, als das kleine Männchen (welches, wie Hans leicht vermuthen konnte, der Pastor von Lengethal war) auch alle diese Fragen an Hansen ergehen ließ. Hier steckte sich nun Hans hinter die Maske, denn er hatte nichts Lust, der runden Perücke da alles auf die Nase zu binden. Seinen Namen, nemlich den, den er in E** geführt hatte, verschwieg er zwar nicht, aber das übrige, was er ihm erzählte, war lauter Wind. Er machte ihm weiß: daß er ein Theolog sey, und eben im Begriff wäre, eine Hofmeisterstelle im Hollsteinischen anzuneh-

nehmen: Er hätte wollen mit der Post gehen, die wäre aber schon fortgewesen. Weil er aber schlechterdings übermorgen in St** seyn müßte, und unter der Zeit keine Post wieder gienge, so habe er sich, weil das Wetter so schön wäre, zu Fuße aufgemacht. „Sie so!“ fieng das Männchen nach Hansens Lügen an. „Ich bin eben auch wegen eines Hofmeisters, den ich der gnädigen Herrschaft in Lengethal verschaffen soll, in E** gewesen, habe aber keinen, wie ich ihn wünschte, gefunden, denn in dem Falle läßt sichs nicht gut empfehlen. Es ist gewiß eines der kitzlichsten Geschäfte, Leute für einen andern auszusuchen. Selten wissen es einem die Partheyen Dank. Entweder der ist nicht mit jenem, oder jener nicht mit diesem zufrieden, oder beyde sind nicht mit einander zufrieden, und dann zankt man allemal mit dem, der empfohlen hat. Ganz natürlich ists, weil Leute, denen ich jemanden empfohlen habe, nicht mit mir gleiche Gesinnung haben. Ich muß es gestehen, ob ich gleichwohl diene, und als Prediger dienen muß, so lehne ich dies Geschäfte gern von mir ab, und hätte es auch diesmal gethan,

wenn es nicht mein Kirchenpatron wäre, der mir dieß Geschäft aufgetragen hat.“

Hans setzte sich mit seiner launigten Unterhaltung und durch sein körperliches Ansehen bey dem kleinen Pastor sehr in Gunst, und ihre Gespräche wurden gegen das Ende ihrer Reise muntrer und vertrauter. „Hören Sie Herr Hellbach, (dies war der Name, den sich Hans in E** gegeben hatte) fieng der Pastor, als er Lengethal vor sich sahe, an, „ich dächte Sie ließen es sich heute bey mir gefallen, bis auf den Abend, wo Sie im Kühlen vollends bis Et** gehen können, wenn Sie eben nichts zu versäumen haben?“ Hans hatte nicht das Mindeste an dieser Anrede auszusetzen, weder an ihrem Styl noch an ihrem Inhalte, und schlug ein. Denn da es noch nicht Mittag war, vermuthete er sich doch eine Mahlzeit, welche er auch richtig erhielt und dabey ganz gut gepfleget wurde.

Nach Tische gieng der Pastor auf den Hof, von seiner Verrichtung Rechenschaft abzulegen, und kam nach einigen Stunden erst wieder zu Hansen zurück, der sich indessen in der Gegend umgesehen hatte. „Lieber Herr Hellbach,“ redete er ihn bey seiner

Rück-

Rückkunft an, „einen Antrag habe ich an Sie, über den Sie sich vielleicht verwundern, den Sie aber vielleicht auch ausschlagen werden. Als ich auf dem Hofe war und meinen Bericht abstatiete, kam ich unter andern auch darauf mit zu reden, daß ich mit Ihnen gereist wäre, und erzählte, daß Sie auch ein Hofmeister wären, der nach Hollstein gienge. Man fragte mich: ob Sie es schon so stelle gemacht hätten? was zu Ihnen wäre? ob Sie wohl die Station bey ihnen annehmen würden? und was dergleichen Fragen mehr waren. Empfehlen konnte ich Sie, lieber Herr Hellbach! vermöge meiner Grundsätze, nicht, ohngeachtet ich mir, so kurze Zeit ich Sie auch kenne, ziemlich viel Gutes von Ihnen verspreche. Die andern Fragen konnte ich gar nicht beantworten, denn Sie hatten mich ja nicht hinlänglich darinnen unterrichtet. Man hat mir also aufgetragen, diese Fragen an Sie selbst zu thun, und Sie, wo Sie nur etwas Lust haben sollten, heute Abend mit auf den Hof zu bringen, daß man Sie kennen lernte. Was meinen Sie, lieber Freund?“

Hans sah das Männchen bedenklich an, und wußte nicht, was er ihm antworten sollte; wenns Ernst wäre, dachte er bey sich, möchtest du fast hier bleiben, aber wie willst du dich aus den Lügen finden? — »Sie sehen mich an,« fuhr der Pastor an, »als wollten Sie mich fragen, ob es auch mein Ernst wäre? Ich sage Ihnen mit Wahrheit, man wünscht Sie zu sehen. Sind Sie würklich so fest nach Holstein verfagt?«

Hans bot seinen Erfindungsgeist auf, und ersann in aller Geschwindigkeit eine neue Lügen. »Noch« sagte er, »ist es nicht ganz gewiß gemacht, sondern in St** bey einem Kaufmann, auf dessen Namen ich mich nicht gleich besinnen kann, an den ich aber Addresse in meinem Bündel habe, muß ich mich erst noch nach einigen Umständen erkundigen, ehe ich meine positive Antwort geben kann.«

»Das wäre brav,« rief der kleine Pastor, »wenn Sie hier bleiben könnten. Ich muß Ihnen gestehen, Sie haben meine ganze Freundschaft, so kurz auch unsre Bekanntschaft ist.« Hans dankte ihm für diese gute Meynung und gieng noch diese

Stun-

Stunde mit ihm auf den Hof, wo er, weil man ihn kirren wollte, ausnehmend höflich aufgenommen wurde.

Hans, aufgemuntert durch diese Aufnahme, wakt sich auch ins Zeug, so, daß alle mit ihm zufrieden waren, und kurz er ward Hofmeister über zween Junker.

Mit dem andern Morgen gieng er nach Et**, um seiner Lügen den Schein der Wahrheit zu geben, merkte sich das Schild von dem ersten besten Gasthof, wo der fremde Kaufmann, dessen Namen er unterwegs erfand, logirt haben sollte, und kehrte ganz gelassen nach Lengethal zurück, wo man ihm bey seiner Rückkunft aufs Wort glaubte und sich um die Leute in Holstein weiter nicht bekümmerte. Den dritten Tag zog er zu grosser Zufriedenheit des Pastors, mit seinem Bündel auf den Hof, und segnete den glücklichen Einfall, daß er sich gegen den kleinen Mann hinter die Maske gesteckt hatte, denn er hatte ihm doch nun Brod und einen Gehalt von 24 Thalern zu danken. Aber welches Schrecken hatte der gute Hans noch an diesem Tage. Vorher war ihm niemals eingefallen, nach dem Namen seines Principals zu fragen.

heute erfuhr er also zuerst, daß es ein Herr von Winderoda war, und die gnädige Frau war seine leibhafte Tante — Das ist eine offenbare Lügen! wird hier vielleicht mancher schreyen; Sollte nicht Hans den Onkel und die Tante, und diese wieder Hansen gekannt haben? — Geduld! wir wollen gleich sehen, daß keins das andre kennen konnte. Hans wußte wohl, daß seine hochwohlselige Mama eine Schwester hatte, die an einen Herrn von Winderoda, einen **ischen Offizier, vermählt war; weil aber beyde von Jugend auf nicht die besten Freundinnen gewesen waren, hatten sie einander niemals besucht; überdies konnte er auch diesen Herrn von Winderoda nun und nimmermehr in Lengethal vermuthen, weil derselbe erst nach dem Tode seiner Mutter (mit welchem auch Hansen alle Familiennachrichten verloren giengen) dies Gut gekauft hatte. Daß die Frau von Winderoda ihren Neffen hätte erkennen können, wär nur eine Möglichkeit gewesen, wenn er seiner Mutter geähnlichet hätte, aber so war dies nicht. Sein Name verrieth es ihr noch weniger, denn er hieß ja Hellbach und nicht Herr von Hebald.

Als

Als Hans alle dieſe Umſtände eben ſo gut erwogen hatte, wie wir jetzt, erholte er ſich wieder von ſeinem Schrecken, und bekümmerte ſich wenig drum, ob er bey fremden Leuten oder bey ſeinen Anverwandten infernirt. Indeſſen ſchlich ſich doch ein gewiſſer Widerwille gegen ſeine Tante in ſeiner Bruſt ein, welcher von Tage zu Tage zunahm, je mehr er ſahe, wie ſehr ſie ein böſes Weib war, denn ſie legte gar bald die Maske ab, die ſie vorgethan hatte um Hansen zu kirren. Geiz, Zankſucht, Neid und Eiferſucht auf ihren Mann, machte ihren Charakter aus; ein ſchmales verzerrtes Geſicht und eine abgehungerte Geſtalt verſcheuchten vollends jedes Fünkchen von Zuneigung. Der Onkel war, was man nur einen guten Mann nennet, und küßte ſeiner Gemahlin den Pantoffel. Die jungen Herren waren das Bild des Vaters: träge, ohne Geiſteskraft und ohne Leben.

Hansen wollte ſein hieſiger Aufenthalt anfangs gar nicht behagen, denn außerdem, daß ihm das Geſchäfte der Erziehung ſchwer wurde, machte ihm noch die zänkiſche Laune der gnädigen Frau das Leben ſchwer, doch hielt er aus, theils weil er

wenigſtens ein Vierteljahr Gehalt mitnehmen wollte, theils weil er hoffte eine beſſere Gelegenheit zu finden, da Lengethal ſehr von dem ſämtlichen Adel aus Se** beſucht wurde, mit dem er glaubte bekannter zu werden, wenn er länger hier bliebe. In der Folge fand er noch einen über alle andre wichtigen Bewegungsgrund, der ihn nicht fortließ.

Zehntes Kapitel.

Die Geſchichte bekommt die Geſtalt eines Romans.

Ich weiß nicht woher es kommt, daß der gröſte Theil des leſenden Haufens nicht eher rechten Antheil an einer Geſchichte nimmt, als bis ſie Liebe wichtig und erbaulich macht; — Ein Umſtand, der denn alle abgelebte Mütter und alle mürriſche Lehrer gegen die Geburten des Witzes — gegen jedes Leſebuch ſo aufbringt, daß ſie es ohne Barmherzigkeit zum Scheiterhaufen verdammen, und allen, die dergleichen le-

leſen, Hölle und ewige Verdammniß dro-
hen. Ungeachtet ich nicht zu denen gehöre,
die gleich ihr reines Herz mit einem Kreuze
verwahren, ſo bald ſie irgend ſo ein Buch
von außen ſehen, ſo muß ich doch ſagen,
daß mir die ewige Liebeley auch nicht be-
hagt. Wenn ſehe ichs daher freilich nicht,
daß ich meinen lieben Hans auch verliebt
finde. Da ich aber nun einmal ſein Leben
und Thaten — ſeine Tugenden und Fehler
ſchreibe, ſo muß ich auch ſeine Liebesaben-
theuer mit beſchreiben; denn dieſe ſind ſo
mit jenen verwebt, daß ich beynahe gar
nichts von ſeinem Leben zu ſagen hätte,
wenn ich ſeine Liebe weglaſſen wollte. Ums
Himmels willen aber erwarte von mir nie-
mand ſchmelzende Empfindungen! meine
Geſchichte wird ſehr ſimpel werden, ſo
ſimpel als ſie würklich im gemeinen Leben
vorkommt. Zu denen Schriftſtellern ge-
höre ich einmal nicht, welche von der Zau-
berkraft ihres Pinſels ſchon ſo überzeugt
ſind, daß ſie gleich auf dem Titelblatte
die Ufer des ſchiffbaren Thränenmeeres an-
geben können, welches die Leſer über ihren
Romon weinen werden, und welche ſicher
ſchließen können, daß diejenigen Federher-

zen, Hundeseelen und Katzengemüther haben, die nicht gleich anfangen zu seufzen, so bald sie den Vorbericht durchlesen.

„Wer nun aber gerne weinen will?“

„Je nu! der kauft sich für ein Paar Dreyer Meerrettig, wenn ihm die Thränen nicht von freyen Stücken fließen wollen!

Ein halbes Jahr vor Hansen war ein Kammermägdchen in das Winderodische Haus gekommen, ein Mädchen, das gewiß eins der schönsten ihres Geschlechts war, was den körperlichen Bau anbetrifft. Munter und lebhaft war ihr bräunliches Auge; ihr freundlich lächelnder Mund versprach Güte des Herzens; schlank und vollkommen richtig war ihre Gestalt und jedes ihrer Glieder rund. Ihr Betragen war artig und einnehmend, und verrieth eine bessre Herkunft als sie vorgab. Kurz sie war ein schönes Mädchen. Röschen war ihr Name.

Seit ihrem Eintritte in dies Haus hatte sie von allen männlichen Seelen, die in demselben bekannt waren, den Weihrauch empfangen. Alles opferte ihr, von Sr. Exzellenz an, bis auf den Kammerdiener des Herrn von Winderoda; denn unter diesem

ſem traucte ſich kein Lackay an ſie: ſie wußte aber auch die übrigen in gewiſſer Entfernung von ſich zu erhalten. Selbſt dem Herrn von Windereda ſchien ſie nicht zuwider zu ſeyn, und ſie bekam manches kleine Geſchenkchen verſtohlen von ihm.

Hans ſchätzte ſie vom Anfange ſeiner Aufmerkſamkeit gar nicht würdig; zwar hielt er ſie für das, was ſie wirklich war — für ein ſchönes Mädchen — aber weiter bezeigte er ihr keine vorzügliche Achtung, und alle ihre Schönheit machte nicht den geringſten Eindruck auf ſein Herz. War es würklich ſteiſche Kaltblütigkeit, oder war es noch Gehorſam gegen die mütterlichen Lehren, oder ſonſt etwas? das wollen wir nicht entſcheiden; genug er war unempfindlich bey ihren Reitzen, und ließ ſie ohne Neid von Stutzern umflattern.

Nöschen, gewohnt von allen geſchmeichelt, von allen geliebkoſet, von allen bezaubert zu werden, war empfindlich über dieſe Kaltblütigkeit. Ihr Stolz war beleidigt, da ſie ſahe, daß dieſer bürgerliche Aſſe (ſie wußte nicht daß er ein Herr von Hohald war,) nicht von ihrer Schönheit gerührt ward, da doch ſo viele von Adel

ſich

sich um ihre Gunst bewarben. Da aber dieser hübsche Junge sich die Ketten nicht gutwillig hatte anlegen lassen, und an ihrem Siegeswagen ziehen half, so suchte sie durch kleine Kunstgriffe ihn zu bestricken. Nicht als wenn sie verliebt in ihn gewesen wäre, (denn dazumal war sie es wirklich noch nicht) sondern bloß ihrem Stolze genug zu thun, welcher gar nicht leiden konnte, daß jemand unbeherrscht von ihrer Macht blieb. War Hans zu unerfahren, daß er nichts merkte, oder war er so unhöflich, daß er ihre Artigkeit nicht erwiederte, kurz er ergab sich nicht. Röschen ward durch diese Hartnäckigkeit eifriger gemacht, und eröfnete mehr Laufgräben, wagte manchen Sturm — denn nun war sie fest entschlossen ihn verliebt in sich zu machen, es koste was es wolle — tapfer aber schlug Hans jeden Sturm ab, oder besser, er saß ruhig in seiner Festung, ließ seine Aufsenwerke vor sich sorgen, und that, als hätte er gar keinen Feind an den Mauern. Alle ihre Versuche so mislungen zu sehen machte Röschen verzagt, sie ward traurig — und — sollte mans wohl denken — durch Hansens Widerstand nur

form-

förmlich in ihn verliebt. Sobald sie aber anfieng, wirkliche Liebe zu ihm zu fühlen, ward sie schüchtern gegen ihn und zurückhaltender, und entzog sich allen andern Liebeshändeln, denn sie fand Vergnügen genug, wenn sie den Undankbaren im Stillen lieben konnte, und hoffte durch irgend einen glücklichen Zufall seine Liebe doch noch einmal zu gewinnen. Der Zufall verstund auch wirklich den Kunstgriff, Herzen zu erheben, besser, als das ränkevolle Köpfchen, des sonst allemal glücklich gewesenen Mädchens, und ein Ohngefähr machte Hansen in kurzem so verliebt und vielleicht noch verliebter, wie Röschen.

Ernst verreiste die Herrschaft, und weil kein Platz mehr in dem Wagen war und man überdies Hansen an dem Orte nicht brauchte, wo sie hinfuhren, so blieb er mit Röschen ganz alleine zurück. Einiges Gesinde von der niedern Gattung war wohl noch da, aber dieses kam nicht in die obern Stuben.

Der Tag war schwül und Hans faul, weil die Hitze ihn etwas träge machte und ihm also die Zeit lang wurde, den Nachmittag in den Garten. Die laue Luft

dehnte seine Nerven aus, machte sein Herz fühlbar, und eine schmachtende Sehnsucht schlich sich in seine Seele. Er fühlte Bedürfnisse bey sich, wiewohl noch ganz stumm, denn (Ihr könnt mir aufs Wort glauben, geliebte Leser!) er hatte in seinem Leben noch nie die Liebe gekannt. Dieses Gefühl, vereinigt mit der äußerlichen Hitze, beklemmte sein Herz und fachte in demselben ein Feuer an, das er durch das häufigste Trinken, des mit Weinstein versetzten Wassers, nicht zu dämpfen vermochte. Mit hängendem Kopf und ineinandergeschlungenen Armen durchstrich er die buchenen Wände, um sich vor der Sonne zu bergen. Reger aber wurde mit jedem Augenblicke seine Sehnsucht. Die Einsamkeit, das schaurige Dunkel in den bedeckten Gängen, und die dumpfe Stille, die nur durch das Zwitschern eines einsamen Vögelchens dann und wann unterbrochen wurde, vermehrten noch seinen Tiefsinn. Ein kühlerer Sal[illegible] dessen Fenster mit Weinreben dicht umhaut waren, nahm ihn jetzt auf. Er setzte sich an das Pianoforte, welches hierstund, und glaubte seine Laune zu zerstreuen; machte aber durch die Musik seine

See-

Seele erſt recht zum Sammelplatz mächtiger Gefühle. Schnell ſprang er auf, warf ſich auf den Sopha, druckte mit beiden Armen ſeine volle Bruſt, und überließ ſich, ſtarr und ſtumm vor ſich hinſehend, der Gewalt ſeiner Empfindungen. Lange lag er ſo da und dachte — bis endlich die Lebensgeiſter ſo häufig nach dem Kopfe ſich drängten, daß er gar nichts mehr Zuſammenhängendes denken konnte. Jetzt ſchloß er die Augen, und eine Werkſtätte der Träume errichtete ſich in ſeinem Gehirn. Feſt einſchlafen zu können, war ſein Blut aber in zu ſtarker Wallung; er blieb daher länger als gewöhnlich in demjenigen Zuſtande, in welchem man weder wach iſt noch ſchläft, und wohl ein paar Stunden lang malten ſich ſüſſe Bilder vor ſeine Seele, und tauſchten das ſo bang ſich ſehnende Herz. Bis auf den Abend vielleicht würde er ſo fortgeträumet haben, vielleicht auch gar noch darüber eingeſchlafen ſeyn, wofern nicht ein Zufall ihn darum gebracht hätte. Von einer warmen zitternden Hand fühlte er die ſeine ergriffen, hörte von einer ängſtlichen Stimme ſeinen Namen leiſe rufen, wähnte aber ſeine Hand in der Hand

des

des Mädchens, das er sich träumte. Mit Wollust überließ er sich dem Mädchen ohne zu widerstehen und schlummerte fort. Aber das Stimmchen hörte nicht auf zu rufen, wurde immer heftiger, und verscheuchte endlich doch seinen halb reellen Traum.

Nun sah er auf und erblickte — Röschen vor sich, die ihn noch immer bey der Hand hielt und ihn aus dem Schlafe emporziehen wollte. Reizend für sein schon fühlbar gemachtes Herz stand sie vor ihm da, nie hatte sie ihm noch so gefallen als jetzt. Die Hitze hatte sie bewogen einen guten Theil ihrer Kleider von sich zu werfen, und ihr schlanker unverhüllter Wuchs zeigte sich in seiner ganzen Schönheit. Halb entblößt war ihr runder weisser Arm; Wärme und Angst hatten ihre Wangen mehr erhöhet, und die Hitze hatte ihr Auge schmachtend und ungekünstelt zärtlich gemacht. So sah er sie vor sich stehen, und zum erstenmale fühlte er, daß er ein Herz hatte. Seine Augen weideten sich an diesem Anblicke — und seine ganze Seele hing an ihr. — Was wollen Sie Röschen? fragte er und ergriff mit beiden Händen Röschens Hand, die die seinige immer noch

hielt.

hielt. „Warum wecken Sie mich aus meinem so ſüßen Schlafe.“

„Vergeben Sie, daß ich Sie geweckt habe, aber ſehn Sie nur das ſchwere Gewitter, was da gerade auf unſer Dorf zukommt. Es hat ſchon ſeit einer Stunde gedonnert und wird den Augenblick ganz da ſeyn. Ich habe Sie im ganzen Hauſe geſucht um doch eine Mannsperſon bey mir zu haben; ich fürchte mich erſchrecklich vor den Gewittern. Kommen Sie, lieber Herr Hellbach, ins Haus, ich bitte Sie recht ſehr, daß ich nicht ſo allein bin. Hören Sie einmal wie das donnert, ach! — was das vor ein Blitz war — kommen Sie ich bitte“ —

So ſprach Nöschen und that ſo ängſtlich, daß ſie Hanſen dauerte. Dies war kein ausgeſonnener Kunſtgrif von ihr; ſie fürchtete ſich im Ernſte außerordentlich bey den Gewittern und ſuchte Zuflucht bey Hanſen, weil er eine Mannsperſon war, von der ſie vermuthen konnte, daß er mehr Herz hätte und ihr Troſt zuſprechen könnte. Lange hatte ſie ihn vergebens geſucht, bis ſie ihn endlich in dieſem Gartenhauſe gefunden hatte. Gern hätte ſie ihn ſchlafen

laſſen, aber das Wetter kam näher, ſie mußte ſich entſchließen ihn zu wecken.

Manches wurde noch zur Entſchuldigung geſagt, daß indeſſen das Gewitter heraufgekommen war, und es heftig zu regnen anfieng als ſie eben zur Thüre heraustreten wollten. Hans ſetzte ſich ruhig auf den Sopha und bemühete ſich, Röschen Muth einzuſprechen, welche aber auſſerordentlich unruhig blieb. Bald lief ſie im Salon herum und rang die Hände; bald ſah ſie durch das Fenſter, ob es noch nicht vorbey wär; bald aber ſetzte ſie ſich zu Hanſen auf den Sopha, und ſchmiegte ſich, wenn ein Blitz kam, feſt an ihn an und verbarg ihre Augen auf deſſen Achſeln.

Hans, der in ſeinem Leben noch kein Donnerwetter ſo vergnügt abgewartet hatte, nahm bey jedem Schlage ihre zitternde Hand, und umwand bey jedem Blitze, der ſie an ihn trieb, mit ſeinem Arme ihren ſchlanken Leib. Mit Wolluſt fühlte er ihren weichen warmen Arm auf ſeiner Händ ruhen, trug mit tauſend Freuden ihren Kopf auf ſeinen Schultern und ſah mit Entzücken ihren Buſen ängſtlich ſich heben. Liebe füllte nun jede ſeiner Adern, jedes Ge-

bein

kein durchdrang ihre Macht, sein Herz war besiegt — und gern war er es zufrieden, daß dieses Spiel die Stelle seiner unterbrochenen Träume einnahm, nur wünschte er: daß nicht blos Furcht Röschen zu diesem Betragen (das wirklich nichts als Furcht war, denn sie wußte selbst in der Angst nicht, was sie that) verleitet, sondern daß er der Liebe diese Liebkosungen zu verdanken haben möchte.

Eben hatte Röschen sich bey einem Blitze fest an ihn geschmiegt, als ein zweyter noch stärkerer, von einem der fürchterlichsten Schläge begleitet, folgte. Ach Gott! das schlug ein! schrie sie laut und fiel sinnlos in seine Arme.

So sehr auch Hans bey Gewittern Held war, so sehr erschrak er doch diesmal. Sowohl der heftige Schlag, als die Gefahr, in der Röschen schwebte, setzten ihn außer Fassung. Alle Augenblicke glaubte er die Flamme aufgehen zu sehen, die er schon in dem Innern des Wohnhauses angezündet befürchtete. Was er mit Röschen anfangen sollte, wußte er auch nicht; fest hielt er sie an seinen Busen gedrückt und sah ihr auf die Augen, ob sie nicht

bald erwachen würde, um mit ihm der Gefahr entgehen zu können. Im Fall Feuer ausbrechen sollte, hatte er schon beschlossen, sie in seinen Armen aus der Gefahr zu tragen. Ganz unnöthig war diese Vorsicht, denn in dem Gartenhause waren sie ja ganz sicher, wenn schon das ganze Gut im Feuer stünde, aber was thut nicht die Liebe von Bestürzung begleitet.

Nirgends sah er eine Flamme, und nun sann er auf Mittel, Röschen aus ihrer Ohnmacht zu wecken, doch hatte er in diesem Falle noch so wenig Erfahrung, daß er weiter nichts that, — als sie fest an sich drückte, in Hofnung, durch sein Feuer ihr das Leben wieder zu geben. Noch wollte dies Mittel nicht anschlagen, und fast glaubte er in der Angst — man verzeihe ihm diesen unwahrscheinlichen Gedanken — der Blitz habe sie gar getroffen, aber ein Glas, das auf dem Tische stand, überzeugte ihn endlich vom Gegentheile. Behutsam legte er Röschen auf den Sopha, sprang mit dem Glase nach der Thür und ließ es vom Regen anfüllen, nahm sie von neuem in den Arm und besprengte sie mit dem kühlen Wasser ganz sanft. Mit Freu-

den

ben ſah er die Wirkung dieſes natürlichen Mittels, und Röschens Augen ſich nach und nach wieder öfnen, und ſie ins Leben zurückkehren.

„Wo brennt es?“ war die erſte Frage, die Röschen that.

„Fürchten Sie nichts, liebes Mädchen! es iſt nur ein kalter Schlag geweſen, und das Gewitter iſt nunmehr auch vorüber. Hören Sie? es donnert nur noch von weitem.“

„Gott ſey Dank!“ ſagte Röschen, holte einen tiefen Seufzer aus der laſtfreyen Bruſt, erhob ſich aus Hobalds Armen und lief an die Thür, um ſich ſelber zu überzeugen. „Ach dem Himmel ſey Dank“ rief ſie noch einmal voll Freuden aus, „daß es vorbey iſt! Ach! Herr Hellbach, ſo bin ich in meinem Leben noch nicht erſchrocken; Sie nicht auch?“

„Gewiß liebes Röschen! aber mehr Ihrentwegen“

„Warum meinetwegen?“

„Sie fragen noch? — Wegen Ihrer Ohnmacht.“

„Bin ich denn in einer Ohnmacht geweſen?“

„Das wissen Sie nicht?“

„Nein, wahrhaftig nicht. Ich habe, so lange das Gewitter gedauert hat, von mir selbst nichts gewußt, und den heftigen Schlag hörte ich nur wie im Traume.“

„Armes Mädchen! Sie müssen sehr in Angst gewesen seyn.“

„Ach freilich! — Sie können gar nicht glauben, wie entsetzlich ich mich fürchte. Fühlen Sie nur, wie mein Herz noch klopft.“

Röschen wurde nun äußerst aufgeräumt, und war froh, wie man es nur seyn kann, wenn eine Gefahr vorüber ist. Zuerst bemerkte sie jezt: wie Hans so zärtlich um sie bemühet war, und was vor eine wunderbare Verwandlung mit dem vorgegangen war, um dessen Gunst sie sich sonst so fruchtlos bemühet hatte. Da sie ihn jetzt wirklich liebte, schreckte sie ihn auch durch ein störrisches Betragen nicht ab, sondern suchte ihn noch mehr anzufeuern, seine Bemühungen fortzusetzen.

Kein Donner, selbst in der Entfernung nicht, schreckte jetzt mehr das Ohr; die Abendsonne brach aus den Regenwolken wieder hervor, und die ganze Natur schien aufs neue erst aus der Schöpfung hervorzu-

gegangen zu ſeyn. Auf den erquickten Aeſten ſangen die kleinen befiederten Sänger dem Schöpfer ihre Danklieder; ein kühles Lüftchen liſpelte in den Weinblättern, welche die Fenſter verhüllten, und wehete wollüſtige Düfte herbey, die es den ausdauchenden Blumen entwandt hatte; alles ſtimmte die Herzen lebendiger Weſen zur Freude, zum Entzücken, und machte die ſchwärmeriſchten Gefühle in ihnen rege. Röschens und Hanſens Seelen ſchmeckten im vollen Maaße das Glück ihres Daſeyns, und beyde wurden geſtimmt, den Ruf der Natur zu wiederhallen. Das meiſte aber empfand Röschen, denn die vorübergegangne Gefahr, und die Vermuthung von Hanſens Liebe, welche ſeit einiger Zeit ihr ſüßeſter Rauſch geweſen war, erfüllten ſie mit nie gefühlten Entzücken.

„Es iſt ja ſchon ſpät, wie ich ſehe,“ fieng Röschen an, nachdem ſie von dem Gewitter manches noch geſprochen hatten; „Sie werden hungrig ſeyn! Ich will ein Butterſchnittgen hier herbringen, wenns Ihnen nicht entgegen iſt, und wenn Sie es erlauben, wollen wir zuſammen eſſen. — Der Abend iſt gar zu ſchön, als daß wir

ihn nach ſo einem Schrecken nicht ganz genießen ſollten. Was meinen Sie? Iſts Ihnen gefällig?“ fragte ſie, ihn bey der Hand faſſend, noch einmal.

Ich wär ein rechter dummer Hans, wenn ich das ausſchlagen wollte, dachte Hobald bey ſich, und freute ſich über Röschens glücklichen Einfall, denn ſchon glaubte er die ganze Komödie hätte mit dem Gewitter auch ein Ende. Ein vielbedeutender Händedruck und ein langſames Blinken der Augen, vertraten die Stelle der Sprache und winkten Röschen Beyfall zu.

Auf den Füßen eines Rehes ſprang ſie durch die naſſen Gänge und lies Hanſen mit hochklopfendem Herzen zurück. Mit langem Halſe ſah er ihr in der Thüre nach, ſo lange er ſie ſehen konnte, und tauſend Gedanken ſchwammen in ſeinem Gehirne herum. Alles fieng er an zu überdenken, was er ihr bey ihrer Zurückkunft ſchönes ſagen, wie er ihr ſein liebevolles Herz entdecken wollte; aber er behielt nicht viel Zeit Projekte zu machen, denn Röschen blieb kaum einige Minuten aus. Was ſie nur von Wohlſchmeckenden hatte auftreiben kön-

können, brachte sie herbey, und zugleich eine Flasche Wein.

„Nun kommen Sie her, Herr Hellbach, nun wollen wir uns eine kleine Güte auf den Schreck thun“ legte ihm vor, was der Teller nur tragen wollte, und schenkte ihm ein.

Hans und Röschen gehörten nicht zu denen, die bey einem liebevollen Herzen allemal einen schwachen Magen haben; beyden schmeckte es ganz vortreflich. Vielleicht war es der Anblick des geliebten Gegenstandes, der ihnen die Kost würzte, und weil immer eins dem andern mit eignen Händen vorlegte, wo es denn, wie man sagt, gemeiniglich besser schmecken soll.

Der feurige Malaga (sie hatte von dem Herrn von Winderoda eine Flasche zu seinem Geburtstage bekommen,) that bald seine Wirkung. Ihr Blut lief schneller, ihre Blicke wurden feuriger, und ihre Augen verschlungen einander, doch sagte noch keines dem andern etwas von Liebe; essen, trinken, schätern und lachen war ihre ganze Unterhaltung.

Das kleine Mahl war geendigt, und nun bat Röschen Hansen, ihr etwas auf dem

Pianofort vorzuspielen. Hans flog und holte für sie einen Stuhl. Dicht neben seinen Sitz hatte er ihn gesetzt, und das schlaue Mädchen nahm ohne weitere Komplimente diesen Platz ein. Hans fantasirte, sang auch bisweilen in sein Spiel, und jeder Ton, den er aus den Saiten lockte, sprach Entzücken — sang Liebe; seine Hände und seine Stimme drückten die Gefühle seines Herzens aus. Röschen fühlte dieser Töne Gewalt und glaubte sich in einem Himmel, in welchen sie die Zauberey der Liebe durch Hansens Gesang und Spiel versetzt hatte. Näher zog sie die Macht der Musik mit jedem Augenblick an den geliebten Spieler, dicht schloß sie sich an ihn an, und ihr immer noch unentgehüllter Arm ruhte jetzt in völliger Besonnenheit auf eben der Schulter, auf der vorhin ihr Haupt ohne Bewußtseyn geruhet hatte.

Hans fühlte die sanfte Wärme von Röschens Arme durch seine Kleider, und grösserer Zauber bemächtigte sich seiner. Voller wurde mit jedem Blicke seine Seele, engere Schranken umschlossen sein Herz; plötzlich hörte er zu spielen auf und sah sich um nach seiner geliebten Last. Röschens

freund-

freundliches, die wärmste Liebe ausdrükkendes Auge begegnete seinem Blicke. Länger konnte er sich nicht mehr enthalten; hastig drückte er Röschen an sein Herz und sein Haupt sank auf ihren Busen. Ach! Röschen! — war alles, was er sagte.

Mit Entzücken sah ihn Röschen in dieser Stellung, wand ihre runden Arme um ihn herum, und drückte, von gleichen Empfindungen hingerissen, ihn fester noch an ihren klopfenden Busen.

Nichts sprachen beyde in diesem ersten Ausbruche der Liebe, und schweigend faßten sie die bebendenk, kurz abgebrochenen Seufzer auf, die aus ihrem Busen empor drangen. Lange dauerte dieser Taumel, dies süße Entzücken, was von jedem Sterblichen nur einmal gefühlt werden kann, ehe sie wieder Sprache gewannen. Zuerst unterbrach Röschen dies Schweigen:

„Ach Herr Hellbach!“ rief sie, „wo hatten Sie mich mit Ihren Tönen hingeführt? so habe ich nie spielen gehört — Sie trafen mein Herz“ —

„Nicht ich, Röschen, habe gespielt, die Liebe wars, die meine Hand beseelte.“

„Liebe? Herr Hellbach! und für wen?“

„Für

„Fragen Sie noch? — für Sie liebſtes — beſtes Mädchen.“

„Für mich? — — Sie — mich lieben?“

„O! wie verwünſche ich die armſelige Sprache, die mir den Ausdruck verſagt, wie ſehr ich Sie liebe — Lieben Sie mich auch?“ — —

„Lieber Herr Hellbach! ich bin ein Mädchen! (ſie drükt ihn feſter an ihr Herz) — der Mädchen Pflicht iſt ſchweigen!“ —

„Ach Röschen!“ — ſo ſprach Hans, und ſeine Lippen hingen an den glühenden Lippen des Mädchens — ſeine Küſſe verſchlangen ſie — und Röschen wehrte nicht ein einzigesmal dem unerſättlichen Liebhaber.

In paradieſiſcher Wonne entfloh ihnen beyden dieſer glückſelige Abend, und die ſpäte Nacht nur machte auf heute ihren Freuden ein Ende. Liebe in Zukunft, treue — verſchwiegene Liebe verſprachen ſie ſich, und ſolche glückliche Tage wie heute, ſo oft ſie nur könnten.

Eilftes Kapitel.

nthält einige geheime Nachrichten.

Einen kleinen Seitensprung erlaubet uns er, den wir thun müssen, um Euch man- es in unserer Erzählung verständlich zu achen. Röschens Herkunft und eigentli- er Charakter sind es, die wir hier ein- hieben müssen. Wir hatten uns zwar orgenommen: Euch mit ihr durch ihre andlungen bekannt zu machen, aber jetzt hen wir, daß es nicht angeht; Ihr müßt e im voraus etwas kennen lernen, damit hr kein schiefes Urtheil von ihr und von ns fället.

Röschen war nicht so geringer Aeltern ind, wie sie vorgab, und für welche man e im ganzen Hause hielt. Sie war die ochter eines **schen Edelmanns, und hre Mutter war die Tochter eines Finanz- kretairs. Dieser Edelmann studierte in ** und lernte da ihre Mutter kennen. eyde liebten sich, und eine schwache Stun- e gab Röschen das Leben. Ehe sie aber eboren ward, gieng der Edelmann nach

Hau-

Hauſe, um eine Offizierſtelle zu bekommen, und dann, ſo bald er ein Einkommen hätte, ſeine Geliebte zu heyrathen. Weil aber Krieg war, erhielt er auch bald eine Lieutenants Stelle und hoffte zu ſteigen. Röschen kam unterdeſſen auf dieſer Welt an, und ihre Großältern freuten ſich übtr ihre Ankunft, wie Aeltern ſich freuen können, wenn ihre Töchter, ohne ihre Einwilligung, Mütter werden; doch verziehen ſie ihr dieſen Fehltritt, und weil ſie von der mehr als edeln Geſinnung des Edelmanns überzeugt waren, ernährten ſie Mutter und Kind.

Das Schickſal aber wollte es, daß Röschens Großältern beyde ſtarben, und weil ſie blos von der Einnahme des Dienſtes hatten leben müſſen, hinterließen ſie Tochter und Enkelin in der gröſten Armuth. Eine alte Anverwandte hatte Röschens Mutter ſchon vor einigen Jahren zur Erbin ihres anſehnlichen Vermögens beſtimmt; zu dieſer eilte die Unglückliche und ſchmeichelte ſich einer rettenden Aufnahme. Aber Himmel! wie ſah ſie ſich betrogen. Uneingedenk ihrer Jugend machte ihr die Alte die bitterſten Vorwürfe wegen des be-

gan-

gangenen Verſehens, und kündigte ihr an, daß ſie ihr Teſtament widerrufen hätte. Kaum gab ſie ihr eine Mahlzeit und ein Nachtlager, und überließ ſie wieder ihrem eignen Schickſale. Nun ſchrieb Röschens Mutter an ihren Geliebten, klagte ihm ihre Noth und bat um Unterſtützung. Ein neuer Schlag aber ſtürzte ſie vollends zu Boden, denn ſie bekam ihren Brief zurück und zugleich einen vom Regimente, worinne man ihr meldete: daß der Lieutenant von *** wegen ſeiner Tapferkeit zum Rittmeiſter avanciret, vor kurzem aber bey einem Ueberfall geblieben wäre.

Nichts blieb alſo Röschens Mutter übrig, als mit Händearbeiten ſich ihr Brod zu verdienen. Geſchickt in den meiſten weiblichen Arbeiten brachte ſie zwar ihr Leben kümmerlich hin, aber auf Röschens Erziehung konnte ſie faſt gar nichts verwenden. Zwar ſchickte ſie dieſe, als ſie etwas größer wurde, in eine öffentliche Schule und gab ihr zuweilen einen Roman in die Hände, doch ſo, daß ſich Röschen ganz nach ihrem eignen Gefallen darnach bilden und das Beſte herausnehmen konnte; weil ſie, wegen der damals theuern Le-

Lebensmittel, zuviel mit ihren Arbeiten zu thun hatte, als daß ſie dieſelben hätte verſäumen und die Zeit auf Röschens Bildung verwenden können. Oft jammerte es ſie: das Mädchen ſo wild aufwachſen zu laſſen! doch konnte ſie es noch weniger über das Herz bringen, ihr Kind Hunger leiden zu ſehen. Je größer aber Röschen wurde, deſtomehr hielt ſie ihre Mutter von ſich entfernt; theils um nicht den traurigen Anblick ihrer Verwildrung, theils um nicht die kränkende Erinnerung ihres ehmaligen Glücks und ihrer ſo unglücklichen Liebe, immer vor ſich zu haben. Sich ſo ganz überlaſſen that daher das Mädchen was ihrem kleinen Köpfchen einfiel. Beynahe eilf Jahr war ſie alt, als ihre Mutter ſtarb, und nun war ſie in die Welt hinausgeworfen. Ihre Wirthsleute erbarmten ſich ihrer Armuth und gaben ihr Koſt; wofür ſie ihnen die Dienſte eines Laufmädchens thun mußte. Mit der Zeit nahmen ſie andre Herrſchaften, wegen ihrer guten Geſtalt, in Dienſte, und ſo brachte ſie ihr Leben zu bis in ihr achtzehntes Alter, wo ſie in das Winderodiſche Haus kam.

Wäre Röschen nach dem Tode der alten Muhme erst auf die Welt gekommen, so hätte sie eine der wünschenswerthesten Parthien in der ganzen Gegend werden können; denn sodann besaß ihre Mutter ein Vermögen von ohngefähr sechzigtausend Gulden, und konnte ihrem Kinde die herrlichste Erziehung geben; aber so mußte sie das Herz ihrer Tochter blos dem guten Geschicke überlassen — und Röschen wurde ein lebendiger Beweiß: wie so sehr äußerliche Umstände, Verhältnisse und Begebenheiten den Charakter eines Menschen bilden.

Von Natur hatte sie den munterſten Geist, und ihr Herz war im Grunde vortreflich: nur ihr Blut war etwas zu lebhaft, bisweilen gar stürmisch. Ohne moralische Kenntnisse, oder doch mit sehr wenigen, folgte sie gern ihren Launen, und versagte sich nichts, was ihr Herz verlangte. Mit der Welt war sie zwar etwas bekannt geworden, jedoch nur mit ihren Gebräuchen und Ränken; ihr Herz aber zu bilden, hatte sich niemand berufen gefunden. Die Liebe blieb ihr auch nicht lange ein Geheimniß, da fast jede Mannsperson, die in das Haus kam, wo sie diente, sich

um das schöne Mädchen bewarb; doch behauptete sie jederzeit noch ihre jungfräuliche Unschuld.

Hier hättet Ihr denn einen kleinen Vorschmack von Röschens Charakter, der, wie Ihr seht, Hansens seinem ziemlich gleicht, nur mit dem Unterschiede, daß dieser mehr gebildet war; besser wird ihn in der Folge die Geschichte und ihr Unternehmen mit Hansen darstellen. Böse müßt Ihr aber nicht gleich auf sie und uns werden, wenn sie Eu'r Herz nicht an sich zieht — wenn ihr sie nicht gleich zum Anbeißen finden solltet, so wie es Hans, denke ich, auch nicht thun wird. — Am Ende hoffe ich, sollt Ihr doch wohl noch mit ihr ausgesöhnt werden, ob sie gleich eben so wenig wie Hans, und wie wir alle, ein Engel ist.

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung des zehnten Kapitels.

Hans und Röschen brachten den andern Tag, wo nicht in so raschen Empfindungen

gen und in lauter Zaubereyen, doch gewiß aber eben so vergnügt, und vielleicht noch vergnügter zu, als den ersten; denn heute genossen sie das Glück der Liebe mit mehrerer Besonnenheit, und schmeckten ihre Freuden in einem kleinen Rausche, der jede Nerve fühlbar machte, aber nicht wie die völlige Trunkenheit, den Gebrauch der fünf Sinnen raubte. Das Gewitter hatte die Herrschaft abgehalten, gestern Abend nach Hause zu kommen. unsre Liebenden konnten sich also heute noch allein und ungestört genießen. Ein Glück war ihnen dies, welches sie beyde wohl mochten gewünscht, aber nicht vermuthet haben. Sie spielten die gestrige Szene in dem Gartenhause etliche mal, verzehrten daselbst ihr Frühstück, Mittagsbrod und Abendessen, und ließen sichs wohlschmecken. Arm in Arm giengen sie in dem Garten spazieren, schäferten und spielten. Hans machte Musik und Röschen hörte zu: kurz sie trieben alle kleine Spiele der Liebe, und lebten ein Leben, das ihnen gewiß nicht minder gefiel, als unsern ersten Aeltern das im Paradiese — Der späte Abend, mit dem die Herrschaft erst ankam, machte diesem Leben ein Ende.

Hans wußte gar nicht, wie ihm geschehen war, als er des folgenden Tages den Empfindungen seines Herzens im Stillen nachdachte. Tiefsinnig waren eben seine Betrachtungen nicht — denn er hatte kein schwarzes Blut — er wußte nur nicht, was ihm fehlte. Die Liebe, die sich immer fester in ihm setzte, schien ihm das größte Glück auf der ganzen Welt zu seyn, und er machte tausend Entwürfe, wie er sich sein Leben dadurch noch versüßen wollte.

Röschen that auf ihrer Seite auch alles mögliche, um, so oft sie nur konnte, bey ihrem geliebten Hellbach zu seyn. Nicht ein freyes Augenblickchen ließ sie vorüber gehen, wo sie nicht auf seine Stube schlich oder ihn im Garten antraf. Abstrakte philosophische Sätze waren es freilich nicht, die sie da mit einander überdachten, doch war es angewandte Philosophie. Sie theilten einander die süßen Gefühle ihrer Herzen mit, faßten sich in die Arme, küßten sich, und ihnen wurde, so einerley auch dies Geschäfte immer blieb, die Zeit niemals lang. Oft erzählte Röschen auch im Vertrauen, wer sich alles um ihre Gunst bewarb und wie sie sie alle zurückwie-

wieſe; welches denn für Hanſen ein groſſer Triumph war. Zuweilen brachte ſie etwas zu leben mit, denn ſie bekam dann und wann etwas von dem Herrn von Winderode für den Schnabel, welches die Gnädige Frau nicht wiſſen durfte, und dies theilte ſie allemal ſchweſterlich mit ihrem Hellbach. Ueberhaupt müſſen wir ſagen, daß ſie Hanſen jezt gewiß ohne Verſtellung liebte, Hans ſie aber auch nicht minder.

So floß ihnen der halbe Sommer hin, und oft hatten ſie das Glück ganze Nachmittage allein zu ſeyn, denn die Herrſchaft reiſte ſehr fleißig nach St**, wo wegen verſchiedener Urſachen dies Jahr viele Feyerlichkeiten waren. Jeden dieſer Tage genoſſen ſie, ſo gut ſie nur konnten, und freuten ſich allemal aufs neue ihrer Liebe.

Wunder war es, daß das Schickſal, das den armen Erdenwurm ſo ſelten ungeſtört ſich freuen läßt, ihnen ſo lange ungetrübt dieſe Glückſeligkeit genießen ließ! Aber die Zeit kam auch, wo es ſeiner wunderlichen Laune einfiel, ihre Liebe zu verbittern.

Hans und Röschen blieben wohl in ihrem Liebeshandel völlig unentdeckt, und wären es vielleicht lange noch geblieben,

denn ihre beiden ränkevollen Köpfe richteten alles so ein, daß sie so leichte nicht entdeckt werden konnten; aber die Frau von Winderode, welche vom Schicksal zum Plagegeist bestimmt war, hatte schon lange mit hämischen Augen bemerkt, wie sehr ihre Gäste (sie hatten ja aber auch keine Ursachen, ihre Galanterien vor Ihro Gnaden zu verbergen) sich immer mit Röschen abgaben. Von ihrem Gemahl wußte sie eigentlich keine Sylbe, daß auch der Röschen zuweilen bey der Hand nahm und ihr Geschenke machte, und es waren daher blos eifersüchtige Muthmaßungen, wenn sie ihn im Verdacht hatte. Von den Gästen aber wurde sie das Schäkern mit dem Mädel überdrüßig, und weil sie ihren Verdruß an ihnen nicht auslassen konnte, so mußte es Röschen ausbaden. Sie machte ihr die bittersten Vorwürfe, und schändete sie aus, so oft sie nur konnte. Röschen kränkte dieses nicht wenig, da sie ein unverletztes Gewissen hatte, doch verantwortete sie sich niemals. Oft geschah es auch, daß sie über Tische gegen ihren Gemahl und Hansen über sie hergieng und sie in ihrer Abwesenheit einen Nickel über den andern

schalt.

halt. Anfangs ſchlug Hanſen das Gewiſſen, er getrauete ſich kein Wort zu reden, denn er dachte es gienge auf ihn. Weil er aber inne wurde, daß er in dieſem Falle ſicher war, wurde er muthiger; und endlich gieng ſein Muth ſo weit, daß er die ſchuldige Hochachtung aus den Augen ſetzte und Röschen vertheidigte. Herr von Winterode ſah mit Vergnügen in Hanſen den Advokaten ſeines Lieblings, denn er ſelbſt wagte es nie, nur einen Buchſtaben zu Röschens Rechtfertigung zu ſagen. Hatte ſich aber das Wetter erſt über Röschen allein aufgezogen, ſo breitete es ſich nun auch über Hanſen mit aus, und über ſein geliebtes Mädchen verdoppelte es ſich, denn nun argwohnte Madam ein Verſtändniß zwiſchen ihnen und ließ ſichs nicht undeutlich merken.

Von Tage zu Tage wurde nun das Ding ärger, ſo ſehr auch die geſcheuchten Täubchen den Schein vermieden, und nun fingen ihre Herzen an, einen Funken zur Rache zu faſſen. Dieſer glimmte in den neben beyliegenden Kohlen fort, und eine, jeden Augenblick zum Hervorbrechen bereitete Glut lag unter der Aſche verborgen.

Bey einer geheimen Zuſammenkunft klagten beyde ſich ihre Noth und wurden einig ſich zu rächen, ſo gut, als es nur gehen wollte. Jedes nahm ſich vor, einen Entwurf zu machen, davon der beſte ausgeführt werden ſollte. Hans war bey mehrerer Muſſe ſo glücklich, den beſten Plan zur Rache zu erſinnen, Röschen aber putzte ihn noch beſſer aus, und die Ausführung ſelbſt ſoll Euch zeigen: wie fruchtbar Hans in Erfindungen war.

Dreyzehntes Kapitel.

Hans reiſt in angenehmer Geſellſchaft.

Röschen kannte auf einem Dorfe, eine Stunde von Lengethal, ein altes Mütterchen, welches nahe an der Landſtraße wohnte, die daſelbſt durch einen Buſch gieng — ein Umſtand, der ſich nicht beſſer hätte ſchicken können. Zu dieſem Mütterchen mußte Hans Röschens Habſeligkeiten und auch die ſeinigen tragen. Weil er aber

aber alles einzeln unter den Ueberrock geknöpft, dahin ſchaffen mußte, ſo vergiengen etliche Tage, ehe er fertig wurde, obſchon der Sachen nicht gar zu viel waren. Nun erwarteten ſie einen gelegenen Zeitpunkt zur Rache, welcher auch bald erſchien.

Das Winderodiſche Haus war nach St** zu einem Pikenik eingeladen; verabredetermaßen miſchte alſo Röschen den Abend vorher ein unſchmeckbares Purgiertränkchen in den Thee, den die gnädige Frau alle Abende zu trinken gewohnt war. Beym Aufſtehen empfand dieſelbe ſeine Wirkung und befand ſich den ganzen Vormittag ſehr übel. Eine Erkältung hatte ſie wirklich kränker gemacht, als das Tränkchen eigentlich wirken ſollte, es war alſo keine Hofnung da, heute den Pikenik beſuchen zu können. Wegen dieſes Zufalls wollte und konnte aber doch der Herr von Winderode nicht zu Hauſe bleiben, da der Vorſchuß einmal gethan war; auf Befehl ſeiner Gemahlin reiſte er alſo mit ſeinen beyden Söhnen nach St** und überließ Röschen die Wartung der kranken Dame allein.

Kaum war Hans von ſeinen Eleven befreyet, ſo ſteckte er ſeinen Schatz (der zum guten Glück einige Tage vorher mit dem Gehalte war vermehrt worden) zu ſich, und ſtellte ſich auf ſeinen angewieſenen Poſten, hinter einer Anhöhe, in einer kleinen Entfernung von Lengethal. Röschen aber wartete auf den ſüßen Augenblick der Rache.

Frau von Winderode erholte ſich etwas von ihrer Schwachheit und ſtieg aus dem Bette. Weil ſie nun mit Röschen allein war, (die männlichen Bedienten waren alle mit dem Herrn gefahren und das übrige Geſinde war auf dem Felde) ſo hielt ſie dies für eine ſchickliche Gelegenheit zu zanken, und ihr ihre ſchlechte Lebensart vorzuwerfen. Röschen, die zeither ſich wenig vertheidigt hatte, that diesmal tapfern Widerſtand, und brachte dadurch die gnädige Frau dermaßen auf, daß ſie, ſo ſchwach ſie auch war, auf das Mädchen zugieng und ſie mit Ohrfeigen traktiren wollte.

Für Röschen war dies das Zeichen zum Angriff; ſchnell holte ſie unter der Schürze einen zuſammengeflochtenen Strick hervor, warf Frau von Winderode aufs Bette und

gerb-

arbte ſie wacker durch. Was dieſe nur konnte, ſchrie ſie um Hülfe, aber alles Schreyen war vergebens. Von Röschens ſtarken Arm gehalten, mußte ſie die Streiche aushalten, die ſelbige mit aller Kraft und ſo lange ſie nur eine Hand regen konnte, auf ſie fallen ließ.

„Das iſt der Lohn für den Nickel!“ ſchrie Röschen, ſchmiß die Thüren alle hinter ſich zu und lief durch den Garten in vollem Trabe nach dem Orte zu, wo Hans auf ſie wartete.

Die gnädige Frau hätte ſie gerne verfolgt, aber ſie war zu ſchwach dazu; das Schrecken und die Schläge hatten ihr alle Glieder gelähmt. Aengſtlich rief ſie nach Hellbachen, den ſie zu Hauſe glaubte, und zerſchellte bald die Klingel, aber kein Menſch erſchien, den ſie der Kanaille hätte nachſchicken können. Geduldig mußte ſie alſo die Wiederkunft ihres Gemahls erwarten, durch deſſen Vermittelung ſie Röschen aufs allerwenigſte ins Zuchthaus ſchicken wollte; denn daß ſie fortgelaufen wäre, bildete ſie ſich in der Hitze nicht ein.

Was dünkt Euch von dieſer tragikomiſchen Geſchichte, Ihr Leſer? Ich glaube nun

nun wohl nicht, daß Ihr völlig mit dieſem Faſtnachtsſtückchen zufrieden ſeyn werdet. Mancher von Euch wird vielleicht an das Bette der Frau von Winderode hintreten, ein Tröpfchen mit ihr weinen, mit den Zähnen knirſchen, und Röschen tauſend Segen zum Zuchthauſe oder Galgen nachſchicken. Vielleicht wird auch mancher Schadenfroh der armen Dame Hohn lachen und Röschen im lauten Jubel Beyfall zuklatſchen. Um beydes bekümmre ich mich nicht, will auch nicht entſcheiden wer Recht hat. Ich habs erzählt wie der Vorfall wirklich war, und auf ſeine Wahrheit könnt Ihr Euch ſo feſt verlaſſen, wie auf Euren Tod. Ihr könnt doch wenigſtens daraus ſehen, weſſen Hans und Röschen fähig waren.

Röschen war bald bey Hanſen hinter dem Berge. „Nun wie ſtehts mein Röschen?“ rufte ihr Hans entgegen. „Gerächt, nach Herzensluſt gerächt, Herr Hellbach!“ war die Antwort, die ihm Röschen zukeuchte, „nur fort, daß wir nicht ertappt werden,“ und hieng ſich an ſeinen Arm.

So

So ſchnell als es der verkürzte Odem des Mädchens erlaubte, gieng es nach dem Dorfe zu, wo vor dem Hauſe des alten Mütterchens der Wagen ſchon auf ſie wartete. Sie ſtritten nicht lange wer zuerſt einſteigen ſollte; jedes ſprang auf einer beſondern Seite mit gleicher Geſchwindigkeit hinein, und fort gieng es nun wie weyland mit Bürgers Lenoren, denn das Mütterchen hatte dem Kutſcher das ſchon bezahlte Schnäpschen richtig und reichlich eingeſchenkt, und ihm ein gutes Trinkgeld verſprochen.

„Nun lieber Hellbach,“ ſprach Röschen zu Hanſen als ſie ihm ihre Thaten erzählt hatte und küßte ihn, „wie ſind Sie mit mir zufrieden? Ich glaube der alte Drache wird in ſeinem ganzen Leben an Röschen gedenken.“ —

„Sie haben Ihre Sache gewiß gut gemacht,“ erwiederte Hans, und that ihr mit einem feurigen Kuſſe Beſcheid; „Ich habe ſo viel Zutrauen zu der Tapferkeit Ihres Arms, daß ich hoffe, man wird damit haben zufrieden ſeyn können. Aber liebes Mädchen! wenn es Ihnen nur nichts ſchadet?

det? Sie sind erbärmlich erhitzt. Wie Ihr Gesicht glühet! Wie Ihr Herz pocht!"

„Sie können aber auch denken, daß ich nicht schlecht gedroschen habe."

„Sie haben sich doch nicht dabey geärgert?"

„Nicht im mindesten. Gelacht habe ich dazu aus Herzensgrunde."

So, über die glückliche Ausführung ihres Entwurfs triumphirend, vertrieben sie sich die Zeit, machten sich manches Kompliment über die Erfindung, und dachten in der Fülle ihrer Freuden nicht einen Augenblick daran, was dieser Streich für Folgen haben könnte. Sie glaubten sich ganz sicher, wenn sie nur erst ein halb Dutzend Meilen von Lengethal weg wären. Auf der nächsten Station nahmen sie daher Extrapost und fuhren noch bis W**, wo sie nach einem so arbeitsvollen Tage sich etwas zu gute thaten, und so viel ihre durchschütterten Glieder empfinden konnten, der Ruhe genossen.

„Was wollen wir nun anfangen?" fragte Röschen am andern Morgen Hansen, der über die Beantwortung dieser Fra-

Frage ſchon hin und her nachgedacht hatte, und ſich die Stirne rieb.

„Was wir nun anfangen wollen? Liebes Röschen! das weiß ich nicht! Sagt Ihnen nicht Ihr erfinderiſcher Geiſt, was wir werden für einen Weg einſchlagen müſſen?“

„In Wahrheit, es fällt mir ſogleich nichts ein. Aber ſagen Sie nur, Herr Hellbach, wollen wir denn noch ferner unſre Schickſale vereinigt ſeyn laſſen? oder wollen wir ſie trennen?“

Sich von Röschen zu trennen, hatte Haus eben nicht Luſt; wehmüthig ſah er ſie daher an und fragte: „Könnte der Gedanke, uns zu trennen, Ihr Ernſt ſeyn, gutes Mädchen? Ihren Hellbach wollten Sie verlaſſen?“ — „Noch will — noch kann ich mich nicht von Ihnen trennen. Laſſen Sie uns weiter in die Welt hinein wandern und ſehen, wo wir beyde in Einem Hauſe zugleich unterkommen; ich als Hofmeiſter, Sie als Kammerjungfer, denn zur Zeit weiß ich keinen beſſern Weg. Vielleicht ſtößt uns bey unſrer Wanderſchaft ein andres Glück auf, das wir vereint genießen können. Wir wollen alles von Zeit

und

und Zufall erwarten; er iſt uns bisher günſtig geweſen und wird es ferner ſeyn. Was ſagen Sie dazu?“

Röschen hatte nichts einzuwenden und verſprach gerne, ihr Schickſal mit dem ſeinigen zu verbinden. Der Entwurf zu ihrer Lebensart wurde weiter ausgeführt, und am Ende freuten ſie ſich einer gewiſſen, baldigen und glücklichen Verſorgung, denn ſie hatten alles ganz wunderſchön zu ihrem Vortheile auszulegen gewußt.

Vor jetzo ſollte denn die Reiſe weiter gehen. Verſchiedene Umſtände bewogen ſie, dieſelbe zu Fuße zu machen: denn erſt kam ihnen der Gedanke von Verfolgung, Steckbriefen und dergleichen heute lebhafter in den Sinn, nachdem die Hitze in ihrem Blute etwas verraucht war, und ſie glaubten dadurch am ſicherſten zu ſeyn, weil ſie ſodann abgelegene Wege ſuchen, und im Fall der Noth ſich in einem Büſchgen verſtecken könnten, welches auf der Poſt nicht angienge; Ferner wollten ſie ihre Schätze durch ſo große Ausgaben nicht zu ſehr erſchöpfen, da ſie nicht wußten, wie lange ſie noch würden herumwandern müſſen. Jedes nahm alſo ſein Bündelchen unter den

Arm,

Arm, und die Reiſe in die weite Welt wurde angefangen.

Hier hätte ich nun zuerſt Gelegenheit, meine Leſer mit einer Menge Abentheuer zu unterhalten, die unſern Flüchtlingen alle begegneten! Ich bedaure aber, daß ich damit nicht dienen kann — zwo Gefahren iſt alles, womit ich aufzuwarten im Stande bin; denn, wie geſagt, von Geſchichten, die nirgends als auf der Studierſtube ihre Wirklichkeit gehabt haben, bin ich kein Freund; — und überdieß waren ja Hans und Röschen nicht auf Abentheuer ausgegangen.

Den zweeten Morgen giengen unſre Wandrer bey einem Dorfe vorbey, und kaum hatten ſie es einige hundert Schritte im Rücken, ſo ſahen ſie zween Leute zu Pferde hinter ſich her geſprengt kommen, und hinterdrein noch eine ganze Menge Bauern mit Stangen. Hansen und Röschen ſchlug das Herz, denn ſie glaubten es wären Abgeſchickte von dem Herrn von Winderoda, und ſie hätten ſich gern verſteckt, wenn ſie nur gewußt hätten wohin. „Halt da vorne!“ ſchrien die Männer zu Pferde, da ſie bald heran waren, „Halt

ihr Landläufer!“ Nun waren sie entdeckt, und schon sahen sie im Geiste der Frau von Winderode ihre ganze Wuth an sich auslassen. „Den Augenblick gebt die Sachen her, ihr Diebespack!“ fuhren sie die Männer an, sprangen von ihren Pferden und rissen Hansen den Mantelsack vom Rücken, und Röschen ihr Bündel unter dem Arme hervor. „Wart't, wir wollen euch stehlen lernen!“

Hans sah nun wohl, worauf es ankam, und die gröſste Furcht legte sich. Gelassen bat er die Männer: sie möchten nur erst sehen, ob die Sachen ihre wären? welche sichs auch nicht zweymal sagen ließen, sondern wie die Visitator's über dieselben herfielen, und ein Stück hier hin, das andre da hin warfen. Verwundernd aber fanden sie lauter Sachen, die keinem von ihnen gehörten. „Ich bitte um Vergebung,“ sagte der eine, welches ein Reisender war, „daß wir Ihnen ein solches Schrecken gemacht haben! Mir ist diese Nacht ein Mantelsack weggekommen, der just so aussah, wie Ihrer da, und dem Manne hier, bey dem ich logiert habe, ist Wäsche und Kleidungsstücken entwendet worden. Die Aehnlichkeit

keit des Mantelsacks und das Bündel des Frauenzimmers da, ließ Sie uns von ferne mit aller Wahrscheinlichkeit für die Thäter halten. Mit vielem Verdruß sehen wir aber nun, daß wir uns geirret haben; sowohl um Ihrentwillen als meinetwegen, denn ich habe außer den übrigen Sachen, die im Mantelsacke waren, auch noch fünf hundert Thaler baares Geld eingebüßt. Verzeihen Sie!" Mit diesen Worten drückte er Röschen und Hansen die Hand, und der Wirth folgte seinem Beyspiel; dann aber schwungen sie sich wieder auf ihre Pferde und galoppirten weiter, um die Diebe wo anders aufzusuchen. Froh der geretteten Haut, packten Hans und Röschen ihre Siebensachen wieder ein, und die Bauern, die sich während der Expedition auch um sie versammelt hatten, in Hofnung die Spitzbuben im Triumph in das Dorf zurückzuführen, schüttelten die Köpfe, und zerstreueten sich in den Feldern. Mit Einpacken fertig, belachten sie das Abentheuer und ihre ungegründete Furcht, und trabten ohne Anstoß zwo Tagereisen fort, bis sie in einen Gasthof kamen, wo sie sich vorgenommen hatten Rasttag zu hal-

ten, denn der folgende Tag war ein Sonn-
tag. Hier begegnete ihnen nun das zweyte
Abentheuer, welches für sie wirklich unan-
genehm hätte werden können.

Ein kaiserlicher Werbeunteroffizier hatte
mit einigen Gemeinen, welche aber jetzt
nicht da waren, Posto in diesem Gasthofe
gefaßt. Gleich beym Eintritte unserer
Wanderer hielt er dieselben für das, was
sie auch wirklich waren, nemlich für ein
verlaufenes Paar, und bestimmte Hansen
zu einem guten Soldaten, Röschen aber zu
einer Maitresse für seinen Hauptmann.

„Woher Landsmann?“ rief der Werber
Hansen gleich entgegen, daß dieser leichen-
blaß wurde und ihm das Wort im Munde
erstarb. „Und Sie, schönes Kind!“ trat
er vor Röschen hin und gukte ihr seitwärts
in die Augen; „fürchtet sich nicht mit so
einem Manne da alleine zu ziehen? Sie sind
doch wohl nicht gar Deserteur von der säch-
sischen Armee?“ wendete er sich wieder zu
Hansen. „Ach da haben Sie wohl ge-
than — bey den Leuten ist nichts zu ma-
chen! Sie liegen zu Hause stille — keine
ehrliche Haut kann da avanciren! Da lob
ich uns, Herr! Bey uns giebts halt gut

Trak-

Traktement, wohlfeil leben, und mit der Zeit kann man ſteigen, wenn man ſich halbwege gut hält.“

Hans ſtand wie verſteinert, antwortete dem Soldaten, der dadurch in ſeiner Meinung noch feſter wurde, nicht ein Wort, ſondern beſtellte ſich bey dem Wirthe ein Stübchen, wo er mit Röschen eſſen und ſchlafen könnte. Dieſer wieß ihm auch ſogleich eins an, und das ſchüchterne Paar nahm es, aus Furcht vor dem Werber, den Augenblick ein.

Kaum hatten ſie ihr Stübchen bezogen, ſo wurde in der Gaſtſtube Gericht über ſie gehalten. Der Werber, der ſich feſt überzeugt hatte, daß ſie verlaufenes Zeug wären, beſchloß ſie zu dem zu machen, wozu er ſie gleich anfangs beſtimmt hatte, ſie möchten wollen oder nicht; mit Güte oder mit Gewalt; wenn nur ſeine Leute erſt kämen. Der Wirth ſtimmte in Allem bey und verſprach ihm behülflich zu ſeyn. Zum Glück aber kamen die drey Gemeinen dieſen Abend nicht wieder nach Hauſe, ſonſt hätte er ſein Werk ohne Aufſchub ausgeführt; ſo aber mußte er es verſchieben bis den andern Morgen, wo unterdeſſen der Wirth

einen Boten nach ſeinen Untergebenen zu ſchicken verſprach.

Kaum hatten Hans und Röschen ihr Abendbrod gegeſſen, oder beſſer empfangen, denn eſſen konnten ſie keinen Biſſen, ſo riegelten ſie die Thüre zu, denn ſie vermutheten die ganze Abſicht des Werbers, wenigſtens die auf Hanſen. Daß es aber ſodann um Röschen auch nicht zum beſten ausſehen würde, war leicht zu ermeſſen, wenigſtens glaubte ſie ſich als ein Opfer für den ſchwarzgebrannten, pockennarbigen Korporal.

Schlafen wollten ſie die ganze Nacht nicht, doch ſetzten ſie ſich neben einander auf das Bette. Still und ſtumm hielten ſie einander bey den Händen, welche immer in einer zitternden Bewegung blieben. „Ach! Röschen!“ ziſchelte jetzt Hans ſeinem Mädchen ins Ohr und ſchmiegte ſich an ſie an, „was ſteht uns bevor! Gott! wenn mich der Kerl zwäng' Soldat zu werden — und Sie — etwan gar zu ſeiner Frau. Ich glaube, ich“ — — Noch hatte er nicht völlig ausgeſprochen, ſo klinkte jemand leiſe an der Thür.

Hoch

Hoch fuhren beyde auf und redeten kein Wort, denn ſie glaubten, es wäre der Werber. Das Klinken wurde wiederholt, und als ſie ſich noch nicht melden, rief eine weibliche Stimme ſachte durchs Schlüſſelloch: „Wachen Sie noch? Machen Sie auf, fürchten Sie ſich nicht; ich habe Ihnen was zu ſagen.“

Auf den Zehen gieng jetzt Röschen, welche noch mehr Herz hatte als Haus, (dieſer hatte aber auch einen hinreichendern Grund in Angſt zu ſeyn) und machte die Thür auf. Die Perſon trat herein, und ſiehe da, es war die Frau Wirthin. „Kinderchen,“ ſprach ſie, „es iſt gut, daß Sie noch wachen, ich habe Ihnen etwas zu ſagen. Der Werber und mein Mann haben einen Anſchlag wider Sie. Sie (zu Hanſen) ſollen Soldat werden, und Sie (zu Röschen) Maitreſſe bey ihm oder bey ſeinem Hauptmann. Wiſſen Sie was, machen Sie ſich aus dem Staube, es hört Sie niemand, denn in Hofnung der Beute haben ſie noch einen Trunk über den Durſt gethan und ſchlafen wie die Dachſe. Ich will Sie zur Hinterthüre hinaus laſſen; da gehen Sie nur gerade den Weg links fort,

der führt Sie wieder auf die Landstraße. Es ist ja ein Bißchen Mondenschein, Sie können gar nicht irren. Hier stecken Sie Ihr Brod und Schinken ein, und trinken Sie Ihr Schnäpschen aus, Sie haben ja, wie ich sehe, noch gar nichts genossen! der Appetit möchte Ihnen doch wohl unterwegens ankommen. Kommen Sie, ich will Sie durch den Garten bringen."

Leise folgten beyde der großdenkenden Frau die Treppe herab und durch den Garten, und wagten es kaum nur halb Athem zu holen, damit ja niemand im Gasthofe dadurch erwachte. Frey schöpften sie erst wieder Luft, als sie vor der Hinterthür waren. „Nun Kinderchen, sehn Sie, da gehen Sie nur grade fort; Gott behüte Sie!" Hans und Röschen drückten ihrer Erretterin mit herzlichem Dank die Hand, und wünschten ihr Seegen des Himmels. Die Wirthin aber, die ihre Komplimente nicht lange mit anhören wollte, fing an: „Wißt ihr was Kinderchen! mich friert; lebt wohl!" — und machte die Hinterthüre zu.

Weil es ziemlich helle war, fanden sie sich richtig auf die Straße, und wegen der

Küh-

Kühle der Nacht machten ſie ein gutes Stück Weges, daß ſie ſich nach ein Paar Stunden ganz vor aller Gefahr und Verfolgung von dem Werber ſicher hielten. Gegen Morgen kamen ſie an einen andern Gaſthof, und weil alles ſchon munter war, kehrten ſie daſelbſt ein und ruhten von der Reiſe des vorigen Tages, von dem Schrecken und von den Mühſeligkeiten dieſer Nacht aus. Bey ihrem Erwachen dankten ſie dem Himmel: daß ſie ſo guten Kaufs aus dieſem gefährlichen Handel gekommen waren, erhoben die Gutherzigkeit der Wirthin bis an den Himmel, und bedauerten ſie, wenn ſie ſich durch ihre gutgemeinte Verrätherey etwan Ungelegenheit von ihrem Manne ſollte zugezogen haben.

Zwo Tagereiſen machten ſie nun, ohne daß ihnen etwas Merkwürdiges begegnete, und kamen glücklich nach H**, wo ſie beſchloſſen einige Tage zu bleiben und ihr Glück zu ſuchen, weil daſelbſt des Hofes wegen viel Adel war. Dieſer Ort aber wurde dem armen Hans durch einen merkwürdigen Zufall ſo verhaßt, daß er ſeinen Entſchluß bald änderte.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Unglück, worüber ſich Hans erſäufen will.

Und Röschen hatte ſich unſichtbar gemacht. Unſichtbar? Hm! Hm! Ja! Ja! aufs Wort, ſie war fort, über alle Berge fort. Hört nur die traurige Geſchichte.

Eben war Hans am Morgen mit einem glücklichen Traume, von ihrer beiderſeitigen Verſorgung, erwacht, und wollte zu Röschen, die diesmal ein beſondres Stübchen für ſich hatte, eilen und ihr den Traum erzählen, als er ihre Stube leer fand. Er ſtutzte, und wußte gar nicht was er denken ſollte, da er auch nicht einmal ein Stückchen von ihren Sachen fand. Er gieng in die Gaſtſtube und fragte nach ihr, doch niemand wußte ihm Kundſchaft von ihr zu geben. Es wurde ihm warm ums Herz, und er weiſſagte ſich von ihrer Entfernung nichts gutes. Zwar war ihm noch einige Hofnung übrig, daß ſie nemlich konnte wohin gegangen ſeyn, doch wozu brauchte ſie

da

da alle ihre Sachen mit zu nehmen? Er lief wieder auf seine Stube, riß das Fenster auf, um zu sehen, ob sein Röschen etwan über die Straße herkäme; aber es kam kein Röschen. Ungeduldig gieng er mit hastigen Schritten die Stube auf und ab, lief wieder ans Fenster, schmiß es zu, und wanderte wieder in der Stube herum. Der Mittag kam, aber mit ihm nicht Röschen. Noch einmal rannte er auf ihre Stube und durchsuchte alle Winkel, ob er nicht irgendwo etwas von ihr fände, was ihm einige Vermuthung von ihrer Wiederkunft gäbe. Ein närrischer Einfall ließ ihn endlich sogar auch das Bette durchsuchen, und da fand er — ein Zeddelchen mit Bleystift geschrieben, an das Kopfküssen angesteckt. Nicht an der Hand, sondern an der Unterschrift sah er, daß es von Röschen war. Weil es kurz war, haben wir es von Wort zu Wort gemerkt und können es daher ganz mittheilen.

Lieber Herr Hellbach!

Zürnen Sie nicht auf mich, wenn ich Sie verlasse. Wichtige — sehr wichtige Grün-

Gründe verbieten mir, Ihnen, ehe ich gehe, meine Abreiſe kund zu thun. Ungern verlaſſe ich Sie, ich geſtehe es, doch fordert es mein Vortheil, auch den Ihrigen kann ich vielleicht dadurch befördern. Jetzt bitte ich Sie, ſich nicht zu bemühen, mich aufzuſuchen, es würde vergebens ſeyn. Wenn es die Umſtände erlauben, werde ich Sie ſchon ſelbſt aufſuchen. Ich hoffe, wir ſehen uns einmal wieder. Glücklich mögen Sie ſeyn — glücklich ohne

Röschen.

„Glücklich! Ohne Röschen!“ ſchrie Hans und ſtand wie eine Bildſäule — „Glücklich ohne Dich? Mädchen! — glaubſt Du das? — — Was bewog Dich, mich zu verlaſſen? — War es meine Liebe — meine unausſprechliche Liebe zu Dir — die ich in meinem Buſen trage?“ — Wie ein Kind jammerte und weinte er lange und konnte ſich nicht faſſen; er warf ſich auf das Lager, wo ſein geliebtes Mädchen geruhet hatte, und hoffte da Troſt für ſeine geängſtete Seele einzuathmen.

In

In den Thränen, die er in Strömen vergoß, verfloß aber auch zugleich ein groſſer Theil des erſten Schmerzes, und da er nun keine Hofnung vor ſich ſahe ſeine Geliebte wieder zu finden, war ihm auch der Ort, wo er ſie verlohren hatte, ein viel zu marternder Anblick, als daß er länger daſelbſt hätte verweilen können. Ohne etwas zu eſſen, machte er ſich noch dieſen Mittag auf den Weg, um Röschen, trotz ihres Verbots, aufzuſuchen.

Unterwegs fiel ihm tauſenderley über Röschens Deſertion ein. Der Gedanke: daß ſie ihm entführt worden wäre, daß ſie das Zeddelchen nicht ſelbſt geſchrieben, oder doch gezwungen geſchrieben hätte, war der, dem er unter allen den meiſten Beyfall gab; denn der Vorfall mit dem Korporal machte es ihm zur Wahrſcheinlichkeit, und durch die öftere Wiederholung wurde es in ſeiner Seele vollends zur Gewißheit. Traurig ſtellte er ſich ſeine nunmehrige Einſamkeit vor, und mühſelig jeden Schritt ſeiner Wallfahrt; denn die Hofnung, ſein Röschen je wieder zu ſehen, ſchlüpfte nur zuweilen einmal durch die zagende Bruſt und hemmte noch die tödtende Verzweiflung.

Kaum

Kaum war er einige hundert Schritte von der Stadt entfernt, so wollte er schon wieder umkehren; denn er hatte vergessen die Wirthsleute zu fragen: ob sie nicht wüßten wo Röschen hingekommen wär'? Nachsinnend blieb er einige Minuten stehen, endlich aber gieng er doch weiter; „denn" dachte er „wenn sie es auch wissen, so werden sie dir es doch nicht sagen." Auf einmal fiel ihm jetzt wieder etwas bey, was seine Seele mit neuem Schauer erfüllte: Röschen hatte seinen Schatz mitgenommen, den er ihr aufzuheben gegeben hatte! — Doppelt hart war nun der Verlust für sein in den Leiden der Liebe noch unversuchtes Herz, und alle Lust, länger zu leben, entfloh.

Bald sah er von weitem auf seinem Wege einen Steg, der über ein kleines Flüßchen trug, und schnell faßte er den Vorsatz sich und seinem Kummer in dem Wasser ein Ende zu machen. — Sanft tönte seinen Ohren das Rauschen des Flüßchens in der Entfernung, er hörte darinnen den freundlichen Zuruf: Komm! in mir wirst Du allen Kummer vergessen! Mit verdoppeltem Schritt gieng er drauf zu; doch die löbliche

Sit-

Sitte, ſich vor dem großen Schritte in die Ewigkeit erſt reiflich zu prüfen, ſchützte ihn jetzt noch vor der Uebereilung; er ſtreckte ſich hin in das Gras längſt am Ufer des Fluſſes, und wollte anheben ſich zum Sterben zu bereiten. Schnell ſah er nun die Fluth zu ſeinen Füßen vorbey ſtrömen, ſchwarz ſchienen ihm die Wellen, die ſich an den Pfählen des Steges bildeten, mit dem Gedanken des Todes dachte er ſich eine völlige Vernichtung, und trübe wurden ihm ſeine Augen: er wandte ſeinen Blick weg vor dem Waſſer, verſtopfte ſeine Ohren vor dem Rauſchen, und die Luſt zu ſterben — war wieder vorüber. Haſtig raſte er ſich auf und dachte, der Tod iſt doch immerhin ſchrecklicher noch, als ein Leben ohne Liebe — ohne Geld — —

Still und traurig wankte er über den Steg, und weinte dem Verluſte ſeines Schatzes bittre Thränen, hatte aber dabey keine arge Vermuthung auf Röschen. „Wenn ſie mit Gewalt entführt worden iſt,“ ſagte er laut zu ſich ſelbſt, „hat ſie mir es unmöglich wiedergeben können; und hätte ſie es auch wollen zurücklaſſen, wäre es ihr doch gewiß abgenommen worden.

Mit

Mit bangem Herzen, mit ängſtlich umherlaufendem, jeden Winkel, jede Himmelsgegend ausſpähendem Blick, wallte er trägen Schrittes fort; überzählte bald die ſchönen glücklichen Tage, die Minuten der Liebe, bald die Thaler, Groſchen und Pfennige, die er mit Röschen eingebüßt hatte; beklagte in bittern Ausdrücken ſein Misgeſchick, daß Felder, Wieſen und Hügel davon wiedertönten. Nicht minder beſeufzte er das Schickſal ſeiner Geliebten, welche er in den Klauen eines grimmigen Räubers der Unſchuld — der Ehre eines armen hülfloſen Mädchens, glaubte. Seine Einbildung ließ ihm die Seufzer hören, die ſie nach ihm ausſtieß, ſah die Thränen fließen, die ſie um ihn weinte, erblickte ihren Arm, wie er ſtrebte, ſich aus den Klauen ihrer Räuber zu winden, und hörte ſie ſchreyen nach Beyſtand. —

„Ach! armes Mädchen!“ ſo ſprach er, „wo find ich Dich — wo ſoll ich Dich ſuchen? Ich höre Deine Stimme — ängſtlich höre ich ſie um Hülfe mich rufen — aber wo biſt Du, daß ich Dir beyſtehe!“ — —

In welchen Wüſten — entfernt von den Augen der Gerechtigkeit, die Bosheiten beſtraft — wimmerſt Du — zu Boden gedrückt von der Gewalt Deiner Räuber? Siehſt, ohne ſie retten zu können — die Blume der Unſchuld, die mir — ſelbſt in dem gröſten Taumel der Liebetrunkenheit — jederzeit heilig war, angetaſtet — zerknickt — zerriſſen, und in den Staub getreten. — Ach entſetzlicher Gedanke! — Verluſt Deiner Unſchuld? Ach Röschen! Wo biſt Du — daß ich dem Böſewicht in den Arm falle — ihm ſein unrein lodrendes Herz aus dem Leibe reiſſe — und Dich rette. Welch ein ſüßer Triumph — die Rettung Deiner Ehre! Was nützt mir die Stärke dieſes Arms, kann ich ihn nicht aufheben zu Deiner Befreyung — aufheben den Böſewicht zu zerſchmettern! — Biete der niederträchtigen Seele Geld — vielleicht verſcheucht die Begierde nach klingendem Erz die Lüſternheit nach einem ſchönen Mädchen! O! könnte mein kleiner Schatz Dich erretten, wie wollte ich den Zufall ſegnen, der ihn in Deinen Händen ließ! Gern wollte ich darben, gern mit triefender Stirn mein Brod mir verdienen,

hät-

hätte ich Dich nur erſt wieder. O! Gedanke der Wolluſt — Dich wieder zu haben! nach einer Trennung, die mir ein Jahrhundert ſchon ſcheint, an meinen klopfenden Buſen Dich wieder zu drücken. —

Eine ſonderbare Erſcheinung unterbrach jezt das Selbſtgeſpräch, welches er mit allem Feuer des Ausdrucks hielt. Eben gieng er bey einem Büſchgen vorbey, und ſein ſpähender Blick drang hinein, um Röschens Geſtalt zu ſuchen, als er auf einmal ein Mädchen mit einem Bündel auf dem Schooße, neben einem Kriegsmanne, im dämmernden Schatten ſitzen ſah. Schon wollte der Anblick des Bündels und des Soldaten, (denn wegen des Strohhuts, den das Mädchen tief in die Augen geſetzt hatte, konnte er ihr Geſicht nicht erkennen) ihn zu einer übereilten Hofnung zum Wiederfinden verleiten, als eine Stimme, die ihm juſt wie Röschens ihre klang, unter dem Strohhute vor zurief: „I guten Abend Herr Hellbach! Wo kommen Sie denn her? Kennen Sie mich nicht mehr?“ Wer beſchreibt hier das wunderliche Gemiſch von plözlichen Gefühlen in Hanſens außer ſich gebrachter Seele? Nichts war

ihm

ihm gewisser, als daß es Röschen wär, und schon wollte er auf sie zueilen und ihr in die Arme fallen, als das Mädchen den Strohhut abnahm. Hier erblickte er nun — nicht Röschen — sondern seine ehmalige Aufwärterin, die ihm in C** bey dem Buchhändler aufgewartet hatte. Jämmerlich sah er sich also getäuscht, und er hatte nicht den tausendsten Theil der Freude, die das Mädchen hatte, ihn wieder zu sehen.

Ganz gleichgültig erkundigte sich Hans: wie sie hier her käme? und freundlich erzählte ihm das Mädchen: daß dies ihr Bräutigam wäre, daß sie mit ihm, weil er den Abschied hätte, in seine Heimath, welche Westphalen wär, wollte, um sich mit ihm trauen zu lassen, und dann seiner Aeltern kleines Blauerauügen zu übernehmen.

Gezwungen freundlich wünschte ihnen Hans Glück und Segen zu ihrem Vorhaben und gutes Wetter zu ihrer noch so langen Reise. Von neuem überließ er sich seinem Kummer, und hielt noch manches pathetische Selbstgespräch auf seinem Wege, der ihn nun gerade nach P** führte.

Funfzehntes Kapitel.

Eine Hofmeisterstelle, wie sie etwan bey den Bürgern des Mars mögen Mode seyn.

In P** fand Hans auf dem Tische ein Intelligenzblatt, worein er aus löblicher Neugierde einen Blick that, und gleich auf der ersten Seite eine Anzeige fand, die seine Aufmerksamkeit an sich zog: „Es wird ein Mensch gesucht, welcher Französisch spricht, Musik, Historie, Geographie, Erdmeßkunst ꝛc. verstehet; wenn er nebenbey Unterricht im Lateinischen geben kann, ists gut. Sonst wird verlangt: daß er ein gesetzter, verständiger Mensch sey. Wer Lust hat, kann sich diesfalls in P** bey dem Herrn Amtsrath Spitzberg melden, wo man ihm accordiren wird.“

Ohne sich weiter darum zu bekümmern, wer der Mann und was es für eine Stelle sey, fragte Hans hastig den Wirth, wo der Amtsrath wohnte? „Haben Sie etwan Lust“ antwortete ihm der Wirth lachend, „die

„die Information bey ihm anzunehmen?“ „Wenn sie einträglich ist, hätte ich nicht übel Lust!“ „O! einträglich genug, dafür sieh ich; der Mann hält viel auf seine Kinder. Wenn Sie Lust haben, meine Frage steht ja frey, ich will Sie von Herzen gern hinweisen.“ Hans ärgerte sich heimlich über den albernen Narren, verbiß aber den Verdruß und ließ sich hinweisen, damit ihm nicht ein andrer zuvorkommen möchte. „Hüten Sie sich nur“ sagte der Wirth in seinem lächelnden Tone, „daß Sie der Frau Amtsräthin nicht zu tief in die Augen gukken, denn der Amtsrath ist verteufelt eifersüchtig.“

Kann ich mich doch hüten, dachte Hans. Wer Röschens Bild im Herzen trägt, vergafft sich in keine Amtsräthin, sie müßte denn gar ein Seraph seyn. Mit solchem Muth gegen verbotene Liebe gewafnet, trabte er nach des Amtsraths Hause, und hofte in wenig Stunden mit Sack und Pack einzuziehen, denn er war entschlossen die Kondition anzunehmen, wenn sie halbwege wäre, und in dem Punkte, was ihm der Wirth gerathen hatte, glaubte er genug Herr über sich zu ſeyn.

Ein altes Weib in ziemlich wohlfeiler Kleidung, empfing ihn im Vorhause. Das wird doch nicht die Amtsräthin seyn? dachte er, und sagte ihr sein Anbringen. „Ich will Sie gleich melden,“ grunzte das alte Weib, und wieß demselben die wenigen noch vorhandenen Zähne.

Hui! der Blick wollte was sagen, es ist doch wohl Madam, sprach Hans bey sich selbst, und freuete sich schon, seine Furcht für der Verführung eitel zu sehen.

„Er wird Sie gleich sprechen,“ kam sie aus der Stube, und bat zugleich Hansen, indessen Platz bey ihr in der Küche zu nehmen. Freundlich unterhielt sie hier den hübschen Jungen von manchen Dingen, und sprach dabey so süß, daß er hätte bezaubert werden müssen, wenn er die Pygmäengestalt nicht gesehen, die Froschstimme nicht gehört hätte.

Nach Verlauf einer Stunde, die Hansen ohne Ende schien, kam endlich das Gleich in Erfüllung, und die Stubenthür that sich auf. Der Herr Amtsrath, in einem schwarzen festlichen Kleide, den Hut unterm Arm, eine Halskrause um, deren Enden auf seinem gewölbten Bauche ruhten, eine

mäch-

mächtige Allongeperücke auf und einen kleinen silbernen Degen an der Seite, rief jetzt Hansen mit einem tiefen Bücklinge aus der Küche und zu sich in die Stube.

Tief und stumm neigte Hans sein Haupt vor dem ehrwürdigen Mann, der in ähnlicher Bewegung es noch zweymal erwiederte. Sodann gab er Hansen mit halber Verbeugung ein Handzeichen, sich zwischen zween Tischen, auf denen eine Menge Bücher und Papiere in abgezirkelter Ordnung babilonisch aufgethürmt waren, niederzusetzen; er selbst nahm sodann in schnurgrader Linie gegen über Platz, auf eben so einem Armstuhle, und zwischen zween eben so hoch mit Akten bethürmten Tischen.

„Was ist Ihr Begehr?“ redete er endlich Hansen in einem feierlich langsamen Tone an. „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“

Kurz und leicht brachte Hans seine Worte an, und kaum hatte er ausgeredet, als der Amtsrath aufstund, ihm eine Verbeugung machte, und in das nächste Zimmer gieng. Ueber eine Stunde ließ er Hansen Zeit, sich über diesen Empfang zu verwundern, und erschien sodann, anstatt des

prunkvollen Aufzugs, in einer vertraulichen Hausstracht. Stumm nahm er seinen vorigen Platz wieder ein, winkte Hansen, der, seine Ehrerbietung zu bezeigen, aufgestanden war, mit der Hand, sich nieder zu setzen, und hob mit einer nochmaligen Verbeugung also an:

„Hochedler — Hochgeehrtester Herr! Wertheſter Freund und Gönner. — Vielgeliebter Erzieher meiner Kinder, — Werthgeschätzter Anwesender. — — Unter allen Pflichten, welche die Natur mit lauter Stimme Aeltern ins Herz predigt, ist wohl keine wichtiger — erfüllt keine ihr Herz mit mehr Süßigkeit, mit mehrerer Ruhe, als die: das Glück ihrer Kinder zu schaffen. Auf der ganzen Welt, unter allen Himmelsstrichen, von einem Pole bis zum andern, von denen Provinzen, wo das Wasser über dem brennenden Holz gefriert, bis zu denen Gegenden, wo die Fische im Wasser vor Hitze verschmachten, von denen Ländern, wo die Sonne ihr goldenes Haupt empor hebet, bis zu denen, wo sie ihre Fackel in der Tiefe des Meers wieder auslöscht, selbst in den unbekannten Ländern, die noch kein Auge gesehen hat,

selbst

ſelbſt auſſer uns, in den Planeten, ja ſelbſt in dem Reiche der unvernünftigen Thiere, folgt alles dieſem weiſen, liebreichen Geſetze. Wie ſüß iſt nicht dieſe Pflicht in der Ausübung, ſüß in den Folgen? Welche Freude für den Erzieher! wenn er die zarten Keimchen, von ſeinen Händen gewartet, gepflegt, begoſſen, Regen und Sonnenſchein zu ſeiner Zeit entgegen getragen, zu rechter Zeit wieder vor denſelben geſchützt, mit jeder Woche, mit jedem Tage, mit jeder Stunde, mit jeder Minute, mit jedem Augenblicke, wachſen und zunehmen ſieht. Welche Freude für ihn, wenn er am roſenfarbenen Morgen, oder am purpurnen Abend, auf reinen Lüften den Aushauch ihrer Blüthe einathmet. Noch weit mehr Freude aber muß es ihm ſeyn, wenn das Früchtchen anſetzt, mit jedem Tage gröſſer und endlich zur Frucht wird, welche von Thau, Sonnenſchein und Regen geſchwängert, zum Genuß dem leckern Munde ſich darbietet. Mit Entzücken bricht er ſie, hebt ſie für ſich zu einem Göttermahle auf, und theilt ſie mit ſeinem Buſenfreunde, der ſeine Mühe dann ſegnet und warme Zähren des Dankes ihm opfert.

Hier hustete er ein paar mal; und Hans, der mit Augen und Ohren den Mann und seine Predigt verschlungen hatte, war voller Erwartung der Dinge, die noch kommen sollten. Der Alte fuhr fort:

„Auch ich bin Vater. Auch mir ruft die Stimme der Natur: sorge für deine Kinder. Auch mein ist das Glück, zarte Keimchen gepflanzt — sie gewartet und gepflegt — sie der Blüthe sich nahen gesehen zu haben. Für mich allein hatte ich bisher dies Geschäft bestimmt, da es aber auch seine Beschwerlichkeiten mit sich führt, fühlte ich für meine Schultern die Last zu schwer, als daß ich nicht eine freundliche Seele suchen sollte, die mir die Hälfte der Sorgen abnähme; dafür aber will auch ich nicht das Glück, die süßen Folgen der Erziehung, allein schmecken, mein menschenfreundliches Herz, das gern seine Freuden mit seinen Brüdern theilt, soll redlich sie mit ihr theilen.

„Sie, mein wertheſter Herr, kommen zuerst, beydes, sowohl Last als Freude, mit mir zu theilen. Für die Last entschädige ich Sie, wenn Sie zufrieden sind, mit sechzig Thalern jährlichen Gehalts, wozu ich,

ich, nach Beschaffenheit der Umstände, vielleicht noch manches hinzufügen möchte. Wartung und Pflegung soll nicht minder Sie erfreuen. Unter meinem Dache will ich Sie schützen, wie mein Auge will ich Sie vor jedem Zufall verwahren, wärmen wie dies Herz, das durch seine Schläge mich belebt.

Ich hoffe nicht nöthig zu haben, Ihnen die Pflichten Ihres Berufs zu erzählen. Verstand dem Geiste, Tugend dem Herzen einzuprägen — wissen Sie selbst, sind die vornehmsten, alles in sich fassenden Pflichten. Ich schmeichle mir, daß Sie genau sich geprüft haben, ob Sie alle die Punkte leisten können, die ich in der gedruckten Anzeige von dem Lehrer meiner Kinder verlange. Finden Sie sich tüchtig hierzu, so bitte ich Sie, mir es feierlich zu versichern, und mir den Handschlag zu geben, daß Sie alles genau erfüllen wollen.“

Hans wußte nicht: ob er, oder der Amtsrath träumte, oder ob er sich in einem Hause befände, dergleichen die Polizey denen zum Wohnsitz zu erbauen pflegt, die man nur unglücklich nennt, weil eine Krankheit sie verhindert: die Mühseligkeiten

ten des menſchlichen Lebens in vollem Bewußtſeyn, und dadurch doppelt, zu fühlen. In einem eben ſo erhabenen Tone konnte er dem Amtsrathe aus dem Stegreif nicht antworten, und reichte daher ohne Umſtände ſeine Hand hin und verſprach alles zu erfüllen.

Zufrieden mit dieſer Zuſage gab ihm der Amtsrath die Erlaubniß: noch heute bey ihm einzuziehen, und verſprach ihm: auf den Abend bey Tiſche ihn mit ſeiner Frau und ſeinen lieben Kindern bekannt zu machen.

Ganz mit der Entzifferung des räthſelhaften Mannes beſchäftigt, kehrte nun Hans in den Gaſthof zurück, um ſeine Sachen abzuholen, fand aber zu ſeinem Glück den Wirth nicht zu Hauſe, der ihm mit ſeinem albernen Gelächter beſchwerlich gefallen wäre.

Als er wieder in des Amtsraths Haus kam, wieß ihm die Bucklige ein ganz reines nettes Stübchen an, welches mit einem ganz artigen Klavier und einem wohl angefüllten Bücherſchrank aufgeputzt war. Keinen ſchlechten Begriff machte er ſich von dem Geſchmack ſeines Prinzipals, und faſt ver-

vergaß er den Eindruck, den derselbe mit dem spanischen Aufzuge und mit der gründlichen Rede, in seine Seele gemacht hatte. Auch seinen Untergebenen, von denen er noch keinen Laut gehört hatte, traute er mehr, als gewöhnliche Fähigkeiten zu, denn die Bücher, die er in dem Glasschranke fand, und die er, als ihr gebrauchtes Eigenthum betrachtete, waren alle mit Geschmack ausgesucht, theils zum Unterricht, theils zur angenehmen Lektüre. Wo er hinsah, fand er Reinlichkeit und Ordnung, die freilich beynahe an das Uebertriebene gränzte, doch das machte nichts aus. Das Stübchen hatte eine weite, unübersehbare Flur von Wiesen, Aeckern, Büschen, Dörfern, und allem, was das Auge reizt, zur Aussicht. Kurz es fing unserm Hans an zu gefallen, und er überzählte schon das Schätzchen, welches er sich hier zu sammeln gedachte. Unter allen aber, was ihm einige Dauer dieser Stelle wünschenswerth machte, war nichts anziehender für ihn, als die Landstraße, die durch P** ging, denn dadurch glaubte er vielleicht einmal unvermuthet sein Röschen wieder zu finden,

den, zumal da die Poſt nicht weit von des Amtsraths Hauſe war.

Sechzehntes Kapitel.

Hans nennt ſich Grützkopf.

Theils die Neugierde, mit der ganzen Spitzbergiſchen Familie bekannt zu werden, theils ein laut rufendes Bedürfnis im Magen, welches alle die ſchönen Planeten nicht ſtillen wollten, machten: daß Hans jede Minute die Abendmahlzeit ſehnlicher erwartete.

Endlich kam die Alte und rief ihm, ſich herunter in den Speiſeſaal zu bemühen. Noch war niemand in demſelben, und Hans hatte daher Zeit zu überzählen: für wie viel Perſonen gedeckt war? Aus den ſieben Converts ſchloß er wahrſcheinlich: daß er vier Zöglinge haben würde. Eine ſeltſame Erſcheinung unterbrach ihn jetzt in ſeiner Ausrechnung. Die Alte brachte nemlich fünf Perückenſtöcke in verſchiedener Größe, einen nach dem andern hereingetra-

trogen, und ſetzte ſie auf die Stühle um den Tiſch herum. Dreye davon, und zwar der gröſste und die zween kleinſten, hatten Hauben auf, die beyden mittlern aber eine Art von Perücken, alle aber hatten ſie Larven vor. Hans konnte ſich nicht ſatt ſehen, und wuſte gar nicht, was dieſe Komödie vor einen Zweck haben ſollte. Bey allem Hin- und Herdenken konnte er ſich das Ding nicht anders erklären: als daſs die Perückenſtöcke den Kopfputz der Perſonen tragen müſsten, welchen der Platz gehörte, und die ihn hernach etwan aufſetzten, wenn ſie zu Tiſche kämen. Er fragte die Alte, welche öfters ab- und zugieng und hier und da noch etwas an den Perückenſtöcken zurechte machte; aber ſie hielt ihm bey keiner Frage Stich, ſondern blökte ihn, wie beym Eintritte, freundlich lächelnd an, und antwortete ihm kein Sylbe. Mit jedem Augenblicke ſtieg Hanſens Neugierde. Endlich wurde er befriedigt. Ein Aufwärter aus einem Gaſthofe brachte das Eſſen, denn die Alte kochte nicht ſelbſt, (ein Umſtand, der Hanſen ſehr lieb war) und der Amtsrath trat zugleich in einem häuslichen Anzuge, durch

eine

eine Seitenthüre in den Saal, und redete Hansen feierlich an:

„Ich hoffe, Herr Hofmeister, meine Frau und Kinder werden Ihnen schon ihr Kompliment gemacht haben?“

„Nein! Herr Amtsrath,“ sagte Hans, „ich habe das Glück noch nicht gehabt, sie zu sehen, so sehnlich ich es auch wünsche.“

Der Amtsr. Wie? Sie hätten sie noch nicht gesehen? Sie sind ja beynahe eine halbe Stunde schon hier gewesen.“

Hans. Ich bitte um Verzeihung, Herr Amtsrath, ich habe keine Seele gesehen.“

Amtsr. O mein Himmel! Sie müssen ein sehr abstrakter Philosoph seyn, daß Sie nicht sehen, was außer Ihnen vorgeht. Doch um desto lieber sind Sie mir. Je abstrakter, je tiefsinniger, je besser.

Hans. Ich habe die Ehre, Ihnen zu versichern, daß ich noch keins gesehen habe.

Amtsr. Noch gar nicht gesehen?

Hans. Nein! wahrhaftig nicht. (Jetzt gieng Hansen ein Licht auf, und er wurde über und über roth.)

Amtsr. Hier sitzen sie ja alle, Herr Hofmeister, (er lachte über Hansens Abwesenheit des Geistes und zeigte auf die fünf

Pe-

Perückenstöcke.) Dies ist meine Frau; dies mein ältester Sohn, Friedrich; dies der jüngste, Albert; dies meine älteste Tochter, Malchen; und dies meine jüngste, Röschen — (Röschen hörte Hans und sein Herz bekam einen elektrischen Schlag.) Diese hat die Ehre neben Ihnen zu sitzen. — Ihr habt doch eurem Herrn Hofmeister die Hand geküßt, ihr Kinderchen? Ja! — So ists schön. Nun ich habe euch meine Ermahnung schon deswegen gegeben. Jetzt wollen wir essen. Setzen Sie sich. Wie heißen Sie denn?"

Hans. Grützkopf. (Diesen Namen gab sich Hans aus Verdruß über sich selbst, und die Gelegenheit dazu gab ihm ein Napf mit Grütze, den er auf der Tafel stehen sah.)

Amtsr. So! so! So setzen Sie sich, Herr Grützkopf; Setzen Sie sich! Hm! Grützkopf! — Grützkopf!

Hans. Ja! Grützkopf.

Amtsr. Oder Grützkopf.

Hans. Nein! Grützkopf.

Amtsr. Ein schöner allegorischer Name. Er bedeutet Seegen in der Haushaltung. Nicht wahr, Röschen, du bist Herr Grützkopfen gut? — Ja, das glaub ich, du siehst

ihn auch immer an. Herr Grützkopf ist dir auch gut. Nicht wahr! Herr Grützkopf?“

„Ach von Herzen lieb ich Röschen,“ antwortete Hans mit einem tiefen Seufzer, und sein Geist entfloh, untreu den ihm untergebenen Perückenstöcken, durch die Luft zu seinem geliebten Mädchen, und träumte, durch den Laut ihres Namens verführt, sich in ihren Armen.

Der Amtsrath ließ ihn nicht lange träumen, weil er ihm noch mancherley bekannt zu machen hatte. „Dieser da,“ hob er an, „Friedrich, hat einen etwas schweren Kopf. Doch was er einmal faßt, das behält er auch, sonst aber besitzt er ein vortreflich sanftes Herz. Aber da der kleine Albert hat einen aufgeweckten, lebhaften Geist. Mit Adlersblicken durchschauet seine Seele alles. Sie sehen es ihm auch gleich an den Augen an. Ja! er ist aber auch mein Liebling — Nun ihr armen andern, seht mich nicht so traurig an, ich habe euch alle lieb. — Diese beyden übergebe ich Ihnen. Mit den Mädchens haben Sie nichts zu thun, sie sind noch zu klein. Mama beschäftigt sich noch mit ihrer Erziehung.“

Hans

Hans starrte vor den Wunderdingen, die er da alle hörte, und wußte nicht: ob ihn der Amtsrath äffen wollte. Doch schien ihm auch der Mann dazu zu ernsthaft, und das Lachen des Wirths fiel ihm ein, welches er sich jetzt erst entlarven konnte.

„Nun," fuhr der Amtsrath fort, „das Essen wird kalt; willst Du uns nicht vorlegen Mütterchen? — Ich sehe wohl, Du bist heute verdrüßlich; ich muß wohl Dein Amt über mich nehmen. Geben Sie mir Ihren Teller, Herr Grützopf. Wahrhaftig ein schwerer Name — (Hans reichte den Teller hin.) Du issest doch auch mit, Mütterchen? es ist ja Dein Leibgericht, Nicht? Da Fritz! — Da Albert! — Da Malchen! Da Röschen! (Jedem gab er auf seinen Teller) Nun das will ich für mich behalten."

Still wurde nun gegessen, und Hans vertiefte sich in Betrachtungen, ließ sichs aber dabey vortreflich schmecken, denn der Alte speißte nicht schlecht.

Als die Tafel zu Ende war, nahm die Bucklige, die auf den Tellern unverzehrt gebliebenen Speisen, und aß sie. Der Amts-

rath befahl seinen Söhnen: Herr Grützto-pfen auf seine Stube zu folgen, und er-mahnte sie nochmals zur Zucht und Ord-nung, Gehorsam und Fleiß. Nun nahm sie die Alte auf die Schultern, und trug sie auf Hansens Stube nach, der Amts-rath aber vertrieb sich noch den übrigen Abend mit seinen weiblichen Perücken-stöcken.

War je Hansens Geist geschäftig gewe-sen, so war er es jetzt, als er über diesen unerhörten Auftritt im Stillen Betrachtun-gen machen konnte. Fast hielt er es noch für einen Traum, so wie Ihr alle, die Ihr es leset, dafür halten werdet, ob ich Euch gleich mit meinem Kopfe für die Wahr-heit des Abentheuers stehen kann. „Kann wohl je," so sprach er mit sich selbst, „dem fruchtbarsten Genie ein solcher Vorfall nur als eine Erfindung einfallen? Ein Hofmei-ster für Perückenstöcke — für wirklich aus Holz gemachte Perückenstöcke? mit sechzig Thalern Gehalt, ohne die Geschenke? Wer kann sichs wohl närrischer träumen lassen? Pfui! Hobald! das heißt deine Würde er-niedrigen! Wird nicht alle Welt dich aus-lachen? wer dich siehet, dir spöttisch nach-schreyen:

schreyen: da acht der Perückenstockhofmeister! Nein! das ist zu tolle — das halt ich diesen Abend kaum aus. Morgen verlaß ich dies Haus."

Jetzt trat er hin vor das Bette, wo seine Schüler die Nasen in die Höhe kehrten und ihn mit ihren Larvengesichtern anlachten. So verdrüßlich ihn auch sein beleidigter Stolz machte, so mußte er doch über diesen Anblick helle lachen. Jedem gab er einen Nasenstüber zur angenehmen Ruh, und gieng selbst zu Bette, noch immer entschlossen: morgen das Haus zu verlassen.

Ein weiches niedliches Lager, mit manchem Wohlgeruch umgeben, nahm wohlthätig seine, von der Reise müden Glieder auf, und versprach freundlich den ersten Verdruß, den er in diesem Hause hatte, sanft einzuwiegen. Er schlief auch bald ein, und selbst der, ihn sonst selten verlassende Gedanke an Röschen, trat diesmal dem Gotte des Schlafs nicht in den Weg. Am hellen Morgen unterbrach seine Ruhe die Alte, welche an seine Thür klopfte und eine Chokolade für drey Personen zum Frühstück brachte. Süß roch ihm dieser Schöpfungstrank in die Nase. Mit Musse,

dachte er, willst du den noch verzehren, und dann dich beurlauben. Der Morgen war heiter, und ihn zu genießen machte er das Fenster auf, setzte sich davor, und sein Auge schaute der Natur in ihr glänzendes Angesicht. Sanfte Empfindungen durchflossen jetzt seine Adern, seine Wohnung schien ihm Elysium, und er fing an zu bedauern: daß er ihn verlassen sollte. Mit diesem Bedauern entstund auch der Gedanke: ob es denn nicht möglich wäre zu bleiben?

So fürstlich hast du selbst in dem Hause deiner Aeltern nicht gelebt; so bist du nie abgewartet worden. Zu thun hast du nichts, Zeitvertreib kannst du dir ja auch machen. Jetzt hast du kein Geld; wovon also leben? hier brauchst du wenig und bekommst doch so viel. Eine Zeit lang könntest du doch wohl bleiben, und dir wenigstens etwas wieder sammeln. Du kannst ja erst sehen wie es geht, und dann ists allemal noch Zeit fort zu gehen. Das Gelächter der Welt? dem brauchst du dich ja nicht auszusetzen, du kannst ja zu Hause bleiben; Gesetzt auch, sie lachte dich aus, so dauerts doch, wie jedes andre Ding,

nur

nur eine Weile, und überdieß kennt dich ja hier kein Mensch — — Diese Umstände alle überlegte Hans mit kalter Vernunft, welche am Ende zu ihm sagte: Bleib und schicke dich in die Welt.

Siebzehntes Kapitel.

Wer unter den Wölfen ist muß mit heulen.

Und je länger Hans blieb, je besser gefiel es ihm auch. So lange er nicht an die Narrheiten seines Prinzipals dachte, hätte er in keiner bessern Lage seyn können; denn so wie man alles in der Welt gewohnt wird, so wurde er auch den Amtsrath gewohnt, und dachte am Ende es müßte so seyn. Wie konnte sichs Hans aber auch besser wünschen! Der Amtsrath, je länger er ihn kannte, desto gefälliger wurde er gegen ihn, und erkannte die Wohlthat, die er an seinen hölzernen Kindern ausübte. Seine ganze Beschäftigung bestand darinne: daß er aß, trank, schlief, zum Fenster

herausſah, auf dem Klaviere ſpielte, in einem Buche laß und ſpazieren gieng. Das letzte konnte er jedoch nicht zu allen Zeiten und nicht nach eignem Gefallen thun, denn er mußte eine gewiſſe Anzahl Stunden auf ſeiner Stube zubringen, gleich als ob er Unterricht gäbe, konnte dabey aber doch machen, was er wollte.

Kaum hätte er eine Woche in dieſem Hauſe zugebracht, ſo erhielt er ſchon einen Beweiß von des Amtsraths Freigebigkeit. Sein Prinzipal pflegte zuweilen ſeine Kinder auf ſeine Stube zu nehmen, ſie zu examiniren, und ihnen Lobeserhebungen wegen ihres Fleißes und Geſchicklichkeit vorzuſagen. Bey einer ſolchen Prüfung hatte einer der Knaben die an ihn gethane Frage außerordentlich gut beantwortet, das heißt: dem Amtsrath war bey ſeiner gelehrten Frage eine gelehrte Antwort eingefallen, und dieß gefiel ihm ſo, daß er Hahnen ſtehenden Fußes einen Dukaten ſelbſt überbrachte, und ihm dabey die größten Lobſprüche wegen ſeines Fleißes machte.

Wie aber das Ohngefähr von jeher der Grund zu großen Erfindungen geweſen iſt, ſo war auch dieſes ohngefähre Geſchenke

bey

bey Hansen der Schöpfer eines glücklichen Einfalls, den er hernach wirklich realisirte. Unter dem Büchervorrathe im Glasschranke, hatte er eine Menge hübscher Komödien gefunden. Eine von diesen wollte er mit des Amtsraths Kindern aufführen, und dadurch dem Alten eine unvermuthete Freude machen. Weil er aber wußte, daß in einigen Tagen der Geburtstag des Amtsraths einfiel, so durchsuchte er den ganzen Vorrath, bis er ein schickliches Stück fand, nemlich ein solches, wo nicht zuviel Personen erfordert wurden, und sich doch etwas von Glückwünschen anbringen ließ. Endlich fand er auch eins, welches sogar den Namen: Der Geburtstag, führte. Hie und da mußte Hans freilich noch etwas darinne ändern, damit es auf Zeit und Umstände paßte, welches aber nicht gar zu viel war. Wie wollte er aber seinen Akteurs die Aktion lehren, da diese Art von Perückenstöcken doch nicht einmal ein gedrucktes Exemplar in die Hand nehmen, und ihre Rollen daraus herlesen konnten? — Sollt's gleich hören, wie's Hans machte — Mit Hülfe der alten Haushälterin machte er eine große Stube

im Hause zu rechte, jedoch mit aller möglichen Stille und in aller Frühe, damit der Amtsrath nichts merken sollte. Die Bühne selbst war ein langer Tisch, und zween Bettschirme vertraten die Stelle der Dekoration. Wunderschön hatte er seine Akteurs frisirt; wenigstens seine Eleven, denn mit dem Frauenzimmerputz wußte er nicht umzugehen, ob er gleich bey Röschen manches hätte lernen können. Die Frau Amtsräthin hatte selbst in hoher Person eine Rolle übernommen, so gern Hans dieses Anerbieten auch ausgeschlagen hätte. Denn da er die eifersüchtige Laune seines Prinzipals kannte, machte er sich eben nicht gar zu viel mit ihr zu schaffen, doch diesmal versprach er sich, der guten Absicht wegen, Nachsicht von dem Alten, und erhielt sie auch.

Als das Abendessen vorbey war, bat er den Amtsrath: Sich in das Zimmer zu bemühen, weil er sich vorgenommen hätte ihm zu seinem heutigen Geburtstage eine kleine Freude zu machen. Große Augen machte der Alte, als er die Bühne vor sich sah, welche die Haushälterin indessen vortreflich erleuchtet hatte. „Was soll das

be-

bedeuten?“ fragte er Hansen. „Ich wollte Ihnen zu Ehren ein Schauspiel aufführen“ erwiederte Hans, und brachte demselben einen Stuhl, daß er sich niederlassen sollte. Nun setzte sich Hans an das Klavier, welches hinter den Schirmen stand, und spielte zum Eingange eine Sinfonie, die des Alten Seele so erfreute, daß er in die Hände klatschte. Unterdessen trug die Haushälterin die Schauspieler herbey und stellte sie hinter die Bühne. Nach geendigter Musik befestigte Hans an jeden einen Stock, um sie nach Gefallen vor, hinter, oder auf die Seite ziehen zu können. Damit aber dem Zuschauer bey dieser Verkehrung die Sinne nicht einschliefen, sang Hans eine Arie nach der andern, bis alles zu Stande war. Nun zog er den Vorhang auf, welcher aus zween Fenstervorhängen bestund, und schob seine Akteurs an den Ort, wo er sie brauchte. Was dieselben aber sprechen sollten, das las er hinter dem Schirme aus dem Buche her, und veränderte bey jeder Person die Stimme, trotz einem Marionettenspieler. Wenn ein Auftritt vorbey war, zog er die Schauspieler zurück; war aber

ein

ein Akt vorüber, so spielte er wieder etwas auf dem Klaviere.

Anfangs machte der Herr Amtsrath ein finstres Gesicht, als er seine Frau Gemahlin mit auf der Schaubühne und in Hansens Gewalt erblickte, doch weil er sie nur bescheiden mit dem Stocke berührte, beruhigte er sich wieder. Hans suchte allen seinen Ausdruck im Tone und in der Stimme zusammen, um sein Schauspiel rührend zu machen. Der Alte weinte helle Thränen der Freude, besonders am Ende, wie es an die Glückwünsche kam. Gern wär er Hansen und seinen Schauspielern um den Hals gefallen, doch dadurch hätte er das Spiel unterbrochen; er verschob es also bis nach Endigung desselben. Kaum war das Schauspiel aus, so riß er die Perückenstöcke von der Bühne, und schloß einen nach dem andern an seine Brust; endlich kam auch die Reihe an Hansen. Tausend Schmeicheleyen empfing er von dem, bis in Himmel entzückten Amtsrathe, wegen seiner Geschicklichkeit; er glaubte, Hans hätte das Stück selbst verfaßt. Hans ließ ihn in diesem Wahne, und beschloß, das gedruckte Buch noch diesen Abend zu verbrennen,

um nicht ertappt zu werden. In Freude und Wonne wurde der Reſt dieſes Abends noch bey einer Flaſche ungariſchen Weine zugebracht.

Am andern Tage fand Hans unter ſeinem Gedecke zween ſonnenhell: Louisdors, und der Amtsrath wiederholte von neuem die Schmeicheleyen wegen des wohlgerathenen Schauſpiels, wovon er ſich zugleich die Abſchrift ausbat, und einen Dukaten Schreibegebühren vorſchoß.

Wer war freyer als Hans, da er auf einmal wieder zu einem kleinen Schatze kam; er beſchloß ihn dießmal beſſer zu verwahren, und ſah ihn ſchon durch einen goldenen Regen, den der gutwillige Amtsrath in Zukunft auf ihn würde ſtrömen laſſen, zu ſo einem Klumpen aufgehäuft: daß er würde Mühe haben, ihn fortzubringen.

Leicht war dieſer Gedanke gedacht; aber oft ſind wir da am weiteſten von der Erfüllung unſrer Hofnung entfernt, je näher und je gewiſſer wir dieſelben glauben.

Einige Tage nach dieſer Komödie hatte er unter den Stunden, welche dem Unterrichte gewidmet ſeyn ſollten, etwas auf dem Tiſche zu thun, an dem ſeine Schüler

ſaſ-

faßen, und weil der Ofen nicht weit davon stand, hatte er dieselben indessen gerade davor hingestellt. In dem Feuer seiner Arbeit gab er gar auf diesen Umstand nicht acht, als der Amtsrath in die Stube trat, und seine Kinder da stehen sah. Was konnte dieser wohl anders denken? als daß sie Hans hätte hinknieen lassen? Geneigt, blos durch Güte und Freundlichkeit Kinder zu ziehen, war Strafe, so klein sie auch war, ihm etwas Grausames, etwas Abscheuliches. Er konnte es nicht über sein Vaterherz bringen, seine armen Kinder Noth leiden zu sehen; denn ihre Larvengesichter schienen durch traurige Geberden um Mitleiden und Hülfe zu flehen. Wäre dies nicht so kurz nach der Komödie geweſen, so hätte er gewis Hansen einen tüchtigen Verweiß gegeben; allein so verbiß er den Zorn und bat Hansen nur: ihnen nicht wieder so zu begegnen. Dieser wollte sich vertheidigen, aber der Alte, um alle bittre Wahrheiten zu ersparen, hörte ihn nicht an, sondern gieng zur Thüre hinaus; doch wurmte es ihn so, daß Hans ein Merkliches von seinem Zutrauen bey ihm verlohr.

Ein

Ein zweeter Unfall folgte wenig Tage darauf, der aber Hansen den ganzen Zorn des Amtsraths zuzog. Ich weiß nicht was es auf der Gasse zu sehen gab, als Hans eben vor der offenstehenden Stubenthür der Frau Amtsräthin vorbey gieng; er gieng also gerade hinein und sah zum Fenster hinaus. Freilich fürchtete er sich vor der Eifersucht ihres Mannes, und hielt sich daher nicht lange in der Stube auf; aber eben diese Eilfertigkeit war sein Unglück; denn da er gar zu geschwind wieder herausgehen wollte, stieß er an die Frau Amtsräthin, welche am Tische saß und in Gedanken vertieft war, daß sie vom Stuhle purzelte und das Kopfzeug verlohr. Hans war erschrocken, und war eben im Begriff, ihr die Haube wieder aufzusetzen, als der Amtsr[illegible], der den Fall gehört hatte, zur Thüre hereintrat. Leichenblaß wurde er von Verwundrung, als er Hansen an seiner Frau so herum handthieren sah; doch trieb bald die Eifersucht ihm das Blut ins Gesicht, jedes Aederchen schwoll auf, jede Muskel verzog sich. Hans sah das Ungewitter sich thürmen und wanderte zur Thüre hinaus und auf seine Stube; der Amts-

rath

rath hinterdrein. „Was muß ich von Ihnen erleben, Herr Grützkopf!“ redete er Hansen mit donnernder Stimme an. „War es Ihnen nicht genug: meine Kinder — meine guten unschuldigen Kinder, die Ihnen gewiß nichts zu Leide gethan haben, so gemißhandelt — so viehisch traktirt zu haben? Noch blutet mir die Wunde in meinem Herzen! Nein! dies ist Ihnen nicht genug; Ihr unreines Herz verführt Sie zu Schandthaten gegen meine Frau. Ihre ehebrecherischen Hände griffen sie, daß sie ein Opfer Ihrer unzüchtigen Flammen seyn sollte. Sie waren im Begriff, mein keusches Ehebette zu besudeln! Fort, mit dem Ehebrecher aus meinem Hause, welches er mir mit seinem schändlichen Leben vergiftet, daß es der Zorn des Himmels seinetwegen nicht noch in Rauch und Flamme aufgehen lasse. Fort mit ihm! Fort mit ihm!“

Hans wollte ihm den unglücklichen Fall nach aller Aufrichtigkeit erzählen; aber der Alte hörte ihn nicht an, sondern schrie immer: Fort mit dem Buben — ich leide ihn keinen Augenblick mehr in meinem Hause.

Hans wurde nun auch tückisch, und fing an einzupacken. Ehe er aber zum Hause hinausgieng, schickte ihm der Amtsrath noch den Gehalt von einem ganzen Vierteljahre, und in einer halben Stunde war er zur Stadt hinaus. Vor dem Thore befeufzte er seine Neugierde und wünschte den Lärm auf der Gasse hundertmal in die Hölle.

Einige Tage nach Hansens Abschied fiel es dem Alten ein: daß seine Frau doch wohl einen verbotenen Liebeshandel mit Hansen könnte gehabt haben, weil sie ihm immer traurig zu seyn vorkam. Dieser Verdacht stieg immer höher, bis er endlich überzeugt wurde, und nun ließ er sich von ihr scheiden.

Achtzehntes Kapitel.

Wie gewonnen, so zerronnen.

Freilich bedauerte Hans: daß eine solche Tafel mehr vor ihn gedeckt seyn sollte; befeufzte sein nettes Stübchen; vermißte die

Chokolade zum Frühstück; fühlte im voraus sein wollüstiges weiches Bettchen gegen stachelndes Stroh vertauscht, und bejammerte alle die schönen Sächelchen, die er in P** verlassen mußte. Doch sein leichtes Blut ließ ihn diesen Kummer nicht über neun Meine mit sich tragen; er warf ihn bald in den ersten besten Graben, und streuete eine Hand voll Erde darauf, damit nicht das Mitleid ihn erblicken und etwan aufheben möchte. Sobald er wieder vernünftige Leute um sich sah, wurde ihm sein bisheriger Aufenthalt wieder verächtlich.

„Ein Dukaten — zwey Louisdor — wieder ein Dukaten — wieder drey Louisdor — macht — macht — grade: Ein und dreyßig Thaler, weniger acht Groschen. O! schon ein hübsches Sümmchen, wovon ich alleine, ein hübsches Weilchen leben kann. — Aber das ist albern: daß mir der Narr nicht Zeit gelassen hat, es einzunähen. Man ist unterwegs nicht sicher, auch kann ichs verlieren. Wo steck ichs nun wohl hin?“ — So sprach er laut mit sich selbst, als ein Frauenzimmer neben ihm am Wege sich aufrichtete.

„Gott

„Gott grüße Sie mein schönes Herrchen! Wo wollen Sie denn hin?“ Hans erschrak nicht wenig, und weil er eben von Spitzbuben geträumt hatte, fuhr er in die Tasche und hielt seinen Schatz mit der Hand; doch da er so ein freundliches Frauenzimmerchen vor sich sah, zerstreuete sich seine Furcht bald wieder. Eine Hand wäscht die andre; weil sie freundlich gefragt hatte, antwortete er ihr auch freundlich: „Mein Weg geht auf die nächste Stadt.“

„Da will ich auch hin, wenigstens den Weg, denn ich bin eine Meile von hier zu Hause; Wenn Sie mir nur erlaubten, mit Ihnen zu gehen, wenigstens bis durchs Holz. Denn es giebt immer Mannspersonen drinne, die unser einen gerne hudeln; wenn ich aber mit Ihnen gehe, darf ich mich doch nicht fürchten. Ich denke auch: mein Mann wird mir noch entgegen kommen.“ Sie brachte dies alles so unschuldig vor und sah so freundlich aus, daß Hans bezaubert war, und sie vielleicht selbst gebeten haben würde: ihm Gesellschaft zu machen, wenn sie ihm nicht zuvor gekommen wär.

„Recht gern," antwortete er, „es soll mir ein Vergnügen seyn. Kommen Sie nur, wir wollen sehen, wer am besten marschiren kann."

„O! das will ich gerne zugeben, daß Sie besser zusteigen können als ich; aber denn werden Sie mich auch im Stiche lassen?"

„Nein das will ich nicht." So trollten sie denn ganz sachte nach dem Holze zu. Das artige Weibchen plauderte mancherley; besonders bezeugte sie Freude, daß sie nicht alleine gehen dürfte, und erzählte: wie sie auf ihrer Herreise von allen Mannspersonen wäre angepackt worden.

„Nun aber," fragte sie Hans, „ich bin ja auch eine Mannsperson; warum fürchten Sie sich denn vor mir nicht auch?"

„Je nun, Sie sahen mir just so aus, als wenn Sie mich nicht hudeln würden; und von solchen schönen Herren, wie Sie sind, läßt man sichs auch wohl einmal gefallen."

Hans fühlte das Leichte in dieser Antwort und sah ihr scharf in die Augen. Weil sie es aber selbst auch zu fühlen und zu bereuen schien, und überhaupt diese Antwort

seiner Eitelkeit schmeichelte, so ließ er den argwöhnischen Gedanken, der sich an sein Herz hatte hängen wollen, fahren, und glaubte, sein gutes Ansehen habe sie dazu verleitet. Dadurch aber, daß er ihr so scharf ins Auge gesehen hatte, fand er zwischen ihr und seinem Röschen etwas Aehnlichkeit, und vorzüglich machte das Päckchen, das sie unterm Arme trug, sie in seinen Augen Röschen noch ähnlicher; er dachte sich in die glücklichen Zeiten zurück, wo er mit Röschen die Welt durchwandert hatte, und versetzte sich ganz in seine damalige Lage. Vom neuen sah er das Weibchen wieder an, und wurde immer mehr getäuscht; ja sein Selbstbetrug gieng so weit, daß er oft in dem Feuer der vertraulichen Erzählung, sie bey der Hand ergriff, oder mit seinem Arme umschlang, wenn sie an einen schmalen Weg kamen, wo er sie allemal vorauszugehen nöthigte. Das Weibchen fand auch nicht vor gut, ihm seinen Irrthum zu benehmen.

Ein gut Weilchen waren sie so im Holze fortgegangen, als sie an einen Beyweg kamen. „Hier, schöner Herr!“ sprach das Weibchen, „geht auch ein Weg hin, der

ist eine halbe Stunde näher, als die Landstraße, und auch weit angenehmer, denn wir sind besser vor der Sonne geschützt. Ich weiß die Wege hier inwendig und auswendig; wir können nicht irren. Wenn Sie Lust haben, will ich Sie führen; doch wenn Sie lieber auf der Landstraße bleiben wollen, so bleibe ich auch bey Ihnen?"

„Nein!" sagte Hans, „wenn es besser ist, geh ich gerne mit. Ein Viertelstündchen gieng es recht gut; je weiter sie aber kamen, desto ungebähnter wurde der Weg, der Busch dichter. Hans sah bisweilen sich um, das Weibchen aber, die solches merkte, sprach ihm Trost zu, daß sie nun gleich zum Holze hinaus seyn würden.

Jetzt kamen sie auf einen etwas offenen Platz, der aber mit den dichtesten Bäumen ganz umgeben war. Gereitzt durch das sanfte Rauschen der Mittagswinde in dem Laube der Eichen, durch die erquickende Kühlung in ihrem Schatten, durch den melodischen Gesang der Vögel, und eingeladen von dem weichen, unter ihren Füssen emporsteigenden, mit Wollust hauchenden Blumen gemahlten Wiesen, vergaßen beyde, wie weit sie noch zu gehen hatten;

folg-

folgten den Gefühlen der Natur, und — ſetzten ſich auf einen Raſenhügel nieder, um auszuruhn.

Ein kleines, mit geiſtigem Waſſer gefülltes Fläſchgen holte hier das Weibchen aus ihrem Bündel, und fragte Hanſen: „ob er nicht einmal auf die Hitze trinken wollte?“ Sie that dieſes mit einer ſo freundlichen Mine, daß Hans ohne Bedenken es annahm, und ſeine matten Geiſter durch ein Paar derbe Züge ſtärkte; das Weibchen trank auch. „Nun wird ſichs noch einmal ſo gut gehen,“ ſagte ſie, „haben Sie noch Appetit?“ Hans nahm das Fläſchgen noch einmal, und das Weibchen that ihm Beſcheid, und ſchickte ſodann das Fläſchgen wieder an ſeinen Ort.

„Ich weiß nicht,“ fing nun das Weibchen an, „jemehr ich Sie anſehe, deſtomehr finde ich Aehnlichkeit zwiſchen Ihnen und meinem Bruder, dem Studenten. — Hier fehlt Ihnen nur noch ein kleiner Buckel auf der Naſe — und hier ein Grübchen im Backen, und da etwas drüber ein braunes Fleckchen. Er iſt juſt ſo weich wie Sie ums Kinn.“ Bey dieſen Worten hatte ſie ihren Arm ſanft auf Hanſens Ach-

fel gelegt, und bezeichnete die Stellen, wo die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit seyn sollte, mit ihrer weichen Hand. Hans sah es wirklich nicht ungern, daß sich das hübsche Weibchen diese Dinge alle so handgreiflich machte, und wünschte, die Untersuchung hätte noch länger gedauert, besonders die, wegen des Barts. Um sie nun vom neuen anstellen zu lassen, wendete er ein: daß sein Kinn und Backen doch noch weicher wären. Das Weibchen aber, um Recht zu haben, (denn wer behält denn nicht gerne Recht, wenn ihm widersprochen wird?) wiederholte die Untersuchung, und weil sie sich dabey etwas herüber beugen mußte, machte Hans ihr es bequem, und faßte sie unter die Arme. In dieser Stellung also ließ ihr Haus freyen Willen, zu untersuchen wie sie nur wollte, und ließ die Augenlieder halb zufallen. Das Weibchen beharrete auf ihrer Behauptung, und Hans, der doch nur in Etwas auch recht haben wollte, half sich damit, daß er ihr versicherte: seine Wangen wären doch wenigstens so glatt, als die ihrigen, und zum Beweiß drückte er sein Gesicht an das ihrige.

Ich weiß nicht, hatten die Geister des Brandtweins Hansens Grundsätze überwältigt? oder — kurz er vergaß, daß sie eine Frau war. Fest schloß er seine Augen zu, und schuf dadurch das Weibchen ganz in sein Röschen um; Feurig drückte er sie an seine Brust, und fühlte sein Röschen in seinen Armen. Das Weibchen hatte nichts dawider, sondern hutschte näher zu ihm hin.

Einige Minuten hatte diese Entzückung bey Hansen gedauert, als das Weibchen auf einmal schrie: „Ach! mein Mann!“ sich aus seinen Armen riß und aufsprang.

Zween Männer mit tüchtigen Knitteln kamen aus dem Busche hervorgesprungen, und einer davon faßte Hansen bey der Brust, daß er sich nicht rühren konnte. „Kerl!“ sagte er mit der Stimme eines Löwens, „was habt ihr da bey meiner Frau zu suchen? ich habe dem Dinge lange schon zugesehen. Wart't, ich will euch eu'r verliebtes Blut abkühlen; ich will euch lernen mit meiner Frau scharmiren. Pack an Hans, wir wollen ihn dreschen, daß er auf der Stelle krepiren soll.“

Diese Donnerworte erschütterten Hansens Seele, sie fürchtete sich vor den Knit-

teln, glaubte auch einen Treff mit davon zu bekommen, und entfloh. So flieht kein Feldherr vor dem eiſernen Regen der Kanonen, als jetzt Hanſens Geiſt. Blaß ward ſein Geſicht, ungeheißen ſchloſſen ſich jetzt ſeine Augen, die vor kurzem, bloß dem Befehle ſeines Herzens zu gehorchen, ſich hatten ſchließen müſſen, und er ſank, oder wäre geſunken, wenn ihn der grimmige Mann nicht gehalten hätte.

Ein halb Stündchen mochte wohl Hanſens Seele verweilt haben; weil ſie aber die Gefahr vorüber glaubte, kehrte ſie zurük, ſchloß Thor und Thür wieder bey ihm auf, und blickte friſch und munter zu den Fenſtern heraus. Todt, oder wenigſtens alle Gebeine in Millionen Spilter zermalmt, wähnte ſich Hans, und wagte es nicht, ſeinen Arm aufzuheben; doch endlich verſuchte er es, und konnte ihn glücklich bis an ſein Auge zu führen. „Vielleicht iſts der andre?“ und hob den auf — es gieng auch — vielleicht die Füße? er zog ſie an, und konnte ſie noch lenken; er ſuchte aufzuſtehen, und es gelang ihm auch. Vom Kopf bis auf die Füße befühlte er ſich nun, wo Löcher wären, und fand keine — ſuch-

te

te Blut, und fand keins — kurz er ſtand geſund und friſch da, und kein Glied that ihm weh. Die Männer hatten ihn doch todt ſchlagen wollen? und gleichwohl hatten ſie ihm gar nichts gethan; das konnte er nicht begreifen. Vielleicht haben ſie ſich verſteckt, und wollen die Exekution vornehmen, wenn du wieder erwacht biſt? aber warum wären ſie nicht lieber hier geblieben? Willſt deinen Mantelſack nehmen und fort trollen; 's wird ſonſt gar Abend, kannſt doch nicht auf gut Glück hier lauern. So drang er denn durch das Gebüſch, und wo ihn dieſes nicht aufhielt, ſprang er wie ein Haaſe, um nur aus dem Walde zu kommen. Er war auch ſo glücklich, nach einer halben Stunde ein Dorf zu ſehen, wo er zu bleiben, und ſich von ſeinem Schrecken zu erholen beſchloß.

So war denn der arme Hans in einem Tage zweymal bey eiferſüchtigen Männern in Verdacht gerathen. Das erſtemal, dächte ich, ich wollte drauf ſchwören: daß er unſchuldig geweſen iſt; das zweytemal? je nu — — er hatte aber auch Schreck genug davon.

„Ein

„Ein andermal will ich mich ſchöne vor Weibern hüten," ſprach er, und trat froh in die Schenke. Bey einem Kruge Bier überdachte er nun ſein fürchterliches Abentheuer, und wünſchte ſich Glück, daß er noch mit heiler Haut davon gekommen war. Noch erfreulicher aber war es ihm, daß ſie ihm ſeine Sachen gelaſſen hatten, und wollte bey der Gelegenheit ſeinem Schatze, den er in der Beinkleidertaſche vergraben hatte, mit der Hand einen kleinen Beſuch abſtatten. Aber, hilf Himmel! er war weg. Er durchſuchte alle Winkel ſeines bisherigen Wohnzimmers, aber auch nicht eine Spur fand er, daß er jemals da geweſen wär. Viel fehlte nicht, daß Hanſens Seele wieder eine kleine Luſtreiſe zur Sicherheit gemacht hätte, wenigſtens wurde er leichenblaß und fing an zu zittern. Ach mein Schatz! Ach wo iſt der hin? den habe ich verloren, oder — (jetzt gieng ihm ein Licht auf) das waren Spitzbuben, und der ganze Handel mit dem Weibe eine verteufelte Liſt. O! ich Einfaltspinſel — ich Eſel — der ich mich von einem Weibe bethören, wie ein Narr am Stricke mich lenken ließ, und mein Haab und Gut, mein al-

alles verlor. Gott! was werd ich nun anfangen! — Betteln! — Betteln? Hans! Hans! (hier schlug er sich vor den Kopf) das ist der Lohn für deine Narrheit.

Der Wirth, ohne sich viel auf Physiognomie zu verstehen, las den Kampf seiner Seele in seinen Augen, und fragte: „Was fehlt Ihnen Herr? Sie sehen ja erbärmlich blaß und erschrocken aus? Sie haben doch nicht etwan gar einen Zuspruch von unsern Buschkleppern gehabt?“ „Giebts denn hier welche?“ „O nicht wenig!“ gab ihm der Wirth zur Antwort, und erzählte eine Geschichte, die Hansens seiner so ähnlich war, wie ein Ey dem andern, nur mit dem Unterschiede, daß jener Reisende derb ausgeprügelt worden war, und alles eingebüßt hatte.

Hans erzählte nun auch seine Geschichte, worüber des Wirths Tochter, ein freundliches Mädchen, die Hände über dem Kopf zusammenschlug, und über die verdammte List schrie. Viel wurde noch über den Verfall gesprochen, und Hans dankte nur dem Himmel: daß er ihm ein großes Uebel in ein kleineres verwandelt hatte, denn er glaubte immer, daß die Schläge ihm empfind-

pfindlicher gewesen seyn würden, als die Einbuße seines Geldes.

Auf der Streu dachte er hin und her, wie er nur den Wirth bezahlen wollte? Vielleicht ist er barmherzig und beherbergt dich umsonst? So dächte Hans — und schlief ein.

Und der Wirth war auch barmherzig, wie es die meisten frommen Christen sind; bedauerte Hansens Zufall — schenkte ihm seine Schuld von zween Groschen — nicht — „denn Herr," sagte er, „nehmen Sie mirs nicht übel, wie käme ich dazu, daß ich alle die Leute umsonst beherbergen sollte, welche die Buschklepper in unserm Holze ausgebeutelt haben? Danken Sie Gott, daß Sie Ihre Haut und Kleider behalten haben; andre haben mehr eingebüßt."

Hans seufzte heimlich in seinem Herzen über die Unbarmherzigkeit des Wirths und über die letzten Zeiten; ein kleiner Verdacht stieg ihm auf, daß wohl gar der Wirth zu der Gesellschaft im Walde gehörte. Was konnte er nun anders thun, als ein Oberhemde verkaufen, um die Zeche zu bezahlen und auch noch etwas Geld heraus zu bekom-

kommen. Sein Wunsch wurde ihm auch erfüllt, denn der ehrliche Wirth gab ihm noch vier Groschen baar heraus. Hans meinte zwar, es wäre zu wenig, aber der Mann schobs ihm ins Gewissen, daß er es sonst nicht brauchen könnte, als etwan Zunder daraus zu brennen.

Neunzehntes Kapitel.

Hans zieht zu Markte.

Mit trübem Herzen wanderte Hans fort, und warf, als er ein Stück gegangen war, einen schrecklichen Blick auf das Holz, welches sein schwarzes Haupt über dem Dorfe melancholisch empor hob. Eine Thräne wischte er sich aus dem Auge, und gieng grade auf A**, eine mittelmäßige Stadt, zu, wo er auf gut Glück einige Tage zu bleiben gedacht.

Als er auf den Markt kam, brachten eben die Gerichtsdiener die beyden Räuber mit samt dem freundlichen Weibchen, nach dem Rathhause zugeführt; denn die Obrig-

keit

keit war endlich bewogen worden, dem Unweſen zu ſteuern, und hatte Viſitation gehalten. Froh grub die treuherzige Seele ſchon das Loch wieder auf, worinnen er ſeinen wiedergefundenen Schatz verbergen wollte; denn nichts war ihm gewiſſer, als daß die Spitzbuben das Geld noch bey ſich hätten, und aus der Hand der Gerechtigkeit glaubte er es ohne Abzug wieder zu erhalten. In dieſer Zuverſicht kehrte er ſich in den nächſten Gaſthof ein, und zehrte vor Freuden friſch drauf los; dachte ſeine Schuld hernach ſchon zu bezahlen, zumal da er hörte: daß man erſtaunt viel Geld bey den Spitzbuben gefunden hätte.

Sein erſter Gang war zu einem Hochedlen Herrn Bürgemeiſter. Dieſer wies ihn nicht ab, bedauerte aber: daß er ihm vor der Hand noch nichts gewiſſes verſprechen könnte, und vertröſtete ihn auf das Verhör, welches übermorgen ſeyn würde. Den dritten Tag meldete er ſich abermals, und wurde auf das Rathhaus gewieſen, wo er ſogleich nach dem Verhör ſeinen Beſcheid haben ſollte. Weil aber das Verhör ſich etwas über Eſſenszeit verzogen hatte, und die Herren des Raths ihren leeren Magen

nicht

nicht so lange wollten bellen lassen, so baten sie ihn: Sich beym nächsten Verhör wieder zu melden. Mit jeder Stunde von Hansen hergeseufzt, erschien der vierte Tag, und er gieng wieder aufs Rathhaus, ward aber eben so wieder fortgeschickt. Hans fing endlich an, den Ernst zu bezweifeln, und stürmte von einem Tage zum andern den ganzen Rath.

Am vierzehnten Tage seines Aufenthalts ließ man ihn vor die Versammlung kommen, wo ihn der Bürgemeister also anredete: „Mein Herr! Wir haben Ihre Sache untersucht und reiflich überlegt. Sie geben vor: ein und dreißig Thaler weniger acht Groschen durch Diebeshand eingebüßt zu haben. Die Sicherheit erfordert es: daß Sie Zeugen deswegen aufstellen; denn sonst können wir nicht wissen, ob Ihr Suchen gerecht sey? Können Sie dies thun, so wollen wir sehen, daß wir Ihnen wieder zu Ihrem Gelde verhelfen; wo nicht, so bedauren wir Sie, wegen Ihres Verlusts.“

Da aber die Räuber, als sie Hansen bestehlen wollten, wider alle Billigkeit, nicht gewartet hatten, bis unpartheyische Leute

dazu gekommen wären, die es mit angesehen hätten, so konnte der arme Kläger auch niemanden zum Zeugen anrufen, als den Wirth, dem er den Vorfall gleich drauf erzählet hatte.

„Ja, wenn der Wirth selbst bey dem Facto zugegen gewesen wäre," war die Resolution; „aber da Sie es ihm selbst erzählt haben, gehet es nicht an." Und nun hieß man ihn abtreten.

Als Jurist konnte Hans wider das Verfahren nichts einwenden; destomehr aber litt sein Herz, wie er sich besann: daß zwischen einem Richter und einem Menschen ein so gewaltiger Unterschied ist. Gerade zum Thore lief er also hinaus, um im Freyen seinen Gram auszuhauchen, und warf sich unter einige Hollundersträuche (freilich keine romanhafte Lage) und ließ seiner Schwärmerey freyen Zügel.

Wohl ein Paar Stunden zankte er sich so mit seinem Schicksale und mit der bösen Welt herum, als ihm auf einmal einfiel: wie er den Wirth bezahlen wollte? Sein Bündel zu nehmen und fortzugehen, läßt sich in Gasthöfen nicht allzugut thun; er mußte also andern Rath schaffen. Eine

Men-

Menge Leute, die er mit Waaren nach A** ziehen sah, und der Hollunderbusch, in dessen Schatten er ruhte, gaben ihm einen Einfall, der nur so seyn mußte. Erfinderisch war Hans, und besonders wenn ihn die Noth drückte.

Wie konnten ihm diese beyden Dinge ein Mittel zur Befriedigung seines Schuldners geben? Sollt's gleich hören: Er hatte vernommen, daß morgen Jahrmarkt wäre, daran erinnerten ihn die Leute; ob er nicht auch ein Büdchen aufschlagen könnte? war die Frage, die Hansen dabey einfiel. Aber womit? Das mußte ausgesonnen werden; denn Hans gab nicht gerne einen Einfall auf, wenn er ihn einmal hatte. — Der Anblick des Hollunders machte das Gedächtniß der Zeit rege, wo er mit Stehmännchen gespielt hatte, die aus Hollunderkern gemacht gewesen waren. „Brav! brav!" rief er, „das ist herrlich!" sprang auf, holte sein Messer aus der Tasche, und schnitt wacker auf den Busch los. „Welcher glückliche Einfall! du willst Stehmännchen machen und verkaufen!"

Da seh ich nun eben nichts glückliches oder witziges in dem Einfalle? O ja! er

war so uneben nicht! und ganz Original; wartet nur erst ab, was er für Folgen hatte! Große Köpfe sehen zwar die Folgen schon von jedem Dinge voraus, auch ehe man ihnen sagt: daß man eine Folge davon erwartet; aber um derer Willen, die nicht so ein scharfes Auge haben, werdet Ihr uns doch erlauben: die Geschichte zu erzählen?

Eine ziemliche Menge Kern hatte er aus dem Holländer gesammlet, den er mit nach der Stadt nahm, und von den vier Groschen vor das Oberhemde kaufte er nun: Bley, Farbe und starkes Papier. Wozu denn Papier? Das war eben die Hauptsache, weswegen sich Hans um der Eigenheit willen so viel Vortheil versprach! Er pappte es zusammen, färbte es schwarz, und schnitt Menschengesichter draus, die er den Stehmännchen aufsetzte. Damit aber seine Waare für den Ort, wo er sie abzusetzen hoffte, interessanter werden sollte, kopierte er (seine Geschicklichkeit: aus freier Hand Menschen nachzumachen, wird Euch noch bekannt seyn?) alle Leute, die über die Straße giengen und etwas Auffallendes im Gesichte hatten. Einige Dutzend hatte er fer-

fertig, ehe es Abend wurde, und nun machte er noch, so viel er konnte, ohne Köpfe, welche er morgen noch ausschneiden und aufsetzen wollte.

Als den andern Tag der Jahrmarkt angieng, ließ er sich vom Wirthe einen Tisch und Stuhl geben, stellte ihn nicht weit vom Gasthofe, und ließ seine Püppchen drauf paradiren. Kaum hatte er sie in Reih und Glied gestellt, so versammleten sich eine Menge Jungen um ihn und schrien: „Seht einmal, was das für närrsche Dinger sind! Du Michel, sieh einmal, der sieht akkurat aus wie Meister Kerbel! Das ist der krummbeinige Friede leibhaftig! Du, dein Vater! Sieh', das ist unser Schulmeister! Just als wenn er kisse.“ So zählten die Jungen die ganzen Stehmännchen her, wer sie waren, und Haufen wars Lobspruch, daß sie sie kannten. Hätte er nicht das Stück Einen Groschen geboten, so hätte er in kurzem seinen ganzen Tisch leer sehen können; aber er hatte Absicht auf die Erwachsenen, welche sich, durch das Geschrey der Jungen aufmerksam gemacht, hinzudrungen. Jetzt machte sich ein ehrlicher Bürger Platz und trat an den Tisch. Weil er gleich

seinen spitznäsigen Schwager drunter fand, kaufte er denselben von Hansen für einen guten Hausgroschen. Diesem Beyspiel folgten auch andre, und kauften jedes einen Bekannten, oder auch sich selbst, zu ihrem größten Spas, den sie darüber unter sich auf dem Rathskeller hatten.

In einer halben Stunde war Hans ausgekauft, und nun fieng er wieder von neuen an, Gesichter auszuschneiden und auf die vorräthigen Rümpfe zu machen. Dies zweytemal kamen schon Hauben an seinen Stand und kauften; und Hans, aufgeblasen von seinem guten Glück, erhöhte den Preiß um sechs Pfennige, bekam aber auch dieses ohne Widerrede. Gegen Mittag war sein ganzer Vorrath von Hollunder alle, und er vertröstete die Käufer auf Morgen.

Nach Tische wanderte er wieder an seinen Hollunderbusch, um neue Menschen daraus zu schaffen, und den übrigen Theil des Tages wendete er an, die Gesichter dazu zu schneiden, denn die Körper konnte er die Nacht fertig machen. Diesmal hatte er unter andern auch den ganzen Hochedlen Rath mit abgebildet, und Gaukelmännerchen

chen daraus gemacht. Leicht hätte er deshalb in Ungelegenheit kommen können; weil sich aber niemand vorstellen konnte: daß ein Mensch so geschickt seyn könnte, aus Vorsatz so richtig zu schildern, hielt man es für ein Ohngefehr und ließ es hingehen.

Eben war Hans im Begriff seine Einnahme zu überrechnen, als ein Wagen mit vier Pferden die Gasse heraufgerollt kam, und (wer nun einmal zu Unglück bestimmt ist) im Vorbeyfahren mit der Achse an den Tisch stieß, daß sein ganzer Kram herunter fiel. In dem Augenblick wußte er nicht, ob er dem Wagen nachlaufen, oder die Jungen auseinander treiben sollte, die über den ganzen Magistrat und über die schönen Damen der Stadt herfielen, wie die Raben, und, weil ein jeder sie haben wolte, sich zankten, daß alles in dem Kothe zertreten wurde.

„Da liegen nun sechzehn Thaler sechzehn Groschen in dem Kothe," (denn er verkaufte heute das Stück nicht anders, als zwey Groschen; und zweyhundert hatte er gemacht) seufzete Hans und sah kläglich auf die Stehmännchen, welche unter den Füssen der Jungen, Ansehen und Schönheit ver-

loren hatten, als ein Bedienter ihn von hinten zupfte. Hans kannte ihn an der Livree, daß er zu dem Wagen gehörte, der ihm das Büdchen umgeriſſen hatte, und wollte ſchon anfangen mit ihm deswegen zu zanken; aber der Bediente kam ihm zuvor und fragte freundlich: Ob er der Beſitzer des Tiſches wäre, den der Wagen umgeworfen hätte? „Ja, das bin ich,“ erwiederte Hans, „was ſoll ich?“

„Er ſoll mit zu Madam kommen, ſie will ihm ſeinen Schaden bezahlen.“

Hans fragte viel, wer Madam wäre? gieng dem Bedienten nach, und beſchloß, grade vier Louisdor zu fodern, damit doch eine runde Zahl herauskäme. Auf dem Vorſaal hieß der Bediente ihn warten, und es dauerte nicht lange, als er die Thüre aufgehen hörte. Geſchwind drehete er ſich um nach der Thür. Ich weiß nicht, ſahe Hans, als Jahrmarktsmann, ſo fürchterlich aus, oder erſchrak die Dame über ſonſt etwas; kaum hatte ſie ſein Profil geſehen, ſo riß ſie geſchwind die Kappe herunter und prallte in die Stube zurück. Hans glaubte, ſie erſchräk ſchon im voraus vor den vier Louisdoren, die er fordern wollte, und hät-

hätte bald mit sich selbst gehandelt — doch was brauchte sie dazu die Kappe übers Gesicht zu ziehen! Lange dauerte es nun, ehe er einen Laut von Menschen hörte, und gewiß hätte er noch länger stehen müssen, wofern der Bediente nicht wieder von selbst in die Stube gegangen wär, der aber den Augenblick zurückkam und fragte: „wie hoch sich sein Schade belaufe, und wie er hieße?“

Ist denn dazu just mein Name nöthig? dachte Hans bey sich. — „Ich heiße Grützkopf, und mein Schade, der beläuft sich nette auf zwanzig Thaler.“

Der Bed. „Mein lieber Mann! er ist nicht wohl klug!

Hans. Es kann seyn! Entweder ich bin nicht klug, oder andre Leute, die mir von meinen Stehmännchen Stück vor Stück mit zwey guten Groschen bezahlen. Madam kann sich erkundigen lassen.

Bed. Ha! ha! ha! vor ein Stehaufchen zwey Groschen!

Hans. Es waren volle zweyhundert Stück, rechne er nur aus! es macht grade — — (Hier war ein Fallit, und der Bediente zählte an den Fingern)

Bed. Nur erſt ſechzehn Thaler, ſechzehn Groſchen! warum denn drey Thaler acht Groſchen mehr?

Hans. Das giebt Madam, wenn ſie großmüthig iſt, für den Schreck.

Der Bediente ſtattete treulich ſeinen Bericht ab, ob er es eigentlich gleich nicht nöthig gehabt hätte; denn Madam, oder ſonſt jemand, hatte die Thür etwas aufgemacht und gehorcht. Wurſt: wieder Wurſt, dachte Hans, und horchte wieder an der Thüre, jedoch ohne ſelbige aufzumachen. Als der Bediente den Namen Grützkopf nannte, hörte er Madam helle lachen, konnte aber, weil ſie leiſe ſprach, weiter nichts verſtehen.

„Madame läßt Monſieur Grützkopfen ſagen:“ war die Antwort, die der Bediente zurückbrachte, „ohngeachtet es eine große Summe wär, ſo wollte ſie es ihm doch geben; zwar nicht ganz, denn ſie hätte eben kein einzeln Geld; den Ueberſchuß von drey Thaler acht Groſchen wollte ſie ihm auf den Abend ehrlich ſchicken, wenn Er ihr traute?“

Baar Geld lacht, dachte der ehrliche Hans, und nahm ſeine ſechzehn Thaler,

ſechzehn Groſchen; die drey Thaler acht Groſchen Profit? je nun! wenn du die auch allenfalls nicht erhältſt — haſt ja nichts drauf geborgt, und wer weiß auch, ob du deine Männerchen alle verkauft hätteſt!

Auf den Abend kam der Bediente, und brachte ihm ein verſiegeltes Päckchen. Weil er Geld darinnen fühlte und es einmal ſo gut verwahret war, verließ er ſich auf die Ehrlichkeit der Dame, ließ ſich vielmals bedanken, und ſteckte das Päckchen ein, ohne es zu eröfnen.

Am andern Morgen fragte Hans bey dem Wirthe nach ſeiner Schuld, und ſiehe da! Sechzehn Thaler, ſechzehn Groſchen mußte er aufzählen. Viel deuchtete es zwar Hanſen, weil er aber noch einen Louisdor übrig behielt, den er vorgeſtern gelöſet hatte, bezahlte er und dachte: nach A** kömmſt du nicht wieder.

Ein Stück vor der Stadt ſahe er rings um ſich, und weil er keine Seele auf der Straße erblickte, griff er nach ſeinem Päckchen, um es nebſt dem, was er bey ſich hatte, zuſammen zu zählen, und hernach das meiſte davon in das Schlupfwinkelchen

zu

zu bringen, welches er in dem Rücken ſeiner Weſte angebracht hatte. Wie erſtaunte er aber, als er acht blanke Louisdor, anſtatt der drey Thaler acht Groſchen, fand; er wußte nicht, ob er ſeinen Augen trauen dürfte? und beſchaute ſie hinten und vorne, und ſah drüber nicht einmal, daß auf dem Papiere etwas Geſchriebenes ſtand.

„Die Dame muß ſich verſehen haben?“ ſprach er. „Aber ſie müßte ja auch ganz blind geweſen ſeyn! Solls ein Geſchenk ſeyn? Wie kämeſt du dazu? Willſt umkehren und die Dame fragen! Aber nein! Es könnte doch wohl ein Irrthum ſeyn, und ſie könnte es wieder zurücknehmen! Du haſt es nun einmal! Mags doch Irrthum geweſen ſeyn oder Großmuth“ — — Die Gelegenheit war aber auch zu reizend, als daß ſie Hanſens Denkungsart nicht hätte etwas umſtimmen ſollen! Noch einmal weidete er ſeine Augen an dem Glanze des Goldes, freuete ſich, und brachte es in Sicherheit, ohne ſich zu bekümmern: ob es wudeln könnte, oder nicht?

Da er nun das Geld nicht mehr ſehen konnte, kam die Reihe auch an das Papier, worinn es geweſen war, und das er

im-

immer unbesehens in der Hand gehalten hatte. „Etwas Geschriebenes? Wart! vielleicht findest du den Namen der Dame? Himmel! was seh ich? Ein Briefchen! dem Name!“ Er las:

Lieber Herr Hellbach,

Zürnen Sie nicht, daß ich, Ihnen so nahe, Sie nicht habe sprechen können. Noch ist mein Glück nicht ganz gemacht, also auch das Ihrige noch nicht! ich darf — ich kann Sie also diesmal noch nicht sprechen. Das gute Glück, das uns einander hier finden ließ, wird uns schon wieder zusammenbringen, wenn es Zeit ist. Zur Entschädigung des Verlusts, den Sie einst durch mich hatten, nehmen Sie gegenwärtiges Geld. Noch immer sind Sie mir der, der Sie mir ehemals waren; noch immer bin ich wie in Lengethal ꝛc.

Röschen.

Röschen? Nur halb hatte er diesen Namen ausgesprochen, als er schon Fronte gegen A** machte, und mit dem zweeten Schrit-

Schritte erst verlies die andre Hälfte desselben seine Zunge. Keuchend kam er in den Gasthof, wo sie logiert hatte, und fragte nach der Dame. „Die ist schon gestern Abend fort!“ „Zu welchem Thore hinaus?“ — Kaum hatte er so viel Geduld, die Antwort zu erwarten; und im vollen Trabe giengs wieder zur Stadt hinaus, und auf dem Wege fort, den Röschen gefahren war.

Zwanzigstes Kapitel.

Hans bekömmt noch einen Kosmopoliten zum Gesellschafter.

„Das versteh ich nicht! — Ich mag sinnen wie ich will! es bleibt mir ein Räthsel! — So plötzlich eine Dame, die mit vier Pferden fährt — ein Paar Bediente hinten drauf stehen hat — und so allein in der Welt herum galoppirt! — Alles — alles lauter dunkle, undurchdringliche Geheimnisse! — Geld muß sie haben, wie Heu — denn gleich acht Louisdor zu verschen-

schenken, das muß man wohl bleiben lassen, wenn man sein ganz Vermögen bey sich trägt! — Grausam — höchst grausam! mir — ihrem Geliebten, kein Wörtchen zu sagen, was mir Licht gäbe?“ — So klang Hansens Selbstgespräch, welches er über Röschens Erscheinung anstellte, da ihn der Mangel an Odem, sachte zu gehen, nöthigte. Lange hatte er es so fortgesetzt, als ihm einfiel: Vielleicht aus dem Briefchen einiges Licht zu bekommen? Er holte es hervor, las es mit gröster Genauigkeit durch, aber immer dunkler wards in seiner Seele; endlich hob er wieder vom neuen an zu lesen, und setzte zu jeder Zeile seine Betrachtungen.

Vielleicht, Ihr Leser! seyd Ihr eben so neugierig als Hans, etwas Erklärendes in dem Billetchen zu finden? Ihr werdet Euch also auch die Zeit nicht dauern lassen, ihm zuzuhören, wie er dergleichen Briefchen mit Nutzen zu lesen weiß. Wenigstens denke ich in meinen einfältigen Gedanken: Seine zufälligen Betrachtungen, die ihm so viel Freude gewährten, sollen Euch auch Vergnügen machen.

Lie-

Lieber Herr Hellbach — Immer noch schmeichelnd: Lieber Herr Hellbach! Ach! noch ists, als wenn ich sie reden hörte. Wenn sie mich in Lengerhal so rief, wie drang mir das allemal ins Herz! Und jetzt hieß ich mich Grützkopf. Muß sie nicht über den schönen, herrlichen, vielbedeutenden Namen gelacht haben; von Herzen hörte ich sie lachen. Warum drang ich aber nicht dazumal gleich in die Stube? dann wären mir alle meine Zweifel aufgelöset worden! Doch nein! — ich wußte ja nicht, daß sie es war, und überdies war es ja wider ihre Absicht! Zürnen Sie nicht, daß ich, Ihnen so nahe, Sie nicht habe sprechen können — Mein Röschen, zürnen will ich nicht einen Augenblick; aber wundern muß ich mich immer und ewig. Außerordentliche Gründe mußte sie haben, daß sie mich auch nicht einmal sehen wollte. So nahe und doch nicht einen Blick der Augen von ihr, nicht einen von mir gesehen! denn die neidische Kappe ließ keinen Blick, weder hin noch her, durchdringen. Noch ist mein Glück nicht ganz gemacht — Röschen! das ist undankbar.

Wenn

Wenn du mit vier Pferden fahren, Bediente halten, acht Louisdor verschenken — kannst, dächt ich doch, daß dein Glück gemacht wäre! also auch nicht das Ihrige — das meinige wäre gewiß gemacht, wenn ich dich wieder hätte, doch — wenn du einmal in einem noch prächtigern Aufzuge zu mir kehrst, will ich auch nicht böse seyn — aber ja bald mein Röschen! ich darf — ich kann Sie also diesmal noch nicht sprechen — Dunkel — dunkel — höchst dunkel! Wie das just die Folge davon seyn soll, begreif ich nicht! Du konntest mir ja nur deine Plänchen sagen; ich hätte dir nicht ein Wörtchen widersprechen wollen. Du must ganz besondre — wichtige Gründe haben. — — Das gute Glück, das uns einander hier finden ließ, wird uns schon wieder zusammenbringen, wenn es Zeit ist — Röschen! aufs gute Glück darf man sich nicht allemal verlassen; es trügt, glaube Hansen! Der glückliche Zufall kann in hundert Jahren wohl erst wieder kommen! wenn es Zeit ist — Ja Zeit ist! Gewiß alsdenn

denn, wenn du und ich graue Haare haben? — — Zur Entschädigung des Verlusts, den Sie einst durch mich hatten, nehmen Sie gegenwärtiges Geld, — Dacht ichs doch gleich Anfangs, daß sie unschuldig wär; mit Fleiß hat sie es dazumal nicht gethan. Aber Röschen! du bist viel zu großmüthig; bey weitem war es nicht so viel, was ich durch dich einbüßte. Doch du nimmst es wohl nicht wieder zurück? kannst es vielleicht entbehren! — — Noch immer sind Sie mir der, der Sie mir ehmals waren; noch immer bin ich wie in Lengethal ꝛc. — Röschen. — Gutes! gutes Mädchen! dies Geständniß gilt mir mehr, als deine Louisdor! Wenn du mich aber so lieb hast, warum fliehst du vor mir? warum machst du mir nicht die Freude, dich zu sehen? lässest mich dir nicht sagen: daß auch ich von Herzen — von ganzem Herzen dich liebe! — — Bey diesen Worten drückte er das Briefchen an seine Brust, küßte es — und steckte es wieder in die Tasche, als ein Heiligthum zu dem Gelde.

Wie

Wie Ihr seht, war Hans, nach Lesung des Briefes, nicht um ein Haar klüger, als vorher; so wie auch Ihr seyd. Und ich muß gestehen: daß ich zur Zeit selbst noch nicht weiß, was ich aus der Geschichte machen soll? Sich Plane zu machen, heißt: sich eine Ruthe binden; also gab Hans seinen Verstand gefangen, und glaubte mit Zuversicht an das gute Glück, welches ihm sein Röschen wieder zuführen sollte.

„Dort fährt sie!“ rief er, als er auf eine Anhöhe kam, auf welcher er ein langes Thal übersehen konnte. „Das ist sie gewiß! Ich will meinen Verstand verlieren, wo sie es nicht ist! Just vier Pferde, und einen Bedienten hinten drauf. Ja! ja! einen grauen Oberrock!“

Fort gieng also mit Hansen ins Thal hinab, daß das Bündel auf dem Rücken und der Huth auf dem Kopfe wackelten, und eine mächtige lange Staubwolke zog hinter ihm drein. Sie müssen doch einmal stille halten und füttern, dachte er; denn so lange ich gegangen bin, habe ich ja noch keinen Gasthof gesehen. Ich muß nur machen, daß ich nachkomme, ehe sie wieder abreist. Mit beflügelten Schritten tanzte

er durchs Thal und kam auf die jenseitige Anhöhe. „Ha! ein Gasthof! da wird sie gewiß seyn,“ und kaum berührte er, die wenigen hundert Schritte dahin, mit den Zähen den Erdboden. „Ja, da steht der Wagen im Hofe — er ists — auch der Kutscher — völlig der graue Oberrock und der Tressenhuth.“ Mit gleichen Füssen sprang er in die Gaststube — und fand — wer beschreibt sein Entzücken? eine Dame, ganz Röschens Gestalt, mit einer Florkappe und einem Reisehabite — welche zum Fenster hinaus sah. Leibhaftig! leibhaftig! wollte Hans schreyen und die Dame von hinten zu umfassen, denn es war weiter niemand in der Stube — doch der Gedanke, ein andres Späschen zu machen, hielt ihn zurück; er setzte sich still auf einen Stuhl, wo sie ihn schlechterdings sehn mußte, wenn sie sich herumdrehete, und freuete sich schon, wie sie vergnügt erschrecken würde, wenn sie ihn sähe.

Die Dame ließ ihm lange diese Freude unerfüllt (sie mochte in der Aussicht sich zu sehr vertieft haben); endlich wandte sie sich um, und Hans, mit hochklopfendem

Her-

Herzen, sah sie starr an, und war begierig, was sie sagen würde. Aber, wie fuhr er zusammen! sie war es nicht, sein wonniges Mädchen; ein böser Geist hatte sie, um Hansen bitter zu kränken, in ein betagtes Weib verwandelt, die zwar einen schönen Wuchs, aber ein gelbes verzerrtes Gesicht hatte.

Wer jemals empfunden hat, wie es einem ums Herz ist, wenn man in dem Augenblicke, wo man sein Glück, so fest als möglich, zu haben glaubt, alle seine süssen Träume auf einmal zernichtet sieht, kann sich leicht Hansens Lage vorstellen. Nicht einer Miene würdigte er das Weib, die ihn, oder besser, mit der er sich so erbärmlich betrogen hatte; und er wäre nicht einmal im Gasthofe geblieben, wenn es nicht schon hätte Nacht werden wollen.

Mit dem frühesten verließ er das Gasthaus, und kaum war er einige hundert Schritte gegangen, so begegnete ihm ein Kerl mit einem großen Hunde und einem Jagdmesser an der Seite.

Der Kerl. Kaufen Sie mir den Hund ab.

Hans. Ich brauche keinen.

Kerl. Warum nicht? Wenn Sie viel reisen, kann er Ihnen rechte gute Dienste thun. Es ist ein vortreflicher Hund; er greift, wenn Sie es haben wollen.

Kerl. Schauen Sie Herr! ich gehe jetzt in Dienste zu einer Dame, die kann keine Hunde leiden.

Hans. Wie viel soll er kosten?

Kerl. Einen Louisdor.

Hans. Einen Louisdor vor einen Hund! Ich kann ihn nicht kaufen.

Kerl. Was geben Sie denn? Für den Nutzen steh ich!

Hans. Einen Thaler, und das ist noch zu viel.

Kerl. Wissen Sie was, drey Thaler.

Hans. Wie gesagt.

Kerl. Nein, dafür kann ich nicht. Adiös mein Herr! Komm Mylord!

Hans gieng nach Abend, der Kerl nach Morgen; kaum waren sie zwanzig Schritte auseinander, so rief der Kerl Hansen nach: „Hören Sie einmal, ich will Sie noch was sagen: geben Sie mir zwey Thaler.“

Hans. Wenn er mir das Jagdmesser noch dazu giebt?

Kerl.

Kerl. Ach Herr! Sie können einem die Sache recht abdrücken. Das Jagdmesser ist allein seinen halben Louisdor werth; ich will Bäume damit umhauen.

Hans. Abdrücken will ich ihm nichts, mein lieber Mann; aber mehr als zween Thaler kann ich nicht geben. Wenns dafür nicht seyn kann, so ruf er mich nicht wieder zurück.

Kerl. Wenn ich nicht so weit zu reisen hätte und das Geld so nothwendig brauchte, ich ließ es Ihnen nicht.

Hans hatte just so viel Geld in der Tasche behalten, daß er den Mann bezahlen konnte; er gabs ihm, schnallte sein Jagdmesser um, band seinen Mylord an ein Leinchen, und wünschte dem Kerl glückliche Reise.

Nun mögen mir einmal Spitzbuben kommen, mein Jagdmesser und Mylord sollen sie schon schrecken, dachte Hans, und bekümmerte sich weiter nicht, ob der Kerl Schaden dabey hätte oder nicht.

„Bst! bst!“ rief der Kerl noch einmal hinter ihm drein. Hans dachte: er wollte den Hund wieder haben und das Geld so

behalten, kehrte ſich alſo an das Bſt! Bſt! nicht, ſondern gieng weiter.

„Halten Sie doch!“ ſchrie der Kerl, und hielt ihm etwas in der Hand entgegen. „Da hier will ich Sie noch was geben; ich kanns nun ſo nicht brauchen. Es iſt ein Traktätchen, wo von Hundekuren drinne ſteht; Sie könnens vielleicht einmal bey Mylorden brauchen. Ich mag weiter nichts dafür haben.“

Hans nahms an, dankte ihm dafür und ſteckte es ein.

So unbedeutend Euch auch dieſer letzte Handel ſcheinen wird, ſo viel hatte er doch Einfluß auf unſres Helden künftiges Schickſal: und darum haben wir ihn ſo ausführlich erzählt.

Ein u. zwanzigſtes Kapitel.

Hans wird ein Engel.

Komm Mylord! auf dich und deine Treue — auf deinen tapfern Rachen mich verlaſſend, will ich nun getroſt die Welt durch-

durchwandern! Beystehen wollen wir uns in jeder Gefahr! Vereint wollen wir beyde durch dies Leben gehn! Glück und Unglück wollen wir theilen! Ich will dich warten und pflegen — von meinem Teller sollst du fressen! Wenn ich etwas habe, wirst du auch etwas haben! Hungre ich aber, so wirst du auch hungern müssen. Und wenn [illegible] dann will ich ihn deine guten Tugenden [illegible] — dann wird sie, mit ihrer kleinen weissen Hand sanft dir den Buckel streicheln, auf ihren Schoos wirst du deinen Kopf legen, und manches Knöchelchen von ihren Fingern wegschnappen! Sey gut! Sey treu! so wirst du an mir auch einen guten Herrn haben.

Mylord gieng so andächtig bey dieser Rede neben Hansen her, als ob er jedes Wort verstünde, und bezeugte sich gleich vom Anfange so folgsam gegen ihn, daß er es wagte, denselben auch von dem Leinchen los zu machen. Mylord mißbrauchte auch die neue Freyheit nicht, sondern blieb bey Hansen, ohne Miene zum Umkehren zu machen; vermuthlich mochten ihn Hansens Versprechungen zurückhalten.

Auf einmal blieb Mylord bey einem Buſche ſtehen, bell, und kam ganz ängſtlich auf Hanſen wieder zugelaufen. Weil es nicht weit von einem Dorfe war, fürchtete ſich Hans vor keinen Räubern, ſo voll er auch immer den Kopf von ihnen hatte. Ehe er noch völlig an den Buſch kam, trat ein Bauer heraus, welcher ſchon von ferne ſeine Mütze abnahm und ſie Hanſen entgegen reichte, mit der Bitte: ihm eine kleine Gabe mitzutheilen.

Weil der Anzug des Mannes aber nicht ſo ausſah, wie ihn die Bettler wohlbedächtig zu wählen pflegen, um diejenigen deſto eher zum Mitleiden zu bringen, die ihrer Kunſtgriffe nicht kundig ſind, ſo ward Hans ſchon unwillig, und wollte ihn mit einem Verweiß fortſchicken; doch der Anblick von dem Buſche, dem er nicht traute, hielt ihn davon ab, und aus Neugierde blieb er bey dem Bauer ſtehen. Eine ganze Geſellſchaft von einer Frau und ſechs Kindern lagen in dem Buſche; alle ſahen aber nicht wie Bettler aus, und hatten einige Bündel neben ſich liegen. „Wer ſeyd ihr denn?“ fragte ſie Hans. „Ihr bettelt, und ſeht doch gar nicht wie Bettler aus!“

„Ach

„Ach lieber Herre!“ fing der Bauer an, und eine Thräne begleitete seine Worte, „nur seit vorgestern bin ich met meiner Fra um sechs Kingern zu Bettlern gewuren. Mer warens erst nich, ob mer glei arme Leute waren; aber unse Unglücke — un die Menschen! — han uns derzu gemacht! — Thelen Se uns immer was met, daß mer uns ufn Abend Brod ausn Dorfe holen können; seit gestern habe weder ich, noch meine Fra, en Mundbissen gegessen.“

Alle traten jetzt um Hansen herum und hielten die Hände auf; nur die beyden kleinen Kinder schlossen sich aus, und fingen eine Unterhaltung mit Mylorden an.

Eben griff Hans in die Tasche und wollte ihnen einige Groschen geben, als ihm einfiel, sich ihre Geschichte erzählen zu lassen. Sonst war es seine Gewohnheit nicht, Bettler auszufragen: wer sie sind, und wie sie zu dem Unglücke gekommen? denn immer werden diese Fragen einerley, aber selten wahr beantwortet. Ueberdieß hielt er es auch für zu lästig, für wirklich Unglückliche, wenn man durch Mistrauen verrathende Fragen sie kränkt, oder sie wieder

der an ihr Elend erinnert; aber jetzt rief doch etwas in seiner Brust, was ihn gegen diese Elenden zog; er fragte den Bauer: „Wie seyd ihr denn aber auf einmal so herunter gekommen, daß ihr betteln müßt?“

„Ach lieber Herre, unse Unglück is gros, un 's schlimmste derbey is, daß mer's nich emahl imanden klahn dörfen, wenn mer nich noch unglücklicher weren wullen. — Wie bale könnten s'es nich wedder erfahren, un dernach dürften mer o nich emahl bey fremden Leuten meh Hülfe suchen. Ach?“ — Bey diesem Ach richtete der Mann seine Augen gen Himmel, dann aber sah er starr auf die Erde und schloß seine Lippen fest zwischen den Zähnen zusammen.“

Hans merkte die Bedenklichkeiten des Mannes und sagte: „Fürchtet nicht, durch mich verrathen zu werden; ich bin selbst ein Fremdling hier.“

„Sehn Se Herrichen, wenn Se's nich wedder saen wullen?“ — —

„Verlaßt euch auf mein Wort; ich werde es niemanden wieder sagen.“

„Sehn Se, wir sin drey Stunden von hie zu Hause — geweßt“ — setzte er noch mit verbissenem Schmerz und mit schüttelndem

dem Kopf dazu, und sah gen Himmel — „uf en Dorfe, das en reichen Edelmanne gehürt. 's iß zu Sie gesat, å wilder Herre, der manniche Ungerechteket begeht, un mer dörfen o nich emal weddern klaen! En armer Bauersmann hat su nicht veel ebberlech, das weß jedermann, un wenn euer vullends Unglücksfälle in Wirthschaft hat, wie mer seit en paär Jahren gehat han; mer waren also uf etliche Jahre daher die Zinsen rest geblieb'n, un kunnten nich bezahlen, wenn mer glei gerne wullten. He ließ es immer so hingehn, ohne uns zu mahnen, und mer dachten gar he hättes uns geschankt; abber vor verzen Tagen schickte er den Büttel zu uns, un ließ uns saen: Wenn mer binnen vierzen Tagen nich bezahlten, ließ er uns ausn Hause schmeisen. Da mern nu schon kannten, wollten mer gerne das Gald borgen, abber das Gott! da war niemand derheme. Weil mer nu doch nicht gerne 's ganze Gütchen einbüsen wullten, denn es war da immer met Vieh un allen, seine anderthalbhundert werth, wullten mer's verköfen, un aus dem Dorfe wegziehen. In unsen Dorfe hatte keiner so veel Geld, das wußn mer, mer hottens also

also anderwärts aus; aber, ja wenns nich ungern Herr von Elbenhausen seinen Gerichten lege, hette sich wohl imand derzu gefungen, aber so nich. Mer giengen also zum Herren salber, un bathen fußfällig; ja, abber da kamen mer schöne an: Wie á hürte, daß mer nich bezahlen könnten, so sahte'r glei, mer solltens Gut räumen, un wie ers den andern Tag nich geräumt fund, ließ á uns zum Hause naus werfen, mit der Bedingung: wenn mer binnen acht Tagen das Geld brächten, sollten mers Gütchen wedder freien; wenn mer uns aber beklaen wullten, wullte er uns lasen ins Zuchthaus brengen. Sicht Er, lieber Herre, so han mer unser Egenthum müssen in Stiche lassen! Wenn mers och glei zusammenbetteln wullten, aber de Zeit is zu kurz, mer kreyens nich zusammen. Was mer gestern un vorgestern erbettelt han, das is vor Brod ufgegangen, un aus den Dorfe da, hetzten se uns gar mit den Hunden raus." — —

Alle sah sie Hans um sich her weinen, nur die beyden Kleinen nicht; die spielten immer noch sorglos mit Mylorden. Er seufz-

seufzte und fragte den Bauer: Wieviel er schuldig gewesen wäre?

„Zwanzig Thaler!“ war die Antwort.

„Gott! das ist zu arg“ sagte Hans, knirschte mit den Zähnen, und gieng fort, ohne den Leuten etwas zu Brode gegeben zu haben — und alle die Elenden sahen ihm traurig nach.

Das ist noch ärger — Die Leute erst treuherzig zu machen, und dann, wenn sie glauben Trost zu erlangen, sie zu verlassen, ohne daß sie wissen, ob sie verrathen oder verkauft sind! Vielleicht wär aber Hans auch nicht so fortgegangen, wenn er nicht sein Geld für Mylorden hätte ausgegeben gehabt: denn er fand in seiner Tasche nicht mehr, als noch ein einziges Zweygroschenstück.

Ohngefehr dreißig Schritt von den Leuten sah Hans einen Rasenhügel; auf diesen gieng er zu, nahm sein Bündel vom Rücken, schnallte den Hirschfänger ab, und legte beydes dahin, setzte sich nieder, knöpfte seine Weste auf, und holte aus seiner Schatzkammer fünf Louisdor heraus. „Hier kommt her mein Freund!“ rief er dem Bauer, nachdem er seinen Hirschfänger wie-

wieder umgeschnallt und sein Bündel übergehangen hatte. „Hier habt ihr fünf und zwanzig Thaler, seht zu, ob ihr eu'r Gütchen wieder damit einlösen könnt!“

Der Bauer mochte in seinem Leben noch kein solch Geld gesehen haben; er sah Hänsen mit einer bedenklichen Miene an und schüttelte den Kopf.

„Es sind fünf Louisdor — da hier!“ sagte Hans, pfiff seinem Hunde, und machte sich eilends davon, um den Dank nicht zu hören; denn er fand mehr Stolz darinnen, ihn in den Herzen der Geretteten zurück zu lassen: dennoch aber mußte er etwas davon hören, denn alle schrieen ihm nach: „Tausend Seegen! Tausend — tausend Dank!“ und die beyden Kleinen wiederholten diese Worte. — Mylord hörte das Geschrey und knurrte —

„Dank dir Röschen! für das gute Werk, das du durch mich gestiftet hast, — gewiß du würdest dich freuen, wenn du wüßtest, wie gut ich dein Geld angelegt habe!“ So sprach Hans, gieng seiner Wege fort, und dachte nicht mit einem Worte mehr an die fünf und zwanzig Thaler — machte keinen Auslagezeddel, den er einmal

dem Himmel zur Auszahlung vorlegen wollte.

Zwey u. zwanzigstes Kapitel.

Röschen ist in F**.

„Doch endlich noch gefunden! Dacht ichs doch gleich, daß ich sie in dieser Residenz finden würde — diesmal soll sie mir nicht entwischen!“ rief Hans aus, als er Röschens Bedienten an einem Wagen stehen sah — und mit drey Sprüngen war er bey ihm.

„Ist Madam hier?“

„Ja! sie wird aber, so viel ich weiß, Morgen wieder fort.“

„Könnt ich sie wohl zu sprechen bekommen? mein Lieber“ —

„Das weiß ich nicht. Ich bin nicht mehr bey ihr.“

„Je, wie kommt denn das?“

„Wie kommts! Wie's nun so geht!“

Jetzt wollte Hans das Examen erst recht anfangen, als ein Herr zur Thüre heraus-

kam, dem der Bediente den Wagen öffnete, sich hinten drauf stellte, und weg war.

„Wieder einmal eine Hofnung vereitelt“ rief Hans bitter aus. „Doch noch nicht ganz, der Bediente wird wohl heute noch wieder kommen — wenn ich ihn nur vor Abends noch spreche!“ In dieser Erwartung stellte sich mein Hans, ob er gleich den ganzen Tag noch keinen Biſſen gegeſſen hatte, an das Haus hin, und harrte wohl fünf Stunden lang. Endlich ward ihm aber die Zeit doch ein Bischen lang, und jetzt fiel ihm erſt ein: daß der Herr wohl gar nur einen Beſuch hier könnte gemacht haben?

Ein Bedienter in ganz andrer Livree kam endlich zum Hauſe heraus. Hans fragte ihn: wer der Herr geweſen wär, den er ohngefehr vor fünf Stunden hier hätte einſteigen ſehen? ob es der Beſitzer dieſes Palais geweſen wär?

„Nein!“ ſagte der Bediente, „Sr. Exzellenz ſind es nicht geweſen.“

„Wer iſt denn ſonſt bey Ihro Exzellenz heute geweſen?“

„Es war ein Fremder, ich weiß aber ſeinen Namen nicht mehr. Ich habe ihn zwar

zwar angemeldet; aber es kommen gar zu viel Fremde zu Sr. Exzellenz.“

Länger nahm sich der Bediente die Zeit nicht, sich von Hansen ausfragen zu lassen, sondern gieng seiner Straße. Unser irrender Ritter sah nun wohl, daß er hier keine Auskunft von seinem Röschen erhalten würde; und doch gleichwohl mußte er sie heute noch aufsuchen, denn morgen sollte sie ja fort seyn? So mühselig dies Geschäft auch war, so war er doch unverdrossen, und er wollte nur erst seinen Magen befriedigen, sodann aber den ganzen Tag auf der Jagd herum laufen.

Ohne Müdigkeit zu fühlen rannte er auch in dieser großen Stadt herum, bis es Nacht wurde, ohne nur die geringste Spur von Röschen gefunden zu haben. Unmuthsvoll kehrte er endlich in sein Quartier zurück, und wollte sie morgen früh in dem Thore erwarten, welches dem grade über war, wo sie wahrscheinlich hereinpassirt war.

Ja, wenn der arme Narre nicht so lange geschlafen hätte, wär der Einfall wohl gut gewesen; aber er wachte erst auf, wie es Neune schlug. „Verwünscht wär das

Schlafen!“ rief er, und gab ſich Eins vor die Stirn, ſprang aus dem Bette, und lief ſpohrenſtreichs in das Thor. Viel Wagen waren, wie er hörte, heute ſchon hinausgefahren, mit Frauenzimmern und ohne Frauenzimmer, und ſo lange er da ſtand, geſchah ein gleiches.

Um ein Uhr lief er nach Hauſe, ein Paar Biſſen zu eſſen, und ehe eine Viertelſtunde vergieng, ſtand er ſchon wieder auf der Lauer. Wir wollen aber nicht ſo lange mit lauern! denn Warten und das Erwartete nicht kommen ſehen, iſt eins von den Dingen, worüber man ſterben möchte, wie es in einer italieniſchen Sprachlehre heißt.

Drey u. zwanzigſtes Kapitel.

Hans wird Sachwalter.

„Iſt je ein ehrlicher Kerl vom Schickſale bey der Naſe herumgeführt worden, ſo bin ichs! Das iſt zu ärgerlich! — Ich will ſie auch gar nicht mehr aufſuchen — ihr gar nicht mehr nachlaufen! Wenn ich ſie wie-

wieder haben soll, werde ich sie schon finden" — So sprach Hans, nachdem er über acht Tage die Stadt durchsucht hatte, und eine Art von Unwillen stieg in seinem Herzen gegen Röschen auf; er verhielt sich aber zum Glück nicht länger, als er Zeit brauchte aufzusteigen.

Keine Stunde verhielt er sich länger in F** und gieng zum Thore hinaus; jedoch nicht zu dem, wo Röschen wahrscheinlich hinausgefahren war. Hatte er sie da nicht gefunden, wo er sie suchte, so hoffte er sie vielleicht da zu treffen, wo er sie nicht suchte; er verließ sich hierinne ganz auf den Eigensinn des Schicksals, das sich so gern den Wünschen der Sterblichen entgegensetzt, ihnen das giebt, was sie nicht haben wollen, das entzieht, was sie von Herzen wünschen, und worauf sie schon mit der Nase zu stoßen glauben.

Einige Stunden von F** trat er in einen Gasthof, um sich neue Kräfte zu kaufen, als er eine Menge Bauern darinne antraf, welche heftig sprachen.

„Ihr seyd keine rechtschaffenen Kerle, wenn ihr das künftig noch leiden wollt!" schrie der eine, und schlug mit der Hand

auf den Tisch. „Unsre Felder sollen wir uns von seinem Viehe abfressen lassen? Sollen wirs leiden, daß er uns die Wiesen abgrasset, unsre Währichte ausholzt, und wenn wir nur halbwege das Maul verzerren, uns ins Hundeloch wirft? Das sollen wir leiden? He! — — Unsre Mädchens machte er uns auch alle zur Hure, wenn sie zwange auf dem Hofe dienen, und dazu spricht er: unsre jungen Pursche wären gewesen, und straft uns und die noch obendrein! Sollen wir denn das leiden? — He! — Sollen wir denn nun ganz stille schweigen, wenn wir sehn, daß er unsern Nachbarn das Gut vor der Nase weg nimmt, wenns gleich zwanzig, dreyßig mal so viel werth ist, als die rückständige Zinse beträgt? Das ist himmelschreyende Sünde! Dazu sind die Edelleute nicht da, daß sie uns armen Bauern, denen sp jedes einen Zipfel Wolle aus dem Pelze raufft, das Fell gar über die Ohren ziehen sollen!“ „Ja Michel,“ sprach ein andrer, „da hast du recht — völlig recht! aber sag mir nur, wer uns helfen soll? Haben wir denn nicht schon mehr als einmal klagen wollen? Hats denn ein Affekate angenommen?

Willt

Willt du hingehen und willt dir den Pelz verbrennen? Komm nur! sie werden dich schöne leuchten!"

„Freilich ich mags nicht," versetzte Michel, „aber wenn wirs nicht thun, nimmt er uns auf die Letzt noch alles. Wenn wir nur einen Affekaten hätten, der uns eine Sopplik an den Fürsten machte, wahrlich funfzig Thaler wollten wir ihm geben, wenn die Sache gut ausfiel; unser Fürst ist euch wirklich ein guter Herr und leidt so was nicht. Nicht wahr, ihr schößt alle zusammen?" „Ja! ja! schrie der ganze Haufen, wenns nur was hilft."

Hansen lief der Mund voll Wasser, als er von funfzig Thalern hörte. Du bist ja auch ein Jurist; könntest ja das Geld auch mitnehmen. Wollen sehn wie weit es geht? So dachte er bey sich selbst, und benutzte eben eine kleine Pause, die die Bauern machten, und redete sie also an:

„Es ist wahr, ein armer Landmann ist gewiß das geplagteste Geschöpf! Alles will auf ihn hinein, wie der ehrliche Mann da vorhin sagte, da doch alles sich bestreben sollte, ihm das Leben, das der übrigen Menschen ihres erhält, angenehm und hei-

ter zu machen. Das erste Bedürfniß unsers Lebens, was ist das? Brod! Wer reicht uns das? Der Bauer mit seiner vom Schweiße nassen Stirn!“ —

„Herr,“ redete jezt Michel Hansen an, „da hat er meine Hand; Er redt wie ein vernünftiger Mensch! Wenn es so meint, wie er spricht, so ist er mein Mann. Ja das höre ich gleich aus seiner Rede, er hat Verstand. Wenn alle Leute so dächten! ja du lieber Gott! da würde es gewiß anders um uns aussehn — Da komm er her, setz er sich mit zu uns! Prosit! — Nun! trink er doch, ich gebs ihm gerne! Wohl bekomms.“

„Hab ich aber nicht recht, Herr! daß es himmelschreyende Sünd ist von unserm Edelmann, daß er uns so kristirt?“

„Ja wohl mein lieber Michel! Aber warum beklagt ihr Leute euch denn nicht bey eurem Fürsten, der, wie ich höre, der gröste Menschenfreund ist?“

„Ja Herr! unser Fürst ist ein kreuzbraver Herre, wenn er nur unsre Noth wüßte!“

„Eben das fragte ich! Warum klagt ihr sie ihm denn nicht?“

„Wer

„Wer soll sie ihm denn klagen? Herr, nehm er mirs nicht übel, das versteht er nicht, so klug als er vorhin schwatzte.“

„Nun ihr sollt mich eben belehren; vielleicht kann ich euch einen Rath geben?“

„Sieht ers Herre! welcher von uns wird sich denn gern das Maul verbrennen und wird da zum Fürsten laufen? Ehe er in die Stadt käme, wüßte es der Edelmann schon, denn er hat seine Spürhunde auf allen Ecken; und sieht ers, unser einer kann sich gegen so einen Mann, wie der Fürst ist, nicht mit dem Maule behelfen; denn da fragt er einen der kreuz und der quere, daß man am Ende nicht weiß, was man gesagt hat.“

„Vor dem Fürsten braucht ihr euch nicht zu fürchten. Unsre Fürsten sind Menschen, und bemühen sich, von Tage zu Tage es noch mehr zu werden! Doch braucht ihr ja auch nicht selbst mit ihm zu reden; ihr könnt ja eure Sache einem Advokaten auftragen.“

„Einen Affekaten? Ja wenn uns einer dienen wollte. Ja, wie gesagt, funfzig Thaler wollten wir ihm geben.“

„Je warum wollte man euch denn nicht dienen; ihr habt ja das Recht in Händen!“

„Ja sieht ers Herre, das weiß er wieder nicht. Wir haben schon mit mehr als einem geredt; aber das fürchten sie sich alle wider unsern Edelmann zu dienen, denn er hat alles in der Regierung zum Freunde. Ich glaube, er brächte es so weit, daß einem solchen armen Affekaten die Praksis gelegt würde, wies dem gieng, der vor zwey Jahren unsre Sache ausfechten wollte!“

„Uebergebts doch einem fremden.“

„Ja, wir kennen keinen, der ein ehrlicher Mann wäre. Das Geld würden sie alle nehmen; aber obs uns was hülfe, das wäre was anders.“

„Wißt ihr was, ihr Leute! Wenn ihr es zufrieden seyd, so will ich euch eine Bittschrift machen, und will sie auch übergeben. Versteht sich, daß ihr mich erst in allem genau unterrichtet, und ich euch erst meinen Aufsatz vorlese, ob er so recht nach eurem Sinn ist?“

„Ja Herr! wenn er das thäte und machte uns eine Bittschrift oder eine Sopplik, funfzig Thaler sollt er haben, ob wir

gleich

gleich eben nicht viel übrig haben. Es ist aber doch besser, wenn wir unsre Kinder als Jungfern behalten, und können in unsern Hütten sitzen bleiben. Topp Herr! er soll sie haben."

„Ich mag sie eher nicht haben, als bis ich meine Sache gewonnen habe."

„Das versteht sich so. Ist er denn aber auch ein Assekate?"

„Das will ich euch schriftlich zeigen."

Hans holete hier einige Zeugnisse heraus und ließ sie von den Bauern ringsherum besehen. Um es ihnen noch deutlicher zu machen, zeigte er ihnen mit dem Finger einige grosgeschriebene Wörter und sagte: Seht ihrs, da steht Ius Naturae — Ius Gentium — Pandectae — Ius Canonicum — Ius Feudale — Ius Cambiale und Processus. Die Rothwelsche Sprache, in der die Testimonia abgefaßt waren, ließ den guten Bauern keinen Zweifel an Hansens Geschicklichkeit übrig, und die groß geschriebenen Wörter hielten sie alle für Namen von Ländern, wo er schon Prozesse geführt hatte. Sie wurden einig, und gaben ihm die Umstände an,

an, welche er zu seiner Schrift nöthig hatte.

Vier u. zwanzigstes Kapitel.

Der Herr Advokat wird erhöht.

Und der Edelmann, wider den Hans klagbar wurde, war kein anderer, als der Herr von Elbenhausen, der dem Bauer im Busche sein Gütchen genommen hatte. Halt! dachte er, dem mußt du etwas aus Zeug flicken! Wie doch alles so wunderbar in der Welt zugeht. Durch ihn [illegible] ich fünf und zwanzig Thaler ein, durch ihn gewinne ich just noch einmal so viel wieder. (Bald hätte unser Hans, wie Euch beyfallen wird, an seinen Anklagezettel gedacht, doch war es seine Absicht nicht; eine bloße menschenfreundliche Rache war die Haupttriebfeder, die ihn bewog, die Sache mit allem Feuer anzugreifen.) Wir wollen zwar nicht behaupten, daß die funfzig Thaler Wasser in sein Feuer sollten gewesen seyn; doch sah er sie auch weiter nicht

nicht für eine Vergeltung für seine fünf und zwanzig Thaler an.

Zween volle Tage brachte er über der Ausarbeitung der Bittschrift zu, und den dritten über der Abschrift derselben. „Da sieht man es gleich, daß dein Hans kein Advokat ist,“ werdet Ihr ausrufen, die ihr mit der Fertigkeit dieser Herren bekannt seyd? „wenn er so viel Zeit auf eine bloße Supplik verwenden muß!“ Ruhig! bin ichs doch nicht, der ihn dafür ausgegeben hat; er that es ja selbst! Von Rechtswegen hätte er es freilich nicht gesollt, da er noch nicht privilegirt war, das Recht zum Handlungsartikel zu machen, und damit hausiren zu gehen. Er war aber doch wenigstens ein Juriste! das könnt Ihr mir doch nicht abstreiten? Dafür, daß er so lange drüber zugebracht hatte, war aber auch seine Schrift recht solenn und lang, und der verdienstvolle Advokat nahm sich noch zur Zugabe einen ganzen halben Tag Zeit, dieselbe etliche mal wieder durchzulesen, um sich seiner Geisteskräfte und seiner Fähigkeiten in Rechtshändeln zu freuen.

Als er endlich mit allen Komplimenten gegen sich fertig war, wollte er sie auch

von seinen Klienten hören, und ließ die ganze Gemeinde in die Schenke zusammen kommen. Die Bauern versicherten ihm auch mit einem recht derben Händedruck: daß er seine Supplik gemacht hätte, sie müßte nur so seyn. Morgen, wurde ausgemacht, sollte sie Hans auch selbst dem Fürsten übergeben; denn es lag ihm selbst viel dran, daß die Sache aufs reine käme. Der Gastwirth, ein ganz wohlhabender Mann, ließ ihn in einem halben Wagen nach der Sadt fahren, und versorgte ihn mit Lebensmitteln, damit er in F** keinen gar zu großen Aufwand zu machen brauchte.

Hansens erster Gang war grade aufs Schloß, um die Zeit nicht zu versäumen, wenn der Fürst zur Tafel gienge. Einer von den Räthen desselben fragte unsern Supplikanten nach seinem Anbringen, und so bald er solches vernommen hatte, nahm er ihm die Bittschrift mit der herablassendsten Höflichkeit ab. „Se. Durchlaucht sind heute auf der Jagd, Sie können aber außer aller Sorge seyn; morgen werde ich es überreichen. Seyn Sie nur so gefällig und bemühen sich ohngefähr in vier Tagen wie-

wieder hieher, so sollen Sie gewiß die gnädigste Resolution erhalten. Und Sie heissen?“

„Advokat Hellbach,“ antwortete Hans.

Kraft dieser freundlichen Aufnahme sah Hans schon im Geiste der Tyranney des Edelmanns ein Ende gemacht, zählte seine funfzig Thaler ab, und steckte sie in das Schlupfwinkelchen, als er die Schloßtreppe herab stieg. Die Bauern warteten schon alle in der Schenke auf ihren Bevollmächtigten, und feyerten in vollem Jubel den Abend. Als ihnen Hans diese glückliche Nachricht zurückbrachte, fingen sie bereits an, auszurechnen, wie viel auf den Mann käme.

Der vierte Tag kam, und weil der Wirth seinen Wagen an Fremde vermiethet hatte, machte Hans diesmal den Weg zu Fuße nach F**. Vor allen Dingen gieng er in ein Weinhaus und ließ sich eine Flasche Wein geben. Noch nicht bis zur Hälfte hatte er sie geleert, als ein Mann in die Stube trat, der, wie die Folge zeigte, ein Schreiber aus der fürstlichen Regierung war. „Haben Sie nichts neues gehört?“ fragte dieser gleich den Wirth, ohne sich

um Hansen zu bekümmern. „Nein, ich weiß nichts!“ „Nun so will ich Ihnen was erzählen: Wissen Sie, daß der Herr von Elbenhausen von seinen Unterthanen verklagt ist? Das wird eine schöne Mähre werden! Geben Sie Achtung, die Bauern behalten nicht eine Schindel auf dem Dache; und der Advokate, der die Klage gemacht hat, mag auch sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat! Ganz haarlose Dinge stehen darinne, die, unter uns gesagt nun wohl eben nicht gelogen sind, die er aber nun und nimmermehr leiden wird. Der Fürst weiß nicht ein Wort davon, denn sonst möchte es dem Herrn von Elbenhausen wohl auch kein Zuckerbrey werden. Ich versichre Ihnen, die Supplik war gar vortreflich eingerichtet, wir haben sie heute in der Regierung alle gesehen; völlig in des Fürsten Geschmack, rührend und in dem glänzendsten Styl. Der Geheimderath brachte sie gleich mit in die Session, und Sie wissen, wie die Regierung mit dem Herrn von Elbenhausen dran ist, daß sie einander nicht heißen; denn die Herren liegen alle Tage draußen bey ihm. Er weiß alles schon Haar klein; er hat heute einen Brief hin-

hinaus bekommen, wo die ganze Sache drinne steht. Nur wie gesagt, Gnade Gott den Bauern, und dem Advokaten auch dazu! Nun geben Sie mir auch ein Fläschgen von ihrem alten Franz.

Mit starrer Hand hielt Hans das Glas, welches er beym Anfange der Erzählung zu trinken im Begriff war, noch immer vor dem Munde, als der Mann seine Neuigkeit geendigt hatte; und mit unverwandtem Blick verhörte er keine Sylbe. Endlich besann er sich, trank in zwo Minuten seine Flasche aus, bezählte, und lief, als brennte ihm der Kopf, zum Tempel hinaus. Erst war er willens, gar nicht wieder nach Seidenbach (so hieß das Dorf) zu gehen, sondern seinen Mylord und Mantelsack, und was ihn am meisten schmerzte, seine funfzig Thaler im Stiche zu lassen; doch kaum war er zum Thore heraus, so fing der Wein an, seine Geister zu heben, und machte ihm Muth, grade auf das Dorf loszugehen. Denn, dachte er, er wird dich nicht gleich auf dem Wege aufsuchen, sondern glauben, daß du dich noch einige Zeit aufhalten wirst; vielleicht ist er auch nicht einmal zu Hause gewesen, da der

Brief gekommen ist, und du kannst glücklich entwischen.

Aber der Edelmann war zu Hause gewesen, hatte den Brief richtig empfangen, hatte nicht geglaubt, daß sich der Advokat lange aufhalten würde, hatte ihn ausspüren lassen, hatte seine Leute an einen Busch gestellt, wo er vorbey mußte: und Hans konnte nicht entwischen. Drey handveste Kerls packten ihn an und schleppten ihn durch eine Hinterthür in das Schloß, machten eine Thurmthüre auf und führten ihn viele Treppen hoch, in ein kleines dunkles Gefängniß. Hans wehrte sich, bat, flehte, doch alles half nichts; sie warfen ihn auf ein Bund Stroh und schmissen die Thür hinter sich zu.

So gern und so leicht Hans sonst auch Aufgaben enträthselte, so wußte er doch diesmal nicht, was er vermuthen sollte. In wessen Gewalt, und um welcher Ursachen willen er hier war, wußte er wohl; aber was in Zukunft mit ihm werden sollte, ob man ihn hier in einer bloßen Gefangenschaft halten, oder ihm wohl gar noch etwas Aergeres anthun wollte, das war und blieb ihm ein Räthsel. Bitterlich fing er

an

an zu weinen, warf sich auf das Stroh hin, verwünschte tausendmal seinen Geiz nach den funfzig Thalern, verfluchte seine Naseweisheit sich in fremde Händel zu mischen, und seine Verzweiflung wäre beynahe so weit gegangen: daß er sich — den Kopf an der Wand entzwey gestoßen? — Nein! das nicht, sondern sich vorgenommen hätte, die verdrüßliche Lebensart eines Weltbürgers aufzugeben!!!

Hier hätte ich nun Gelegenheit, Euch meine Stärke im Tragischen zu zeigen, wenn ich die Nacht in Hansens Seele, und das Schicksal, das ihm bevorstund, natürlich mahlen wollte; aber der Himmel, der so heiter um mich ist, die sanften Lüftchen, die mich anwehen, und das lustige Liedchen, was da das hübsche Mädchen gegenüber singt, lassen mich nicht dahin kommen, meine Seele in Klagetöne zu stimmen. Ich bin überzeugt, daß ihr ihn bedauern werdet, da er solche Behandlungen für seine gute Absicht nicht verdiente. Es war zu hart, was er dulden sollte, und kein Wunder wäre es gewesen, wenn er es gar nicht überlebt hätte! doch ein Mensch kann viel ausstehen.

Dumpf hörte er die Töne der Uhr auf dem Schlosse durch den Riß in der Mauer dringen, und tief seufzte er bey jeder Stunde auf seinem stachlichen Lager. Jetzt schlug es zwölfe, und noch wollte kein Schlaf ihn laben. Ach! rufte er aus: Noch gestern um diese Zeit lagst du so sanft in deinem wollüstigen Bettchen, träumtest dir eine seelige Zukunft — und jetzt — jetzt must du um Menschenliebe willen gleich einem Mörder hier liegen! Endlich hörte er jemanden die Treppe heraufkommen, und an der Thür seines Kerkers herumgreifen. Es knaupelte lange an dem Schlosse, ehe es das Schlüsselloch fand, doch endlich schloß es auf und trat herein. Hans konnte nicht sehen, ob es Mann oder Weib, Edelmann oder Gerichtsfrohn sey, denn in seinem Gefängnisse war es am Mittage Nacht, geschweige denn um Mitternacht.

Daß Hansens Herz in keinen seligen Ahndungen — in Wonnegefühlen geschwommen habe, läßt sich von selbst denken. Alle mögliche üble Begegnungen stellten sich seinem Geiste dar, obgleich keine ganz deutlich; denn er wußte nicht, welches aus dem großen Haufen von Unglück er sich her-

aus-

auslesen sollte: bald hätte ihm seine Seele so einen Putz gespielt, wie in dem Walde bey dem hübschen Weibchen. Doch sie mußte wohl besser wissen, was ihm gut war; denn wenn sie ihn dazumal durch ihre Flucht von einer ziemlichen Tracht Schlägen rettete, so hätte sie ihn jetzt, wenn sie ihn verlassen wollte, zeitlebens unglücklich gemacht. Sie blieb, und weil sie seine Ohren noch halb offen hielt, so hörte er eine weibliche Stimme, die ihm zurief: „Sind Sie noch hier?“ Bey dem ersten Laut hatte er schon alle sein Bewußtseyn wieder, daß er antworten konnte: „Ja! hier bin ich! Wer ist da?“ „Fürchten Sie nichts,“ erwiederte das Stimmchen, „ich komme Sie zu retten. Ich weiß, daß Sie unschuldig leiden! Sie haben mich gedauert, da ich Sie bringen sah, und ich kann es unmöglich zugeben, daß Sie auf Ihr ganzes Leben unglücklich seyn sollen; denn mein Vater ist heute verreist, und morgen will er Sie an die Seelenverkäufer abgeben, die sich nicht weit von hier aufhalten. Ich habe jetzt nicht Zeit, Ihnen die Gründe zu dieser Rache meines Vaters zu erzählen; genug, ich billige sein Betra-

gen nicht, ob ich gleich Tochter bin! Eilen Sie, daß Sie mit Hülfe der Nacht entkommen, denn ehe der Mittag morgen da ist, ist mein Vater wieder hier. Kommen Sie, geben Sie mir Ihre Hand, ich will Sie führen, damit Sie nicht fallen und durch das Geräusch sich verrathen."

Hans tappte im Finstern nach der Hand des Fräuleins, und folgte ihr ganz stille die lange Treppe hinunter. „Aber Gott! mein Fräulein, wenn es Ihr Vater erführe, daß Sie mir die Flucht verschafft?" zischelte er seiner Führerin zu; „Still! das ist meine Sorge; die Schuld muß alle auf die Wächter kommen, die liegen drüben im Hause und sind besoffen."

Hans war erstaunend neugierig, seine Retterin zu sehen und von Person kennen zu lernen, aber die Dunkelheit des Thurms hinderte ihn ganz an diesem Glück. „Nun seyn Sie ja stille," zischelte das Fräulein noch leiser, als sie zum Thurme heraus waren, „dort liegen sie." „Gott! mein Fräulein!" sagte Hans und kroch ängstlich in sie, „dort guckt jemand!" „Ruhig — ruhig! es ist meine Mutter; sie weiß alles."

Still

Still gieng es über den Hof, und Hansens furchtsamer Blick durchschaute alle Winkel, ohne auf seine Führerin mit zu treffen. Erst an der Hinterthür wagte er, seine Aufmerksamkeit auf sie zu richten, und bey dem hellen Scheine der Sterne konnte er sie erkennen, sah, daß sie schön war. „Hier gehn Sie nur immer fort," sagte das Fräulein, „nur immer rechts, so sind Sie in vier Stunden an der Gränze." Hans küßte ihr mit Entzücken des Danks die Hand, welche, wie es ihm schien, wieder sanft drückte, und wollte noch eine lange Rede machen. Das Fräulein aber hielt ihm die Hand auf den Mund und sagte: „Still! still! man hörts. Leben Sie wohl, und wenn Sie in Sicherheit sind, denken Sie an Fräulein Hildegard."

Hans aber war noch lange nicht in Sicherheit, so dachte er schon an seine schöne Retterin, wünschte sich wohl hundertmal wieder auf die Treppe, und hätte gern die Todesangst alle eben so vielmal noch ausgestanden, wenn sie ihn nur wieder an ihren sammtnen Händchen geführt — ihm damit den Mund nur wieder zugehalten hätte. — Er sah sich noch einmal um;

aber sein Engel war verschwunden. Jetzt gieng er nach dem Gasthofe, wollte dem Wirth sein Schicksal erzählen, und seine Sachen und Mylorden abholen; aber zum Unglück war kein Mensch mehr auf, und Lärm wagte er nicht zu machen, denn es war zu viel Gefahr damit verknüpft. Er entschloß sich daher, lieber sein Bündel und seinen Mylord im Stiche zu lassen, als unter die Seelenverkäufer zu gerathen; hatte er doch sein baares Geld und seinen Hirschfänger bey sich, denn den legte er gar nicht ab. Nur Mylord dauerte ihn; aber das gute Thier mochte etwas von Flucht gerochen haben, und kam um eine Ecke herum, auf ihn zu geschwänzelt. „Ach du gutes Thier!“ sagte Hans, „komm, wir müssen über die Gränze!“ Mylord ward froh, daß er seinen Herrn wieder hatte, denn er war schon den ganzen Tag über nach ihm im Dorfe herumgelaufen.

Fünf u. zwanzigſtes Kapitel.

Ein ganz beſondrer Irrthum.

Mit einem Herzen des wärmſten Dankes voll, mit aller Freude, die man nach einer ſo glücklich abgelaufenen Angſt nur empfinden kann, ſah ſich unſer Held jetzt auf einem Dorfe über der Gränze in Sicherheit. Noch einmal überdachte er hier ſeine geſtrige halb unglückliche halb glückliche Lage, pries ſich glücklich wegen der geretteten Haut, beſeufzte aber doch den Verluſt ſeines Mantelſacks, in dem ſeine Wäſche und andere Kleinigkeiten, die ihm aber doch unentbehrlich waren, und die er ſich in ſeinen jetzigen Umſtänden nicht ſo leicht wieder ſchaffen konnte, ſich befanden.

Doch nein! ſprach er endlich, ich wüſte nicht, warum ich ſie ganz einbüßen ſollte! Ich kann ja einen Boten an den Wirth ſchicken, der ſie abholt und zugleich meine Schuld bezahlt. Ich denke doch, er wird keine Schwürigkeiten machen? und die Bauern können ſich nicht an mir rächen, ſie haben ja ihre Sache nicht durch mich

verloren!!! Wie aber, wenns der Edelmann dadurch erführe, wo du bist? Hm! mag er doch! Hier kann er dir doch nichts thun — in eines andern Herrn Lande! —

Als er noch manches für und wider diesen Entschluß bey sich gestritten hatte, erzählte er dem Wirthe so viel von seiner Geschichte, als er für gut fand, und bat ihn, ihm einen Menschen zu schaffen, welcher nach Seidenbach gienge. Dieser schlug ihm seinen Knecht vor, und erbot sich noch, zur Beschleunigung der Sache dem Kerl sein Pferd zu geben, wenn er noch zwölf Groschen zu dem Bothenlohne zulegen wollte? Hans wars zufrieden, gab dem Knechte Geld mit, und schrieb einen Brief an den Wirth. Der Knecht versprach seinen Auftrag treulich auszurichten und Nachmittage wieder da zu seyn.

Nach Tische stand Hans an der Thür der Schenke und sah sich um, ob der Knecht nicht bald wieder kommen würde, als vier Soldaten grade auf ihn zugesprengt kamen. „Treffen wir einander hier an Monsieur? So nahe! das ist verzweifelt grün abgebrochen! Deste besser, dürfen wir uns doch kaum nicht aus dem Odem reiten!“ So rie-

riefen die Soldaten Hansen zu, stiegen von ihren Pferden ab, und reichten ihm die Hand.

Hansens Sache war eben nicht, mit Soldaten viel zu spaßen, denn er furchte sich ganz schrecklich dafür, und wenn er eine Uniform sah, griff er allemal auf den Rücken, ob er die Patrontasche schon umhängen hätte? Er schwieg also ganz stille, wünschte die Kerls in Gedanken alle zum — — Grospapa, und gieng, ohne sie weiter anzuhören, um die Schenke herum, oder wollte vielmehr nur herumgehen und sie wieder fort lassen; aber kaum hatte er Miene gemacht es zu thun, so faßte ihn der Wachtmeister nicht eben sanft bey dem Arme: „Wohin Schwager? doch nicht schon weiter? Das denk ich wohl, daß ihm unsre Gesellschaft nicht die angenehmste ist! Komm er nur mit herein, wir wollen erst einmal trinken, hernach solls gleich wieder fort gehen!“

Hans. Mein Herr! wozu diese Begegnung? Ich hoffe, daß Sie mich in Friede meinen Weg werden gehen lassen!

Wachtmeister. In Friede gehen lassen? Ja! wenn er mit uns in Friede gehen

hen will, wollen wir auch ihn in Friede gehen laſſen. Komm Er nur! Ohne Umſtände! Wir wollen uns da nicht lange in der Vorrede aufhalten!

Hans. Sie gehen in die Schenke, und ich — wohin ich will!

Wachtm. Kerl! nicht abſurd! — Naſeweis! — Wir werden ihn wohl da alleine gehen laſſen?

Hans. Ich bin Ihr Wächter nicht — Sie nicht die meinigen.

Wachtm. Dank Ers meiner guten Laune, daß ich Ihn nicht krötenbreit ſchlage! So verteufelt naſeweis habe ich doch, ſo lange ich Soldat bin, noch keinen Arreſtanten geſehen.

Hans. Wenn ich Ihr Arreſtant wär, würde ich mich wohl hüten, Ihnen unbeſcheiden zu begegnen; aber ſo bin ich es nicht.

Wachtm. Nicht unſer Arreſtant? Wie das ſchwatzt! — Kerlchen, weiſt du denn nicht wo du biſt? du biſt noch nicht über die Gränze!

Dieſe Worte fuhren Hanſen durchs Herz, denn er glaubte nicht anders, als es wären Abgeſchickte vom Herrn von Elbenhauſen.

sen. Doch machte ihn die Uniform auch wieder bedenklich, weil es gar nicht die war, die der Fürst von F** gab; zudem hatte derselbe auch, außer ein Paar Kammer-Husaren, keine Reiterey. Diesen kritischen Fall auseinander zu setzen, hatte er jetzt die Zeit nicht, er sah also wohl, daß er etwas zu Kreuze kriechen mußte.

Hans. Herr Wachtmeister! wenn dieß sind Sie doch wohl —

Wachtm. Kennst mich wohl nicht einmal mehr?

Hans. Wo soll ich Sie kennen? Ich habe nie die Ehre gehabt, Sie zu sehen.

Wachtm. Du mußt einen erbärmlich schlechten Mut haben? Ich glaube du weist nicht einmal mehr, daß du desertirt bist?

Hans. Ich? Herr Wachtmeister, desertirt?

Wachtm. Sagt ichs nicht? du mußt verflucht dumm seyn, oder mußt uns für dumm halten! Mit dem Schnack kommst du nicht fort. Ich denke wohl, daß sich die Gedanken wieder finden sollen, wenn du die Promenade machen wirst, und wenn der Steiglederregen auf den blanken Buckel fällt!

fällt! Warum haſt du dich fangen laſſen — du hätteſt es ſollen pfiffiger anfangen, mein Sohn; haſts verflucht dumm gemacht! Nicht weiter als drey Stunden zu laufen! 's iſt hol der Teufel zum Lachen! (die Soldaten lachten herzlich) Herr Wirth, eine Bulle Teufelswaſſer heraus!

Hans. Herr Wachtmeiſter, ich verzeihe Ihnen! Sie verkennen mich.

Wachtm. Gehorſamer Diener! Gehorſamer Diener! Viel Großmuth! Ich verzeihe Ihnen Ihre Dummheit; ich verkenne Sie nicht! Trotz Ihrer Kleidung und Ihrer verſtellten Rede.

Hans. Ich bin kein Deſerteur, bin ein reiſender Gelehrter, der dieſe Gegend dieſen Morgen zuerſt betritt.

Wachtm. Die Verwandlung iſt ziemlich ſchnell! Ha! ha! Ein reiſender Gelehrter! — drum ſchwatzts auch ſo klug und hält alle andre Leute für ſo blitz dumm, wie alle andre Gelehrten. Haſt dich bald drein gefunden mein Sohn!

Hans. Der Wirth und alle können es bezeugen: daß ich kein Deſerteur bin.

Wachtm. Da iſt der Wirth und alle ſo gut närriſch wie du!

Hans.

Hans. Ich bitte Sie recht sehr! treiben Sie Ihren Spaß nicht so sehr mit mir.

Wachtm. Kerl! Nun läuft mir die Laus bald über die Leber! Halts Maul! oder ich will dir den Schnicknack mit dem Bleystifte da anstreichen. Du bist unser Arrestant, damit isis gut. In vier Stunden sind wir in G** und übermorgen läufst du Steigleder; damit hats Lied ein Ende! Trinkt Kamm:raden, wir wollen weiter! Trinkt! Der Rittmeister bezahlt alles.

Da sie getrunken hatten, stiegen die Soldaten auf ihre Pferde und Hans bekam Befehl zu folgen. Er wollte nicht, und betheuerte mit aufgehabenen Händen seine Unschuld; je mehr er aber bat, desto wilder wurden die Soldaten, denen der Brandewein schon mehr Feuer ins Blut getrieben hatte. Als er sich noch nicht bequemen wollte, liest sich der Wachtmeister vom Wirthe einen Strick geben, und band Hansen damit an sein Pferd.

Und kein Mensch wollte den armen unschuldigen Hans retten? — Auch der Wirth nicht? — Nein! Ihr mitleidigen Leser! Es wußte ja niemand, was an der

Sa-

Sache war? denn der Umstand mit dem Mantelsacke, den er in Seidenbach gelassen hatte, machte ihn bey dem Wirthe verdächtig, weil er so geheimnißvoll gethan hatte.

Wie der arme Hans sah, daß ihn niemand befreyen konnte, gab er sich geduldig drein, und bat nur den Wachtmeister: daß er ihn losbinden soll..., er wollte ihm, ohne den geringsten Widerstand folgen. Die Meinung, daß hier ein Irrthum vorgefallen sey, und die Hofnung, daß man solches bald einsehen würde, wenn er nur erst mit dem Rittmeister gesprochen hätte, (denn dieser mußte seine Soldaten doch kennen!) tröstete ihn auf dieser so traurigen Wallfahrt, tröstete ihn, als man ihn wirklich auf die Hauptwache brachte.

Mylord, der allemal bereit war mit zu leiden, wenn sein Herr litte, trabte getreulich hinter ihm her, und wollte auch mit ihm ins Gefängniß gehen, aber die Wache stieß ihn mit dem Karabiner zurück. Er hieng die Ohren, gieng fort, und stellte sich hinter die Wache, um zu sehen, wenn sein Herr wieder herauskommen würde; begleitete ihn auch den andern Tag ins Verhör.

Sechs

Sechs u. zwanzigstes Kapitel.

Eine Allee, wo die Bäume Leben und Odem haben.

Der Rittmeister aber, bey dessen Schwadron der entlaufene Kerl gewesen war, kannte Hansen eben so wenig, als ihn das Kommando gekannt hatte, welches ihn einbrachte. Wahr war es: daß Hans eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Ueberläufer hatte, und niemand zweifelte, daß er es würklich wäre. Etwas weniges Unterschied bemerkte man wohl, aber das kam von der veränderten Tracht her, und ihm eine Uniform anzuziehen, um hinter die Wahrheit zu kommen, das machte zu viel Umstände. Daß er, wenn er der Deserteur wirklich wäre, wohl über die Gränze würde gegangen seyn, war eine unbeträchtliche Ausflucht; wie leicht konnte er nicht geglaubt haben: er sey über die Gränze, denn er war ein Ausländer und in der Gegend noch gar nicht bewandert. Seine akademischen Zeugnisse, auf die er sich berief, befanden sich in seinem Reisebündel,

und wer konnte da erst in der halben Welt herum schicken und sie herzuholen lassen? Kurz, man hatte Beweise genug in den Händen, daß er straffällig war, weil ihn jedermann für den Entlaufenen ansah. Ein einziger Korporal hätte ihn allenfalls noch retten können; nemlich der, der den wahren Ueberläufer angeworben hatte, aber der war wieder auf Werbung gegangen. Hans war und blieb also der Deserteur, und nach geendigtem Verhör mußte er es selbst glauben; denn er wurde von dem Stabe überführt, welcher aussprach: „Daß gerügter Martin Schorch (so hieß der wirkliche Ueberläufer) seiner begangenen Ausreissung halber, zwölf mal durch die Compagnie Gassen zu laufen schuldig, folgends von derselben mit Steigbügel-Riemen zu züchtigen. Von Rechts wegen.“

Mit Todesschrecken sah also Hans alles zernichtet, worauf er seine Hofnung noch gesetzt hatte. Er bat, er weinte, er flehte seine Richter auf den Knieen um Erbarmung an, und betheuerte bey Himmel und allen Engeln, daß er nicht der Deserteur wäre; aber alles half nichts, man wurde dadurch nur noch mehr bestärkt, daß er ein

ab-

abgefeimter Böſewicht ſey, und es blieb bey dem Urthel. Ueberhaupt hatte man feſtgeſetzt: Einmal dem Ueberlaufen, welches ſeit einiger Zeit ſehr eingeriſſen war, durch eine exemplariſche Strafe Einhalt zu thun, und um ſo mehr wollte man an dieſem Delinquenten den Anfang damit machen, weil er ein Ausländer war, welcher noch weniger Schonung verdiente, als ein Landeskind!

Ohne Leben ſank jetzt Hans zu Boden, als er die Beſtätigung ſeines Urthels, nebſt beygefügten Entſcheidungsgründen gehört hatte; doch unter den Soldaten achtet man dieſe Kleinigkeit nicht, und einige kräftige Stöße mit dem Karabiner riefen ihn ſchneller ins Leben zurück, als wenn der Obriſte ihm die heftigſten gebrannten Waſſer ſeiner Gemahlin unter die Naſe gehalten hätte. Kaum konnte er wieder ſtehen, ſo ſchleppte man ihn auf die Stockwache zurück, damit er ſich in Ruhe auf den morgenden, für ihn ſo feierlichen Tag, vorbereiten könnte.

Ein Glück war es für Hansen, daß er in ſeinem Leben nie hatte Steigleder geben ſehen; er blieb alſo noch ruhig, weil er auch nicht den mindeſten Begriff von einem ſolchen Hiebe hatte; er ſtellte ſie ſich ſo leicht

vor wie Pflaumenfedern, und hofte, daß sie zu ertragen seyn würden. Aber bey Erwartung eines Uebels, welches wir noch nicht kennen, schweift unser Geist gemeiniglich aus: entweder stellen wir uns dasselbe hundertmal gröſser, oder hundertmal kleiner; selten oder gar niemalen aber in seiner rechten Gröſse vor. Ich weiß nicht, in welchem Falle wir glücklicher sind? Scheint es uns gröſser, als es am Ende ist, so freuen wir uns zwar, daß es klein war; aber dafür hatten wir auch das Uebel schon vorher doppelt in der Erwartung gefühlt! Denken wir es uns kleiner, so sind wir zwar vorher ruhig und sicher, aber nach dieser Ruhe und Sicherheit empfinden wir auch dafür das ganze Gewicht der Leiden doppelt und dreyfach! Wenn sind wir nun wohl glücklicher? Armer Hans! morgen um diese Zeit wird dirs ganz anders ums Herze seyn!

Der morgende Tag kam. Hans hörte in seiner Klause das Gepolter von den gewichsten Stiefeln, das Klirren der Sporen von den Reitern; er wagte es nicht durch das unscheinbare Fenster auf den Paradeplatz hinaus zu blicken, verhüllte seine

Au-

Augen mit dem Schnupftuche, und weinte; denn seit heute Morgen sank ihm der Muth doch etwas. Er hörte den Befehl, sich in Reih und Glied zu stellen, und nun trat der Prosos mit der Wache in das Gefängniß, ihn zu diesem traurigen Tanze abzuholen.

Mit schwankenden Füssen folgte er stumm dem Gefreyten, fuhr aber nicht wenig zusammen, als er das Geplätscher der Steigleder hörte, (die doch nur die Soldaten zum Zeichen der Freude auf ihre Stiefeln fallen ließen) und zog den Buckel zusammen, als träfen diese Schläge alle auf einmal darauf.

Zitternd stand er jetzt an dem Anfange der langen Reihe, und sein Mylord, trotz der nicht seltenen Stöße, hinter ihm. Der Kittel sank von seinen Schultern, das herabfallende Hemde zeigte seinen weissen, nie durch Schläge verletzten Rücken, und unserm Helden schwanden über dieser Zubereitung die Sinnen; schon war er im Begriff zu sinken, ehe noch der kommandirende Major, der ihn auf der Promenade begleiten sollte, an der Fronte heruntergesprengt kam, als auf einmal der General aus sei-

nem Fenſter rief: „Halt! Halt! Herr Major! laſſen Sie mir den Delinquenten erſt noch einmal herauf kommen!“

Der Major gab der Wache Ordre, ihn hinauf zu bringen, und Hans folgte ihr: doch war er ſo wenig bey ſich ſelbſt, daß er nicht wußte, wer ihm das Hemde wieder angezogen und den Kittel umgehängt hatte, oder wo man mit ihm hinwollte. Erſt an dem Eingange des Hauſes, wurde er gewahr, daß es zum General gieng, da er die Schildwache das Gewehr aufſetzen hörte; und was er ſich (doch nur ſo im Traume) dachte, war: daß ihm der General von ſeinem Spaziergange etwas erlaſſen würde.

„Wahrhaftig das iſt er, Herr General!“ rief eine weibliche Stimme, als Hans auf den Saal kam. „O! laſſen Sie ihn los! bitte! bitte!“

Der General. Nicht zu raſch Fräulein! Das Ding geht nicht gleich ſo an; ich muß ihn noch einmal verhören.

Die Dame. Wenn Sie mir das Verhör überlaſſen wollen, ſo ſollen Sie den Augenblick von ſeiner Unſchuld überzeugt ſeyn. Nicht wahr! Ihr Deſerteur iſt

ein

ein Ausländer, der niemanden hierum kennt?“

Gen. In zwo Wochen wird er wohl wenig haben kennen lernen!

Dame. Und sicher in der Gegend nicht wo ich her bin, da er aus dem **ischen ist.

Gen. Wohl schwerlich, denn er ist vor vier Tagen zum erstenmale aus der Stadt gekommen.

Dame. Erlauben Sie mir es also, ihn' zu verhören?

Gen. Wenn Sie seine Unschuld damit beweisen können, von Herzen gerne.

Dame. Weiter will ich nichts: (zu Hansen) Sehen Sie mich einmal an! Kennen Sie mich noch?

Hans. (Sieht Sie staunend an und erwacht wie aus einem Traume, denn vorher hatte er sie noch gar nicht recht gesehen, weil sie mit dem Gesichte gegen den General gestanden hatte.)

Dame. Nun sagen Sie mir einmal offenherzig! wer bin ich?

Hans. Ach Gott! Meine, Retterin! Sollt ich Ihnen zum zweytenmale meine Rettung zu danken haben?

Dame. Still! still! Das will niemand wiſſen. Sagen Sie mir nur, wer ich bin und wie ich heiße. Sie haben wohl meinen Namen vergeſſen?

Hans. Ich wäre der undankbarſte Menſch auf Gottes Erdboden, wenn ich Fräulein Hildegards Namen vergeſſen könnte.

Dame. Hören Sies, Herr General? (zu Hanſen) Und wie heißt mein Vater?

Hans. Ach! auch der Name Elbenhauſen wird mir unvergeßlich ſeyn! Oft werde ich mich mit frohen Herzen an das Schloß Seidenbach erinnern.

Dame. Nun Herr General? Glauben Sie mir wohl, daß ich Ihnen keine Unwahrheit geſagt habe? Oder denken Sie; ich habe mit dem guten Manne ein Verſtändniß?

Gen. Tauſend Dank, liebes Fräulein! daß Sie meine Hand zurückgehalten haben, eine Ungerechtigkeit zu begehen! Sie ſind dieſes ehrlichen Mannes und mein Retter! Ich war nicht ſchuld! denn ſo eine täuſchende Aehnlichkeit habe ich mein Lebtage noch nicht geſehen.

Dame. Davon kann ich nicht urtheilen! Aber es freut mich doch, daß ich zu einer so guten Stunde nach G** gekommen bin.

Gen. Sie kamen als Schutzengel. (zur Wache) Hier nehmt den guten Mann mit, gebt ihm seine Kleider und alles wieder, und sagt dem Herrn Major: Er sollte die Leute abtreten lassen. (zu Hansen). Und wenn Sie fertig sind, so kommen Sie wieder zu mir, Sie sollen eine Suppe mit mir essen.

Hans gieng, als er diese Ankündigung hörte, zu dem General, und küßte diesem ehrwürdigen Alten seine Hand. Der General nahms auch an, sagte aber zu ihm, und ergriff dabey die Hand des Fräuleins und reichte sie Hansen: „Hier danken Sie dieser schönen Hand, die kann ein Regiment Reiter besser kommandiren, als ich alter Kriegsmann!

Hans sah dem Fräulein mit einem Auge, das nur Entzücken des Danks sprach, in das ihrige, ergriff ihre Hand, und küßte sie mit einer Innbrunst, die selbst das Fräulein ansteckte. Gerührt von Hansens Unglück, was sie selbst in so kurzer Zeit ihm hatte begegnen sehn, und erfreut über das

edle Betragen in seiner jetzigen Lage, ließ sie, indem sie sich verbeugte, eine Thräne fallen, die ihrem Herzen Ehre machte, die ihr aber auch zugleich einen großen Theil der innern Ruhe mit entführte. Sie empfand, (zwar ohne es selbst zu glauben) daß das Mitleid, durch Unglück — vorzüglich durch unschuldig erlittenes Unglück — erregt, der nächste Weg sey, die Gewalt über sein eignes Herz zu verlieren. Glücklicher Hans! daß dir der Himmel selbst die Gabe verlieh und die Gelegenheit zeigte, dich eines Magnets bedienen zu können, welchen so mancher Bösewicht schon benutzt, und seine schändlichen Absichten dadurch erreicht hat!

Indem Hans hingeht und sich so viel möglich herausputzt, um nicht ganz wie ein Verlaufener bey der Tafel des Generals zu erscheinen, will ich Euch einen kleinen Fingerzeig auf den Zusammenhang dieser Geschichte geben.

Wie die wichtigsten Begebenheiten oft auf ganz kleinen Gründen beruhen, so beruhte auch diesmal Hansens Rettung auf einem eigentlich gar nichts bedeutenden Umstand; nemlich auf dem, daß eine Hündin

keinen schwarzen Jungen warf. Hätte sie nicht lauter weisse geworfen, so hätte Hans seine Steigleder bekommen, und hätte vielleicht seinen Geist darüber aufgegeben, denn sein Körper war gar nicht für die Steigleder gemacht. Die Geschichte war diese: Eine gewisse Hofräthin in G** hatte einen kleinen Hund, aus dem viel Wesens gemacht wurde. Daß man sich, so oft Besuch bey der Hofräthin war, auch von diesem merveilleusen Hündchen unterhielt, läßt sich leicht denken! Einst war dieses Thierchen trächtig, und da kam man drauf zu reden: ob es ein schwarzes Hündchen mit werfen würde, oder lauter weisse? Am Ende artete dies Gespräch gar in einen Streit aus, welcher nach und nach ziemlich hitzig wurde. Die Hofräthin behauptete: es würden lauter weisse werden, weil der Hund selbst weiß wär, und noch dazu mit einem andern weissen Hündchen gelaufen hätte, und setzte einen Trumpf drauf, der für sie gewiß stark war, nemlich sie wollte der andern Dame gleich den ganzen Hund schenken, wenn er nicht lauter weisse brächte. Die andre Dame, welche ihre gegenseitige Behauptung, (nemlich daß gewiß schwarze

oder braune, oder wenigstens einer von diesen beyden Farben darunter seyn würde) auf die Vermuthung der Menge stützte, weil das Thier erbärmlich dicke war, versprach: einen Ball zu geben, der gewiß einer der splendidesten seyn sollte. Die Wette wurde festgesetzt, und drey junge Offiziers waren Zeugen, welche alle wünschten, daß die fremde Dame die Wette verlieren möchte.

Der Tag kam, wo die Hündin ihrer Bürde entbunden werden sollte, und kaum zeigten sich die ersten Merkmale, so wurden die drey Zeugen, wie man verabredet hatte, geholt, damit kein Betrug dabey vorgehen könnte. Und siehe da! Die Hündin brachte lauter weisse, und Madam — war verbunden, einen Ball zu geben.

Weil nun etwas Mangel an Fräuleins in G** war, so lud man welche aus der Gegend ein, (denn der Ball sollte einmal recht splendid werden) und unter andern auch Fräulein Hildegard. Da diese nun eine Verwandte vom General war, so war sie bey ihm abgestiegen, und eben erst angekommen, als sich die Soldaten stellten. Kaum hatte sie Hansen sehen aus der Hauptwache bringen, so hatte sie ihn auch ge-

gekannt. Erschrocken hatte sie den General nach dem Zusammenhange gefragt und kaum das Wort Deserteur gehört, als sie dem General in die Rede gefallen war: Um Gottes willen! ich kenne den Menschen, es ist kein Deserteur! Herr General! Er ist unschuldig! Dieß dringende Bitten hatte denn den General bewogen, mit der Execution einhalten zu lassen.

Wär nun also ein schwarzes oder braunes Hündchen zur Welt gekommen, so wär Fräulein Hildegard nicht nach G** gekommen, und hätte Hansen nicht retten können.

Mit dem Schlag zwölfe trat Hans, geputzt, so wie es sich in seinen Umständen thun ließ, in das Zimmer des Generals, dem unterdessen Fräulein Hildegard die Geschichte weitläuftig erzählt und von Hansens Unschuld überzeugt hatte.

Gen. Nun Herr — kommen Sie! Wie ist Ihr Name? ich habe ihn seit dem Verhör wieder vergessen!

Hans. Hellbach.

Gen. Kommen Sie Herr Hellbach! (er faßte Hansen bey der Hand und ließ ihn neben sich auf den Sopha setzen) Ich bitte

tausendmal um Verzeihung, daß ich Ihnen so viel Angst gemacht habe, ohne daß Sie schuldig waren. Auch im Namen meiner Leute bitte ich Sie um Verzeihung, denn es wußte es keiner. Sagen Sie mir, was ich zu Ihrer Entschädigung thun kann?

Hans. Ihrer Gnaden Gewogenheit ist mir Entschädigung genug!

Gen. Possen! Herr! Possen! Wenn Sie weiter nichts von mir haben, so kann Ihnen diese auch nichts helfen! Ists Ihnen Entschädigung, wenn ich Sie heute ein Paar Stündchen bey diesem schönen Fräulein da sitzen lasse?

Hans. (machte eine Verbeugung gegen den General, und schielte während derselben nach seiner versprochenen Nachbarin.)

Gen. Das konnt ich wohl denken, daß Sie nicht würden Nein sagen!

Fräul. Aber Herr Hellbach! sagen Sie mir, wie war Ihnen denn zu Muthe? Ich schaudre, wenn ich nur dran denke!

Hans. Angenehm wirklich nicht! Gnädiges Fräulein!

Gen. Das glaub ich, guter Mann!

Fräul.

Fräul. Ich kann mir leicht Ihre Angst vorstellen, wie Sie so die lange Reihe vor sich gesehen haben.

Hans. Ich muß gestehen: gestern war ich gefaßter, denn ich machte mir keinen solchen fürchterlichen Begriff von dieser Art Strafe.

Gen. Will wünschen, daß Sie sie nie aus Erfahrung mögen kennen lernen! dreymal lieber Spießruthen, als einmal Steigleder!

Hans. Ich gestehe meine Unwissenheit! Ich habe just das Gegentheil geglaubt und das beruhigte mich auch.

Fräul. Ich dächte auch, die Steigleder wären nicht so schlimm?

Gen. Die Nachwehen, Ihr Kinder! sind das schlimmste; wenn der Feldscheer kommt und schneidet den Buckel auf.

Fräul. O! weh! o! weh! das könnt ich nicht mit ansehen!

Hans. (schaudert.)

Gen. Still von den unangenehmen Dingen! wir wollen von etwas andern reden. (zum Fräulein) Was bekomm ich denn aber von Ihnen, daß ich Ihnen Ihren Willen gethan habe?

Fräul.

Fräul. Nichts! Herr General! Wollen Sie denn noch Belohnung haben, wenn Sie die Unschuld retten? Ich kann Sie noch fragen, was ich bekomme, daß ich Ihr Gewissen geschützt habe!

Gen. Sie können mit Recht fordern, liebes Mädchen! Aber wie ich Ihren Bitten nachgab, wußte ich doch nichts von der Unschuld dieses Mannes hier, und Ihnen zu gefallen hätte ich vielleicht dem wirklichen Deserteur die Strafe erlassen!

Fräul. Das war brav Herr General! Das verdient Belohnung.

Gen. Nun, was bekomm ich?

Fräul. Alles, was Sie wollen!

Gen. Mädchen! Mädchen! Versprich nicht zu viel! Ich könnte —

Fräul. Ich weiß doch wohl, wie weit mein lieber Herr General in seinen Forderungen geht! Es erstreckte sich doch nur auf ein Paar Mäulchen?

Gen. Getroffen! getroffen! Soll ich die haben?

Fräul. Ohne Abzug. (Sie bezahlte jetzt dem alten General, und Hans hätte lieber selbst diese Zahlung, als eine Entschä-

ſchädigung für ſeine ausgeſtandene Angſt angenommen.

Gen. Was bekommen denn Sie aber, lieber Mann? Sie kommen am kürzeſten.

Hans. Das Bewußtſeyn meiner Unſchuld und die Freude, daß es noch ſo gut abgelaufen iſt, belohnt mich genug!

Das Fräulein ſah hierbey Hanſen mit einem Seitenblick an, der ohngefähr ſo viel ſagen wollte: Wenn der General nicht da wäre, wollte ich dir, du armer Junge! für deine Angſt gern auch ein paar Mäulchen zur Entſchädigung geben; und ich glaube der General hätte ihr nur einen Schatten von einem Winke geben dürfen, ſie hätte es gethan.

Gen. Immer gut geſagt! Aber davon hat man nur zu wenig. Sagen Sie, worinne kann ich Ihnen ſonſt dienen und Ihnen das angethane Unrecht vergüten?

Hans. Ich erkenne es für eine Gnade; aber ich geſteh es, daß ich in Verlegenheit bin, von dieſem grosmüthigen Anerbieten Gebrauch zu machen.

Gen. Sie ſind ein Gelehrter? und zwar ein Juriſt, ſo viel ich aus ihrer Ausſage beym Verhör weiß?

Hans. Ja! Ihre Exzellenz.

Gen. Hier heißen wir nicht so, Herr! — Haben Sie schon eine Bedienung irgendwo?

Hans. Nein Herr General.

Gen. Eben fällt mir ein, hätten Sie wohl Lust, als Soldate Dienste zu nehmen? Mein Stabssekretair ist sehr krank, und wird wohl schwerlich wieder aufkommen; nähmen Sie wohl das Dienstchen derweile an? Sie können hernach als Auditeur einrucken, und wenn Sie Lust haben, auch Lieutenant werden.

Hans. Ich danke unterthänigst. Ich finde mich gar nicht geschickt zum Soldaten, und beklage, daß ich dies gnädige Anerbieten ausschlägen muß. Ich will lieber mich erst noch ein Weilchen als Gelehrter in der Welt umsehen.

Gen. Es kommt freilich bei einem jeden auf die Lust an! Sie müssen sich am besten kennen. Wenn Sie sich in der Welt als Gelehrter umsehen können und wollen, ist auch brav; denn wer keine Menschen gesehen hat, ist selbst auch kein Mensch!

Jetzt kam das Essen, und das Gespräch wurde abgebrochen. Hansen schmeckte es nach einem so schreckenvollen Morgen, an

der

der Seite des schönen Fräuleins und in der Gesellschaft des alten ehrwürdigen Generals, vortreflich. Auch Mylord, nach dem der General fragte, weil er es gesehen hatte, daß er Hansen begleitet hatte und bis ins Haus gefolgt war, bekam manches Leckerbißchen von der Tafel aus der Hand des schönen Fräuleins.

Nach Tische empfahl sich Hans, weil Anstalt zum Ball gemacht werden mußte; doch bestellte ihn der General morgen mit dem frühsten wieder zu sich.

Zu bestimmter Zeit stellte er sich auch ein, und wollte sich auf immer empfehlen und dem Fräulein nochmals Dank sagen, aber sie war schon gestern Abends wieder fort. Der General fragte ihn: Wohin er seinen Weg zu nehmen gedächte? und Hans, weil er die Absicht dieser Frage nicht wußte, sagte es ohne Umstände, daß er nach W* wollte.

Der Gen. Das Fräulein und ich haben es vermuthet, und daher hat sie mir hier ein Päckchen zurückgelassen, welches ich Sie bitten sollte, in W* an den Kaufmann — — Sie werden den Namen finden, wenn Sie den Umschlag abnehmen!

abzugeben. Sie läßt Sie recht sehr bitten, ihr diese Zumuthung nicht übel zu nehmen.

Hans. Wollte Gott, Herr General! Ich wäre im Stande, Ihnen und meiner Retterin einen thätlichern Beweis meines dankbaren Herzens zu geben! (er holte diese Worte tief aus der Brust, und richtete seine Augen dabey gen Himmel.)

Gen. Ach! hören Sie einmal, meine Pferde sind so lange nicht aus dem Stalle gekommen; wissen Sie was, wenn Sie wollen, will ich Sie lassen nach W* fahren?

Hans. Ich bitte unterthänig! Ich —

Gen. Ohne Umstände! (zum Bedienten) Sagt einmal dem Kutscher, er soll den Wagen zurechte machen.

Hans mußte noch mit dem General frühstücken, und dann drückte der alte gute Mann ihm treuherzig die Hand, bat ihn nochmals um Vergebung, und führte ihn unter manchen Ergenswünschen, bis an den Wagen, auf welchem sein Mantelsack, den der General durch eine Ordonanz bey dem Wirthe, wo er war arretirt worden, hatte holen lassen, schon aufgebunden war.

Mit thränenden Augen setzte sich Hans ein. Gern hätte er seinem Wohlthäter noch

ein:

ein: ich empfehle mich unterthänig, zukomplimentiret, aber sein Herz war zu voll, als daß es an solche kahle Worte hätte denken sollen! Eine stumme Verbeugung war alles, und dann gings im vollen Jagen zur Stadt hinaus, und in vier Stunden war er in W*.

Sieben u. zwanzigstes Kapitel.

Hans geht in die Komödie.

In W* machte Hans das Päckchen auf, welches ihm der General gegeben hatte, und fand — keine Kommission von dem Fräulein — sondern einen Brief an Herrn Hellbach. Mit Hast erbrach er ihn, um nur geschwind zu sehen, von wem er war und was er enthielt? Den Hauptinhalt eröfnete ihm die Natur durch das Gesetz der Schwere zuerst, denn es fielen ihm sechs Louisdor in die Hand; die zwote Frage, von wem er wär? beantworteten ihm seine Augen: er war vom General.

„Edler — guter — rechtschaffener Mann! So viel verdiente ich nicht!“ rief

Hans beim Anblick der Louisdor aus; und nun las er erst den Brief vollends durch, in welchem ihn der General nochmals, wegen seines übereilten Urtheils um Verzeihung bat, und ihm antrug: wenn es ihm über lang oder kurz noch anstehen würde, Soldat zu werden, so sollte er sich nur an ihn wenden, er wollte schon für ihn sorgen. Auch das Fräulein hatte einige Zeilen beygefügt, in welchen sie ihn bat, an seine alten Freunde in G** und S** bisweilen zurück zu denken.

„Warum sollte ich nicht an euch zurückdenken, ihr guten Leute!“ sprach er. „An dich besonders mein schönes Fräulein! Mein Herz — ach! das fühlt etwas, was mich Dich gewiß nicht so bald vergessen lassen wird!“ —

Hans fühlte wirklich viel Behagen an Fräulein Hildegard, und wir müssen es ihm nachsagen, (seys zur Ehre oder zur Schande) er hatte in der Zeit wenig an Röschen gedacht. Lange währte es freilich nicht, so saß Röschen wieder so fest, als sie erst gesessen hatte, und Fräulein Hildegard ward vertrieben.

Ganz

Ganz und gar vertrieben? — Vergessen? — Die Wohlthäterin vergessen? — Nein! da behaupteten wir zu viel von ihm! Als Wohlthäterin lebte Hildegard ganz in seiner Seele, aber nur nicht als das Mädchen seines Herzens, was sie (es fehlt wenig — wenig —) bald geworden wär.

Wie es aber zugieng, daß das Fräulein so bald wieder verdrängt wurde? wird vielleicht manchem von Euch, Ihr Leser, eine unbeantwortliche Frage seyn! Ihr, die Ihr wißt, daß es mehr als einerlei Liebe giebt, werdet Euch solches leicht erklären können; dann aber wißt Ihr auch, daß nicht alle Liebende philosophisch lieben, und daß es daher die Pflicht des Schriftstellers ist, seinen Lesern da die Hand zu reichen, wo er vermuthen kann, daß sie in dem Zusammenhange der Geschehenheiten alleine nicht fortkommen können. Bey der Liebe ist entweder unser Nervenbau das erste, was in Bewegung gesetzt wird, oder das Blut läuft geschwinder durch die Adern, ohne von dem Lebensgeiste dazu angehalten zu werden. Beyde Bewegungen müssen zwar in Verbindung stehen, ehe ein solcher Drang in uns entstehen kann, welchen wir Liebe nen-

nennen, und vereinigt sind sie gewissermasen auch allemal, doch behält eine von beyden immer die Oberhand, und diese Oberherrschaft ist es, was die Grade in der Liebe bestimmt. In denen Fällen, wo das Blut erst von der Nervenbelebung gereizt wird, gehet es weit langsamer her; dafür aber ist auch eine solche Liebe, wenn sie einmal zur Reife kommt, weit dauerhafter, weil sie von einer immerwährenden Besonnenheit begleitet ist. Da hingegen wo das Blut die Seele zum Lieben überredet, ist diese Leidenschaft ungleich heftiger, hört aber auch um so viel leichter wieder auf, weil nichts vorhanden ist, was das Blut vom neuen in Bewegung brächte, wenn es einmal anfängt langsamer zu gehen; und ein bloßes Bedürfniß findet in dem Genusse allemal sein Grab. Hans fand das Fräulein seiner Liebe würdig, das war allerdings wahr! allein diese Zuneigung blieb blos in der Seele versteckt, welche wegen Kürze der Zeit nicht Muse genug hatte, mit seinem Blute ein förmliches Bündniß zu machen, denn der Dank, den er dem braven Mädchen schuldig war, beschäftigte sie noch zu sehr. Wäre Hildegard nicht so

früh

früh von ihm getrennt worden, dann hätte sein Blut wohl noch wärmer werden können, und Röschen hätte gewiß alle ihre Ansprüche auf sein Herz müssen fahren lassen! So aber erhielt sich diese auf ihrem Thron, und Hildegard mußte wieder abziehen, weil Hans dasjenige Alter noch nicht überschritten hatte, wo das Blut der Seele so gerne Gesetze vorschreibt; und überdies war die Liebe zu Röschen bei ihm die erste und eine noch nie gesättigte Liebe. Hätte Hildegard wirklich in Hansens Herzen so wohl Posto gefaßt gehabt, als sie es in seiner Seele gethan hatte, so steh ich dafür, es hätte kein Röschen, und wenn sie die ausgelernteste Coquette — ja selbst eine Venus gewesen wäre, sie wieder daraus vertrieben.

Obgleich Hans nicht so gar außerordentlich viel Geld hatte, so sah er doch von allen Seiten welches auf sich zurgnen, und noch nie hatte er einen einzigen Tag hungern dürfen. War er ja dem Mangel nahe gewesen, so hatte ihn doch, entweder ein glückliches Schicksal oder sein eigner Einfall (dies Kompliment machte er sich gar zu gern) herausgerissen. Auf dies

gutr Glück ſich verlaſſend, durchſtrich er die ganze Gegend, beſah dies und jenes, was nur halbwege verdiente, daß man hinſahe. Nicht weit von L** ſah er einſtmals auf einer Wieſe etwas im Graſe ſchimmern. Er gieng drauf zu, und ſiehe da, es war ein Kreuzchen von Golde mit Steinen beſetzt. Er beſchauete es hinten und vorne, und am Ende erkannte er es für das Kreuzchen, welches Röschen ſonſt getragen hatte; die Schnur, woran es hing, überzeugte ihn vollends, denn ſie war ganz in der Manier gemacht, wie er bey Röschen jederzeit geſehen hatte. Wo dies iſt, muß Röschen auch ſeyn! ſagte er, und trabte grade nach L** zu. Aber ſie in dieſer volkreichen Stadt zu finden, war eine Schwierigkeit, die ihm nicht wenig Kummer verurſachte. In der Komödie triffſt du ſie gewiß! Da willſt du hingehen und am Eingange ſtehen bleiben, bis alles hinein iſt, und weil es bald Zeit war, führte er ſeinen Vorſatz auch aus.

Schon alles war herein, ſchon war die Sinfonie vorbey, ſchon der erſte Auftritt geendigt, und Röschen war noch nicht da. Nun kömmt ſie doch nicht! ſagte Hans

ganz

ganz traurig, und schlich ins Parterre. Andächtig sah und hörte er dem Spiele zu, und nahm sich nicht die Mühe, in irgend eine Loge zu sehen, denn Röschen war doch nicht da!

Unter der Zwischenmusik warf er von ohngefehr seine Augen auch mit auf eine Loge, weil verschiedene junge Herren neben ihm immer begierig durch ihre Gläser dahin sahen. Ha! Röschen — ja! wahrhaftig — ganz allein in der Loge? — Ob er zu ihr hinaufklettern sollte — oder ihr zurufen? das wußte er nicht in diesem Augenblicke. O! wenn sie doch herſähe! sprach er bey sich selbst, (denn sie sahe, ohne ein Auge zu verwenden, nach dem Orchester hin) wie machst du es, daß sie dich gewahr wird? Ohne Umstände, du bezahlest das Geld für die Loge und gehst nauf! Sie ist ja allein! Eben wollte er diesen Vorsatz ausführen, als der zweete Akt wieder angefangen wurde, und nun wollten die Herren im Parterre den armen Hans nicht herauslassen. Bis an die Thür hatte er sich zwar gedrängt, aber eben da standen die Zuschauer am dicksten; und weil sie Hansens Bedürfniß für sehr gering hielten,

ten, wollte keiner deswegen von seinem vortheilhaften Platz weichen. Hans bat — und wie das nicht helfen wollte, brauchte er Gewalt, machte aber dadurch nur das Uebel ärger: ein baumstarker Mensch mit einem Federbusche auf dem Huthe und einer Hetzpeitsche über die Schultern, stieß ihn mit den Worten, wieder zurück: warum sind Sie denn nicht eher h'raus gegangen, wenn Sie — wollen? Mänd zuruck — bleiben Sie mand rinn! Hans nahm diese gefühllose Begegnung übel, und es entstand ein Zank, daß ein allgemeiner Lärm im Parterre wurde, welcher dem Zänker Ruhe gebot.

Mit knirschenden Zähnen verfügte er sich an seinen Ort zurük, wollte sich an Röschens Anblick weiden, und Achtung geben, wenn sie fortgienge, damit er ihr folgen könnte. Aber Röschen — die war verschwunden. — Er glaubte, sie habe sich etwan gesetzt, und verwandte kein Auge von der Loge, bekümmerte sich nichts darum, ob ein Schauspiel aufgeführt wurde oder nicht, und hofte, daß sie wieder hervortreten würde; sie war aber würklich fort.

»Ver-

„Verdammt wär der Kerl, daß er mich nicht hinaus gelassen hat! Nun säß ich bey ihr und wüßte alles, oder hätte ihr doch wenigstens begegnet! Wo soll ich sie nun wieder finden? Ha! das ist peinigender als die Hölle! — Denke ich mich ihr am nächsten, so muß allemal ein böser Geist mit ein Unglück drein führen“ — —

Bst! Bst! rufte am andern Morgen ein Bedienter hinter ihm drein. Hans wußte gleich von wem der Bediente abgeschickt war, ob er ihn gleich in seinem Leben nicht gesehen hatte. Der kömmt von Röschen! dachte er, und blieb stehen.

Der Bed. Um Vergebung! Sind Sie Herr Hellbach?

Hans. Ja! das bin ich.

Bed. Wo logieren Sie?

Hans. Im Rosenkranze.

Bed. Wie lange werden Sie denn noch hier bleiben?

Hans. Bis heute Abend.

Bed. Daß dich! — Könnten Sie nicht bis morgen bleiben?

Hans. Auch das. Ich kann bleiben so lange mirs gefällt.

Bed. Sie sind also gewiß noch da?

Hans.

Hans. Ganz gewiß.

Bed. Und um welche Zeit sind Sie denn zu Hause?

Hans. Bis zu Mittage. Was soll ich denn?

Er bekam keine Antwort, denn der Bediente wartete seine Frage gar nicht ab, sondern lief im vollen Sprunge die Gasse hinunter.

„Zuverläßig von Röschen — Warten mußt du nun. Aber welch ein wunderliches — räthselhaftes Betragen? doch, sie hat gewiß ihre triftigen Ursachen. Nur gut, wenn ich sie endlich einmal treffe.“

Mit dem frühsten war der Bediente bey ihm, und übergab ihm einen Brief mit den Worten: Eine fremde Dame läßt sich Ihnen empfehlen und Sie bitten, inliegendes Geld an den Kaufmann Grützkopf zu bezahlen; nähere Nachricht würden Sie in dem Briefe finden. Wenn Sie diesen Auftrag aber besorgt hätten, möchten Sie so gütig seyn, und sich gleich zu ihr in den goldenen Löwen bemühen, weil sie noch verschiedenes mit Ihnen zu sprechen hätte, nach neun Uhr würde sie Sie da erwarten. Hans ließ sich der Dame wieder empfehlen,

und

und verſprach zu kommen. Weil er aber gewiß glaubte, Röschen diesmal zu ſprechen, fragte er den Bedienten weiter um gar nichts, denn er merkte wohl, daß es eine verdeckte Karte war, in welche der Bediente nicht gucken ſollte.

Beſter Herr Hellbach,

Ich habe mich geſtern von Ihrem Hierſeyn in der Komödie überzeugt, habe mich gefreut, Sie noch geſund und wohl zu ſehen. Nur bedaure ich, daß Ihnen dies mein Brief blos ſagen kann, und nicht mein Mund ſelbſt. Noch' kann, noch darf ich Sie nicht ſehen. Wenn dieß Ihnen Eigenſinn ſcheint, ſo übereilen Sie ſich in Ihrem Urtheil. Es iſt nicht Eigenſinn — wahre Nothwendigkeit! Eben daß Sie mir nicht folgen, mich nicht aufſuchen ſollten, verließ ich geſtern ſo eilig das Komödienhaus. Ich benuzte den Zufall, der freilich für Sie etwas unangenehm ſeyn mußte; denn faſt vermuthete ich Ihre Abſicht, weil ich ſah, daß Sie aus dem Parterre gehen wollten. Noch einmal bitte ich Sie:

klagen Sie mich keiner Härte an; Ich muß jetzt noch so handeln. Verlassen Sie sich auf mein Wort, wir sehen uns bald! Daß der Auftrag an den Kaufmann eine unschuldige Erfindung ist, werden Sie wohl gleich errathen haben? warum ich es so machen mußte, wird Ihnen auch kein Geheimniß seyn? Ich habe keine Aufträge weiter an Sie, als daß Sie so gütig seyn, und dieses Geld von den Händen Ihres Mädchen annehmen! Ich hoffe, daß es in Ihrer jetzigen Verfassung nicht überflüßig seyn wird, denn Sie machen doch wohl noch den ewigen Juden? Verzeihen Sie mir diesen Ausdruck. Auch diesmal verbitte ich es wieder, mich aufzusuchen. Zwar ließ ich Ihnen sagen, daß ich Sie in dem goldenen Löwen erwarten wollte, aber verzeihen Sie! auch das war eine kleine Lügen. Ich habe nicht da logiert, und es war auch gar mein Wille nicht, Sie da zu sprechen. Wenn Sie dies gelesen haben, bin ich schon zum Thore hinaus. Aber wohin? Ich darf ja nichts sagen; Wenn Sie mich von ohn-

gefehr treffen, ists gut. Unausgesetzt bin ich noch immer ꝛc.

Röschen.

Hans hatte die acht Louisdor (so viel hatte ihm Röschen diesmal wieder geschickt) in der Hand. Als er fertig war mit lesen, zählte er sie, warf sie unwillig auf den Tisch hin, und sagte: Wenn ich dich nicht haben soll, mag ich dein Geld auch nicht. Röschen! das ist nicht großmüthig! Mit einer Hand giebst du mir etwas, mit der andern nimmst du mir doppelt und dreyfach so viel wieder! Nein! ich mag dein Geld nicht! Sollsts wieder haben! Nicht den Pfennig will ich davon nehmen! Er besann sich aber doch wieder anders, steckte seine acht Louisdor in den Schubsack, und in wenig Stunden war er auch mit Röschen ausgesöhnt; suchen wollte er sie jedoch diesmal nicht, denn er glaubte seine Mühe würde vergeblich seyn. Wunder wäre es eigentlich nicht gewesen, er hätte auf ewig mit ihr gebrochen, da er sich durch sie in ein beständiges Labyrinth von Räthseln geführt sah, aus dem er sich, weil ihn seine Ariadne zwar hineingewiesen, aber keinen

Faden gegeben hatte, nie wieder herausfinden konnte.

Wenn sich Röschen einmal nicht recht entschuldigen wird, so muß ich gestehen, bin ich böse auf sie, und werde vielleicht noch böser seyn als Hans! Das ist doch außer Spaß, einen ehrlichen Kerl so zu äffen!

Acht u. zwanzigstes Kapitel.

Eine Scene in einer Dorfschule.

Auf dem Wege von L** nach S** kehrte Hans in einer Schenke ein, wo just der Kinderlehrer Schule hielt, und ließ sich einen Krug Bier geben. Der Herr Katechete gab gleich theologischen Unterricht, worinn er sich auch durch Hansens Gegenwart nicht stöhren ließ. Nicht der Seltenheit wegen, sondern um seiner Nutzbarkeit willen, müssen wir doch ein Fragment davon liefern.

Schulmeister. Nun Michel! wie sieht denn aber der Teufel aus?

Michel. Schwarz! Kohl — rabenschwarz.

Schulm.

Schulm. Recht Michel! was hat er noch mehr?

Mich. Einen Kuhschwanz.

Schulm. Was noch mehr?

Mich. Einen Pferdefuß.

Schulm. Was noch mehr?

Mich. Hörner und rothe Augen.

Schulm. Recht so! Hast du ihn denn jemals gesehen?

Mich. Ja, in dem Evangelienbuche.

Schulm. Nun Liese! Warum sieht der Teufel schwarz?

Liese. Weil er von dem Pechdampfe geräuchert wird wie ein Schinken.

Schulm. Was macht er mit dem Schwanze?

Liese. Er schmeißet die Leute damit in die Augen, daß sie blind werden.

Schulm. Was macht er mit den Hörnern?

Liese. Er stößt die Leute in den Erdenkoth.

Schulm. Warum hat er röthe Augen?

Liese. Weil er sich sie bey dem Feuer verdorben hat.

Schulm. Was thut der Teufel? Martin!

Martin. Er verführt Leute.

Schulm. Womit denn?

Mart. Mit einem Stricke.

Schulm. Was müssen wir thun, wenn er uns mit seinem Stricke fangen will?

Mart. Davon laufen.

Schulm. Bist du auch allemal davon gelaufen?

Mart. In meinem Leben nicht!

Schulm. Ey! Ey! warum denn nicht? Du böses Kind!

Mart. Je Herr Präcepter, er ist ja in meinem Leben noch nicht zu mir gekommen!

Schulm. Nun! nun! Wir sehen ihn ja nicht! Seht ihr Kinder! — Gold, Silber, Schönheit, Ehre, das sind seine Stricke; wenn ihr die seht, da lauft davon. Wollt ihr das thun?

Alle. Ja!

Schulm. Wo wohnt denn aber der Teufel? Tobias!

Tob. In der Hölle.

Schulm. Wie sieht die Hölle aus?

Tob. Wie ein rechter großer Karpen-Kopf, wenn er ihn aufsperret.

Schulm. Wo hast du denn das gesehn?

Tobias. In meiner Mutter ihrem Gebetbuche.

Schulm. Sieht denn aber die Hölle wirklich so aus?

Tob. Freilich! Es sieht ja so im Gebetbuche.

Schulm. Das wissen wir nicht recht, wie sie aussieht. Wer ist aber in der Hölle?

Tob. Gottlose Leute.

Schulm. Was ist sonst noch drinne?

Tob. Pech und Schwefel, das stecken die Teufel mit Strohwischen an; darnach haben sie große Blasebälge, damit blasen sie das Feuer an.

Schulm. Wie kommen denn die gottlosen Leute hinein?

Tob. Die Teufel ziehen sie mit Misthaken hinein.

Schulm. Nun aber Christel! wie sehen denn die Engel aus?

Christel. Recht hübsch: wie Junker Ferdinand, wenn er im Hemde auf dem Hofe rum läuft.

Schulm. Was haben sie denn an sich?

Christ. Gänseflügel.

Schulm. Wozu brauchen sie diese?

Christ. Da nehmen sie die kleinen Kinder drauf.

Schulm. Hat man vielerley Engel?

Christ. Ja! auch Cherubim und Seraphim.

Schulm. Was machen denn nun die lieben Engel im Himmel?

Christ. Einer spielt auf der Baßgeige, ein andrer auf dem Hackebrete, ein andrer auf dem Brummeisen.

Schulm. Du hast einen Hauptumstand vergessen, besinne dich!

Christ. Ja! auf der Orgel.

Schulm. Was lernt ihr denn daraus? — — Nun! wißt ihrs denn noch von gestern?

Christ. Daß die Musikanten den Engeln gleich sind.

Schulm. Wer aber besonders?

Christ. Die Schulmeister.

Gott! welch ein Unterricht, dachte Hans, welche alberne Begriffe, und leider nur allgemein! Er bezahlte und gieng weiter.

„Theilen Sie einem armen reisenden Handwerkspurschen auch eine kleine Gabe mit!“ rief ein Junge Hansen an, als er zum Dorfe hinaus war.

Hans.

Hans. Du ein Handwerkspursche? Dazu bist du wohl noch zu jung?

Der Junge. Ich habe zeitig ausgelernt.

Hans. Sage nicht! du kannst ja nicht über zehn Jahr alt seyn?

Junge. Noch nicht ganz zehn Jahr.

Hans. Weil du mich belogen hast, bekommst du auch nichts.

Junge. Sie liebes Herrchen! Ich habe Sie nicht belogen! Wenn ich auch kein Handwerkspursche bin, so bin ich doch ein Reisender.

Hans. Warum kannst du aber nichts?

Junge. Ich reise.

Hans. Heißt denn das gelernt?

Junge. Ich denke, wenn man reist, lernt man recht viel?

Hans. (vor sich) Ha! ha! ein Kosmopolit wie du; ihr könntet mit einander reisen! (zum Jungen) Wie lange und wohin willst du denn reisen?

Junge. Bis nach Europa. Wenn ich da gewesen bin, kehr ich wieder um.

Hans. Junge, wenn du nicht so verdummt wärest, fragte ich dich, ob du mit mir reisen wolltest?

Junge. Reisen Sie denn auch nach Europa?

Hans. Ja!

Junge. Da sind Sie nicht auf dem rechten Wege; da müssen Sie den Rain hinauf gehen, wo ich hingehe.

Hans. Schon gut! Ich komme auf meinem Wege auch hin. Hättest du aber wohl Lust?

Junge. Wenn die Reise dahin geht? ach ja! Ich habe auch beßre Kleider.

Hans. Wo hast du sie denn?

Junge. Dort im Busche in einem Felleisen, da hab ich einen bessern Rock, ein Paar Stiefeln und auch Schuh und Strümpfe.

Hans. Was geb ich dir, wenn du mit kommst?

Junge. Essen und Trinken, weiter mag ich nichts: wenn ich nur mit nach Europa komme.

Hans. Aber du mußt deine guten Kleider anziehen.

Junge. Wenn Sie mir andre schaffen, wenn sie zerrissen sind?

Hans. Ja! die sollt du haben.

Junge. Nun gut! Ich gehe mit; gehn Sie nur voraus, ich komme schon nach, ich will nur erst mein Bündel holen.

So hatte Hans in aller Geschwindigkeit einen Bedienten, ohne zu wissen, wovon er ihn ernähren sollte, da er manchmal selbst kein Geld hatte. Der Junge aber gefiel ihm, seine Miene versprach einen heitern Kopf, den er noch besser aufzuheitern gedachte.

Neun u. zwanzigstes Kapitel.

Hans wird Arzt.

In B** ließ sich Hans ein neues Kleid machen; sein altes aber vermachte er seinem Fritz. Dieser Aufwand durchlöcherte zwar seine Kemlammer sehr, aber er mußte es thun, denn sein Rock war ziemlich invalid geworden, und reinlich gieng er immer gern.

Als sein Beutel ziemlich erschöpft war (denn wenn zwo Röhren aus einem Brunnen das Wasser führen, wird er allemal den Grund desto eher zeigen, zumal wenn er

von bloßem Regenwasser gefüllt ist, wie bey Hansen der Fall war) fing er wieder an Plane zu machen. Weil aber noch nicht die höchste Noth da war, so war auch sein Geist noch nicht erfinderisch genug, und er erwartete einen Zufall, der ihm die Mühe ersparen sollte, viel nachzudenken.

Einst saß er in der Stube mit seinem Wirth ganz allein. Der Wirth war etwas pflegmatisch, und das Geschäft, seine Gäste zu unterhalten, war ihm weit schwerer, als die mühsame Rechnung in Brüchen, die ihm zwar auch selten Mühe machten, denn er schuf sie immer lieber in ganze Zahlen um. Hansen wurde also die Zeit lang, und er holte das Traktätchen, das er von Mylords ehmaligem Herrn geschenkt bekommen und bey so manchen Widerwärtigkeiten erhalten hatte, aus seinem Bündel und las vor lieber langer Weile darinne. Um frische Luft zu schöpfen, gieng er einmal hinaus und ließ das Buch aufgeschlagen liegen.

Unter des Wirths Leidenschaften war die Neugierde eine der stärksten. Ein kleiner Trieb zu wissen, was der Fremde da las, erhob ihn von seinem Großvaterstuhle, und er sah in das Buch. Er hatte schon das

Ti-

Titelblatt durchbuchſtabirt und war eben im Begriff auch in das Buch ſelbſt zu gucken, als er ſeinen Gaſt wiederkommen ſah; geſchwind fügte er ſich alſo wieder in ſeinen Armſtuhl. Um ſich aber doch nicht zu verrathen, daß er in das Buch geſehen hatte, fing er gleich zu Hanſen an: „Apropos mein Herr! verſtehen Sie ſich auf Hundekuren?“

Hans. Sie denken, weil ich da in dem Buche geleſen habe.

Der Wirth. Ach behüte mich! ich weiß ja gar nicht, was das für ein Buch iſt, worinne Sie leſen. Es fiel mir nur ſo ein.

Hans. (verdrüßlich) Ich bin wohl ein Mediziner, aber nicht für Hunde.

Wirth. Nehmen Sies nicht übel! Ich hab es ſo böſe nicht gemeint! Ich wollte Ihnen nur einen Patienten zuweiſen, der Ihnen mehr einbringen würde, als mancher vernünftige Menſch!

Hans. (etwas freundlicher) Wenn's das wär, ſo könnte man ſich ja wohl einmal damit abgeben?

Wirth. Ich verſichre Ihnen: Sie könnten ſich bey einer gewiſſen Dame hier

ſehr

sehr insinuiren, wenn Sie ihren kleinen Bologneser kuriren könnten.

Hans. Ich wills versuchen.

Wirth. Sie müssen Sich melden.

Hans. Mich noch melden?

Wirth. Ja! wie anders! Wie will denn die Dame wissen, daß ein Hundedoktor da ist? Sie dürfen sich gar nicht schämen; alle Doktors aus der Stadt sind schon bey ihr gewesen und haben die vierzig Thaler verdienen wollen, die sie versprochen hat, wenn einer ihr Hundchen kurirt. Sie hat auch an die medizinische Fakultät nach Z** geschrieben, aber keine Antwort erhalten.

Hans. (vor sich) Hm! vierzig Thaler wären mit zu nehmen! Wie aber, wenn das Thierchen krepirt? Je nun, da büßest du das Geld ein, weiter hats doch nichts auf sich! Strafen können sie dich doch nicht, daß du nicht promovirt hast und dich dennoch zu kuriren unterstehest? — Es ist ja nur ein Hund! Du hast ja keinen Menschen auf deinem Gewissen! — — (zum Wirth) Wer ist denn die Dame? ich will meinen Fritz hinschicken.

Wirth.

Wirth. Sie heiſt die Frau Kriegsräthin und wohnet in der langen Gaſſe; es weiſet Frizen jedes Kind hin.

Hans unterrichtete ſeinen Buben was er ſagen ſollte; und er muſte ſeine Sache gut ausgerichtet haben, denn er kam mit dieſer Antwort zurück: Sie wäre ſehr erfreut zu hören, daß ein wirklich ſtudierter Hundearzt da wär, der ihrem lieben Bijou helfen könnte. Er ſollte ja je eher je lieber kommen, denn das Thierchen wär ſehr matt und ſchien nicht lange mehr zu leben.

Hans weilte nicht lange, ſondern gieng eilig nach dem Hauſe der Frau Kriegsräthin, welche ihn an der Hausthür empfing, denn ſie hatte ihn ſchon von weitem an ſeinem kleinen Friz erkannt. „Ach lieber Herr Doktor!“ rief ſie ihm entgegen, „ich wünſche daß Sie als ein Engel vom Himmel zu meinem Bijou kommen, denn ſeitdem ihr Bedienter fort iſt, hat er zum Erbarmen Herzzuckungen gehabt; das Herz im Leibe iſt mir faſt gebrochen! Kommen Sie, ſtehen Sie dem armen Thierchen bey!“

Mit zitternder Hand führte ſie Hansen die Treppe hinauf. Auf dem Saale begegnete ihnen ein kleines Mädchen, welche ſagte:

te: „Liebe Mama! der Papa läßt recht sehr bitten, sie sollten ihm doch nur etwas Thee machen lassen; er will ganz verschmachten.“

Die Kriegsräthin. Geh Mädchen! und schrey nicht so, daß Bijou nicht etwan erschrickt. Sag nur dem Papa, ich brauchte die Mägde jetzt nothwendiger.

Das Mädchen. Der arme Papa, er klagt erstaunend über Durst, denn er hat den Paroxismus gehabt.

Kriegsr. Er kann warten! (zu Hansen) Ich will erst sehen, ob er etwan eingeschlafen ist, der arme Patiente? (zu einer Magd) Tritt das Mensch nicht auf wie ein Elephant. (sie macht die Stube leise auf und geht hinein.)

Haus. (zu der Magd) Ist der Herr vom Hause krank?

Die Magd. Ja! er hat ein hitziges Fieber.

Die Kriegsr. (kommt sachte wieder heraus und sagt zur Magd) Geht einmal hinein zu meinem Manne und sägt ihm: daß er nicht so laut husten sollte. Er wird gewiß noch mit seinem Bellen den armen Bijou aufwecken! (horcht) Wahrhaftig h

er

er hat ihn schon aufgeweckt — ich höre ihn wimmern. Ja! — daß einem der böse Mann den Gefallen thät und hörte einmal ein Veilchen auf zu husten! — daß das arme Thierchen ja nicht einen Augenblick schlafen kann! — Ich bettete das arme Vieh gern in eine andre Stube, aber die andern sind alle zu feuchte.

Mädch. Ach Mama! der Papa ist recht durstig! Sie sollen ihm ja ein Bischen Thee kochen lassen.

Kriegsr. (giebt dem Mädchen eine Ohrfeige) Ich habe dir gesagt, du sollst gehen — und komm mir nicht wieder! (zu sausen) Ich will noch einmal hineinsehen, ob er wacht: daß er mir nicht etwan gar im Schlafe seinen Geist aufgiebt.

Hans. (zum Mädchen) Können Sie denn nicht in der Nachbarschaft Thee bekommen? Gehen Sie doch zu! Doch still. (zur Magd) Mache sie auf meine Verantwortung sobald als möglich Feuer an, und setze sie Wasser auf. (zur Kriegsräthin, die wieder aus der Stube kommt) Madam, ich habe mit ihrer Erlaubniß Feuer anmachen lassen; wenn ich etwan ihres Bisous ne-

wegen, etwas warmes Waſſer nöthig haben ſollte.

Kriegsr. Recht gut Herr Doktor! (zur Magd) Anne! geſchwind macht Feuer an! Hurtig! hurtig Menſch!

Magd. Kann ich denn dem Herrn ein Bischen Thee mit machen? Frau Kriegsräthin!

Kriegsr. Ja ja! weil Bijou einmal warm Waſſer braucht. (zu Hanſen) Nun Herr Doktor! iſts Ihnen gefällig? Er wacht und hat ſich recht ſehnlich nach Ihnen umgeſehen! das kluge Thier muß es merken, daß ſeine Hülfe da iſt. (ſie gehen hinein.)

Hans. (beſieht den Hund, der auf einem zinnen Kiſſen liegt, von oben bis unten.)

Kriegsr. Nun Herr Doktor! Wie kommt Ihnen mein Patiente vor? Nicht wahr er iſt recht krank? Ach! — Hilf Himmel! — ſehn Sie, er bekommt ſeine Verzuckungen wieder! Ach — iſt das ein Jammer, wenn mans ſo mit anſieht! — Es wird immer ärger! (dreht ſich herum und ringet die Hände) O! ſo helfen Sie

ihm

ihm doch, Herr Doktor! — Wollen Sie ihn denn ohne Rettung sterben lassen? —

Hans. (nicht wissend, was er sagen soll) Lassen Sie ihm geschwind ein zusammengelegtes Tuch über dem Dampfe des Wassers warm machen.

Kriegsr. Ich wills gleich selber thun.

Hans. (sieht unterdessen in sein Buch, und mag wohl etwas gefunden haben, denn er schreibt etwas mit Bleystift auf.)

Kriegsr. Hier bring ichs. Was soll ich damit machen?

Hans. Das wollen wir dem Patienten über den Leib legen.

Kriegsr. (setzt sich an das Bette und wickelt Bison in das Tuch.)

Die Tochter. Mama! um Gottes willen kommen Sie herüber! Papa ist recht schlecht — er will sterben!

Kriegsr. Gott ist das nicht ein Lärm bey einem lumpigen Fieber! — Sieh nur; er wird nicht gleich sterben! Ich habe jetzt mehr zu thun.

Toch. Soll ich etwan einen Prediger holen lassen?

Kriegsr. Je lieber gar! Sag ihm nur, er soll sich aufs Ohr legen und schlafen.

(zu Hansen) Sehn Sie einmal Herr Doktor, wie das dem armen Narren sirre thut. Ach wenn das hülfe, mein guter Doktor!

Hans. Wenn Sie erlauben Madam, will ich nur einen Augenblick zu dem Herrn Gemahl gehn? Unterdessen können Sie dem kleinen Bijou das Tuch noch über halten.

Kriegsr. Herr Doktor! ich bitte Sie inständig bleiben Sie! Ich könnte etwas versehen. Sie hättens auf ihrem Gewissen. Ich will das Tuch noch einmal wärmen?

Hans. Ja! je öfter je besser.

Kriegsr. Sagen Sie mir ja alles, was ich thun soll. (sie geht hinaus)

Hans. Gott im Himmel welch ein Weib! Was für eine Wirthschaft! — Ich muß mich der Sünde fürchten, so einen Possen noch länger zu spielen.

Kriegsr. (kommt wieder) Doch wieder wie vorhin?

Hans. Ja! Nun erlauben Sie, daß ich Ihnen einigen Unterricht gebe: diesen Umschlag machen Sie ihm noch etlichemal, denn lassen Sie dieses Pulver holen, theilen es in vier Theile, und alle halbe Stunden geben Sie ihm einen davon in Fleischbrühe. Auf den Abend will ich Ihnen

durch

durch meinen Purschen ein ander Rezept schicken und die Verhaltungspunkte dazu.

Kriegsr. Ach kommen Sie lieber selbst.

Hans. Auch das. Doch bin ich nicht nöthig. Ich sehe die Natur thut schon durch Hülfe dieser Mittel ihre Wirkung. Ich denke in zween Tagen sollen Sie Ihren Patienten wieder ganz munter sehen.

Kriegsr. (Fällt Hansen um den Hals) Ach liebes Doktorchen! wenn' das wahr wäre — ich wüßte nicht, was ich für Freuden machte!

Hans. Ich will nicht mehr Doktor Aschmatalipos seyn, wenn ich nicht die Wahrheit gesagt habe! Gehen Sie nur ganz nach meiner Vorschrift. Jetzt erlauben Sie mir, daß ich Ihren Herrn Gemahl auch einen Augenblick besuche — Ich empfehle mich indessen ganz gehorsamst.

Kriegsr. Es bleibt also dabey, Sie kommen auf den Abend selbst wieder?

Glücklich heilte Hans den kranken Hund, den kein Arzt in der Stadt hatte herstellen können, und den auch die ganze medizinische Fakultät in Z** sich nicht zu heilen getraut hatte, noch eher als er bestimmt hatte; denn schon den andern Tag konnte

er, obgleich etwas matt, außer dem Bette seyn.

Dreyßigstes Kapitel.

Ein gutes Gleis verdient daß man fortfährt.

Wenn Ihr, meine Leser! mich dazumal, als ich euch die Geschichte von dem Hundekaufe erzählte, in dem Verdachte hattet, als schmierte ich euch ganz leere Sachen her, die weiter keine Beziehung aufs Ganze hätten, so bittet mich hier um Verzeihung! Ihr sehet wohl, wie nöthig es war. Hätte ich sie Euch nicht damals erzählt, wie sie geschah, so hätte ich sie Euch jetzt erzählen müssen, um Euch zu erklären: wie Hans auf den Einfall kam, ein Hundearzt zu werden. Ihr seht, wie Hansens ganzes Schicksal von seinem ersten Daseyn an, von lauter Kleinigkeiten so wunderlich abhieng. Doch ich habe es Euch, deucht mich, schon einmal gesagt: daß in der Welt alles von Kleinigkeiten abhängt. Weiß ich doch, daß einmal der Umsturz eines großen

Reichs

Reichs von einem Klohstiche herrührte, daß eine Gegend von vierzig Dörfern im Wasser ersoff, weil ein Maulwurf sich hatte einfallen lassen, sein Palais in einen Damm zu bauen, und haben nicht oft viele tausend Menschen, die im Kriege umkommen, ihren Tod einer übelverdauten Pastete oder eines Kapauns zu verdanken? Hans war einmal bestimmt, sein Glück in der Welt durch Hunde zu machen; ein andrer macht es wieder durch etwas anders. Nur Schade, daß man so selten Achtung giebt, wodurch dieser oder jener eigentlich glücklich oder unglücklich geworden ist; und wenn wir hernach den eigentlichen Grund nicht wissen, so sind wir gleich mit dem schönen Sprüchelchen da: Ein jeder ist seines Glückes Meister. Traurige Philosophie, die auf einer Studierstube ausgeheckt wird, welche kein Fenster hat, durch das man in die Welt gucken kann, und wo man sich begnügen muß, beym Schimmer eines dunkeln Lämpchens unumstößliche Wahrheiten zu erfinden.

Noch müssen wir Euch ein Räthsel auflösen; nemlich wie es zuging, daß Hans so glücklich war, das Hundchen der Frau

Kriegsräthin so geschwind zu heilen? da er doch nie Medizin für Hunde studiert hatte. „Er hatte ja ein gutes Buch!“ Richtig! Aber ist es denn schon ausgemacht, daß die Bücher klug machen? Ja, wenn darinne gestanden hätte: Um die und die Zeit wird der Frau Kriegsräthin in B** ihr kleiner Bijou krank seyn, das und das wird ihm fehlen, dieses oder jenes Mittel muß gebraucht werden, so wollte ich es wohl zugeben, daß es das Buch gethan hätte; aber dieses Buch war, so wie alle andre Bücher, (alle: will ich zwar doch nicht sagen) nichts weiter, als ein Register über einen Theil des großen Buchs der Natur. Wer sich in diesem nicht Raths zu erholen weiß, der wird auch gewiß nie klug werden, und wenn er tausend gedruckte Bücher vom Anfange bis zum Ende auswendig gelernt hätte. Hans hatte den Hund hinten und vorne besehen, und wußte doch noch nicht, was dem Thierchen fehlte. Ein Einfall aber, der ihm von ohngefehr in die Gedanken kam, und der für seinen Beutel und für seine Ehre zu keiner gelegenern Zeit hätte kommen können, lehrte ihn das beste Mittel. Er wußte, (ich kann nicht

sagen, ob von seinem Hofmeister Purganti, oder von einem Professor, oder sonst woher) daß die mehresten Krankheiten von einer üblen Verdauung herrühren. Dieses Uebel vermuthete er nun auch bey Bijou, und beschloß in aller Angst, auf solches loszukuriren. Aus dem Buche erfuhr er weiter nichts, als wie man die Verdauung bey Hunden befördern müßte — und siehe da, Hans war so glücklich die Krankheit des Thierchens, und das rechte Mittel dagegen zu treffen.

Gleich den Tag drauf, als Bijou wieder unter den Gesunden war, bekam Hans seine vierzig Thaler in ausgesuchten überwichtigen Louisdoren, und seiner Geschicklichkeit, noch mehr aber Bijous Wiederherstellung zu Ehren, gab die Frau Kriegsräthin ein großes Fest, zu welchem alle Vornehme der Stadt eingeladen waren, und wobey es, (obgleich der Herr Kriegsrath noch immer todtsterbens krank war) sehr munter und vergnügt zuging; denn ein Sabelpreuträger der Frau Kriegsräthin suchte die hohe Versammlung durch eine Abendmusik, die er heimlich bestellt hatte, aufzumuntern. Hans erndtete dabey die

verdienten Lobsprüche seiner Geschicklichkeit von allen Seiten, und bey jedem Glase, das man trank, erinnerte man sich, daß man es jetzt durch ihn trank, und trank denn allemal die Gesundheit des berühmten Herrn Doktor Aschmatalipos.

Kaum erscholl die Post von Hansens Gelehrsamkeit und Glück in Hundekuren, so kamen von allen Ecken der Stadt Bediente und Jungemägde, die ihn zu den kranken Hunden ihrer Herrschaft riefen, und er sah im kurzen sich als Arzt von mehr denn hundert Hunden, welche alle verschiedene Krankheiten hatten, davon er auch viele bald heilte. Sein Friz, der ihm dießmal ganz vortreflich zu statten kam, hatte weiter nichts zu thun, als herum zu laufen: sich nach Monsieur Mylords, Marquis, Fripons, Dandins, Allards, oder Madame und Mamsell Zemire, Belline, Amande u. s. w. Befinden zu erkundigen, Recepte in der Apotheke zu holen und wegzutragen. Dafür aber bekam er auch manches gute Trinkgeld von den Herrschaften, und es gereuete ihn gar nicht, bey einem Hundedoktor zu dienen; das einzige war ihm nur verdrüßlich, daß er in seiner Reise nach Europa

ropa aufgehalten wurde, worüber er sich auch manchmal gegen Hansen beschwerte.

Weil jetzt ein kalter unfreundlicher Wintermonat einfiel, so wuchs auch die Zahl der Patienten, und zwar in den vornehmsten Häusern, so an, daß Hans, so kurz er sich auch einrichtete, mit seinen Besuchen gar nicht herum kommen konnte. Freilich war dieß denen Herrschaften unangenehm, daß ihre Kranken so kurz oder wohl manchen Tag gar nicht besucht wurden; doch beklagte man sich weiter nicht über den Doktor, denn man wußte, daß er gar zu viel zu thun hatte. Indessen wurde doch eine allgemeine Versammlung in Vorschlag gebracht, wo man berathschlagen wollte: wie diesem Uebel abzuhelfen sey? Hin und her kamen Projekte zum Vorschein, welche sich aber alle nicht ausführen ließen. Dem Doktor auf gemeinschaftliche Kosten Equipage zu halten, war noch der einzige Vorschlag, den man genehmigte, jedoch nur in so fern sich kein noch beßrer finden sollte. Endlich hatte ein gesetzter Mann, der seit langen Jahren schon Vorsteher des Hospitals gewesen war, den Einfall: Man sollte dem Doktor die Hunde ins Haus schäffen,

und eine Art von Lazareth anlegen lassen. Der Einfall wurde allgemein gebilliget, und noch diese Stunde mußte ein Abgesandter fort, der mit Hansen dieses Geschäfte des gemeinen Besten wegen betreiben sollte.

Hansen kam dieser Vorschlag wie gerufen, er miethete einen großen Saal, und kaum hatte er bekannt machen lassen, daß seine Krankenstube fertig wär, so brachte man von allen Orten und Enden kranke Hunde. Hier einen Spitz in Betten gewikkelt, hier einen Bologneser unter der Saloppe, hier einen Jagdhund auf der Trage mit einem Pelze zugedeckt, hier eine englische Dogge, hier einen im Wagen von einer vornehmen Familie auf dem Lande, denn weit und breit war der Doktor Aschmatalipos berühmt.

Näher hundert Kranke hatte nun unser Hans in seinem Lazarethe, und schon rechnete er den Gewinnst aus, den er nach Abzug der Kosten haben würde — aufs sterben rechnete er nicht; hie und da gieng freilich einer mit verlohren, aber das schadete ihm nichts, denn sein Arztlohn mußte er doch bekommen — welcher just hundert und funfzig Thaler betrug; eine Summe,

die

die er noch nie in seinen Händen gesehen hatte, und auf welche er sich von ganzem Herzen freuete. Gut wär es gewesen, wenn Hans an sein gewöhnliches Schicksal mit gedacht hätte, welches ihm, wie andern Menschenkindern, gemeiniglich das Glück wieder vor der Nase weg nahm, wenn er sich schon über dessen Besitz freuete. So fest ihn auch die häufigen Beyspiele schon mehrmals hatten überzeugt gehabt, so vergaß er es doch diesmal ganz, und was konnte also sein Genius wohl bessers thun, als ihm diese heilsame Lehre noch einmal hinters Ohr schreiben?

Unter seinen Patienten befanden sich drey Doggen und sechs Jagdhunde, welche mit gleichen Schritten der Besserung entgegen giengen. Schon waren sie so weit, daß sie Hans recht gut hätte können abholen lassen: er wollte sie aber doch noch ein Paar Tage behalten, weil ihm die Pflege sehr gut bezahlt wurde. Dieß war sein Unglück!, Der Punkt, wo diese neun Hunde ihre völligen Kräfte wieder erhielten, fiel in die Nacht. Ich weiß nicht, war es Eifersucht oder war es über das Fressen hergekommen. kurz die Hunde fingen um Mitternacht an

sich

ſich ſo zu beißen, daß das ganze Lazareth drüber in Aufruhr kam. Die größern tummelten ſich, ſo viel es ihre Kräfte zuließen, mit herum, was aber klein oder krank war, wurde in dem Tumulte zerbiſſen oder zertreten, ohne ſich retten zu können. Hans erwachte über den Lärm, weil ſeine Schlafkammer gleich an die Krankenſtube ſtieß, und wollte den Aufruhr ſtillen, hatte aber Mühe, ſich ſelbſt zu retten; weil die ſchwachen Hülfe bey ihm ſuchten, die er ihnen aber gegen die einmal aufgebrachten Beſtien nicht verſchaffen konnte, kam er ſelbſt mit in Gefahr. Mit anbrechender Dämmerung war alles ſtille, nun wollte Hans die Folgen dieſes ſchrecklichen Ungewitters ſehen; aber welch ein Anblick! Als er die Thür aufmachte, ſah er rings umher zerfleiſchte Hunde liegen, und der Saal ſchwomm in Blute. Von manchen glaubte er, ſie ſchliefen, aber eine nähere Unterſuchung überführte ihn von der fürchterlichſten Niederlage. Wenige zeigten noch etwas Leben, aber auch von dieſen konnten es die meiſten nicht über einige Stunden mehr machen!

Hans überlegte sich die Folgen, die für ihn das Treffen haben würde, weckte still seinen Friz, ließ ihn einpacken, und weil er den Abend zuvor dem Wirth auf eine Woche den Miethzinß abgetragen hatte, so wanderte er, ohne daß ihn jemand gewahr wurde, zum Hause und zu der Stadt hinaus; bekümmerte sich weiter nicht drum, was die Bedienten sagen würden, wenn sie, sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen, kämen, und überließ die Entwikkelung der tragischen Geschichte dem Wirth.

Ein u. dreyßigstes Kapitel.

Hans wird Schriftsteller.

Friz. Waren denn die Hunde alle gesund? Herr Doktor!

Hans. Alle.

Friz. Aber ich dächte doch es wären gestern Abend noch manche ziemlich krank gewesen?

Hans. Ich glaube daß kaum einem oder zween ein Zahn mehr weh thut.

Friz.

Friz. Das muß wahr seyn, daß Sie ein rechter geschickter Herr Dokter sind! alle Leute sagten es. Nein! so viel Hunde in einem Tage! — — Es glaubts niemand!

Hans. Hast du das gehört?

Friz. Auf allen Gassen redeten sie davon. — Aber Herr Dokter hören Sie! gehen wir denn nun grade nach Eu — bald hätte ich gesagt Europa! — nach Sachsen?

Hans. Zur Zeit nicht! Ein andermal!

Friz. Wohin gehn wir denn sonst?

Hans. Ich weiß selber nicht.

Friz. Wenn Sie nur nicht Hunde kuriren!

Hans. Warum nicht Friz? du hast ja manches Trinkgeld dabey verdient.

Friz. Ja! das wohl, aber die Hunde haben mich auch manchmal ehrlich dafür gebissen.

Hans. Das thut mir leid! Es wird dich keiner wieder beißen. (eine lange Pause)

Friz. Aber sagen Sie mir einmal, was war denn das für ein messingenes Ding, das Sie da mit einpackten?

Hans. Das war ein Storchschnabel.

Friz.

Friz. Das müssen närrische Klapperstörche seyn, die messingene Schnäbel haben?

Hans. (lacht) Nein Friz! es ist kein Schnabel von einem Storche. Es ist ein Ring — doch still! du bringst mich da eben auf einen Einfall! Warte du sollst nächstens sehen, was man damit macht.

Friz. Können Sie mich denn dabey brauchen?

Hans. Ich will sehen! Wenn du geschickt dazu bist?

Friz. Was ich nicht kann, will ich lernen.

Friz hatte seinen Herrn mit diesen Fragen an seine Geschicklichkeit in Schattenrissen erinnert, davon er schon einmal so viel Nutzen gezogen hatte. Weil es aber Winter war, und er nur noch sechs Meilen bis M** hatte, beschloß er den Rest des Winters da zuzubringen und sein Glück mit silhouettiren zu versuchen. Er versprach sich daselbst um so eher Arbeit, weil sich zur Winterszeit eine Menge vornehmer Familien dort aufhielt, und dabey konnte auch er noch manche Lustbarkeit haben, vielleicht auch Röschen einmal finden.

Um

Um sich der Welt bekannt zu machen, ließ Hans in M** unter dem Namen Sternfeld ein Avertissement drucken, welches Friz in allen Häusern herumtragen mußte, die nur irgend ein Bischen Ansehen hatten. Dieser Zeddel brachte ihm auch in der That mehr ein, als manchem Gelehrten ein ganzes Buch, worüber er Jahre lang geschwitzt hat; denn im kurzen war er so berühmt, daß er recht gut von seiner Kunst leben konnte.

Schon war der Winter ziemlich zu Ende, und Hans hatte beynahe alle Familien bürgerlichen und adelichen Standes abgezeichnet, aber unter allen hatte er Röschen nicht gefunden, um derentwillen er doch vorzüglich dies Geschäfte unternommen hatte; alle Hofnung gab er nun auf, sie zu finden, da schon viele Familien sich wieder auf das Land machten. Ueber seine so oft getäuschte Hofnung, über seine so oft mißlungenen Versuche verdrüßlich, beschloß er M** wieder zu verlassen und seine Wege weiter zu wandern.

Seinem fernern Schicksale nachdenkend, saß er am letzten Abende, den er noch da zubringen wollte, und hatte Röschens

Schat-

Schattenriß, den er in dem Putze, wie er ſie in der Komödie geſehen, aus dem Kopfe gemacht hatte, vor ſich. In ſtiller Sehnſucht umſchwebten ſeine Gedanken dieß Bild, und manches Räthſel holte er dabey wieder hervor, das ihm Röschen aufgegeben hatte. „Ach Mädchen! Mädchen!“ brach er endlich aus, „wie oft haſt du mich getäuſcht! Wie oft habe ich dich geſucht — habe dich auch gefunden — aber wie? Ich durfte dich nicht ſehen — nicht ſprechen! — Aus wunderlichem Eigenſinn flohſt du mich allemal! Sieh! ſie kommt bald wieder, die ſchöne Zeit des Frühlings, wo ich dich kennen lernte! Ach dazumal war noch Frühling in meiner Seele! Dazumal verzehrte noch kein Gram mein Herz! Fern von denen Gegenden, wo ich zuerſt dich fand, irre ich jetzt nach dir herum! Ach wenn doch die ſchönen, ſich bald nahenden Tage des Sommers, dich wieder zu mir führten! Wenn doch dein Herz durch den milden Anblick der ſich wieder belebenden Natur, durch den ſanften Aushauch der Frühlingsdüfte erweicht, den Eigenſinn ablegte, und mich, wenn ich dich wieder fände, nicht mehr von ſich ſtieß!“ — —

Friz, der eben von einem seiner kleinen Spaziergänge zurück kam, unterbrach hier den ganz weichmüthig gewordenen Hans in seinem Selbstgespräch; er stund auf und sah zum Fenster hinaus, ließ aber die Silhouette auf dem Tische liegen. Friz nahm sie in die Hand und besah sie sehr genau.

Friz. Wie heißt denn die Dame da? Herr Sternfeld!

Hans. Du kennst sie doch nicht!

Friz. Je! warum denn nicht? Ich habe sie heute und gestern gesehen: sie gieng auf der Promenade mit einem vornehmen Herrn.

Hans. Das ist nicht möglich! Wer weiß, wen du dafür angesehen hast? Das Frauenzimmer ist gar nicht hier.

Friz. Herr Sternfeld! so wahr ich ehrlich bin, ich habe sie gesehn! (besieht das Bild noch einmal) Leibhaftig! Wie aus den Augen geschnitten!

Hans. Ich sage dir aber, sie ist gar nicht von hier!

Friz. Das sage ich auch nicht! Sie muß nur erst seit ein Paar Tagen hier seyn, denn ich habe sie noch gar nicht gesehen, und ich kenne doch beynahe alle Leute. Auch

der Herr, mit dem sie gieng, sieht ganz fremde aus. Er geht bald wie ein Offizier.

Hans glaubte der Erzählung seines Friz nicht ganz; indessen würkte sie doch so viel bey ihm, daß er beschloß, noch eine Woche zuzugeben.

Und Hans that wohl, daß er blieb; er hätte sonst — — Ihr denkt wohl etwan: er hätte sonst — Röschen nicht zu sehen bekommen, wenn er fortgereist wär? Ich wollte wetten, Friz hat euch eben so etwas eingeschwatzt, wie Hansen! Nein! das glaubt ja nicht! Ich wills Euch sagen, was er sonst nicht hätte — Je! das Frauenzimmer hätte er nicht zu sehen bekommen, das Friz gesehen hatte! und welches, eine auf deutschem Grund und Boden gewachsene Französin, Namens Mademoiselle Sarreu, war, die Ihr bald auch werdet näher kennen lernen.

Zwey u. dreyßigstes Kapitel.

Eine Scene in einem Gartenhäuschen.

Den andern Tag zu Mittage kam ein Bedienter zu Hansen und fragte: Ob er der Silhouettenmacher Sternfeld wär? „Ja!“ erwiedette Hans. „Sie sollen so gütig seyn, und sollen auf den Abend nach acht Uhr zu Mamsell Sarron kommen, sie wollte sich gern abzeichnen lassen. Sie logirt auf der Mäklerstraße im Tannenhirsch.“

Hans wußte nicht daß die Mademoisell Sarron das Frauenzimmer war, das Friz gesehen hatte, sonst möchte ihm doch wohl sein Herz etwas geschlagen haben! Getrosten Muths gieng er also zur bestimmten Stunde hin; seine Wirthschaft aber hatte er schon durch Fetzen vorausgeschickt.

Ein vornehmer Mann saß neben Mamsell Sarron auf dem Bette, und Hans machte beyden sein Kompliment. Weil aber ein Lichtschirm das ganze Bette verdunkelte, konnte Hans weder den Herrn noch die Dame erkennen, er fing also an seine Sachen in Ordnung zu bringen, ohne

sich weiter von einer Neugierde stören zu lassen. Auf einmal fiel die Dame auf das Bette zurück und rief mit gedämpfter Stimme aus: Gott! — wie wird mir? Durch diesen Vorfall kam alles in Aufruhr, es wurden Rettungsmittel herzugeholt, um Mausell wieder herzustellen, wobey Hans eben nicht gegenwärtig zu seyn brauchte, und dieß gab ihm der Mann auf dem Bette dadurch zu verstehen, daß er sagte: Mademoiselle wird sich nun wohl nicht mahlen lassen! Ein andermal vielleicht!

Hans gieng, bedauerte das Frauenzimmer, und hatte sie auch wieder vergessen, ehe er nach Hause kam.

Friz. Das war das Frauenzimmer, die dem Bilde so ähnlich sieht.

Hans. Welches Frauenzimmer?

Friz. Je! das sie hinte gemahlt haben! Habe ich nicht recht? weisen Sie einmal den Umriß her!

Hans. Den hab ich nicht.

Friz. Nun! Haben Sie sie denn nicht gezeichnet?

Hans. Nein! nicht einmal gesehn! Hast du sie denn gesehen?

Friz. Ja! Sie nahm mir selbst das Bret ab.

Hans. Hast du auch recht gesehn?

Friz. Ich habe sie so genau gesehen, wie ich Sie jezt sehe.

Hans. Warum hast du mir aber das nicht gesagt?

Friz. Ich habe Sie ja nicht wieder gesprochen. Ich mußte ja gleich von dort aus in den Würzladen gehn; sonst hätte ichs Ihnen wohl gesagt: Sie sollten Achtung geben, ob ich nicht Recht hätte?

Hansen gieng das Ding im Kopfe herum, daß er das Frauenzimmer nicht gesehen hatte, und er verwünschte die Uebelkeit, die sie just zu so einer ungelegenen Zeit überfallen mußte.

Eine ganze Woche vergieng, und er wurde nicht wieder zu Madchiölfelle Sarron gerufen. Den Wahn, als ob es Röschen hätte können gewesen seyn, hatte ihm die Mannsperson, die bey der Dame auf dem Bette gesessen hatte, ganz benommen, und er war entschlossen nicht länger auf diesen kleinen Verdienst zu lauern, weil außerdem nichts mehr in M** zu verdienen war. „Morgen früh“ sagte er zu seinem Friz,

„mit-

„mache dich bereit, wir wollen fort.“ Aber auch diesmal wurde seine Reise wieder verzögert. Gegen Abend kam eine alte Frau und fragte nach Herr Sternfelden. Wie er sah, daß dieselbe einen Brief in der Hand hatte, schlug ihm das Herz, und er nöthigte die Frau in seine Stube. Sein Geist mochte es ihm sagen, daß dieser Brief etwas Wichtiges für Ihn enthielt — begierig erbrach er ihn.

Bester Herr Hellbach, oder diesmal Sternfeld! —

Wie sehr ich über Ihre unvermuthete Erscheinung in meiner Stube erschrocken bin, davon haben Sie vielleicht Ihre eigen Augen überzeugt! Röschen war's, die Sie unter dem Namen Sternfeld welcher sie täuschte, zu sich rief, und die hernach über Ihre Gegenwart so erschrak, doch auf eine ganz angenehme Weise, daß sie beinahe in eine Ohnmacht fiel. Ursachen, welche ich Ihnen mündlich sagen (hier sprang Hans hoch auf) will, haben mich abgehalten, Sie wieder zu mir kommen zu lassen. Zum

Glück haben Sie mich wohl nicht gekannt, welches mir von Herzen lieb ist, denn Sie würden gewiß auch etwas erschrocken seyn, mich zu finden, wo Sie eine Mamsell Sarron zu finden glaubten. Diesmal will ich nicht von hier wegreisen, ohne Sie gesehen zu haben. Ich bleibe zwar ohnedem auch hier! Ich muß Sie sprechen. Aber liebster Freund, merken Sie sichs, ganz im Geheim muß ich Sie sprechen; wir beyde dürfen es nur wissen, es hat seine Gründe. Stellen Sie sich morgen früh punkte acht Uhr in der Vorstadt in der Jakobsgasse ein, fragen Sie nur da nach der Witwe Kreischin, die wird Ihnen nachher schon Anweisung geben. — Ich freue mich schon im Voraus, Sie nach so langer Zeit einmal sehn und sprechen zu können. Auf Wiedersehen ꝛc.

Röschen.

Im lauten Jubel drükte Häns diesen Brief an sein Herz, welches in dem Augenblick wieder ganz für sein schönes Röschen glühte, söhnte sich völlig wieder mit ihren kleinen Launen aus, und gab Frizen einen gan-

ganzen Thaler, daß er ihn von seiner Reise abgehalten hatte.

„Dacht ichs nicht, daß es Röschen war?“ Höre ich Euch alleweile sagen — J! — Lieben Leutchen! gedacht mögt Ihr es wohl haben — aber gewiß konntet Ihr es doch nicht wissen, daß sie es war! da ich — so geheimnißvoll damit that. Versteh' ich den Pfiff nicht meisterlich? Euch mit der Entwickelung eines Romans zu überraschen, ha! ha! ha! ha! Ja, dafür habe ich auch die Kunst, regelmäßige Liebesgeschichten zu machen, aus Uhsens wohlinformirten Redner gelernt! — 's ist doch eine scharmante Sache, wenn man auf der Universität fein sich in sein Stübchen eingeschlossen und fleißig studiert hat!!! Da lernt man doch die Welt kennen, wie sie im Anfange war, und wie sie an ihrem Ende einmal seyn wird! Kurz Himmel und Erde hat man da in einer Nuß!!! und weiter — braucht man nichts zu wissen — —

Hansen sieht aber doch der Mann wieder ein, der bey Röschen gesessen hatte, und weil er sie jetzt aufs neue so von Herzen liebte, fand dadurch auch seine Freude um ein

Merkliches herab, denn er wußte doch nicht, was der Purſche im Schilde führte? Weil er aber, der ſo allgemein angenommenen Lebensregel nach, von ſich auch auf alle andre Menſchen ſchloß, warf er allen Verdacht wieder beyſeite, und erwartete ruhig den andern Morgen.

Wer der Früheſte in der Stadt auf war, und wer die Stunden am genäueſten zählte, war unſer Hans. Alle Fenſter in ſeiner Stube machte er auf, daß er keinen Viertelsſchlag verhören möchte, ob ihm gleich die Uhr faſt auf der Naſe ſaß. Er adoniſirte ſich, ſo gut er in ſeiner Verfaſſung konnte, (in ſeinem neuen Kleide machte er auch wirklich ein ganz hübſches Figürchen) und noch mangelte eine ganze halbe Stunde an der beſtimmten Zeit, ſo war er ſchon bey der Witwe Kreiſchin vor der Thür.

Das menſchenfreundliche gefällige Mütterchen führte ihn durch ein nettes Gärtchen, welches an die Straße ſtieß, in ein niedliches Gartenhäuschen, das mit dem in Lengethal, Hauſen viel Aehnlichkeit zu haben ſchien. „Ein gutes Zeichen,“ dachte er und ſetzte ſich nach der Vorſchrift der Kreiſchin, auf ein Kanapee mauerfeſt hin.

Ei-

Eigentlich wurde Hansen in dieser Stellung die halbe Stunde ziemlich lang; weil er aber doch manches Schöne auszusinnen hatte, was er seiner Gebieterin sagen wollte, schlich sie allenfalls noch weg. Die Glocke schlug Achte, und mit dem letzten Schlage öfnete sich die kleine versteckte Hinterthür, und das königliche Mädchen trat in den Garten. Leise schloß sie wieder zu und ging mit leichthüpfendem Schritt auf das Gartenhäuschen los. Hans verhielt sich der Verordnung der Frau Kreischin getreu, still in dem Häuschen, und sah mit entzücktem Auge sein Röschen sich nahen. Jetzt war sie bey ihm in dem Häuschen. Die Thüre zumachen, — Hansen bey der Hand nehmen — ihn neben sich aufs Canapee ziehen — ihn in die Arme schliessen — und ihn mit abgebrochenen Küssen überhäufen, war bey ihr Eins. Hans war nicht mehr bey sich — ein so unerwartet zärtlicher Empfang hatte seine Seele verscheucht. Schweigend lag seine Wange an Röschens Wange, und die Thränen des Wiedersehens rollten vereint aus beyder Augen, und stürzten dann in Röschens halb offenen Busen, wo ihr warmes Herz sie ver-

verzehrte. Starre, nach und nach ſich in Huld umſchaffende und endlich ſich gar verliehrende Blicke — aus vollen Buſen geſtoßene Seufzer — und über zehn Odemzüge ſich verzögernde Küſſe, wechſelten fleiſſig ab; und kein Wort war von beyden Theilen zu hören, als: ein Ach! ein O! ein abgebrochenes, Röschen! ein, Lieber Hellbach! — — Dann folgte jedesmal wieder das ſtumme Zwiſchenſpiel; und ſo vergieng der gröſte Theil der zur heutigen Zuſammenkunft erlaubten Zeit, bey dieſen einförmigen Abwechslungen, ohne daß unſre Liebenden ihre mächtigen Gefühle in ohnmächtige Worte hätten einkleiden können.

„Vor allen Dingen, lieber Hellbach!“ ſo brachte Röschen zuerſt eine Veränderung in dieſer unſtudierten Pantomime an, „wie hälts? Haben Sie mir meinen kleinen Eigenſinn vergeben?“

Hans. Ganz liebes — beſtes Röschen! doch was ſag ich? Sie hatten mich ja nicht beleidigt! —

Röschen. Böſe konnten Sie doch wohl ein Bischen ſeyn?

Hans.

Hans. Nur traurig war ich, Röschen! wenn Sie mich nicht sehen wollten — nie böse!

Röschen. Gut! gut! Wenn Sie auch böse wären, nicht wahr Sie vergäben mirs nun wieder? (schlingt vom neuen ihren Arm um ihn) Sagen Sie mir nur, wie hats Ihnen gegangen? Erzählen Sie mirs gleich! Doch still! nein jetzt nicht: jetzt haben wir ein andres Kapitel mit einander abzuthun. Die wichtige Frage, Herr Hellbach! ob Sie mich noch lieben? müssen Sie mir erst beantworten. Wie stehts um dieses Herz? —

Hans. Es blieb das Ihrige! — Kein Tropfen Blut fließt in ihm, der nicht für Sie flösse!

Röschen. Schön! schön! lieber Hellbach! Sagen Sie mir das aber lieber mit — — (küßt ihn)

Frau Kreischin brachte auf Röschens Veranstaltung ein niedliches Frühstück, welches sie beyde frohen Muths verzehrten, sich dabey an das Gartenhaus in Lengethal erinnerten, und noch manches Schäferchen der Liebe machten. Röschen vergaß darüber ihre Geschichte zu erzählen, und verfiel,

ſchob es bis auf das nächſtemal, wo auch Hans ihr ſeine Geſchichte erzählen ſollte.

Die zehnte Stunde ſchlug und rief Röschen aus Hanſens Armen. Mit eben der Geſchwindigkeit hüpfte ſie wieder zur Gartenthür hinaus. Hans folgte ihr bald nach, und trug aus dem Gartenhäuschen ein Herz mit ſich fort, das von dem Zauber der Lüſte ſo voll war, als jemals. Mit Sehnſucht der Liebe und mit brennender Neugierde ſah er einer neuen Zuſammenkunft entgegen, die ihm endlich einmal ſeine Räthſel alle aufſchließen ſollte. — Vielleicht ſeyd ihr eben ſo neugierig wie Hans, Ihr Leſer! Wartet nur! Sobald ichs ſelbſt erſt weiß, ſollt Ihrs brühwarm auch erfahren. — Halt! da wackelt die Frau Kreiſchin wieder zu Hanſen! Was gilts, das wird eine Beſtellung ſeyn? Wart't, der muß ich nachſchleichen! — — Ja! ja! getroffen! — Morgen früh um ſechs Uhr wieder ins Gartenhäuschen! — Ey Röschen, wenn du wüßteſt, daß ich dich behorchen werde — ich glaube, du dankteſt deine getreue Kreiſchin gleich ab! Nein! nun muß ich machen, daß ich ins Bette komme, ich könnte es ſonſt morgen früh ver-

verſchlafen; das wäre mir doch ein garſtiger Putz! Gute Nacht! Ich wünſche allerſeits wohl zu ſchlafen!

Drey u. dreyßigſtes Kapitel.

Aufſchließung der Räthſel.

Röschen. Was dachten Sie aber dazumal, lieber Hellbach! als Sie mich früh in H** nicht mehr fanden? Ich kann mir Ihre damalige Lage leicht vorſtellen, wie ſehr Sie tückiſch über mich geweſen ſind? Doch Sie haben mir das ja letzthin ſchon vergeben! Ich leichtſinniges Ding dachte wirklich nicht eher dran, daß Sie auf mich böſe werden könnten, als bis ich von Ihnen ſchon ein Meilchen entfernt war. Eben ſo leicht kann ich mir auch vorſtellen, wie wenig Sie ſich meine ſo plötzliche Entweichung haben erklären können. Freilich war der Entſchluß etwas raſch gefaßt; Sie wiſſen aber, wie raſch ich in allen meinen Entſchließungen bin! Räthſelhaft muß es Ihnen vorgekommen ſeyn? nun will ich Ihnen aber alles erklären. — Sie wiſſen doch

doch noch, daß ich den Abend, da wir in H** ankamen, etwas Zahnschmerzen hatte? In dem Bette wurden sie weit ärger, daß ich die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte, und ich war froh, daß ich die Wirthin, die für den Minister, der mit in dem Gasthofe logierte, und mit dem frühsten fort wollte, in der Küche Chokolade kochte, hörte. Ich ging also zu ihr hinunter, um mir etwas Thee machen zu lassen, und vielleicht meine Zahnschmerzen durch Wärme zu vertreiben. Ich weiß nicht, was mich bewog in der Gaststube zu bleiben, kurz ich trank meinen Thee da, und meine Zahnschmerzen ließen nach. Die Wirthin gesellete sich bald zu mir, und fing allerley Gespräche mit mir an, denn Sie wissen, sie war sehr redselig. Unter andern fragte sie mich auch: ob wir Mann und Frau wären? ob Sie einen Dienst hätten? und was dergleichen Fragen mehr waren. Dieß waren aber die beyden Hauptfragen, und meine Antwort darauf war? Wir wären Bruder und Schwester — noch hätten Sie keine Versorgung, wären aber an einige Familien in H** empfohlen, die Ihnen vielleicht Unterkommen verschaffen würden.

Ach!

Ach! — ich hätte wohl noch eine Frage an Sie, fing sie nach einer kleinen Pause wieder an; Sie haben doch gestern den Minister gesehn, der in dem ersten Stock logiert? — Ja! — Hören Sie einmal! der sucht ein Frauenzimmer zur Aufsicht über seinen Sohn von funfzehn Jahren; er hat aber nur den wunderlichen Eigensinn, sie soll eine gebohrne Französin seyn und soll einen französischen Namen haben, wenn sie auch allenfalls von der französischen Sprache gar nichts verstünde. Ich weiß nicht, wie ich auf den närrischen Einfall kam, da er sich gestern nach Ihnen erkundigte, zu ihm zu sagen: Sie wären beyde Franzosen, aber in Deutschland erzogen. Ha! sagte er, hätte Mademoiselle nicht wohl Lust meinen Kleinen in Aufsicht zu nehmen? ich gebe ihr hundert Thaler jährlich und Kleidung — fragen Sie Frau Wirthin, ob sie wohl Lust hat? Nun! was sagen Sie dazu? hätten Sie wohl Lust?

Ich muß Ihnen gestehen, Herr Hellbach! der Vorschlag war mir bey unsern damaligen Aussichten nicht unangenehm. Weil ich Sie aber doch auch gerne versorgt wissen wollte, so sagte ich zur Wirthin: wenn

es angienge, daß Sie zugleich mit versorgt werden könnten, denn Sie würden sich nicht gerne von mir trennen? — Sie müssen mit ihm deshalb reden, ich glaube er wirds Ihnen nicht abschlagen, denn er will Sie gar zu gerne haben! — Eine kleine Schwäche, lieber Hellbach! muß ich Ihnen hier entdecken; ein Grund, der mich besonders mit bewog, war der: Mein Körper wollte sich gar nicht an das Herumwandern gewöhnen, und doch wollte ich Ihnen dazumal mit meinen Klagen nicht beschwerlich fallen, denn es würde Ihnen nur Kummer verursacht haben, dadurch doch nichts wäre geändert worden. Auch Ihnen glaubte ich einen Gefallen zu thun, wenn ich Ihnen die so beschwerlichen Wege ersparte, und ein festes Unterkommen zu verschaffen suchte. Dies überlegte ich eben so hin und her, als die Wirthin, welche kurz vorher zum Minister war gerufen worden, wieder in die Stube trat. Sie kam gerade auf mich los und sagte: „Ihro Exzellenz wollen Sie gerne sprechen, ehe sie fortreisen, und lassen Sie bitten, den Augenblick zu ihm hinauf zu kommen.“ Ich wollte nicht, aber sie schleppte mich

bey

bey dem Arme fort und führte mich in des Ministers Stube. Er empfing mich sehr freundlich und wiederholte den Antrag, den mir die Wirthin schon gemacht hatte. Ich mußte ihm dagegen die Einwendung machen, die ich der Wirthin bereits gemacht hatte, nemlich daß ich nicht gerne eine Stelle annehmen wollte, die mich von Ihnen, als meinem lieben Bruder, trennte. Er verstand den Wink und sagte gleich zu mir: „Mamsell! wenn es bloß darauf ankommt? so will ich Ihre Wünsche befriedigen. Ich habe zwar für meinen Kleinen schon einen Hofmeister, aber dem hat einer von meinen guten Freunden eine Pfarrstelle versprochen, und dann will ich Ihren Bruder dazu nehmen, wenn er hier indessen nicht sein Glück machen sollte. Sagen Sie ihm nur: daß er indessen hier bleibet und auf Antwort warten soll, denn mitnehmen kann ich ihn wegen Mangel des Platzes nicht. Sie aber müssen den Augenblick mit, wenn es Ihnen anders noch gefällig ist.“ Ich wollte nicht dran, aber er redete mir so liebreich zu, daß ich Ja! sagte. Nun wollte ich zu Ihnen und den Vorfall erzählen, aber Sie schliefen noch

so sanft, daß Sie mich dauerten, wenn ich den Schlaf unterbrechen sollte, den Sie dazumal nach so vielen Verdrüßlichkeiten so nöthig hatten.

Hans. O! liebes Röschen, hätten Sie mich immer geweckt; ich hätte doch wenigstens Abschied nehmen und mir alles von Ihnen erklären lassen können.

Röschen. Ja freilich wünschte ich das auch; aber in Wahrheit Sie dauerten mich! denn ich beurtheile gern andre nach mir: ich weiß, wie es mir gefällt, wenn man mich aus dem Schlafe reißt.

Hans. Warum schrieben Sie aber nicht wenigstens, wohin Sie giengen, und daß ich warten sollte?

Röschen. Ich weiß es selbst nicht: das erstemal schrieb ichs Ihnen deswegen nicht, weil ich Ihnen eine überraschende Freude machen wollte; das andremal aber hab ichs Ihnen geschrieben?

Hans. Nicht eine Sylbe, liebes Röschen!

Röschen. Wahrhaftig nicht? das thut mir sehr leid! da hab ichs in aller Angst und Eil vergessen. Vergeben Sie mir. (ein Händedruck und ein feuriger Kuß waren

ten sehr beredte Fürsprecher für das kleine Versehn.)

Hans. Gern! gern! mein Röschen! Diese kleine Trennung hat uns dafür unsre jetzige Vereinigung destomehr versüßt — fahren Sie fort.

Röschen. Ich schrieb Ihnen also, steckte das Zeddelchen ans Kopfküssen, wo Sie es auch werden gefunden haben, packte schnell meine Sachen zusammen, und gieng noch einmal auf Ihre Stube, zu sehn, ob Sie aufgewacht wären; weil Sie aber noch schliefen, gab ich Ihnen einen sanften Kuß und meinen Segen, in Hofnung Sie bald wieder zu sehen. Von H** reiste ich mit dem Minister grade auf seine Güter, wo ich denn seinen Sohn übernahm, mit dem ich aber weiter nichts zu thun hatte, als etwas auf ihn Achtung zu geben und mit ihm spazieren zu gehen. Kaum hatte ich ihn acht Tage unter meiner Aufsicht gehabt, als er die Blattern bekam und auch daran starb. Dies war auch die Ursache, warum Sie keine Nachricht erhielten. Wenn der junge Herr nicht gestorben wär, hätten Sie in vierzehn Tagen gleich die Hofmeisterstelle antreten können, denn der vorige hatte un-

ter der Zeit die Vokation bekommen. Ich wollte nun wieder fort, aber der Minister gab es nicht zu. Er that mir den Antrag, daß ich nunmehro seine Haushaltung besorgen sollte, und verdoppelte deswegen den Gehalt. Ich blieb also, und hofte im kurzen Ihnen, durch den Einfluß des Ministers, eine andre Stelle zu verschaffen; welches er mir auch versprach. Der Tod seines Sohns, den er so außerordentlich geliebt hatte, ging ihm so sehr ans Herz, daß er in eine Art von Tiefsinn verfiel, und die Aerzte empfahlen ihm das Reisen. Er thats, und ich mußte auch mit, um ihn aufzuheitern. Auf dieser Reise war es, daß ich Sie in A** traf. Eben war ich spazieren gefahren, als ich ihr Tischgen umstieß. Ich hatte Sie nicht gesehen, Sie können also denken, daß mir Ihr Anblick im Gasthofe sehr unerwartet kam. Sie verzeihen, daß ich Sie dazumal nicht sprach — aber Sie sehen es selbst ein: als Jahrmarktsmann konnte ich dem Minister meinen Bruder — doch nicht vorstellen. Sprechen hätte ich zwar mit Ihnen gekonnt, weil er just nicht zugegen war, aber ich mußte ihn doch alle Augenblicke vermu-

then;

then; überdieß waren die Bedienten beständig da, wie leicht hätten die es dem Minister hernach nicht sagen können, daß mein Bruder auf den Märkten herumzöge, denn ganz fremde hätten wir auf alle Fälle nicht gegen einander thun können — und im Grunde hätten wir auch in Gegenwart der Kerls kein vernünftiges Wort reden können. Etwas hab ich vergessen zu sagen: wie sehr ich nemlich erschrak, als ich Ihr Geld fand; es geschah erst, wie ich auf dem Gute war. Tausend Vorwürfe machte ich mir deswegen, und ich freute mich hernach, daß ich in A** eine so gute Gelegenheit fand, Ihnen auf eine schickliche Weise ihren Schaden zu ersetzen. Von da reißten wir noch durch verschiedene Städte, hielten uns aber nirgends lange auf, und giengen wieder auf die Güter. Bald aber fing der Minister eine neue Reise an, und ich mußte ihn abermals begleiten. Auf dieser zweyten Reise war es, wo sie mich in L** sahn. Wie viel Sie Ursache haben, von dazumal noch böse auf mich zu seyn, seh' ich wohl ein, doch hören Sie mich: Mein ganzer Wunsch war, als ich Sie in der Komödie gewahr wurde, Sie zu spre-

chen. Dazumal wär es auch vortreflich angegangen, denn ich war ganz allein in der Loge; aber zum Unglück war der Bediente, der Sie als Jahrmarktsmann gesehen hatte, just vor der Logenthür —

Hans. Erlauben Sie, liebes Röschen, den Bedienten fand ich schon vorher in F** da war er bey einem andern Herrn.

Röschen. Nun und nimmermehr! Er ist beständig bey uns gewesen. Sehn Sie den Schelm! Er hat Sie hintergangen! Vermuthlich haben Sie ihn nach mir gefragt, und da hat er geglaubt, Sie wollen etwas von mir haben. Ach es war ein tückischer Kerl! Wie Sie sehn, war es unmöglich, Sie dem Minister als meinen Bruder bekannt zu machen, so lange der Mensch bey uns in Diensten war, denn er kannte Sie einmal als Jahrmarktsmann, und wie gesagt, alsdenn konnte ich Ihnen beym Minister nichts verschaffen. Ich hab es auch kurz nachher so weit gebracht, daß er aus dem Dienste gekommen ist, eben um Ihnen freyen Zutritt zu verschaffen.

Von F** gingen wir wieder auf die Güter, und je länger ich bey dem Minister war, desto besser lernte er mich leiden.

Er schafte mir die schönsten Kleider, Geld bekam ich auch, so viel ich haben wollte, und überall war ich angesehn: denn als Mademoiselle Sarren und Gesellschafterin des Ministers (als die reiste ich mit herum) wurde ich in den besten Familien gut aufgenommen.

Da dieser Bediente weg war, wünschte ich Sie nunmehro zu treffen und mich mit Ihnen besprechen zu können; wie ich Sie auf eine gute Art dem Minister wohl vorstellen möchte. Wie ärgerlich mir es aber war, daß ich Sie hier als Mahler Sternfeld kennen lernte, glauben Sie nicht! Unmöglich durfte ich mich zu erkennen geben; denn wenn Sie gesehen hätten, daß ichs war, so hätten Sie gewiß, weil noch nichts verabredet war, sich und mich verrathen, und sich, ohne Ihr Verschulden, an ihrem Glück gehindert. Denn nicht wahr, Sie hätten nicht gewußt, daß Ihre Schwester Sarren hieße, und daß Sie alsdenn auch Sarren heißen mußten?

Hans. Nein! in Wahrheit nicht! Wie kommt ich das wissen?

Röschen. Eine kleine List half mir aus dieser Verlegenheit. Die Uebelkeit, die ich

vergab, hielt Sie also ab, mich zu erkennen und meine Karte zu verrathen; denn ich versichre Ihnen: Auch ich — hätte die ganze Gunst des Ministers verlohren, wenn er sah, daß ich ihn hintergangen hatte.

Hans. Aber liebes Mädchen! wer hat Ihnen denn den unseligen Einfall gegeben, mich für Ihren Bruder auszugeben? Denken Sie nur, was er für unangenehme Folgen für uns hat. Sey es, daß mir der Minister auch Versorgung verschafft, so kann ich doch nie, als Bruder mit Ihnen in einem Verhältnisse leben, in welchem ich zu leben wünsche, so bald ich irgend ein festes Glück habe!

Röschen. Ja lieber — bester Mann, dieser Einfall sollte mich ja schützen, daß ich nicht von Ihnen getrennt würde. Freilich hätte ich lieber sagen sollen: Wir wären Mann und Frau! Ich hab es freilich nachher sehr bedauert! aber sehn Sie, die Umstände verriethen uns: Wir schliefen ja in H** in zwey verschiedenen Zimmern; als Mann und Frau hatten wir nicht nöthig in einem Gasthofe diese Bescheidenheit

zu

zu beobachten. Von Schweſter und Bruder konnte mans wohl vermuthen.

Hans. Sie haben Recht! Nur weiter.

Röschen. Eben deswegen konnte ich Sie in der Folge nicht als Bruder präſentiren, weil Sie der Miniſter einmal als Mahler Sternfeld geſehen hatte, da Sie doch Sarron hätten heiſſen müſſen, wenn Sie mein Bruder ſeyn ſollten! Ich leichtſinniges Ding habe in der That nicht eher dran gedacht, den Einfall mit dem Bruder aufzugeben und einen andern Faden anzuſpinnen, als vor ein Paar Tagen. Jetzt muß ich das Ding anders einfädeln.

Hans. Ja in Wahrheit Röschen! das müſſen Sie thun! Als Bruder mag ich dem Miniſter nicht bekannt werden.

Röschen. Still! ſtill! Herr Hellbach. Einen vortreflichen Vorſchlag hab ich, für den Sie mir wenigſtens ein Paar Dutzend Mäulchen geben müſſen!

Hans. Erhöhen Sie die Zahl, ſo hoch Sie wollen.

Röschen. Sie müſſen ihn erſt hören, ob ers werth iſt?

Hans. Er wirds gewiß ſeyn; und dazu giebt man ja ſolch Geld gerne je mehr

je

je lieber — auch für nichts weg — Sagen Sie an.

Röschen. Sehn Sie! ich will Sie als einen Vetter, und zwar gradezu als Sternfeld mit ihm bekannt machen, da er Sie einmal gesehen hat. Ich mache ihm weiß: ich hätte Sie dazumal gar nicht mehr erkennen können, weil mir es schon schwarz vor den Augen geworden wär; und Sie wären ein Sohn von meiner Mutter Schwester, welche einen Deutschen gehabt hätte. Als Künstler kann ich Sie allemal vorstellen; wenn gleich Ihr Vater kein Franzose gewesen ist, so haben Sie doch von der Mutter Talente geerbt, die Ihnen einen Vorzug geben. In H** hat er Sie nicht gesehen, und von dem Bedienten können Sie auch nicht verrathen werden, weil er nicht mehr bey uns ist. Warten Sie nur, Sie sollen sehen daß alles gut gehet! Ich will es Ihnen wieder sagen, wie ich ihm das Näschen gedreht habe. Sie können sich hernach sicher drauf verlassen, daß Sie hier eine Bedienung erhalten, denn er gilt sehr viel am Hofe. Sind Sie dann aber im Brodte, so bin auch ich bey Ihnen; der

Mi-

Miniſter muß mich ſchon fortlaſſen. Sind Sie alles ſo zufrieden?

Hans. Prächtig! prächtig!

Röschen. Nun wie hälts uns Honorarium für den guten Einfall.

Hans. (zahlt ohngefehr ein Dutzend auf Abſchlag aus) Aber liebes Mädchen! wo bleibt denn der Bruder?

Röschen. Den wollen wir in die Welt hineinſchicken, daß man nichts von ihm hört.

Hans. Nach Paris! daß er doch wenigſtens der Familie keine Schande macht, wenn er einmal ein Landläufer ſeyn muß!

Röschen. St! — — wahrhaftig da ſchlägts ſchon zehne! Leben Sie wohl, lieber Hellbach! — — Adieu! — — morgen früh punkt Sechs Uhr —. — Da ſollen Sie mir Ihre Geſchichte auch erzählen.

Vier u. dreyßigstes Kapitel.

Hans wird versorgt.

In der nächsten Zusammenkunft erzählte Hans seine Geschichte; klüglich verschwieg er aber dabey die kleine Untreue, die er an Röschen begangen hatte, z. B. den Vorfall mit dem Weibchen im Walde, und mit Fräulein Hildegard im Schloßthurme, machte ihr aber eine so rührende Beschreibung von seinen unglücklichen Zufällen, daß Röschen manches Thränchen dabey vergoß, und dankte ihr zuletzt für das Geld, was sie ihm immer so zu gelegener Zeit geschickt hatte.

Diesmal wollte sich der Minister einige Zeit in M** aufhalten; unter dem Schutze der Frau Kreischin versprachen sich also unsere Liebenden manche süße Stunde, und genossen sie auch wirklich. Röschen streute mit ihren Liebkosungen Rosen auf Hansens Tage, wobey dieser sich so glücklich wie ein Sultan dachte, ob er gleich nur Ein Mädchen hatte.

Einst

Einst kam Röschen in vollem Jubel früh zu Hansen ins Gartenhäuschen, und kündigte ihm an: Es sey eine einträgliche Einnehmerstelle in N**. offen geworden, und sie hätte deswegen schon mit dem Minister gesprochen, daß er sie ihrem Vetter Sternfeld verschaffen möchte. Hans sollte daher seine Aufwartung selbst bey dem Minister machen, und sich empfehlen; jedoch sollte er ja in Gegenwart des Ministers sich ehrerbietig erzeigen, und sich ums Himmels willen nichts von ihrem Verhältnisse merken lassen; es hätte seine Gründe.

Hans war auch so glücklich den Minister für sich einzunehmen, so, daß er alle sein Ansehen, welches er bey Hofe hatte, anwendete, um Röschens Vetter die Stelle zu verschaffen. Hans erhielt also auch die Einnehmerstelle, welche doch ohngefähr nahe vierhundert Thaler eintrug, und in wenig Wochen trat er sie an.

Glücklich und zufrieden lebte nun unser Ritter. Geliebt von Röschen, und unterstützt von ihrem Gelde, (denn sie mußte ihn unter die Arme greifen, weil er vom Anfange nicht gleich Gehalt bekam) vergaß er bald seinen Trieb in der Welt herumzuwan-

wandern. Nur etwas nagte noch an seinem Herzen, oder fing vielmehr erst an zu nagen, als er in Muße sein Schicksal überdenken konnte: nemlich der Gedanke, daß er nicht Geheimderrath war! denn da er sich nun im Brodte sah, wachte auch sein Geist wieder auf. „Bist ja noch jung, kannsts doch wohl in Zukunft noch werden!“ dachte er, und stützte sich dabey auf Beyspiele von geringern Leuten, denen es bey wenigern Verdiensten so gut gelungen hatte.

Hans suchte sich, wenn ihn die Grillen und Langeweile plagten, fleißig zu zerstreuen, und gieng in Gesellschaften. Dadurch wurde er immer bekannter in der Stadt, und (wie es nun so geht, wenn man mit Leuten bekannt wird) es wurde ihm hie und da einmal ein Stadtgeschichtchen mit erzählt. Unter andern erfuhr er aber auch eins, wobey ihm die Haare zu Berge standen, und welches ihn zur Verzweiflung hätte bringen können, wenn er, bey allem seinem flüchtigen Blute, nicht noch solid gedacht, und sich gewissermaßen über die Vorurtheile der Tugend und Laster bestimmenden Welt, weggesetzt hätte. Wir haben

die

die ganze Sache ſchon längſt gewuſt, und hätten ihm daher reinen Wein einſchenken können. Er hat uns ja aber nicht darnach gefragt! (nach Dingen aber, von deren Daſeyn man gar nichts weiß, und auch nicht die mindeſte Vermuthung hat, pfleat man zwar auch nicht zu fragen!) Geſetzt auch, Hans hätte einmal die wunderbare Grille gehabt, ſo etwas von Röschen zu vermuthen, und hätte uns gefragt, — warum hätten wir ihm denn ſein Leben verbittern ſollen? Sein Glück erhielt ja dadurch noch den beſten Schwung, daß er unwiſſend war! Er konnte froh ſeyn, daß er ein Mädchen hatte, welches ihre Sachen klug anzufangen, ihn vor Eiferſucht zu ſchützen, und wenn ihm ja einmal ſo ein Gedanke aufſtieg, ihm ſolchen durch Ueberzeugung wieder zu benehmen wußte; und er würde auch jetzt noch froh geblieben ſeyn, wenn nicht die Menſchen, die ihren Nebenchriſten ſo gern das Bischen irdiſche Glückſeligkeit rauben, ihn miſstrauiſch gemacht und ihm dadurch ſeine Tage vergällt hätten. Was bleibt denn alles Glück? wenn die Einbildung, die eine Sache erſt zum

wahren Glück machen muß! uns benommen wird? —

An einem Morgen, der zu einer Zusammenkunft bestimmt war, wartete Röschen wohl eine halbe Stunde umsonst auf Hansen, und wußte gar nicht, wie sie sich das erklären sollte, da er doch sonst immer so pünktlich gewesen war. Sie wurde unruhig — gieng vor in das Haus zur Mutter Kreischin, und fragte: Ob sie ihn auch richtig bestellt hätte? oder ob er gar krank wär? Mutter Kreischin betheuerte bey ihrer Seele: Sie habe ihn gesprochen, er sey nicht krank gewesen, er hätte auch versprochen zu kommen, es müßte ihm gar etwas begegnet seyn! „Da er jetzt einen Dienst hat, den er abwarten muß, kann ihm leicht eine Hinderung vorgefallen seyn!“ dachte Röschen, wartete noch ein Stündchen, und gieng ohne Sorgen wieder nach Hause.

Hans wurde noch einmal bestellt — kam aber nicht. Vielleicht kommt er morgen! — aber auch da erschien kein Hans — Nein lieber Hans! das verzeih ich dir selbst nicht! — Alle Tage kann unmöglich Hin-

Hinderniß da seyn — vollends den letzten Tag, da war es weiter nichts, als Grille! Den Sonntag hat man doch immer frey, wenn man auch die ganze Woche sich plagen muß! — „Es muß gewiß etwas Wichtiges ihn abgehalten haben!“ sprach Röschen ängstlich, „wenn nur nicht der Minister — doch nein! das kann nicht seyn — oder wenn er — Himmel! wenn das wäre! — Ich muß es wissen, woran ich bin — es hilft nichts — noch heute Abend muß ich zu ihm!“ —

Der Abend kam, und mit dem schwarzen Schatten der Nacht war Röschen, in einem langen Mantel und in eine dicke Kappe gehüllt, in Hansens Stube.

Röschen. Ums Himmels willen, Herr Hellbach, wo stecken Sie! Dreymal haben Sie mich vergebens auf sich warten lassen, haben mich dadurch in Angst und Kummer gesetzt, daß ich selbst zu Ihnen kommen muß — Reden Sie — was fehlt Ihnen?

Hans. Nöthige Geschäfte, Mademoiselle! haben mich abgehalten.

Röschen. Mademoiſelle? Mann! in was für einem Tone ſagen Sie das?

Hans. Kommt Ihnen der Ton fremd vor? Es iſt ja mein gewöhnlicher!

Röschen. Nein das iſt er nicht! — Aber wenn Sie Geſchäfte hatten, warum ſagten Sie mir dies nicht? Sie hätten mir tauſend Sorgen erſpart.

Hans. Ich weiß ſelbſt nicht, was mich heute früh abgehalten hat.

Röschen. Sie wiſſen es ſelbſt nicht? — Welche Sprache! Herr Hellbach (faßt ihn bey der Hand) ich beſchwöre Sie, reden Sie aufrichtig, was fehlt Ihnen?

Hans. Nichts — gar nichts! (er reicht ihr einen Stuhl) Seyn Sie ſo gütig, laſſen Sie ſich nieder.

Röschen. Warum hieher und nicht zu Ihnen? (ſie nimmt den Stuhl und ſetzt ſich neben ihn)

Hans. Wie's Ihnen gefällt.

Röschen. Herr Hellbach! jetzt beſchwör ich Sie noch einmal — ſagen Sie mir, was Ihnen fehlt?

Hans.

Hans. Gewiß nichts, Mademoiſell! Ich bin heute — ich weiß ſelbſt nicht wie? — Alles ſo voll — ſo ſchwer! — Gott! was weiß ichs!

Röschen. Sind Sie krank? Armer Mann, Sie ſollten mich dauern. Sind Sie etwan hypochondriſch? Sie ſind es doch wohl nicht ſchon in ihrer Einnahme geworden?

Hans. Nein! das gewiß nicht — zuverläßig nicht — und doch — doch krank! Hier! — hier tief drinne ſteckts! (zeigt auf die Bruſt)

Röschen. Nun was ſteckt denn hier? — Haben Sie einen Kummer, warum theilen Sie ihn nicht mit mir? Kommen Sie, lieber Hellbach! (ſie umfaßt ihn mit einem Arm) klagen Sie Ihrem Mädchen ihr Leid, das kanns Ihnen am beſten tragen helfen! —

Hans. (ſieht bewegt ſie an) Ach Röschen! dieſe Lage war ſonſt mein Himmel — und jetzt! — Jetzt! — Ach! laſſen Sie mich, ich kann Ihnen nichts weiter ſagen! — (er reißt ſich aus ihrem Arm los)

Röschen. Nein! dieſe marternde Ungewißheit halte ich nicht aus! Ich errathe einen Theil ihres Verdruſſes — ich muß ihn ganz wiſſen! — Ich — ich! habe Theil dran, das ſeh ich! Reden Sie — nicht wahr ich?

Hans. Sie? — Nein! — doch ja, etwas — vieles!

Röschen. Ha! dieſe Sprache quält mich zu Tode! — Reden Sie offenherzig, ſagen Sie alles heraus — alles, was Sie wider mich haben — Bin ich denn auf einmal Ihnen ſo verächtlich geworden? Hab ich denn ſo auf einmal Ihre ganze Liebe — Ihr ganzes Zutrauen verlohren? Gott! wer hätte das noch vor acht Tagen gedacht? — (ſie ſetzt ſich an einen Tiſch, ihm grade gegenüber, und weinet)

(Beyde ſchweigen lange ſtill.)

Hans. Warum weinen Sie? Mamſell!

Röschen. (ſchweigt, ſieht ihn aber mit thränenvollem Blick an.)

Hans. (dreht ſich um nach dem Fenſter, wo er ſich die Augen wieder trocknet) Wei-

Weinen Sie nicht Röschen! ich kann Ihre Thränen nicht länger sehn! und — ach! was gäb ich drum, wenn sie aufrichtig wären! —

Röschen. (steht auf und umschlingt ihn wieder mit ihren Armen) Mann! Hellbach! Hier an Deinem Busen beschwör ich Dich, ändre diese Sprache, und sage, womit ich Dich beleidigt habe, das mir Deine Liebe so ganz entzogen hat!

Hans. Röschen! ersparen Sie mir eine Entdeckung, die mir vielleicht weher thut sie zu sagen, als Ihnen, sie anzuhören! — Und Sie können auch alles schon wissen.

Röschen. Wissen? Ich? wissen? Kann ich in des Mannes eigensinniges Herz hineinsehen, welche Laune es treibt, mich von sich zu stoßen? (schmeichelnd) Nein! sagen Sie mirs — daß ich Sie um Vergebung bitte, wenn ich Sie beleidigt habe? —

Hans. Ach Mädchen! — Mädchen! — Nur den Himmel seh ich in Deinen Mienen — und doch ist —

Röschen. Was ist? Fort! weiter!

Hans. Soll ichs sagen? — Ach! — ich kann nicht!

Röschen. Laut! laut sagen Sies — alles will ich hören!

Hans. (vor sich) Sollte sie wohl unschuldig seyn? doch ich habs ja mit meinen Augen gesehn!

Röschen. Soll ichs nicht wissen? — Grausamer! Ein armes Mädchen so zu peinigen! —

Hans. (Vor sich) Muth Hellbach! Sie solls wissen! (zu Röschen) Hier kommen Sie her; ich will Ihnen alles sagen, und wenn Sie können, so vertheidigen Sie sich! — — Geliebt bis zum sterben hab ich Sie, Röschen! das wissen Sie. Ihnen zu Liebe beging ich so manche Thorheit, würde auch noch in Zukunft sie begehen, wenn ich mich ferner von Ihnen hintergehen ließ! Süß war mir der Gedanke, von Ihnen geliebt — allein geliebt zu werden! — Aber sie ist vorbey, die schöne Zeit der Zauberey — meine Augen haben mich überzeugt, meine Freunde haben mir

es gesagt, daß ich es nicht bin, den Sie lieben! — Ich war ein Thor, daß ich mich durch Ihre listig ersonnenen Erzählungen einschläfern ließ, und es reuet mich — unendlich reut es mich, Geschenke von Ihnen genommen zu haben, die ich dem Verluste Ihrer Unschuld — Ihrer Ehre — verdanken muß! — Röschen! der Gedanke ist Gift für mich — zu wissen, daß Tugend nicht mehr Ihr Eigenthum ist! — Mir — mir war sie ein Heiligthum, welches, Sie wissen es selbst! in so manchen schlüpfrigen Lagen — in dem höchsten Taumel der Liebe, von mir unentweiht blieb! — Und jetzt Röschen! — jetzt — ich schaudre es zu sagen — ist sie Ihnen für Geld feil! — Ersparen Sie mir, Ihnen mehr zu sagen: Sie wissen alles das ganz, wovon ich nur einen kleinen Schatten gesehen habe! Ich danke Ihnen für Ihre Unterstützung, für das Amt, das ich jetzt durch Sie bekleide; aber wahrhaftig Röschen! mir ist es marternd, alles das so theuer erkauft zu haben! Gehen Sie, werfen Sie sich in die Arme ihres Ministers — verschwenden Sie Ihre Liebko-

ſungen an den — Ich kann ſie Ihnen nicht ſo bezahlen! Und wenn Er — Sie in ſeinen Armen hält, dann denken Sie, daß Hellbachs Herz blutet! — — —

Röschen. (welche die ganze Zeit über ohne Hanſen zu unterbrechen, neben ihm geſeſſen und geweint hatte) Gott! was ſagen Sie mir da alles? Iſt dies die Sprache des geſunden Verſtandes? Ihr Gehirn, Hellbach! Ihr Blut hat den heftigſten Fieberanfall!

Hans. Nein! es fließt nun wieder ganz gut, da ich mich meines drückenden Geheimniſſes entladen habe.

Röschen. Nein Hellbach! Sie raſen! — Doch verzeihen Sie! meine Ausdrücke ſind zu hart! Ihre Erzählung hat mein Herz empört, jede meiner Nerven empfindlich geſpannt — Ich mag keine Beleidigungen ſagen, ſo ſehr ich auch Urſache hätte, nach ſo einer erdichteten Entdeckung mit Ihnen zu zürnen. — — Sie ſind hintergangen worden, Hellbach! Ihre Freunde ſind falſch — ſie ſuchen ſich an Ihnen und

mir.

mir zu rächen, weil sie wissen, daß Sie Ihr Glück durch mich erhalten haben! —

Hans. O! nein Mademoiselle! nicht alle, von denen ich meine Nachrichten habe, brauchten Neider zu seyn! Vielleicht einige, die meisten aber waren über den Einnehmer!

Röschen. Sie wissen, wie die Welt urtheilt; alles legt sie auf der schlechten Seite aus. Und selbst die, die gar kein Interesse bey einer Sache zu haben scheinen, oder doch wenigstens scheinen wollen, suchen sich dadurch ein Ansehen zu geben, wenn sie ihre eignen Verzüge mit den Mängeln andrer in Vergleichung stellen können!

Hans. Sey es auch, daß mich die Welt zu betrügen gesucht hat, so haben mich doch meine Augen nicht betrogen; das sind treue Zeugen!

Röschen. Was bezeugen Ihnen denn diese?

Hans. Sie wissen es ja schon.

Röschen. Nein! aber nun will ich alles vollends wissen, um mich vertheidigen zu können!

Hans.

Hans. Gut! Ich, ich hab es ſelbſt geſehn, daß der Miniſter Sie an dem Fenſter in den Arm nahm, Sie mit Küſſen überhäufte, und damit gewiß ſich nicht begnügen ließ!

Röschen. Wenn iſt das geweſen?

Hans. Juſt heute vor acht Tagen, gegen Abend.

Röschen. Hier Herr Hellbach! reichen Sie mir Ihre Hand, und bitten Sie mir alles angethane Unrecht ab! Es iſt gut, daß Sie mir dieſen Umſtand ſagen; von dem wird wohl alles herkommen. Nicht wahr?

Hans. Ja!

Röschen. Sie ſollen ſehn, wie Sie geirrt haben: Sie wiſſen doch, daß Sie mir heute vor acht Tagen in dem Thore begegnet haben? Wie lange war das, daß Sie da mich vorher geſehn zu haben glaubten?

Hans. Eine gute halbe Stunde konnte es doch wohl ſeyn!

Röschen. Das wiſſen Sie doch noch, daß es dazumal juſt um fünf Uhr war, denn die Wache löſte ab?

Hans.

Hans. Ja! das weiß ich.

Röschen. Sehn Sie! eben da kam ich von Mühlenberg hereingefahren. Sie wissen, daß es immer zwo gute Stunden ist. Nach vier Uhr war ich dort erst weggefahren: wo konnte ich es da wohl seyn, die Sie beym Minister gesehn hatten? Wer weiß, wer das gewesen ist.

Hans. Es war aber Ihr ganzer Putz, Ihre Gestalt und Ihr Gesicht!

Röschen. Lieber Hellbach! alles gut! Aber erinnern Sie sich an Ihre Aehnlichkeit mit dem Deserteur, welche noch weit mehr sagen will? Haben Sies durch offne oder zugemachte Fenster gesehn?

Hans. Die Fenster waren zu.

Röschen. Nun sehn Sie! Doch, ich will mich weiter nicht vertheidigen! Gehen Sie selbst nach Mühlenberg und erkundigen Sie sich da, wenn ich weggefahren bin. Wie konnte ich um vier Uhr weggefahren, ein Viertel auf fünf Uhr beym Minister seyn, und um sechs Uhr Ihnen begegnen? Bis dahin will ich ein untreues Mädchen seyn!

seyn! Nun muß ich fort; schlafen Sie wohl! (küßt ihn) Uebermorgen sehn wir uns im Gartenhäuschen; da sagen Sie mir wieder Nachricht. (Hier küßte sie ihn noch einmal, und Hans, der um vieles wieder beruhigt war, ließ es sich auch gefallen, doch fühlte er das nicht bey ihrem Kusse, was er sonst dabey gefühlt hatte.)

Mit dem frühsten gieng Hans nach Mühlenberg, erkundigte sich nach Röschen, (denn sie war im dasigen Garten sehr bekannt, weil sie oft dahin kam) und erfuhr zu seiner Beruhigung: daß sie wirklich erst um vier Uhr dort weggefahren sey.

Feierlich wurde nun den andern Tag das Fest der Versöhnung begangen. Hans bat Röschen alles ab, und beyde waren wieder so gute Leute, wie vorher,

Fünf u. dreyßigſtes Kapitel.

Aufſchluß.

Ein jeder von meinen Leſern greife jetzt an ſeine Naſe, und ſehe, ob ihm Röschen auch ſo ein Beynäschen gedreht hat wie Hanſen? Wer es gefühlt hat, wie ſie es ihm hat aufſetzen wollen, der überſchlage dieſes Kapitel; wer aber zur Zeit noch nichts gemerkt hat, dem muß ich doch zum Spaß die Hand ins Geſicht führen, und ihn das Näschen fühlen laſſen.

Röschens erſte Geſchichte wißt Ihr ſchon; wir fangen alſo nur von da an, Euch ihre kleinen Pfiffe zu entdecken, und zu zeigen, was ſie war, wo ſie Hanſen zum erſtenmale verließ. Böſe war ſie im Grunde gar nicht, aber unbeſonnen, doch dabey voller Ränke, und ſie verſagte ſich ſelten etwas, wozu ſie einmal Luſt hatte; nach dieſer kurzen Schilderung ihres Charakters könnt ihr Euch alle ihre Handlungen gut erklären.

Daß

Daß ſie in H** Zahnſchmerzen hatte, welche ſie nicht ſchlafen ließen, daß ſie mit der Wirthin ſprach, und dieſe ihr den Vorſchlag that, zum Miniſter zu ziehen, war alles richtig; aber daß ſie als Hofmeiſterin zu des Miniſters Sohn ſollte, war nicht wahr, denn er hatte keinen Sohn: die Wirthin ſagte ihr blos, daß ſie Geſellſchafterin des Miniſters ſeyn ſollte, und mahlte ihr dies Leben ſo ſchön vor, daß Röschen ſich den Augenblick willig finden ließ.

Der Grund, den ſie Hanſen auch nicht verſchwieg, nemlich der Ueberdruß der Reiſe, war keine Erfindung, aber der zweete, welches eigentlich der Hauptgrund war, und den Hans nicht erfuhr, war der: die Liebe zu Hanſen, der ihr kein ſo prächtiges Leben verſchaffen konnte, als der Miniſter, war erkaltet; ihr wurde es alſo nicht ſchwer, ihn zu verlaſſen, und ſie ging mit dem Miniſter, ohne ihre eigentliche Beſtimmung zu wiſſen. Hätte ſie gewußt, daß ſie Maitreſſe ſeyn ſollte, ſo glaub ich doch, ſie hätte den Miniſter fahren laſſen, und wär mit Hanſen immer noch zu Fuße in der Welt her-

herumgewandert. Hans gieng ihr wirklich etwas nahe, als sie ihn verließ, und die Thräne, die sie auf sein Bette fallen ließ, da sie ihn zum Abschiede küßte, war gewiß ungeheuchelt, (denn es sah sie ja niemand) aber die goldene Zukunft zerstreuete ihre Traurigkeit bald. Daß sie Hansens Geld mitnahm, war ein bloßes Versehn, und sie machte sich viele Vorwürfe, ihn darum gebracht zu haben; ihr Leichtsinn aber, und der Gedanke, es ihm einmal wieder zu ersetzen, beruhigte ihr Gewissen, das freilich nicht das allerzarteste war.

Das glänzende weichliche Leben bey dem Minister gefiel ihr. Müßiggang, Versprechungen eines großen Glücks in Zukunft, Geschenke, die ihrer Eitelkeit schmeichelten, ließen den Minister siegen — über die Unschuld siegen, welche weder Hans noch Röschen in den trunkensten Lagen je verletzt hatten. — Vielleicht glaubt Ihr dieß nicht! — Ich weiß es aber gewiß! denn Hans liebte sie zwar, da er aber noch keine Lust hatte, sie zu heurathen, wollte

er sie auch nicht unglücklich machen. Der reiche Wollüstling siegte also zuerst über ihre so lange unverletzt gebliebene Unschuld. Im Anfange kostete es Röschen freilich manche Thräne, doch der Minister, ein Kenner der Welt, wußte diese ohnmächtigen Thränchen bald zu trocknen! und nun vergaß sie Hansen ganz, oder wenigstens lebte nur noch ein bloßes Schattenbild von ihm in ihrer Seele.

In A** erschrak sie nicht wenig, als ihr Hans so unvermuthet erschien. Sie war ganz allein da, denn sie konnte reisen, wohin sie wollte; doch hatte sie allemal einen Ehrenhüter bey sich, welches der Bediente war, von dem sie Hansen sagte, daß er so ein tückischer Kerl gewesen wär. Wenn sie daher Hansen auch gerne hätte sprechen wollen, so konnte sie es doch nicht, weil der Bediente Auftrag vom Minister hatte, jeden ihrer Schritte genau zu beobachten. Sie sah also nur darauf, wie sie ihm mit einer guten Manier sein Geld wiedergeben wollte, und freute sich über den

Zufall mit dem umgefahrnen Tiſche; denn nun hatte ihr in keinem Falle ihr Gewiſſen mehr Vorwürfe zu machen. Dem Bedienten aber befahl ſie: den Menſchen nicht vor ſie zu laſſen, wenn er wieder käme; denn ſie befürchte, er möchte wieder Geld haben wollen, da ſie ihm ohnehin ſchon drey Thaler acht Groſchen hätte mehr bezahlen müſſen, als ſein Schaden geweſen wär. Auf dieſes Verbot gründete ſich auch die kurze Abfertigung, die der Bediente Hanſen in F** gab.

In L** war es ihr von Herzen lieb, daß Hans ſie nicht in der Komödie getroffen hatte. Sie war auch deswegen, weil ſie vermuthete, er würde ſie aufſuchen wollen, gleich mit dem erſten Akte wieder nach Hauſe gegangen. Durch eine Liſt aber betrog ſie doch den Miniſter, und brachte Hanſen die acht Louisdor in die Hände; kennen durfte ſie ihn nirgend, drum hatte ſie auch nie gegen den Miniſter von ihm etwas erwähnt.

er ſie auch nicht unglücklich machen. Der reiche Wollüſtling ſiegte alſo zuerſt über ihre ſo lange unverletzt gebliebene Unſchuld. Im Anfange koſtete es Röschen freilich manche Thräne, doch der Miniſter, ein Kenner der Welt, wußte dieſe ohnmächtigen Thränchen bald zu trocknen! und nun vergaß ſie Hanſen ganz, oder wenigſtens lebte nur noch ein bloßes Schattenbild von ihm in ihrer Seele.

In A** erſchrak ſie nicht wenig, als ihr Hans ſo unvermuthet erſchien. Sie war ganz allein da, denn ſie konnte reiſen, wohin ſie wollte; doch hatte ſie allemal einen Ehrenhüter bey ſich, welches der Bediente war, von dem ſie Hanſen ſagte, daß er ſo ein tückiſcher Kerl geweſen wär. Wenn ſie daher Hanſen auch gerne hätte ſprechen wollen, ſo konnte ſie es doch nicht, weil der Bediente Auftrag vom Miniſter hatte, jeden ihrer Schritte genau zu beobachten. Sie ſah alſo nur darauf, wie ſie ihm mit einer guten Manier ſein Geld wiedergeben wollte, und freute ſich über den

Zu-

Zufall mit dem umgefahrnen Tiſche; denn nun hatte ihr in keinem Falle ihr Gewiſſen mehr Vorwürfe zu machen. Dem Bedienten aber befahl ſie: den Menſchen nicht vor ſie zu laſſen, wenn er wieder käme; denn ſie befürchte, er möchte wieder Geld haben wollen, da ſie ihm ohnehin ſchon drey Thaler acht Groſchen hätte mehr bezahlen müſſen, als ſein Schaden geweſen wär. Auf dieſes Verbot gründete ſich auch die kurze Abfertigung, die der Bediente Hanſen in F** gab.

In L** war es ihr von Herzen lieb, daß Hans ſie nicht in der Komödie getroffen hatte. Sie war auch deswegen, weil ſie vermuthete, er würde ſie aufſuchen wollen, gleich mit dem erſten Akte wieder nach Hauſe gegangen. Durch eine Liſt aber betrog ſie doch den Miniſter, und brachte Hanſen die acht Louisdor in die Hände; kennen durfte ſie ihn nirgend, drum hatte ſie auch nie gegen den Miniſter von ihm etwas erwähnt.

Als Hans in M** als Schattenrißmahler vor sie trat, fuhr sie nicht wenig zusammen; es wär aber auch gewiß um sie geschehen gewesen, wenn er in Gegenwart des Ministers gezeigt hätte, daß sie einander kennten. Die Erfindung mit der Uebelkeit schützte sie daher, wie sie selbst gestand, vor den Folgen der Eifersucht beym Minister.

Nach der Zeit sah sie Hansen einmal auf einem Spaziergange, ohne daß er sie gewahr wurde. Da sich nun Hans eben damals neu gekleidet hatte, so gefiel er ihr. Der Liebkosungen des alten Ministers satt, (denn geliebt hatte sie ihn nie) fühlte sie die alte Liebe in ihrem launigen Herzen ganz wieder erwachen, und der Zwang vermehrte sie immer noch mehr; wenn sie aber einmal etwas wünschte, so spannte sie gewiß auch alle Kräfte an, um ihren Zweck zu erreichen. Sie wagte es, trotz der Furcht, von dem Minister entdeckt zu werden, mit Hansen einen Liebeshandel anzuspinnen; welches jetzt um so leichter angieng, da ihr

alter

alter Aufseher nicht mehr da war, und mit dem neuen ſtak ſie auf eine gewiſſe Art, unter Einer Decke. Zu dem Ende brachte ſie daher auch die alte Kreiſchin auf ihre Seite. Da ſie Hanſen nur verſtohlen lieben muſte, ſo behielt auch ihre Liebe immer noch das Feuer; zumal da ihre Abſicht war, ſich nur ſo lange mit ihm abzugeben, als der Miniſter in M** bleiben würde, welches eigentlich nicht allzulange ſeyn ſollte. Aber des Miniſters Aufenthalt verlängerte ſich, und weil dieſer Liebeshandel ebenfalls einiges Anſehen von Zwange hatte, ſo wurde ſie ihn nach gerade auch ſatt. Damit nun Hans, wenn ſie weiter reiſten, ihr nicht etwan nachfolgen möchte, ſo verſchafte ſie ihm den Einnehmerdienſt durch den Miniſter, jedoch nicht als ihrem Vetter, ſondern blos als einem armen Schelm, der ſich an ſie gewendet hätte.

Wie gut Hans geſehen habe, als ſie mit dem Miniſter ihr Spiel trieb, könnt Ihr nun leicht abnehmen; wie ſie aber ihm, trotz ſeiner guten Augen, noch das Mäs-

chen aufheften konnte? muß ich Euch erklären:

Wie die Dorfuhren nun manchmal gehen, so war auch die in Mühlenberg gegangen, nemlich drey Viertelstunden zu früh. Es war also wahr, daß sie nach vier Uhr erst aus dem Garten sich fortgemacht hatte, aber nach der Uhr in M** war sie auch ganz natürlich gleich nach vier Uhr wieder zu Hause gewesen, wo sie denn eben der Minister so freundlich empfangen hatte. Eine halbe Stunde hatte sie also ziemlich noch Zeit gehabt, ehe die Komödie angieng. Um nun den schönen Abend zu genießen, war sie auf ihrem Wege nach der Komödie zu dem einen Thore hinaus, und zu dem wieder hereingefahren, welches nach Mühlenberg zu war. Hier war es, wo ihr Hans begegnete. Daß aber die Uhr falsch gegangen und Röschen zu einem Thore hinaus und zum andern wieder herein gefahren seyn konnte, war ein Umstand, der Hansen nicht einfiel, den aber Röschen, welche sich in Zeit und Gelegen-

legenheit ganz vortreflich zu schicken wußte, recht gut benutzte, ihren leichtgläubigen Liebhaber zu bethören.

Dies also, meine Leser! ist die Enträthselung von allem, was Hansen und zum Theil Euch, ein Geheimniß war. Wenn Euch aber Röschen, die Euch vielleicht anfangs, wo nicht ganz, doch bisweilen gefallen hat, jetzt nicht mehr gefällt, so kann ich nicht dafür: ein Geschichtschreiber muß die Wahrheit erzählen. Ich habe gesucht, ihr Eure Gunst so lange zu erhalten, als ich gekonnt habe; wollt Ihr aber noch ferner ihr gut bleiben, so bin ich ihr, Euch zu gefallen, auch noch mit gut!

Sechs u. dreyßigstes Kapitel.

Beweiset das Sprichwort, daß die Katze das Mausen nicht läßt.

Nach dem Sturme der Eifersucht schmeckte Hansen die Liebe desto süßer. Röschen schien ihm wieder das unschuldige Mädchen, was sie in seinen Augen vorher gewesen war, und seine Liebkosungen suchten die Beleidigungen, die er ihr so unverdienter Weise angethan hatte, wieder gut zu machen. Zwar sprach man noch öffentlich gegen ihn, daß sie des Ministers Maitresse wär, doch schrieb er dieß alles dem Neide zu, oder hielt es sonst für eine gewöhnliche Rede der Welt.

Noch eine besondre Art von Vorzug, oder Edelsinn bey Hansen müssen wir hier erwähnen. Der Gedanke, daß Röschen Maitresse wär, war ihm anfangs sehr pei-

ni-

nigend, da er aber ſah, daß ſie ihn wirklich liebte, ſöhnte er ſich nach und nach mit dieſem Gedanken etwas wieder aus, und die Vortheile, die er dadurch erlangte, machten, daß er ſich geduldig drein ergab, wenns auch wirklich wahr ſeyn ſollte, daß ſie des Miniſters Buhlerin wär. „Ha!“ dachte er, „den beglückten Nebenbuhler eines Miniſters zu machen, iſt doch immerhin kein ſo gar unrechtes Ding!“.

Röschen auf ihrer Seite fuhr auch fort, ihn zu liebkoſen, doch hatte es bey ihr einen ganz andern Bewegungsgrund. Zuneigung hatte ſie in der That noch gegen ihn, nur war es dieſe eigentlich nicht, was ſie darzu bewog, ſondern der Hauptgrund war dieſer: Wenn ſie den Liebeshandel mit Hanſen, den ſie jetzt ſo ſicher fortſetzen konnte, nicht mehr hätte unterhalten wollen, ſo mußte ſie befürchten, Hans möchte ſich rächen und ihr Verſtändniß ausplaudern, daß es dann vor den Miniſter kām, und ſie ihres ſo rühmlichen Dienſtes entlaſſen würde.

Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht! Dies Sprichwort traf auch bey Röschen ein. Von Hansen, der doch einer solchen Niederträchtigkeit gar nicht fähig war, (denn er hatte es lange dahin noch nicht gebracht, sich die Ausschweifungen in der Liebe zum Ruhme anzuschlagen) befürchtete sie Verrätherey ihres so gut eingefädelten Verständnisses; dachte aber nicht daran, daß es auch noch andre Leute in der Welt gäb, welche Zungen zum Ausplaudern hätten, und daß man dem Minister mehr Dinge von ihr verrathen könnte. Kurz sie fiel, und in ihrem Falle nahm sie auch in aller Unbesonnenheit Hansen mit. Wie es immer geht, wenn man fällt: um sich zu retten, hält man sich an das erste beste Ding an, was man erreichen kann; ist nun das Ding selbst nicht feste, so geht die Reise samt dem Dinge fort. So gings auch mit Röschen: Hans kam ihr eben in den Wurf, als sie fiel, und weil er selbst auch nicht feste war, so ging die Reise mit ihm fort. Was nun die eigentliche Ursache war, wird uns alleweile Röschen erzählen, weil sie aber bisweilen hinter der

Wahr-

Wahrheit wegspazieret, (denn nicht wahr, Ihr traut ihr nun selbst nicht mehr?) so fragt mich nur hernach; ich wills Euch aufrichtig sagen.

Einige Wochen nach dem Sonntage, der für Hansen so wichtig war, pochte, als er schon ins Bette gehen wollte, jemand an seiner Hausthüre. Fritz ging hinaus, um zu sehen, wer es sey? ehe er aber noch seinem Herrn Nachricht bringen konnte, war schon die Person in dessen Stube, und es war — Röschen!

Hans. Woher so spät Röschen? Und was fehlt Ihnen, Sie sehen ja so verstört aus?

Röschen. Ich will, mit Ihrer Erlaubniß, Ihrem Fritz einen Auftrag geben.

Hans. Recht gern!

Röschen. Fritz! geh einmal geschwind noch vor das Sandthor in den Mohrenkopf, und sage da dem Wirthe: Er sollte morg

morgen früh punkt fünf einen halben Wagen fertig halten. Ich hoffe, er wird noch munter seyn, und wenn er es nicht ist, so poch ihn heraus.

(Fritz geht.)

Hans. Wozu das? liebes Röschen!

Röschen. Ach! bester, liebster Hellbach! wir sind verrathen — entdeckt! Wir müssen fliehn!

Hans. Was hat man verrathen?

Röschen. Der Minister ist hinter unser Verständniß gekommen, und weiß es: daß Sie nicht mein Vetter sind.

Hans. Lassen Sie das doch seyn! Was geht das den Minister an?

Röschen. Ach! unser Verständniß macht ihn nicht sowohl böse, als daß ich ihn so betrogen habe.

Hans.

Hans. Er wird doch nicht unerbittlich seyn?

Röschen. Sie kennen ihn nicht! Er kann nichts weniger leiden, als Betrug. Ach lieber Hellbach, nehmen Sie mich in ihren Schutz! (weint) der Minister hat mich um Ihrentwillen aus dem Hause gestoßen!

Hans. Gut, so bleiben Sie bey mir!

Röschen. Wo?

Hans. Hier in meinem Hause.

Röschen. Ach! soll ich es Ihnen sagen? — Wie werden Sie erschrecken! — Auch Sie — müssen fort — müssen dies Haus verlassen!

Hans. (etwas erschrocken) Warum das?

Röschen. Weil man Ihnen morgen oder übermorgen den Dienst nehmen wird!

Hans.

Hans. Was sagen Sie! Ist das wahr?

Röschen. Leider nur zu wahr! Ich wette! wenn Sie auch keine Defekte in Ihrer Rechnung haben, man wird Ihnen welche machen.

Hans. Das kann man nicht!

Röschen. So wird man Ihnen den Dienst doch nehmen.

Hans. Röschen, täuschen Sie mich nicht! Ist alles dies wahr?

Röschen. Glauben Sie, daß ich mit Unglück scherze?

Hans. Was fang ich an!

Röschen. Fliehen müssen Sie, wie ich; die Rache des Ministers ist gewiß! Mich hat er, wie ich bin — ohne mich zu hören — aus dem Hause gestoßen, und mir

die härteste Ahndung gedrohet, wenn ich morgen noch hier wär. Auf Sie — raſet er!

Hans. Ha! ſo ſchimpflich davon gejagt zu werden! — das iſt mehr als alles, was ich bisher erlitten habe! — Doch man ſoll dieſe Freude nicht haben! Ich fliehe mit Ihnen, Röschen. — Morgen wird man mich nicht vermiſſen, und übermorgen ſind wir über die Gränze.

Röschen. Packen Sie zuſammen, was Sie fortbringen können; ich will Ihnen helfen. Hier (ſie zeigt ihm ein Käſtchen) iſt alles, was ich gerettet habe, drinne; ich weiß ſelbſt nicht, wie viel es iſt, es wird aber ſchon zureichen, uns fortzuhelfen. Geſchwind packen Sie ein.

Hans fing nun an mit Röschen einzupacken: dieß Geſchäft war aber ſchon geendigt, ehe Fritz wieder kam; denn Hans hat-

hatte sich in seiner kurzen Wirthschaft noch nicht viel angeschafft.

Röschen. Was schließen Sie denn da ein?

Hans. Es sind die Kassengelder. Ich will sie zu den Rechnungen legen, daß man sie gleich finden kann.

Röschen. O! nehmen Sie sie doch mit! Es ist Ein Dank! Verfolgt man uns, so wollen wir uns dafür auch rächen!

Hans. Nein Röschen! Ich will nicht als Schelm meinen Posten verlassen! Wir rächen uns dadurch nicht an dem Minister, sondern betrügen den Fürsten, der doch an unsrer Vertreibung nicht Schuld ist.

Röschen. Der Fürst wird diese Kleinigkeit nicht vermissen; und in der Noth sind wir uns die nächsten!

Hans.

Hans. Nein Röschen! das thu ich nicht! Würde man uns nicht Steckbriefe in alle Länder nachschicken, und wenn man mich ertappte, mich an den ersten besten Galgen aufknüpfen? Nein! um hundert Thaler mag ich mein Leben nicht in Gefahr setzen. Reisen wir aber so fort, so läßt man uns gewiß in Ruhe gehn!

Röschen. Wenn man aber schlecht handeln will, wird man dennoch sagen: Sie hätten die Kasse mitgenommen.

Hans. Das mag man! dann kann ich mich doch vertheidigen. Doch still! mir fällt eben etwas ein! Daß man auch diesen Streich mir nicht spielen kann, will ich das Geld nebst den Rechnungen einem meiner Freunde übergeben, und ihn bitten: es so lange bey sich zu behalten, bis ich wieder komme; denn auf so lange wird er mir es doch glauben. Wenn ich übermorgen nicht wieder hier bin, wird er es schon von selbst übergeben, und kann, wenn man

mir einen schlechten Streich machen will, meine Unschuld bezeugen.

Röschen drang denn auch nicht weiter in ihn, und Hans gieng zu seinem Freunde, welcher noch nicht zu Bette war, und verrichtete mit ihm sein Geschäfte.

Hans. Nu! Röschen! es schlägt drey Viertel auf fünf Uhr. Kommen Sie, es ist Zeit! Lassen Sie uns denn von neuem eine Reise durch die Welt machen, und Glück und Unglück mit einander theilen. Wer hätte das gestern noch gedacht?

Jedes nahm also sein Päcktchen, Röschen, Hans und Fritz. Letzterer wußte gar nicht, wo es zugehen sollte? und getrauete sich doch auch nicht zu fragen. Auch Mylord, das getreue Thier, folgte den Flüchtlingen. Still legte er sich, als sie in den Wagen gestiegen waren, zu Hansens Füssen, und holte seine verlohrne Nachtruhe nach. Fort gieng es zum äußersten Thore hinaus, und ihr Kutscher mußte, gegen

Ver-

Versprechung eines guten Trinkgelds, eilen so gut er nur konnte.

Glückliche Reise! glückliche Reise! Armer betrogner Hans! dein liebes Röschen wird dir schon noch was vorschwatzen, damit dichs nicht gereuet, so früh spazieren zu fahren!

Laßt sie fahren! Wir wollen uns aber indessen doch erkundigen, was eigentlich der Grund dieser so schnellen Veränderung gewesen ist? — Nun weiß ich alles genau, lieben Leser! Kommt her, ich wills Euch erzählen:

Der Grund zu Röschens Verstoßung war wirklich ein Verständniß, aber nicht mit Hansen, (denn von diesem wußte der Minister nicht ein Wort) sondern mit einem ganz artigen Lieutenant, welcher oft bey dem Minister war. Lange hatten sie schon der Liebe gepflogen, ohne daß der Minister, oder Hans, oder sonst jemand, etwas davon gewußt hätte. Diesen Abend hatte der Lieutenant, weil der Minister zu

Gaste war, seine Zeit bey Röschen zugebracht. Wider Vermuthen kam aber der Minister früher nach Hause, als gewöhnlich, und weil das Feuer des Weins sein Blut verjüngt hatte, ging er gerade auf Röschens Stube, traf sie aber in einer gewissen Vertraulichkeit mit dem hübschen Lieutenant, welche Sr. Exzellenz nur für sich alleine bedungen hatten. — Dem Lieutenant, der sich geschwind davon machte, ein paar tausend Flüche nachzuschicken, und Röschen mit Ungestüm die Thüre zu weisen, war Eins. Röschen bat; er aber drohete ihr mit einem Kloster, wo Manns- und Weibspersonen untereinander wohnen, wofern sie nicht gleich ihrer Wege gienge! Da sie nun in ihrem Leben keine Lust zum Klostergelübde gehabt hatte, wollte sie auch diesmal nicht Profeß thun, sondern ging lieber dem Minister aus den Augen; denn sie wußte wohl, daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen ist. In M** durfte sie nicht bleiben, das sah sie wohl, sie mußte fort! — Aber wie? und mit wem? — Keinen Kreuzer Geld hatte sie mehr; denn eben hatte sie dem jungen Lie-

te-

tenant eine kleine Schuld abgetragen. Allein konnte sie unter diesen Umständen nicht fort, sie mußte jemanden haben, auf dessen Beystand sie sich verlassen konnte! Mit dem Lieutenant ging es nicht an, folglich blieb ihr weiter niemand übrig, als Hans. Um den nun zu bewegen, mit ihr davon zu gehen, erfand sie auf dem Wege jenes Märchen; doch zu ihrer Rechtfertigung: es war nicht Bosheit, sondern blos Unbesonnenheit und Noth.

Abends um fünf Uhr waren sie in B** über der Gränze. Froh schlang sich hier Röschen um Hansen, und dankte ihm für ihre Rettung. Plane wurden nun die Menge gemacht, was sie beyde in Zukunft anfangen wollten? „Hier liebes Röschen! hier ist meine Hand, an der will ich Sie durch dies Leben führen! Arm in Arm wollen wir Glück und Unglück mit einander theilen! Lieben Sie mich nur, wie Sie bisher mich geliebt haben — wie ich Sie liebe, — — und dann bin ich glücklich.“ So sprach Hans am andern Morgen, als

sie noch manches mit einander überlegt hatten, zu Röschen, die gern ihre Hand ihm reichte, und kurz drauf ließen sie sich mit einander — — — trauen?

Ende des Ersten Theils.

2123
90

LS u. A.

1902. 7152

Hans von Hohald

oder

Geſchichte

eines

Weltbürgers.

Vom Verfaſſer der Stußperükke.

Zweiter und letzter Theil.

Leipzig,

bey Carl Friederich Schneidern, 1787.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Erſtes Kapitel.

Wer gut ſchmiert fährt auch gut.

Sich trauen? — Ey! wer hatte denn das geſagt? Das haben wir uns nur ſo voreilig eingebildet. Gewiß Hans dachte eben ſo wenig an's trauen, wie unſer einer — Da wir aber doch einmal auf die Rede vom Heirathen gekommen ſind, müſſen wir doch gleich einen Blick in ſein Herz thun, wie es in dem Falle geſinnt war. Röschen herrſchte zwar ganz darinne, doch fiel es ihm, ſo ſehr er ſie auch liebte, und ſo ſehr er wünſchte, ſie beſtändig um ſich zu haben, doch nie ein, ſich durch das heilige Band mit ihr zu verbinden. Ich weiß nicht, ob es Erinnerung an die mütterlichen Lehren war, die ihn abhielt, oder ob ſein guter Genius ſolches hin-

hintertrieb? kurz, es geſchah nicht. Zuweilen betrachtete er die Ehe wohl als ein Mittel, ſie feſt an ſich zu halten; aber dieß geſchah mehrentheils nur zu der Zeit, wenn er von ihr getrennt war: ſo bald er ſie aber wieder hatte, dachte er mit keiner Sylbe mehr daran, und ſtieg ihm ja ſo ein Gedanke auf, ſo wurde es ihm allemal ſchauerlich. Eben dieſer Widerwille hielt ihn auch ab, daß er keine Ausſchweifungen wagte, ſo viel und mannigfaltige Gelegenheit er auch bey Röschen hatte; denn wenn er einmal ſo einen Fehler begienge, glaubte er, müßte er ſie auf ewig behalten. — Dies ſey denen geſagt, deren züchtiges Herz ſich wohl manchmal darüber ärgern mag, wenn ſie unſern Helden ſo allein mit einem Mädchen in der Welt herumziehen ſehn. — Bey allen dem hatte jedoch Hans eigentlich keine Abneigung gegen das Heirathen überhaupt — hatte nicht die mindeſte Luſt, ein Hageſtolz zu bleiben, ſondern ſein ungemiſchtes Herz empörte ſich blos wider eine ſolche Misheirath, die er von Natur für eine unverzeihliche Thorheit anſah, und zu der er ſich auch durch Noth nicht wollte verleiten laſſen; zumal da er noch ein andres

Mäd-

Mädchen kannte, das er zu besitzen wünschte, ob er sie gleich bey weitem so sehr nicht liebte, wie Röschen.

Auch Röschen ließ es sich nie recht angelegen seyn, Hansen in das Garn der Ehe zu locken.

Sie ließen sich also nicht trauen — sondern Mittags um eilf Uhr auf der Post einschreiben, um von neuem ihr Glück in der Welt zu versuchen.

Ehe Hans die Stadt verließ, war er so glücklich, seinen Fritz als Aufwärter im Gasthofe unter zu bringen, und sahe sich also von dem Verdruß befreit, ihm einmal den Abschied geben zu müssen, denn drey Personen konnte er als Glücksritter unmöglich ernähren! Der arme Junge weinte bittre Thränen, als er seinen Herrn verließ, und bey Hansen fehlte auch nicht viel, daß er geweint hätte. Doch — es werden ja in der Welt nähere, süßere Bande getrennt, dachte Hans, wie leicht läßt sich nicht der Verlust eines Bedienten vergessen?

Auf der Post fanden sie unter andern auch einen Menschen in einem schwarzen Rocke, der ihnen ein Kandidat des heiligen Predigtamts zu seyn schien. Dieser fragte

seine Gesellschafter alle nach der Reihe, wo sie, um Vergebung, hin wollten? endlich auch Hansen und Röschen. Da er nun hörte, daß diese am weitesten mit ihm gehen würden, (denn die übrigen fuhren nur bis auf ein kleines Städtchen, wo Jahrmarkt war, mit) hielt er sich auch am meisten zu ihnen, und bekümmerte sich wenig um die andern.

Der Kandidat. Sie wollen also würklich bis D**?

Hans. Ja! Sie doch auch?

Kand. Es freut mich, den Weg in so guter Gesellschaft zu machen. Haben Sie dort Verrichtungen?

Hans. Nein! ich reise blos zur Lust.

Kand. Ich nicht; ich habe etwas Wichtiges dort vor mir. Der Rektor in D** ist gestorben, da will ich nun um den Dienst anhalten — Aber — aber — es ist ein Aber dabey, oder soll dabey seyn — das muß ich nun erst sehen.

Hans. Was ist das für ein Aber?

Kand. Daß die Stelle ein Bedienter zu vergeben hat.

Hans. Ein Bedienter? doch ich verstehe Sie.

Kand. Und dieſer Bediente ſoll die Stelle niemanden zugedacht haben, als wer am ſchwerſten wiegt.

Hans. Ja, ja! einer von den gewöhnlichen Wegen ins Amt zu kommen. Entweder ein Bedienter oder ein — (hier wollte er noch einen Weg anführen, aber er beſann ſich, daß Röschen neben ihm ſaß) Sie haben doch Hofnung den Dienſt zu erhalten?

Kand. Ich muß erſt abwarten: ob ich ſchwer genug wiege?

Röschen. (ziſchelt Hansen ins Ohr) Fällt Ihnen nichts dabey ein?

Hans. Nein!

Rösch. Wenn wir allein ſind, will ich Ihnen etwas ſagen.

Manches wurde noch geſprochen, welches ganz unbedeutend war, und Hans war ſehr begierig zu wiſſen, was Röschen hatte damit ſagen wollen. Er dachte anfangs, ſie habe ihn daran erinnern wollen, wie er weiland durch ſie zur Einnehmerſtelle gekommen wär; doch das konnte es nicht ſeyn, denn ſie ſah zu ernſthaft dazu aus. In D*** aber erfuhr er es.

Röschen. Iſt Ihnen würklich nichts bey der Erzählung des Kandidaten eingefallen?

Hans. Nein! in Wahrheit nicht!

Rösch. Ich dächte, Sie hielten auch um dieſen Dienſt an. Da er einmal zu den Kaufwaaren gehört, ſo wird man es auch nicht achten, daß Sie ein Ausländer ſind. Getrauen Sie ſich wohl noch mit Ihrem Gelde ſo einen Handel zu machen?

Hans. Ein Paar Louisdor könnte ich dran wenden, das iſt wahr! Sie haben einen guten Einfall gehabt. Hätten Sie mir das nur eher geſagt, ſo hätte ich mich bey dem Kandidaten erkundigt, wie viel er ohngefehr dran wenden wollte? Aber Röschen! einem Bedienten ſein Glück zu danken zu haben, das iſt doch wohl ſchimpflich?

Rösch. O! die verwünſchte Delikateſſe! Wenn Sie die nicht bey Seite ſetzen wollen, werden Sie in ihrem Leben keinen rechtſchaffenen Dienſt erhalten, Sie müßten denn ſelbſt erſt Bedienter werden, um nach Gefallen eine Verſorgung wählen zu können — Lieber Hellbach! ich dächte Sie kennten den abgenutzten Werth der Talente?

Hans.

Hans. Sie haben Recht, Röschen! Zuwider iſt mirs freilich, doch um einen Dienſt zu erhalten, was muß man da nicht thun? Wenn er nur bald vergeben wird, daß wir nicht ſo lange aufliegen müſſen; unſer Geld möchte ſonſt gar alle werden, und dann ſollte es mich ſehr ärgern, wenn am Ende gar nichts draus würde.

Röschen. Es wird ſchon gehen! Silbern Sie nur gut, und ſchmeigen Sie ſich brav vor dem Bedienten. — Doch noch etwas fällt mir ein: wenn Sie noch anhalten, ſo geht es nicht an, daß wir beiſammen wohnen; denn wenn man wüßte, daß Sie ein Mädchen hätten, würden Sie die Stelle nun und nimmermehr bekommen.

Hans. Aber liebes Röschen! das macht uns viel Aufwand.

Rösch. Lieber Hellbach! das hilft nichts! Sie wiſſen, daß man es einmal nicht leidet, wenn Leute, die ſich um ein geiſtliches Amt bewerben, ein Mädchen haben; zumal wenn es heißt, es wäre eine Braut.

Hans. Sie haben recht Röschen! Die Kasuiſtik gebietet hierinne, nicht auf die Sache ſelbſt zu ſehen, ſondern auf die Zeit, wenn

wenn es geſchieht. Denn ob einer auf Schulen und Univerſitäten Mädchen gehabt hat, das iſt ein ganz kleiner unbedeutender Umſtand; geſetzt auch, der Herr Kandidat findet einmal ſein ins kleine gebrachte Bild vor der Thüre: nur darf er kein Mädchen haben, auf die er eheliche Abſichten hat. Ich habe einmal ein Beiſpiel erlebt, das dieſen Grundſatz unumſtößlich beweiſt: Als ich mich in B** aufhielt, waren zwo geiſtliche Stellen an zween Kandidaten verſprochen. Dem einen ſah man es an, wie ſo lieb er das andere Geſchlecht gehabt hatte. Drey Jahr lebte er nun in B** als Kandidat, und hatte auch da manchen Liebeshandel vollzogen, daß man auch ſogar von einigen die Beſtätigung in den Taufregiſtern fand. Weil er ſich aber mit keiner öffentlich geführt, mit keiner ehelich verſprochen, ſondern alle nur bey der Naſe herumgeführt hatte, bekam er die Pfarre. Der andre, weil er die Gabe der Enthaltſamkeit beſaß, hatte weder auf Schulen noch auf Univerſitäten ausgeſchweift. Als Kandidat erſt hatte er ſich in B** ein Mädchen ausgeſucht, das er im Stillen liebte; doch ohne ihr ein Wort davon zu ſagen, noch ſonſt

Um-

Umgang mit ihr zu haben. Er dachte nur, wenn du eine Versorgung bekömmst, so wäre das eine Frau für dich. Da man nun Beweise seiner Kenntnisse und seiner Geschicklichkeit hatte, sagte man ihm die eine von den offenen Stellen zu. Nun wagte er es, um seine Geliebte anzuhalten; sie ward seine Braut. Dies geschah ohngefähr vier Wochen vor seiner Einweihung. Kaum aber ließ er sich öffentlich mit ihr sehen, so ärgerte man sich an dieser Unmäßigkeit, und gab ihm den Repuls.

Röschen. Drum alles hübsch zu seiner Zeit, lieber Hellbach! Mit einer Braut kommt einer einmal nicht in ein Amt. Aber als Geistlicher erhält sich einer auch wieder nicht ohne Frau bey Ehren; denn alsdann giebts neues Aergerniß.

Hans. Ohne Frau gehts freilich nicht, denn es kann sichs niemand einreden, daß der Herr Pfarr keusch und züchtig ist, ob er gleich vielleicht ein andrer Abt Dorotheus seyn kann: nur muß es nicht zu früh geschehen, wenigstens nicht eher, als im zweyten Jahre seines Amts.

Rös-

Rösch. Kömmt Zeit kömmt Rath! Gehen Sie nur erſt und erkundigen Sie ſich nach den Umſtänden.

Hans erfuhr bald, daß die Stelle binnen drey Wochen beſetzt ſeyn müßte, und daß alles dabey auf den Bedienten des Herrn Bürgemeiſters ankam. Röschen zog alſo auf ein Dorf, und Hans ſuchte eine ſchickliche Art, mit dem Bedienten bekannt zu werden, und fand auch eine unvermuthet gute Gelegenheit dazu.

Zweytes Kapitel.

Umſonſt iſt der Tod.

Der erſte Gönner, der Hansen den Weg zu dieſer Stelle bahnte, ob er ſich gleich nicht an ihn gewendet hatte, war — Mylord. Dieſer führte ihn bey dem Bedienten, der Bediente bey dem Bürgermeiſter, der Bürgermeiſter ins Amt. —

Den andern Tag gieng Hans die Gaſſe, wo der Bediente ſein eignes Haus und ſeine Wohnung hatte, auf und ab, und ſann

auf

auf einen ſchicklichen Vorwand; denn die Bekanntſchaft ſollte ungeſucht ſeyn, ſodann aber hoffte er guten Erfolg. Auf einmal lief Mylord in dieſes Haus. Hans lockte ihn zurück, aber das behülfliche Thier wedelte mit dem Schwanze und bezeigte großes Verlangen hier zu bleiben; endlich sprang er gerade die Treppe hinauf, wo der Bediente wohnte. Hans pfiff, aber es kam kein Mylord zurück. Vielleicht ſells ſo ſeyn, dachte Hans, gieng ins Haus und die Treppe hinauf. Auf einem kleinen Vorſälgen begegnete ihm Herr Thom in eigner hoher Perſon.

Hans. (macht ein ſehr frennölithes Kompliment) Verzeihen Sie gütigſt, daß ich Sie in Ihrer Behauſung beunruhige.

Thom. Was ſteht zu Ihrem Befehl?

Hans. Ich wollte nur meinen Hund ſuchen, der dieſe Treppe heraufgelaufen iſt.

Thom. Aha! er wird gewiß meine Hündin gemerkt haben.

Hans. Drum wußte ich gar nicht, warum ich ihn nicht von der Stelle bringen konnte. Ich ſehe ihn aber doch hier nicht?

Thom. Er wird hier ſeyn, (führt Hanſen nach einer Kammer) ſie hat Junge.

Hans.

Hans. Da wird er Wochenviſite abſtatten?

Thom. Es iſt möglich.

Hans. Ja würklich, da iſt er! Ach das ſind vortrefliche Hundchen, herrlich gezeichnet, ſchön gebaut!

Thom. Ja! es ſind allerliebſte Hunde.

Hans. Behalten Sie ſie alle ſelbſt?

Thom. O nein! ich laſſe ſie an gute Freunde ab.

Hans. Ach da bitt ich, ob ich gleich nicht die Ehre habe, unter die Zahl Ihrer guten Freunde zu gehören, mir einen abzulaſſen, wenn ſie noch nicht alle verſprochen ſind, wie ich befürchte?

Thom. O! es ſteht Ihnen einer zu Dienſten.

Hans. Sie werden mich Ihnen ſehr verbinden; ich habe mich ganz in die kleinen Narren verliebt. Um Vergebung, wie hoch verkaufen Sie denn einen?

Thom. Unter Einem Thaler kann ich keinen weglaſſen.

Hans. Den geb ich mit Vergnügen.

Thom. Welchen wollen Sie haben?

Hans. Dieſen da. (weiſt auf den ſchlechteſten)

Thom.

Thom. Sie haben Geſchmack; es iſt juſt der beſte.

Hans. Ich verlange Ihren Schaden nicht; ich erbiete mich recht gerne, Ihnen auch mehr dafür zu bezahlen.

Thom. Ach ich bitte Ihnen! Doch für den Liebhaber iſt er immer ſeine zwey Thaler werth.

Hans. Auch dafür nehme ich ihn herzlich gern. Aber ich ſehe, er muß noch ſaugen? Ich werde mich ohngefähr noch vierzehn Tage oder drey Wochen hier aufhalten: dürfte ich da wohl bitten, ihm gegen Entgelt noch ſo lange Koſt zu geben? — Hier haben Sie einſtweilen einen halben Louisdor, wenn Sie anders noch die Gütigkeit haben wollen. Wenn ich ihn abhole, werden Sie mir ſchon die übrige Rechnung machen.

Thom. Recht gern! Ich danke gehorſamſt.

Nach geſchloſſenem Kauf nöthigte Thom Hanſen in ſeine Stube, um ihn mit ſeiner Frau bekannt zu machen. Weil dieſe beyden Eheleute aber in der Folge Antheil an unſeres Helden Schickſale haben, ſo müſſen wir ſie auch etwas kennen lernen. Herr

Thom (ich ſage mit allem Fleiß Herr Thom, denn den Herrn bey ihm wegzulaſſen, war ein Verbrechen, welches nicht ungeahndet blieb) war ein kleines, unanſehnliches Männchen, dürr und klapprich. Ein gelber Schlafrock (wiewohl man die Farbe nicht beſtimmt angeben konnte, denn der Schmuz täuſchte das geübteſte Auge) war ſeine vornehmſte Zierde im Hauſe, denn es war ein Geſchenk vom Herrn Bürgermeiſter. Ein von Puder und Pomade zerfreſſenes Perückchen, gleichfalls ein Erbſtück, war ſein Kopfputz; Stiefeln, vom Pinſel der Zeit rothgefärbt, verbargen von früh an ſeine Füße. Eine Weſte und Beinkleider von dunkelgrünem Zeug (oder war es gar Tuch?), worein die Kunſt der Frau Thomin, durch Hülfe der Stopfnadel, Blumen gewürkt hatte, machte den übrigen Putz aus. Kurz das ganze Figürchen zeigte einen Mann, bey dem ſchmuziger Geiz mit einer erzwungenen Freundlichkeit, und ſelbſtgegebene Würde mit Dummheit, auf die ſeltſamſte Weiſe vermiſcht waren.

Madam Thom, welcher Venus die Gabe zu gefallen mit einem neun und neunzigmal kleinern Maße zugemeſſen, als ſie Amor

mit

mit dem Vergnügen zu lieben überschüttet hatte, war ein kurzes, an manchen Theilen ihres Körpers dickes, quatschliches Weibchen. Nur an gewissen Theilen sag ich, denn da, wo es sonst nichts weniger als eine Schönheit ist, war sie fett, z. B. am Halse, an den Händen, an den Füssen, und dies machte zu dem übrigen ausgemergelten Körper einen desto unangenehmer auffallenden Anblick. Wie sie Hans zuerst traf, war sie ganz in ihrer Haustracht; nemlich in bloßen Armen, die aber für heute noch nicht gewaschen waren; in einem Nachtmützgen, welches ihr hervorsträubendes Haar auf den Hintertheil des Kopfs geschoben hatte. Ein graues Halstuch, welches sich so weit zurückgezogen hatte, daß man jeden Herzschlag auf den Ribben sehen konnte, ein kurzes grünes Friesröckchen, ein Paar Filzschuhe, waren der übrige Staat. Sonst gieng sie außer dem Hause in Hauben und Contouschen.

Hans. (macht beim Eintritt ein tiefes Kompliment) Madam verzeihn, daß ich Sie beschwere, der Herr Gemahl aber ist schuld daran.

Frau Thomin. Ihre Dienerin. Es ist mir angenehm.

Herr Thom. Hör Lieschen, der Herr hat uns da einen von den jungen Hunden abgekauft.

Fr. Th. Je! je! Lassen Sie sich doch bey uns nieder. (bringt einen Stuhl)

Hans. Ich bitte gehorsamst — Erlauben Sie doch, daß ich neben Ihnen sitzen darf.

Fr. Th. Ach! es wird sich auch bey einer alten Frau eben nicht gut sitzen.

Hans. Das können Sie sich selbst nicht verzeihn, wenn Sie das sagen.

Fr. Th. Ja, ja! die jungen Herren sitzen lieber bey hübschen Frauenzimmern.

Hans. Diesen Satz beweise ich eben jetzt.

Fr. Th. (wirft einen Seitenblick in den Spiegel, und dann einen zärtlichen auf Hansen, läßt aber sein so schönes Kompliment unbeantwortet.)

Hans. Wie ich sehe, sind Sie Liebhaber von Bildern und Schattenrissen?

Fr. Th. Ja! die Bilder haben wir in der Auktion erstanden; diese Silletten aber hat ein hiesiger Kandidat gemacht.

Hans. Das sind wohl Sie beide?

Fr. Th. Ja! aber man sagt: wir wären nicht getroffen.

Hans. Das sag ich auch! Erlauben Sie einmal! O! nein! da fehlt viel. Sehn Sie, hier an der Stirn fehlt das Denkende, hier an der Nase das Erhabene, hier am Munde der männliche Ernst, den Sie in Ihrem Gesichte eigentlich haben. Und bey Ihnen Madam — da ists das Nemliche! Die offne gute Seele, das vielversprechende Auge, von dem man freilich nur wenig auf dem Schattenriß sehen kann, das sanfte, biegsame Herz, das sich durch die Nase ausdrückt, das schalkhafte Lächeln im Munde, das unmerklich sanft sich herumschlingende Kinn, was Sie eigentlich haben, sind ich auch in dieser Silhouette nicht.

Beide freuten sich herzlich über dieses Meisters ihrer Schönheiten, und als sich Hans etwas herumgedreht, um noch einmal die Schattenrisse zu mustern, so fuhren sie mit gleicher Geschwindigkeit nach dem Spiegel; stießen aber dabey so derb mit den Köpfen zusammen, daß es klapyte.

Fr. Th. Ich wünschte, es käme einmal ein Mahler her, ich ließ mich besser machen.

Herr Thom. Ja, ich wendete selber noch ein Paar Groschen dran; denn nun sehe ich selbst, daß es nicht getroffen ist.

Hans. O! wenn ich Ihnen dadurch gefällig seyn kann, so mach ich mir ein Vergnügen daraus, Ihre Schatten zu zeichnen.

Fr. Th. Ey! sind Sie denn ein Mahler?

Hans. Nein! von Profession nicht; aber zu meinem Vergnügen und guten Freunden zu gefallen, geb ich mich bisweilen damit ab.

Fr. Th. Ey ja! das wäre recht schön; aber wieviel geben wir Ihnen denn dafür?

Hans. Sie gewähren mir blos das Vergnügen damit, welches ich habe, Sie zu mahlen.

Herr Th. O! Lieschen, mache doch dem Herrn eine Tasse Koffee.

Hans. Dafür dank ich gehorsamst, ich habe schon getrunken.

Fr. Th. Wenn können sie uns denn zeichnen?

Hans. Wenn Sie befehlen, auf den Abend.

Hr. Th. So essen Sie ein Butterbämmchen bey uns.

Hans.

Hans. Auch dafür dank ich ergebenst; ich habe mir mein Essen schon in dem Gasthofe bestellt.

Den beiden Eheleuten war es nicht unangenehm, daß Hans ihr Anerbieten ausschlug: diesem aber war es noch angenehmer, daß man nicht weiter in ihn drang, denn er hatte überdieß noch sonst seine Staatsabsichten dabey, daß er nichts annahm, da er wohl wußte, daß es kein Mittel ist, sich bey Leuten einzuschmeicheln, wenn man sie beschmauset.

Hans. Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen andern Vorschlag thue, der zwar eben nicht allzuhöflich ist, aber doch wegen seiner guten Absicht Entschuldigung verdient. Wie ich sehe, ist ihr Stübchen nicht recht bequem, diese Mahlzey darinne vorzunehmen; dürft ich Sie daher wohl bitten, wenn es Sie anders nicht beschwert, mir auf meiner Stube die Ehre Ihres Besuchs zu gönnen, weil ich dort alles besser einrichten kann. Wenn Sie meine Bitte erfüllen, ist mirs um so viel angenehmer, denn alsdenn kann ich doch Ihren schätzbaren Umgang genießen, der mir, da ich überdies ganz einsam bin, und doch artige Gesell-

ſchaft liebe, gewiß viel Vergnügen machen wird.

Fr. Th. Wie denkſt du denn mein Schatz? Du gehſt ja ſo wohl um fünf Uhr zum Herrn Bürgermeiſter, da kannſt du ja gleich mit hingehen.

Hr. Th. Ach ja! das geht recht gut an.

Fr. Th. Ich werde ſo noch ein Bischen ſpazieren gehen, da kehr ich alsdenn bey Ihnen ein.

So war denn alles veraktedet. Madam reichte Hanſen beym Abſchiede die geſchwollene Hand, die er aus Artigkeit küßte. Als er nach Hauſe kam, überdachte er ſeine geſpielte Rolle im Stillen. „Pfui Hans!“ hob er zu ſich ſelbſt an, „welch ein niederträchtiger, kriechender Schmeichler biſt du! Elender Kerl! — Solchen Geſchöpfen liegſt du zu Füßen? — Naſenſtüber, Ohrfeigen verdienſt du! Wenn doch Röschen da wäre, die ſollte dir ſie geben — Doch ich will ſie mir ſelber geben. (Hier gab er ſich ein Paar derbe Ohrfeigen) Das iſt für deine Niederträchtigkeit, Hans! ein andermal ein mehreres, wenn du's wieder ſo machſt. — Huh! mich ſchauerts noch! — So eine gräßliche Hand zu küſſen! Wahrhaf-

haftig der Angſtſchweis lief mir über die Stirne herab! Das war doch gar zu kriechend, gar zu niederträchtig, ob es gleich ein geiſtliches Amt iſt, das du dir erbetteln kannſt. — Nein, das thue ich wahrlich nicht wieder — Will mirs der Narre nicht für Geld geben: mit ſolchen zuckerſüßen Schmeicheleyen will ich den Affen auch nicht beſtechen."

Nach Endigung des Selbſtgeſprächs, welches durch die Wiederholungen und weitern Ausführungen, wohl eine halbe Stunde mochte gedauert haben, ſann er nach, wie er ſeinen Antrag auf eine geſchickte Weiſe machen wollte. Dem Bedienten gradezu Geld anzubieten, dadurch glaubte er ihn zu beleidigen; wiewohl wir in der Folge ſehen werden, daß dieſer nicht ſo delikat war, wie Hans, ſondern ihm den Weg dazu ſehr leichte machte. Vor der Hand entſchloß er ſich daher zu weiter nichts, als bey dem Wirthe kalte Küche und Wein zu beſtellen, um das feine Pärchen zu Gaſte zu behalten.

Gegen ſechs Uhr waren beyde Gäſte da, und weil es noch zu zeitig zur Mahlzeit war, nahmen ſie Hanſens Antrag, das Abendbrod mit ihm zu eſſen, an, und zeig-

ten einen rechten gesunden Appetit, besonders ließen sie sich den Wein gut schmecken, und Hans mußte, außer dem Deputat, noch zwo Flaschen auschroten lassen, wobey er sich freilich hinter den Ohren kratzte; aber warum hatte er es so angefangen! Herr Thom ward bald guten Muths, und seine Ehehälfte nicht minder, und es wurde manches vertraute Wörtchen geschwatzt. Was von ihren Gesprächen hieher gehört, will ich hier liefern.

Frau Thomin. Aber um Vergebung, Sie haben uns Ihren werthen Namen noch nicht einmal gesagt.

Hans. Ich heiße Hellbach.

Herr Thom. Und sind vermuthlich ein Gelehrter?

Hans. Ja! ein Kandidat.

Hr. Th. Wollen Sie etwan hier konditioniren?

Hans. Nein! ich bin Hofmeister bey einem jungen Herrn von Adel, mit dem ich reise.

Fr. Th. Haben Sie ihn nicht bey sich?

Hans. Er ist in S** zurückgeblieben, da hat er Anverwandte, und ich soll hier auf ihn warten. Er wollte eigentlich schon

in

in etlichen Tagen kommen, aber wie er mir gestern schreibt, gefällt es ihm dort, und will etwan noch ein vierzehn Tage bleiben.

Hr. Th. So, so! Ich dachte Sie wollten etwan hier um das Rektorat mit anhalten?

Hans. Ist das Rektorat hier offen?

Hr. Th. Ja! Es sind schon eine Menge Kompetenten da.

Hans. Das glaub ich: es wird vielleicht eine vortheilhafte Stelle seyn?

Hr. Th. So ein vierhundert Thaler kann Sie doch wohl eintragen.

Fr. Th. Hätten Sie denn keine Lust zum Schulmanne, mein wertheſter Herr! Sie sollten sich vortreflich dazu schicken.

Hans. O Madam! Sie denken zu vortheilhaft für mich, doch muß ich gestehen, ein Schulmann zu werden ist immer mein Wunsch gewesen.

Hr. Th. Versuchen Sie Ihr Glück.

Hans. Ich, ein Fremdling, würde wohl hier vergebens suchen. Ich habe ja keinen Gönner, keinen Fürsprecher.

Fr. Th. Ach, die werden Sie schon kriegen.

Hans.

Hans. Wer hat denn die Stelle zu vergeben?

Hr. Th. Mein Herr, der Hochedle Herr Bürgermeiſter.

Hans. O! das iſt ja ganz vortreflich! Da hätte ich ja gleich an Ihnen einen wichtigen Fürſprecher.

Hr. Th. Die Herren kommen alle zu mir, daß ich ſie bey meinem Herrn empfehlen ſoll. Aber von allen, die bey mir geweſen ſind, glaube ich nicht, daß einer den Dienſt erhalten wird.

Hans. Und warum nicht?

Fr. Th. Ach Sie glaubens nicht, die Leute verſtehen gar keine Lebensart.

Hr. Th. Sie denken, ich bin nur darum da, daß ich ſie empfehlen ſoll, und muß es thun.

Hans. Ach pfui! das iſt freilich unhöflich! Man muß doch wiſſen, was einem für ein Gefallen geſchieht.

Hr. Th. Bedenken Sie nur, mein Herr Kandidat, war das nicht impertinent: geſtern nur kam noch einer, der glaubte, ich wäre mit einem halben Louisdor für mein vieles Laufen und Rennen zufrieden.

Hans.

Hans. Wahrhaftig sehr filzig! da reissen Sie ja mehr an Schuhen und Strümpfen ab.

Hr. Th. Ja wohl! ja wohl! Ja, aber das war noch ein honetter, die andern wollten's gar um Gotteswillen haben.

Hans. Umsonst ist der Tod.

Hr. Th. Auch der nicht einmal; denn man muß manchmal dem Dokter genug bezahlen, ehe er einem das Lebenslicht ausbläst.

Hans. Vortreflich gesagt.

Hr. Th. Ha! ha! nicht wahr?

Fr. Th. Mein Mann hat manchmal artige Einfälle.

Hans. Nein! wenn ich in so einem Falle wäre, wenigstens zwey Louisdor würde ich nicht achten.

Fr. Th. Je, so halten Sie doch drum an.

Hans. Wie gesagt Madam, recht gerne; aber ich habe hier niemanden bekanntes außer Ihnen.

Hr. Th. Ach, wenns daran liegt, ich will Sie recht gerne bey meinem Herrn einführen; Sie haben uns ja so Gefälligkeiten genug erzeigt.

Hans.

Hans. Das rechne ich mir zur Ehre. Aber in Wahrheit, wenn Sie wollten die Gütigkeit haben, ich würde mich dankbar erzeigen; denn es ist doch besser, einen gewissen Bissen Brod zu haben, als ewig auf gut Glück zu konditioniren. Es sind mir zwar von meinem Prinzipal große Versprechungen gemacht worden; aber man weiß schon, wie oft sich der Wille bey großen Herren ändert.

Hr. Th. Haben Sie würklich Lust?

Hans. Ich gestehs, ich wünschte zwar die Welt erst noch ein Bischen zu sehn, aber wie gesagt, eigner Heerd ist Goldes werth.

Hr. Th. Gut! so stelle ich Sie morgen noch bey dem Herrn Bürgermeister vor, denn es wird bald vergeben. Kommen Sie nur morgen früh um neun Uhr zu mir.

Drittes Kapitel.

Hans wird Rektor.

Um sieben Uhr gieng Thom zum Bürgermeister, um den neuen Kandidaten zu melden.

Thom.

Thom. Herr Bürgermeiſter! ich bringe noch einen Kandidaten.

Bürgermeiſter. Nur keinen ſolchen armen Schlucker Thom.

Thom. Diesmal nicht.

Bürgerm. Nun! wie viel hat Er gekriegt?

Thom. Zur Zeit noch nichts.

Bürgerm. Da kann er mit ihm gehen, wohin er will.

Thom. Geduld, Herr Bürgermeiſter! heute krieg ichs.

Bürgerm. Wie viel denn?

Thom. Zwey Louisder!

Bürgerm. He, he! ſo viel hat ja noch keiner geboten.

Thom. Ja, es iſt nur eine dumme Rechnung mit zehn Thalern.

Bürgerm. Nun, nun! da wird der Kopf nicht drüber zerbrochen! Wart Er einmal. Der dritte Theil macht — — drey Thaler acht Groſchen. Die kriegt Er, und ich ſechs Thaler ſechzehn. Wenn ers nur in Silbergelde giebt, ſonſt kann ich Ihm nicht gleich herausgeben.

Thom. Wir können ja wechſeln.

Bür=

Bürgermeiſter. Seh Er lieber zu, daß Er drey Louisdor kriegt, da behält Er grade Einen.

Thom. Ich will ſehen; es iſt ein gutwilliger Narr.

Bürgerm. Daß er mir nur das Geld gleich bringt, wenn ers kriegt, denn der Gulden von dem letzten iſt ſchon alle.

Thom. Heute Morgen noch, Herr Bürgermeiſter! ſollen Sie's haben; ich gehe eben zu ihm hin, und will meine Sachen ſchon machen, daß er mir drey Louisdor giebt.

Thom gieng grades Wegs zu Hanſen, und fand ihn gleich im Begriff auszugehen, denn es war bald neun Uhr.

Thom. Einen rechten ſchönen guten Morgen.

Hans. Ergebenſter Diener Herr Thom.

Thom. Wollen Sie ſchon fort?

Hans. Ja, wenns Ihnen gefällig iſt?

Thom. Verzeihen Sie, mein wertheſter Herr, daß ich Sie nicht gleich zum Herrn Bürgermeiſter führen kann, ich habe eben einen andern bey ihm angemeldet, der ſchlechterdings vorgeſtellt ſeyn wollte, weil er bald wieder fort müßte.

Hans. So? Iſts ein gefährlicher Nebenbuhler?

Thom. Je nun, es iſt ein raiſonabler Herr; er gab mir doch für meine Mühe zwey Louisdor.

Hans. (vor ſich) Da ſitzt der Henker drinnen! das iſt ein verfluchter Pfiff, der Kerl will nur mehr haben. (zu Thom) Ach! Sie erinnern mich eben an meine Schuld. Hier, ſeyn Sie ſo gütig, und nehmen dieſe drey Louisdor zur Vergeltung für Ihre Gefälligkeit an. Ich wünſchte, ich könnte mit mehrern aufwarten; doch wenn ich glücklich bin, verſpreche ich Ihnen wenigſtens noch einmal ſo viel.

Thom. Bitte gehorſamſt. Es mußte ja nicht gleich ſeyn.

Hans. Ich möchte es ſonſt vergeſſen.

Thom. Nun ſo danke ich Ihnen gehorſamſt.

Hans. Ich bin Ihnen mehr Verbindlichkeit ſchuldig.

Thom. Je nun, wenn Sie nur erſt die Stelle haben. Ich denke aber doch.

Hans. Ich verlaſſe mich ganz allein auf Sie.

Thom. Was ich beitragen kann, will ich von Herzen gern thun.

Nach einem halben Stündchen gieng Thom wieder fort, um zu sehen, ob der Kandidat noch bey dem Herrn Bürgermeister wär, blieb aber nicht drey Minuten außen, als er wieder kam und Hansen zur Audienz abrufte.

Hans war so glücklich, bey dieser ersten Aufwartung des Herrn Bürgermeisters Herz zu gewinnen, und bekam Hofnung zu der Stelle; doch wurde sie ihm noch nicht ganz gewiß versprochen, sondern er wurde vertröstet bis über acht Tage. Uebrigens gab der Bürgermeister ihm den guten Rath, sich dem sämmtlichen hohen Collegio zu empfehlen; „denn ich allein", sagte er, „so gern ich Ihnen auch meine Stimme verspreche, kann nicht durchdringen, jeder von den Herren des Raths hat etwas bey der Vergebung zu sagen."

Unser Kandidat nahm zwar diesen guten Rath mit einem tiefen Bückling an, beschloß aber bey sich, ihn nicht zu befolgen, sondern die ganze Rektorstelle im Stiche zu lassen, und zum Thore hinauszugehen: denn er glaubte: er würde bey jedem seinen

Pen

Beutel ziehen müssen, und dieser würde eine solche gräuliche Erschöpfung wohl nicht aushalten können.

Der gefällige Thom aber befreiete ihn, als er mit ihm vom Bürgermeister weggieng, wieder ganz von dieser Furcht: „Bey den übrigen Herren“ sagte er, „brauchen Sie sich weiter nicht zu inkommodiren, da es hier nichts nur um der Ehre willen; die Herren nehmen nichts.“

Noch diesen Tag machte Thom einen Aufsatz, von den Namen, Würden und Wohnungen der sämmtlichen Rathsherren, denen Hans Morgen aufwarten sollte, und brachte ihm denselben.

Thom. Aber Herr Hellbach! in diesem bunten Kleide geht es unmöglich an, daß Sie Visite machen. Der Herr Bürgermeister ist wohl darüber weg, aber die andern Herren möchten sich doch daran stoßen. Sie haben doch ein schwarzes bey sich?

Hans. Wahrhaftig nicht! Meine Coffres mit den Kleidern sind noch bey meinem jungen Herrn, der bringt sie erst mit.

Thom. Sie müssen nothwendig eins haben, und sollten Sie eins borgen.

Hans. Ja! wo aber? Ich kenne niemanden.

Thom. Ich weiß wahrhaftig selbst nicht! — Von einem Kandidaten bekommen Sie keins. Wenn Ihnen allenfalls auch einer, mir zu Gefallen, eins leihen wollte; aber nur zu so einer Handlung nicht, da sind sie alle neidisch.

Hans. Ist denn sonst kein Trödler hier?

Thom. Nein! — Doch mir fällt eben etwas ein: ich habe einen guten Freund, der just Ihre Größe haben wird, mit dem will ich reden, ob er es Ihnen borgt?

Hans. Ja, wenn Sie wollten die Gewogenheit haben?

Hierauf verließ Thom Hansen sogleich und gieng zu gedachtem guten Freunde. Als er fort war, überzählte Hans seine Baarschaft, fand aber, daß sie durch den Diensteifer seines Gönners so dünne gemacht worden war, daß er kaum einen Monat mehr davon leben konnte. Die größte Ausgabe ist ja überstanden, dachte er, und in acht Tagen weißt du, woran du bist; überdies hat ja Röschen auch noch Geld.

Thom. (mit einem schwarzen Kleide unter dem Arme, so ihm ein Leinweber, der ri-

einen Sohn auf der Universität hatte, den er gerne einmal durch ihn unterbringen wollte, mit Freuden geborgt hatte) Hier Herr Kandidat, bring ich Ihnen eins; aber der Mann will es nicht anders geben, als für zwey Thaler die Woche. Ich habe noch herunter gehandelt, er wollte drey Thaler haben. Sind Sie es zufrieden?

Hans. O ja! es thut mir nur Leid, daß ich Ihnen so viel Mühe verursache.

Thom. O! das hat gar nichts zu sagen; ich diene guten Freunden recht gerne.

Heute war es das erstemal, wo Hans sein süßes Mädchen in ihrer Einsiedeley besuchte. Mit Freuden kündigte er ihr die gute Aufnahme bey dem Bürgermeister an, und versicherte ihr, daß er die größte Hofnung zu der Stelle habe; klagte ihr aber auch zugleich, wieviel es ihm schon Geld gekostet. Röschen bedauerte ihn, that aber ihre milde Hand nicht auf, um den Elenden zu unterstützen, sondern jammerte nur, daß sie hier so einsam, ohne alle Gesellschaft und ohne allen Zeitvertreib leben müßte, und wünschte sich bald die völlige Entscheidung ihres beiderseitigen Schicksals.

Am andern Morgen versuchte Hans das altväterliche Familienerbstück des guten Leinwebers an; aber viel fehlte nicht, daß er es gleich wieder ausgezogen und zum Fenster hinausgeworfen hätte, so abgeschmackt kam er sich darin vor. Die Farbe des Tuchs war ehedem schwarz gewesen, jetzt fiel sie mehr in das Gelbe und Graue, und hin und wieder hatten sich die Motten Wohnungen darinne gebauet, welche noch nicht wieder zugefüllt waren. Der Schnitt war völlig im gothischen Geschmack; Rock und Weste so ziemlich von gleicher Länge, nur um zween Finger, war die letztere kürzer, und reichte just bis an die Kniee; der Rock aber hieng bis an die Beingürtel. Weit genug waren beide, so, daß wenigstens noch ein solcher Hans Raum darinne gehabt hätte, und schlugen mächtige Falten in die Länge und in der Breite. Knöpfe saßen darauf wie Sterne am Himmel; denn die Tasche, die nur zwo Hände tief unter dem Arme sich anhob, hatte ihrer allein funfzehn zu ihrer Leibwache. Die Aufschläge an den Aermeln giengen dicht an den Ellenbogen an, ließen aber die Hand noch vier Finger breit hinter dem Knöchel unbedeckt; dafür aber waren

sie

ſo deſto breiter, und hiengen wie Fliegenwedel über eine halbe Elle herab. So ſchön geputzt trat Hans vor den Spiegel, und der Anblick war ihm ſo widerlich, daß er die ganze Geſchichte beinahe zum Fenſter hinausgeworfen hätte. Doch! das Kleid gehörte ja nicht ihm, und er muſte es bezahlen; ein andres aber war auch nicht aufzutreiben! Er muſte alſo aus der Noth eine Tugend machen, und das Kleid anbehalten. Nach und nach verſöhnte er ſich doch ſo weit damit, daß es ihm nur lächerlich vorkam, ja am Ende war es ihm ſogar angenehm, einmal ſo einen komiſchen Aufzug zu machen; und nun wanderte er aus, um ſämmtlichen Rathsherren die Honneurs zu machen. Von dem zweiten Bürgermeiſter fieng er an, und hörte bey dem Büttel auf: denn oft, dachte er, hat auch dieſer viel bey der Regierung zu ſagen. Wegen ſeiner modeſten altdeutſchen Kleidung ward er auch bey allen gut aufgenommen, und man verſprach ihm alles zu thun, was man thun könnte; ſelbſt der Gerichtsdiener ſchüttelte ihm treuherzig die Hand und ſagte: daß er ſich auf ſeinen Vorſpruch gewiß verlaſſen könnte; er wollte ſein Möglichſtes thun.

Und Hans that würklich nicht übel, daß er sich diesem Ehrenmanne empfahl; denn bezaubert von der Ehre, die ihm widerfahren war, hatte würklich Knips ihn bey allen Rathsherren als einen sehr gelehrten, vortreflichen, höflichen, bescheidenen Mann angepriesen und für ihn gebeten. Kurz Hans wurde glücklich an dem Wahltage, weil sich keiner hatte finden wollen, der mehr geboten hätte, einhällig *) zum Rektor erwählt.

Thom und Knips waren die ersten, die ihm diese freudige Nachricht überbrachten; denn der erste hofte noch ein Gratial zu erschnappen, was er keine Lust hatte mit dem Bürgermeister zu theilen, dem zweiten aber war es blos um die Ehre des Danks zu thun. Hans erkannte ihre guten Gesinnungen, und raunte Thomen heimlich ins Ohr: daß er sich schon abfinden wollte; dem ehrlichen Büttel aber drückte er die Hand, und dankte ihm für seinen guten Vorspruch. „Ja Herr!“ erwiederte der Letztere und stampf-

*) In der ältern christlichen Kirche gab man einer solchen einstimmigen Wahl den eignen Namen: Electio per inspirationem.

ſtampfte mit ſeinem Regimentsſtabe auf die Dielen, „ich habe mir das Maul bald zu den Ohren gerebet, ich habe mich recht derb herumgebiſſen; denn die übrigen Rathsherren wollten alle nicht dran, weil Sie ein Ausländer wären, aber ich habe doch durchgedrungen.“ Um ſich aber doch auch thätig dankbar zu beweiſen, ließ Hans eine Flaſche Wein bringen, die denn auch auf die Geſundheit des neuen Herrn Rektors ausgeleert wurde.

Viertes Kapitel.

Etwas wider die Langeweile.

Den andern Morgen mit dem frühſten wurde Hanſen durch den Thürſteher der Tag angeſagt, wo er ſich ſollte examiniren laſſen, und noch dieſe Stunde machte er denn auch ſeine Aufwartung bey dem ſämmtlichen Rathe, ohne Knipſen zu vergeſſen. Bey Thomen beſonders hielt er ſich lange auf, denn die Rede des Danks, die er dieſem Manne hielt, dauerte über eine Viertelſtun-

de. Madam Thom that ihm hierauf den Vorſchlag: bis zu der Zeit der Einführung bey ihnen zu wohnen und zu ſpeiſen, weil es ihm im Gaſthofe doch ungleich mehr koſten würde. Dieſe gütige Vorſorge nahm er, zu ſeinem größten Unglück, auch mit verbindlichſtem Danke an, und dann eilte er zu Röschen, um ihr die fröliche Nachricht zu überbringen, hatte aber in aller Eil vergeſſen, den ſchwarzen Rock auszuziehen. Hoch ſchrie das Mädchen auf, als ſie ihn in ſolcher abentheuerlichen Tracht anſpaziert kommen ſah: „Von welcher Maskerade kommen Sie her, lieber Hellbach? wie ſehen Sie denn aus? Ha! ha! ha!“

Als ſich Röschen ſatt gelacht hatte, erzählte ihr Hans ſein Glück, worüber ſie denn keine geringe Freude hatte; zum Finale aber machten ſie ſich noch einmal über des armen Leinwebers ſchwarz geweſenen Rock luſtig.

Immer näher rückte der Tag heran, wo Hans examinirt werden ſollte, und etwas ſchwer wurde ihm doch das Herz; weil er ſich aber auf das Glück, welches ihm bisher ſo günſtig geweſen war, verließ, ſo hofte er einen ſo angſtvollen Tag auch noch

zu überſtehen, und dann in deſto größerm Maße die Ruhe zu genießen, wenn er nur einmal im Brodte ſäße.

Bey allen dieſem feſt zu erwartenden Glücke ſchlich aber doch noch ein unangenehmer Gedanke in ſeine Seele ein, nemlich der: daß er nun ſo bald nicht Geheimderrath werden würde; denn zu dieſem Range machte er ſich, trotz aller Unwahrſcheinlichkeit, immer noch Hofnung. Immer und ewig Rektor zu bleiben, hatte er gar nicht Luſt; er wollte dieſe Stelle nur ſo lange behalten, bis er ſich wieder einen Schatz geſammlet hätte, womit er ſein Glück aufs neue verſuchen könnte. So feſt ſitzen Vorurtheile und ſchmeichelnde Erwartungen, die man ſich in der Jugend eingeprägt hat. Dem Mangel an Verſtande konnte man es bey Hanſen würklich nicht zuſchreiben, wenn er ſo dachte; aber ſein hoher Geiſt, ſo oft er auch ſchon war gebeugt worden, hatte doch nicht ganz niedergedrückt werden können. Gut war es immer, daß er dieſen Gedanken nie ganz aufgab, denn ohne ihn würde er gewiß nicht der unternehmende Kopf geworden ſeyn, der ihn endlich nach ſo manchen Mühſeligkeiten, doch noch glücklich

machte. Auſer dieſem Gedanken beſtürmte ihn bald darauf auch noch ein anderer; es war der: was er nun mit Röschen vornehmen wollte? Daß er ſie zur Frau nähm, mochte zwar wohl ihr Wille und Wunſch ſeyn, aber er hatte noch mit keiner Sylbe daran gedacht, ob ihm gleich manch Wörtchen deswegen ſchon gegen ſie entfallen ſeyn mochte. Daß er in dieſem Falle etwas ohne Kopf gehandelt hatte, können wir gar nicht in Abrede ſeyn; doch kommt vieles hierbey blos auf die Rechnung der Liebe. Sein Verſtand widerſetzte ſich wohl einer Heyrath, aber ſein Herz, das noch mit allem Feuer an Röschen hieng, konnte es unmöglich zugeben, daß er ſich von ihr trennen ſollte.

Dieß alles zuſammen genommen verbitterte ihm denn doch die Freude, Rektor zu ſeyn, gar ſehr; ſein Verhängniß aber befreiete ihn bald von dieſer Verlegenheit, und zwar durch eine andere, die in der That noch unangenehmer, als dieſe, für ihn war.

Zwey Tage waren noch bis zu dem von Hanſen nicht eben ſehnlich gewünſchten Examen, als er noch ſpät auf war und mit untergeſtützter Hand ſeiner jetzigen Lage nach-

nachdachte. Leise gieng seine Stubenthüre auf, und Madam Thom trat in einem reizenden Nachtkleide herein. Hans empfing sie höflich, und fragte sie um die Ursache ihres so späten Besuchs. „Nehmen Sie's ja nicht ungütig," sagte sie, „ich weiß nicht was mir fehlt, ich kann gar nicht schlafen; ich habe mich wohl schon ein Paar Stunden im Bette herumgeworfen, habe aber kein Auge zuthun können: weil ich nun sahe, daß Sie noch auf waren, so hofte ich, Sie würden mir es erlauben, daß ich mir die Zeit bey Ihnen ein Bischen vertriebe?"

Hansen war dieser Antrag, ob er gleich von seiner vorzüglichsten Gönnerin war, so unangenehm, als ihm nur irgend einer seyn konnte; denn eben hatte ihn seine Müdigkeit erinnert, daß es Zeit sey zu Bette zu gehn; doch mußte er thun, als ob es das gröβte Glück für ihn wär.

Mit der freundlichsten Miene, die sie nur in ihr verzerrtes Gesicht bringen konnte, setzte sie sich Hansen gegenüber, und bat ihn, ihr doch etwas zu erzählen, damit ihr die Zeit nicht so lang würde. Der arme Hans aber hatte Mühe, seine Augen offen zu erhalten, geschweige denn, daß er im

Stan-

Stande gewesen wär, ihr etwas Erbauliches zu erzählen. Madam merkte dieß, und bediente sich daher eines Mittels, welches kräftig genug war, unsern Hans munter zu machen: sie verließ ihren Platz, nahm einen andern Stuhl, setzte sich neben ihn, ergriff zärtlich seine Hand und sagte in einem scherzenden Tone, daß man nicht schlafen dürfe, wenn man Frauenzimmerbesuch hätte. Hans wußte die Moral längst; doch die Art, mit der sie ihm gelesen wurde, machte ihn plötzlich munter. Hatte er gleich dieser Frau voll Ehrerbietung die Hand zu küssen, sich vorher überwunden, so war es ihm doch unmöglich, besonders in seiner jetzigen verdrüßlichen Lage, seine Hand so lange in der ihrigen zu lassen, oder wohl gar die sanften Drücke zu erwiedern; er fuhr zusammen, zog seine Hand zurück und sagte: „Sie haben vollkommen Recht, ich will nicht schlafen, ich will Ihnen lieber etwas vorlesen.“ Bey diesem Worte stand er auf, als wollte er sich nach einem Buche umsehen, besann sich aber bald, daß er in seinem ganzen Vermögen keins hatte. „Wie unglücklich!“ sagte er, „ich habe ja meine Bücher noch nicht hier, ich will Ihnen denn

etwas erzählen.“ Er stellte sich an ein Fenster und betrachtete nun mit hellern Augen die Figur seiner Frau Wirthin. So häßlich wie heute war sie ihm noch nie vorgekommen, obgleich dies ihre Absicht im mindesten nicht war, und sie sich allen erſinnlichen Reitz zu geben gesucht hatte. „Nein! Sie dürfen nicht stehen bleiben,“ sagte sie lächelnd, „kommen Sie her, setzen Sie sich wieder zu mir, ich werde sonst böse; es hört sich auch viel besser zu. Kommen Sie!“ Hans kam nicht. Was hatte also das zärtliche Weibchen zu thun? sie gieng hin, nahm ihn wieder bey der Hand, zog ihn neben sich auf den Stuhl hin, behielt seine Hand in der ihrigen, und rückte mit ihrem Stuhle so hart als möglich an ihn an. Hans war in der größten Verlegenheit, und wär es nicht Madam Thom gewesen, so hätte er sich gewiß nicht überwunden, in dieser Stellung auszuhalten; doch änderte für diesmal diese ihn so ängstigende Lage bald ein Zufall: Das lauschende Ohr der sich nicht sicher wissenden Frau Thom hörte ein kleines Geräusch vor der Thür; sie bat also Hansen, hinaus zu sehen. Dieser ließ es sich nicht zweymal sa-

gen,

gen, sondern sprang mit gleichen Füßen hinaus, und verweilte sich dabey so lange er nur konnte, ehe er ihr die erfreuliche Nachricht brachte: daß sein Mylord blos eine Katze verfolgt hätte. Dafür aber gieng nun der Sturm von neuem an. Diesmal nahm Madam ihren Platz auf Hansens Bette, und dieser, er mochte wollen oder nicht, mußte sich neben sie setzen. „Nun, liebes Hellbachgen!“ redete sie ihn an, und gab ihrer Stimme allen nur möglichen Wohlklang, ihrer Miene allen Zauber, den sie nur aufbringen konnte, und begleitete ihre Rede mit einem so viel sagenden Händedruck, daß Hans keine Sinne müßte gehabt haben, wenn er ihre Absicht nicht hätte einsehen wollen, „nun! was machen wir uns denn nun für einen Zeitvertreib?“

Hans. (reibt sich die Augen) Ich weiß wahrhaftig nicht Madam.

Frau Thomin. Haben Sie denn keine Karte?

Hans. Wie können Sie bey einem Theologen eine Karte suchen?

Fr. Th. Pößchen! — Als wenn ihr Theologen gar kein Spiel liebtet!

Hans.

Hans. Was wollten wir aber mit der Karte machen?

Fr. Th. Je Närrchen! ſpielen wollten wir damit.

Hans. Ich kenne kein einziges Spiel.

Fr. Th. Kein einziges? Nein das wär doch zu toll! Was wir ſpielen wollten, das kennen Sie gewiß.

Hans. Was wär denn das?

Fr. Th. Das Blättchen der Liebe, mein liebes Hellbachgen!

Hans. (für ſich) Da ſitzt der — brinne! (zu Frau Thomin) Sie ſcherzen. Doch ich habe würklich keine Karte.

Fr. Th. Je nun, ſo wollen wir es ohne Karte ſpielen!

Hans. (Der in aller Angſt nichts auf dieſen Vorſchlag zu antworten wußte, machte Miene, ſeine ſchöne Nachbarin zu verlaſſen, doch, weil er hofte, daß es nicht ſo weit kommen würde, blieb er ſitzen,) Wie wollten Sie denn das anfangen?

Fr. Th. Wie wir das anfangen wollen, mein Herzchen? — Sehn Sie, das geht recht gut an: Sie küſſen mich, und ich küſſe Sie, ſo iſt das Spiel fertig, und wir brauchen gar keine Karte dabey.

Hans wußte nicht ob er lebte, als da
Weib ihn bey diesen Worten mit ihre
Klapperarm umfaßte, mit ihm auf da
Bette hinsank, und ihm mehr als zwanz
Küsse gab. Gern hätte er um Hülfe g
schrieen, aber es gieng ihm so wie den
Leuten, die der Alp drückt; vor Schre
konnte er nicht einen einzigen Laut hervo
bringen. Stumm lag er in den Arm
dieser überreizenden Dame, welche dies a
ein Zeichen seines Entzückens annahm u
ihre Küsse verdoppelte. Mit dem Ende d
Kußregens bekam er sein Bewußtseyn w
der, und nun stellte sich ihm das Abscha
liche dieser Lage erst in seiner ganzen Grö
dar. Noch lag er fest in des Weibes A
men, denn sie ließ ihn auch nicht um
Haar locker, seine Wange war fest an
ihrige gedrückt, ihr Odem, der durch
Leidenschaft schneller geworden war, und ei
keinen Rosendüften glich, blies ihm ma
härlich in die Nase. Eben wollte Mad
dieß süße Spiel von neuem anfangen, u
schon fühlte Hans bey der Annäherung
res Mundes die ersten Spitzen ihres Ba
der eben nicht weich war, als er plötz
zurückfuhr und ihr mit der Hand, der

verber den Platz auf ihrem knöchernen Busen angewiesen hatte, einen so kräftigen Stoß gab, daß sie vom Bette herabfiel, und vor Schrecken sinnlos dabey liegen blieb. „Drache von einem Weibe!“ schrie Hans wild, „Ungeheuer, Abschaum des ganzen weiblichen Geschlechts, entferne dich den Augenblick aus meinen Augen! Du verdientest daß ich dich — doch ich will meine Hände nicht an deinem Schmutze besudeln! Geh den Augenblick, oder mein Stock soll dir Beine machen!“

Madam erholte sich endlich von ihrem Falle wieder, und nun befürchtete Hans, daß ein heftiges Ungewitter über ihn losbrechen würde. Doch Frau Ehrn fand nicht für gut, einen Lärm anzufangen, der ihren Gemahl aufwecken könnte, (denn auf der Seite war er sehr lüzlich) sondern raffte sich auf, warf einen grimmigen Blick auf Hansen, gieng, ohne ein Wort zu sagen, zur Thüre hinaus, und ließ ihren Kandidaten, der durch seine übertriebene Delikatesse sich eine der schönsten Nächte verscherzte, die ihm der liebe Gott der Freuden so ungesucht zubereitet hatte, in seinem Starrsinn sitzen.

Fünftes Kapitel.

Nachwehen.

Hans vermuthete von dieſem nächtlichen Abentheuer weiter nichts Böſes für ſich, und bereitete ſich mit allem Eifer auf ſein Examen, welches den andern Morgen darauf ſeyn ſollte. Um durch nichts geſtört zu werden, bat er, daß man ihm das Eſſen auf ſeine Stube bringen ſollte. Frau Thom hatte auch die Gütigkeit, es ihm ſelbſt zu bringen, und wußte, zu Hanſens Erſtaunen, eine ſolche Miene anzunehmen, als wenn nicht das Geringſte unter ihnen vorgefallen wär, doch ſprachen beide wenig mit einander; dafür aber trug ſie den Teufel im Herzen, der auf die empfindlichſte Rache bedacht war; denn ſie hatte die Kunſt der Verſtellung beſſer gelernt, als unſer Kosmopolit. Auch Herr Thom beehrte Hanſen mit einem Beſuch, der aber doch, zu ſeiner Freude, bald abgebrochen wurde.

Unter dieſen Umſtänden verfloß der letzte Tag, den Hans in Furcht und Zittern bis zur völligen Entſcheidung ſeines Schickſals

fals noch zu durchleben hatte. Mit bangem Herzen legte er ſich zu Bette, brauchte aber doch die Vorſicht, daß er heute die Thüre verriegelte.

Eben büſtete er am andern Morgen ſeinen ſchwarzen Rock, unter manchem Schlage des Herzens, aus, als ein Bote aus dem geiſtlichen Gerichte in ſeine Stube trat. Hans erſchrak, denn er fürchtete, er ſey gekommen, ihn in das Examen zu rufen, obgleich die dazu beſtimmte Stunde noch nicht da war, und glaubte: man wolle es vielleicht früher anfangen, um ihn deſto länger prüfen zu können, ob er fein viel auswendig gelernt habe, und ihn, weil er ein Ausländer wär, deſto beſſer hudeln zu können. Doch er wurde auf eine ganz andere Weiſe (ob ſie eben angenehmer war, will ich nicht entſcheiden) überraſcht, als ihm der Bote im Namen des geiſtlichen Gerichts ankündigte: „Daß er ſich weder heute noch jemals in das Examen bemühen möchte; der Magiſtrat habe triftige Urſachen gefunden, die Wahl wieder zu ändern.“

Hans wußte nicht ob er träumte oder wachte, denn von allen unangenehmen Nachrichten, die er je zu hören ſich als möglich

denken konnte, war dieſe die unerwarteſte, und er hatte kaum ſo viel Beſonnenheit, den Boten zu fragen, was denn wohl die Urſache zu dieſer ſo plötzlichen Veränderung ſeyn könnte? Dieſer entſchuldigte ſich aber mit ſeiner völligen Unwiſſenheit, und half dem erſchrockenen Hans nicht aus dem Traume.

Daß dieß eine Folge von ſeinem Abentheuer mit Frau Thom ſeyn könnte, fiel ihm gleich ein; doch konnte er mit aller Geiſtesanſpannung nicht errathen: wie alles zuſammenhieng, und wie ſie es hätte anfangen können? da doch ſchlechterdings, wenn ſie die Begebenheit hätte entdecken wollen, die ganze Schande auf ihr, und nicht auf ihm ruhete. Hans, der doch ſchon einen guten Theil Menſchen hatte kennen lernen, urtheilte hier, als ob er alleweile die erſten Menſchen ſähe. So oft ſchon hatte er die Kunſtgriffe des weiblichen Geſchlechts bey Röschen geſehn, und dennoch konnte er es ſich gar nicht begreiflich machen, daß die Liſt der Frau Thom ſo weit gehen könnte. Er brachte manches Für und Wider an, und bürſtete immer dazu an ſeinem Kleide herum. Je länger er aber ſann, deſto feſter

ſier ward die Vermuthung: daß die Themin ganz allein Schuld an dieſer unglücklichen Wiederrufung der Wahl hätte. Kaum fand dieſer Gedanke bey ihm feſt, ſo erwachte mit einemmale ſein ganzer Stolz wieder, den er bisher, freilich etwas gar zu feſt, hatte einſchlafen laſſen. Schnell warf er, voller Verdruß gegen die Welt, die Pinſe auf die Erde hin, gieng die Stube auf und nieder, und ſann nun: wie er ſich an dem Weibe und an dem ganzen Magiſtrate, der ſich von ihr, wie ein Kind am Gängelbande, leiten ließ, rächen wollte. Doch ſeine Großmuth erlaubte ihm keine Ausübung der Rache, ſondern hieß ihn die Leute ſammt und ſonders herzlich verachten. Und der erſte Gegenſtand, den dieſe Verachtung traf, war Herr Thom, der der erſte war, der in ſeine Stube trat.

Thom. Ey, ey! wertheſter Herr Kandidat, wer hätte das gedacht, daß das ſo kommen würde? Ich bin recht ſehr erſchrocken und bedaure von Herzen.

Hans. Was denn?

Thom. Je nun — daß — daß Sie nicht Aelter geworden ſind.

Hans. So! Wissen Sie das auch schon?

Thom. Ja! der Bote hat mirs alleweile gesagt.

Hans. Wußten Sie das nicht gestern schon?

Thom. Ich? Wie konnt ich wissen, was die Herren resolviren würden? Es muß erstaunt schnell zugegangen seyn.

Hans. Immer noch nicht schnell genug. Mich wunderts, daß man mir es nicht schon gestern früh hat sagen lassen.

Thom. Ja, mich wunderts selber. Doch nein! Warum schon gestern, die Herren können sich ja heute erst anders resolviret haben.

Hans. Gilt mirs doch gleich. Sey's heute, sey's gestern!

Thom. Ich kanns nur gar nicht begreifen, wie sich die Herren so geschwind anders besonnen haben.

Hans. Warum nicht? Ich denke, daß Sie es recht gut werden begreifen können.

Thom. Ich weiß wahrhaftig kein Wort von der Sache, sonst wär ich gewiß der erste gewesen, der es Ihnen gesagt hätte.

Hans. Es hätte mir sollen leid thun, wenn Sie sich meinetwegen Mühe gemacht hätten.

Thom. Ach! meine Schuldigkeit wär es gewesen.

Hans. Keine Schuldigkeit, Herr Thom! denn ich hätte es Ihnen bezahlt.

Thom. Ach bewahre! —

Hans. Umsonst ist der Tod, Herr Thom!

Thom. Ja freilich. — Doch Apropos, wie wirds denn nun mit dem Kleide? Das muß ich nun doch wohl wieder hingeben, wenn Sies nicht mehr brauchen. Wieviel macht denn das Leihgeld gleich?

Hans. Bemühen Sie sich nicht, ich hab es aufgeschrieben und Tag für Tag ausgerechnet.

Thom. O! Sie sind gar zu sorgfältig, wo haben Sie denn die Rechnung?

Hans. Sie sollen sie zu sehen bekommen; aber heute brauch ich das Kleid noch, ich will den Herren meinen Abschiedsbesuch machen.

Thom. Ach, das haben Sie nicht nöthig.

Hans. Und doch! wenigstens bey den Predigern.

Thom. Wie's Ihnen beliebt.

Hans. Morgen früh, denn so lange erlauben Sie mir noch bey Ihnen zu bleiben, sollen Sie es nebst dem Gelde wieder haben.

Thom. Ich bin Ihr Diener.

Kaum war Hans allein, so packte er sein kleines Geräthe zusammen und legte es auf die Seite, um auf den Abend in aller Stille damit davon zu wandern, ohne von irgend jemand Abschied zu nehmen. Warum er so ganz ohne Lärmen abziehen wollte, hatte er zwo Ursachen: Erstlich achtete er seine Wirthsleute gar nicht des Abschieds würdig, zweitens konnte oder wollte er das Geld für den schwarzen Rock nicht bezahlen; denn dieses Geld in seiner Tasche lieber zu behalten, machte er sich kein Gewissen, weil er wußte, daß der eigentliche Besitzer wenig oder gar keine Einbuße dabey haben würde, sondern blos Thom es einbüßte; an diesem sich aber zu rächen, machte ihm, trotz seinem Stolze, eine kleine Freude.

Um diesen Plan zu verstecken, gieng er würklich in dem schwarzen Kleide aus, kam aber bald wieder zurück, um die glückliche

Stun-

Stunde abzuwarten, wo er unbemerkt entwischen könnte. Mit der Dämmerung wurde Thom zu dem Herrn Burgermeister gerufen; Hans bediente sich also der Gelegenheit, und schlüpfte mit seinem Bündel und Mylorden die Treppe hinunter und zum Hause hinaus, ohne von jemanden bemerkt zu werden. Sporenstreichs gieng es nun nach dem Dorfe, wo Röschen bisher ihre Residenz hatte aufschlagen müssen.

Ehe Hans aber noch dahin kommt, wollen wir das Ding erklären, wie es der alte Drache anfing, unsern armen Kandidaten um die Rektorstelle zu bringen: Eben den Tag, als sie den abgeschlagenen Angriff auf Hansens Herz gemacht, hatte noch ganz spät ein Kandidat bey ihrem Manne wegen der Stelle angefragt; weil sie aber schon vergeben und dieser Mensch ein armer Schlucker war, (denn ausserdem würde sein Ansuchen so gar unbillig doch nicht gewesen seyn) so wurde er abgewiesen. Dieses fiel Madam Thom gleich auf ihrer Retirade ein, und im Bette überlegte sie sichs, wie sie diesen Menschen zum schicklichen Werkzeuge ihrer Rache machen könnte. Weil sie gehört hatte, wo er logirte, und daß er noch ei-

einige Tage da bleiben würde, beſchloß ſie
ihn in eigner hoher Perſon zu beſuchen, un
ihm mit Rath und That an die Hand zu ge
hen. Das einzige Mittel, welches noch
übrig war, die Stelle zu erhalten, war
wenn er mehr gäbe, als Hans gegeben hat
te. Mit dem früheſten Morgen war ſie bey
ihm, und ſchlug ihm dieſes vor. Der ar
me Schelm entſchuldigte ſich mit ſeinem Un
vermögen; Madam aber hatte dieſes Hin
derniß ſchon vorausgeſehen, und zu dem
Ende, ohne ihres Mannes Wiſſen, (denn
ſie war Schatzmeiſterin) vier Louisdor zu
ſich geſteckt. Dieſe verſprach ſie ihm vor
zuſchießen, wenn er damit nur gleich zu ih
rem Manne gienge und ſie ihm anböthe.
Die ganzen Bedingungen, die ſie ihm dabey
machte, waren dieſe zwey: Erſtlich ſollte er
ihrem Manne nicht ſagen, von wem er un
terſtützt würde, zweitens ſollte er ihr nur
verſprechen, das Geld von ſeiner erſten Ein
nahme wieder zu geben. Uebrigens machte
ſie ihm die feſteſte Hofnung, daß er die
Stelle dadurch erhalten würde.

Wer war frohet als der arme Kandidat,
als ihm eine ſo unverhofte Hülfe erſchien.
Mit dem wärmſten Dank nahm er die vier

Louis-

Louisdor von den Händen der Frau Thom, welche er mit Küssen überhäufte, an, und gieng, ihrem Unterrichte getreu, gerade zu dem alten Thom, erzählte ihm sein Glück, (jedoch unter erdichteten Umständen) bot ihm die vier Louisdor an, und versprach in der Freude seines Herzens ihm wenigstens noch einmal so viel, wenn er würklich Rektor würde und die Einnahme zöge.

Herr Thom, durch den Glanz des Goldes geblendet, hatte kaum das Anerbieten gehört, so sprang er mit gleichen Füßen zum Bürgermeister, und berichtete ihm den Vorfall. Und der Herr Bürgermeister, gestützt auf das Recht des Kollegiums, (als welches sich der Rechte der Unmündigen zu erfreuen hat,) verließ sich darauf, daß er, im Fall das Konsistorium (es war ein ehemalig bischöfliches) nach der Ursache einer so schnell widerrufenen Wahl fragen sollte, im Namen des ganzen Raths einen entschuldigenden Vorwand machen, oder allenfalls gar leugnen könnte, und hieß ohne Bedenken dem neuen Kandidaten die Stelle durch Thomen antragen.

Die Frau Themin hätte also keinen glücklichern Weg wählen können, ihren Zweck

an Hansen auszulassen. Denn daß ihre Erbitterung nicht klein seyn mochte, siehet man daraus, weil sie ihren ganzen Schatz, den sie nur erst durch Hansens Freigebigkeit gesammlet hatte, zur Befriedigung ihrer Rache erschöpfte, und ihn der so ungewissen Ehrlichkeit des neuen Kandidaten anvertraute. Nur war es Schade, daß Hans das Empfindliche bey dieser hinterlistigen Rache eben nicht allzusehr fühlte; denn kaum war er einige hundert Schritte zur Stadt hinaus, so pries er sich glücklich, daß er nun wieder graden Weges auf den Geheimdenrath loswandern könnte, welches er doch beym Rektorat so leicht nicht hätte thun können.

Sechstes Kapitel.

Nur alles zur rechten Zeit.

Voller Erwartung dachte sich Hans das Erstaunen, das Röschen haben würde, wenn sie sein unglückliches Schicksal hörte, und gieng auf die Hütte zu, wo er sie aber nicht

nicht antraf. Der Herr Pfarrer hatte sie, nach dem Berichte der Wirthsleute, auf eine Tasse Kaffee zu sich gebeten, und sie wahrscheinlich auch zum Abendbrod bey sich behalten. Unbekümmert, wer, und was für ein Mann der Pfarrer sey? ob er eine Frau habe oder nicht, und wie lange Röschen in der Gesellschaft sich verweilen würde? bestellte er sich indessen ein Nachtlager bey Röschens Wirthe, der ihn auch, weil es nur auf eine Nacht war, gern und willig aufnahm.

Spät kam Röschen nach Hause, und machte nicht kleine Augen, als sie Hansen an dem Tage, der, wie sie wußte, sein Prüfungstag hatte seyn sollen, im bunten Rocke bey sich sah; überhaupt schien es, als wenn sie es nicht eben allzugern sähe, daß er heute gekommen war, doch nahm sie bald ihre freundliche Miene wieder an, und hieß ihn (denn die Wirthsleute waren schon zu Bette) mit einem Kusse willkommen.

Röschen. Heute hätte ich nicht geglaubt, Sie bey mir zu sehen.

Hans. Ich auch nicht.

Rösch. Es ist doch nichts Unangenehmes vorgefallen?

Hans.

Hans. Viel Angenehmes iſt es aber auch nicht.

Röschen. Sie haben doch nicht etwan gar — wie heiſt das Ding? — einen Repuls — bekommen?

Hans. Nein Röschen! keinen Repuls; aber auch das Rektorat nicht.

Hans glaubte, daß Röschen bey dieſer Nachricht nicht wenig erſchrecken würde; doch, ich weiß nicht was die Urſache war, es ließ ſich mit ihrem Schrecken noch halten. Sie verwunderte ſich freilich nicht wenig, wie er hätte die Stelle wieder einbüßen können, ohne beym Konſiſtorium abgewieſen worden zu ſeyn; doch ſchien ſie weiter nicht betrübt darüber, ſondern fragte ihn nur: „wie das zugegangen wäre?“ Hans erzählte ihr treu ſein Abentheuer mit allen Umſtänden und Folgen, die es für ihn gehabt hatte; nur wußte er ihr den wahren Zuſammenhang nicht zu entrathſeln. Röschen belachte die Geſchichte nicht wenig und zog ihn damit auf, daß er ein ſo großes Glück ſo undankbar von ſich geſtoſſen hätte. „Ich möchte nur den Engel kennen,“ ſagte ſie: „es fehlt nicht viel, ſo gehe ich morgen in die Stadt, und mache ihr, un-

ter

ter welchem Vorwand es auch sey, meinem Besuch, damit ich nur weiß: ob ich Ihnen mit Recht Glück wünschen könnte. Eifersüchtig haben Sie mich im höchsten Grade gemacht, das gesteh ich, und vor meiner Rache ist sie nicht sicher. Schade nur, daß Sie über dem Spaße das Rektorat verlohren haben. Doch so gehts, der kleine Gott hat sich an Ihnen wegen Ihrer Fühllosigkeit gerächt! Wer weiß, hat nicht vielleicht der künftige Herr Rektor da, zu schön mit Madam gethan, und der Herr Gemahl ist dahinter gekommen, und hat ihm beym Magistrat ein Bein gestellt? So wirds wohl seyn! Der Herr Kandidat wollen mir nur nicht einen Wein einschenken. Nicht wahr Röschen hat Recht?" So spottete das leichtfertige Mädchen noch lange über den armen Hans, den sie doch wegen dem Verlust seines sichern Glücks, von Herzen hätte bedauern sollen; doch that sie es in einem solchen Tone, daß er selbst mit lachen mußte.

Röschen gieng endlich in ihr Bette, aber Hans warf sich auf seiner Streu lange herum, denn seine Seele wurde zu sehr von den Planen beunruhigt, die er alle wegen

der Zukunft machte. Die Kleinigkeit, daß alle seine Entwürfe nicht möglich auszuführen waren, marterte seinen Geist so sehr, daß er aus Verzweiflung an gar nichts mehr dachte. Mit dem Entschlusse: daß er mit Röschen wieder in die Welt hineingehen und sein Glück vom Ohngefähr abhängen lassen wollte, schlief er endlich ein, und schlief so fest, daß ihn Röschen zum Frühstück rufen mußte.

Hans. Nun, liebes Röschen! was wollen wir aber nun vornehmen?

Röschen. Das überlasse ich Ihnen und Ihrem erfinderischen Geiste.

Hans. Ich habe die ganze Nacht darüber nicht schlafen können.

Rösch. Und haben bis jetzt geschlafen! Pfui, schämen Sie sich! Ein Theologe!

Hans. Der bin ich nicht mehr. — Aber eben der Gedanke an die Zukunft hat mich so spät einschlafen lassen.

Rösch. Ich wills Ihnen glauben.

Hans. Vor allen Dingen, liebes Röschen! müssen wir erst unsre Kasse überrechnen. Mit der meinigen sieht es erbärmlich aus; denn ich glaube, daß ich kaum noch zwey Thaler habe. Das Kästchen, was

Sie

Sie bey unsrer Flucht mitnahmen und mit wiesen, wird nun wohl müssen aufgethan werden; und ich schmeichle mir, daß Sie mir, denn versprochen haben Sie mir es einmal, liebes Mädchen! nunmehr in meiner Armuth beistehen werden.

Bey dieser Rede ward Röschen stutzig, denn sie glaubte, daß Hans die Geschichte mit dem Kästchen (welches im Grunde weiter nichts, als eine Legende aus ihrer Vorrathskammer war) über dem Rektorate lange vergessen haben sollte. Mit Verdruß sahe sie aber, daß ihm sein Gedächtniß nur zu getreu war, und in der ersten Verlegenheit wußte sie nicht gleich, was sie ihm für ein neues Räschen drehen sollte; doch besann sie sich bald und sagte: „Ach, habe ich Ihnen denn noch nicht erzählt, wie unglücklich es mir mit diesem Kästchen gegangen ist?“

Hans. Nein, ich weiß kein Wort.

Röschen. Zuverläßig, Sie haben es aber vermuthlich überhört, denn Sie hatten dazumal den Kopf immer von dem Rektor voll.

Hans. Es kann seyn, doch besinne ich mich nicht auf das Mindeste. Wie ist es Ihnen denn damit gegangen?

Röschen. Sollten Sie's denn in Wahrheit vergessen haben, daß ich Ihnen erzählte, es hätten mir es ein Paar Kerls auf dem Wege nach dem Dorfe hier abgenommen? Sollten Sie dies würklich nicht gehört haben? das wundert mich.

Hans. Sie sagen mir das zum erstenmale. Aber mein Gott! was fangen wir denn nun an?

Rösch. Ja, das weiß ich wahrhaftig auch nicht.

Hans. Haben Sie denn schon Ihre Wirthsleute bezahlt?

Rösch. Wovon, lieber Hellbach! ich habe ja keinen Heller gehabt; ich dachte, Sie würden es schon bezahlen können, wenn Sie einmal Rektor wären.

Hans. Ja, recht gerne Röschen! aber da ich es nun nicht geworden bin, wovon wollen wir sie nun bezahlen? denn es wird ganz gewiß mehr ausmachen, als Sie und ich im Vermögen haben.

Rösch. Nicht verzagt, Herr Hellbach! Vielleicht findet sich noch ein Mittel.

Hans.

Hans. Deren ich keines weiß.

Rosch. Ich habe die beste Hofnung. Vielleicht nehmen die Leute gar nichts, denn ich habe ihnen verschiedenes genäht, was ihnen mehr an Gelde erhalten hat, als sie von mir bekommen.

Hans. Immer nur ein Vielleicht, mein Röschen! Es wäre zu wünschen.

Rösch. Lassen Sie mich nur sorgen. Doch sagen Sie mir nun einmal: was wollen wir in Zukunft vornehmen?

Hans. Was anders, als mich mit Ihnen dem Schicksal überlassen, wenn Sie anders noch Lust haben, mit mir armen Schelm Glück und Unglück zu theilen?

Rösch. Sie kennen mich. Von Herzen gern thue ich es! Ich war ja Schuld, daß Sie Ihren Dienst verließen und in die Welt hineingiengen. Undank wär es, wenn ich Sie nun verlassen wollte.

Hans. (fällt ihr um den Hals) O! liebes Röschen! wie wünschte ich, Ihnen ein glänzendes Glück verschaffen zu können; aber wenn wir in der Welt herumziehen, werden Sie es nicht bey mir haben. Ihr gutes Herz bewegt Sie, mir zu Liebe, eine Reise anzutreten, die im Anfange, wegen un-

unſers Geldmangels, gewiß nicht viel Angenehmes haben wird. Sie dauern mich, wenn ich Sie mit in mein Elend hineinziehen ſoll, und doch kann ich Sie auch unmöglich allein zurück laſſen; denn alsdenn würden Sie eben ſo gut, als bey mir, darben und Kummer leiden müſſen.

Rösch. Vielleicht nicht, lieber Hellbach! Es fragt ſich nur, ob Sie meinen Verluſt ertragen könnten? denn, nach mir gerechnet, möchte es Ihnen doch wohl ſchwer fallen.

Hans. Ja, gewiß Röschen! (Hier entfiel ihm eine Thräne, die Röschen erwiederte) Ihr Verluſt würde mich ſchmerzen; wenn ich aber wüßte, daß Sie ohne mich glücklicher wären, ſo wollt ich gern meine Ruhe Ihrem Glück aufopfern.

Rösch. Wir brauchten ja auch nur auf kurze Zeit vielleicht getrennt zu ſeyn.

Hans. Deſto beſſer! Aber liebes Mädchen! wiſſen Sie denn ein Unterkommen für Sich? Sagen Sie mir es offenherzig; ich wiederhole es Ihnen noch einmal: Ihr Glück, und wenn es auch nur ein kleines wäre, geht dem, Sie bey mir zu haben, vor.

In dieser Stimmung hatte Röschen gewünscht, Hansen zu sehen. Jetzt schien es ihr die rechte Zeit, mit ihrem Plane, den sie zwar seit einigen Tagen schon bearbeitet, aber heute Morgen erst beschlossen hatte auszuführen, gegen ihn herauszurücken.

Röschen. Auch ich, Herr Hellbach! wiederhohle es Ihnen nochmals ernstlich: daß ich fest entschlossen bin, die Wanderschaft in die Welt, und wenn sie auch noch so mühsam wäre, von neuem in Ihrer Gesellschaft anzutreten; wenn Sie sich anders nicht überwinden können, ohne mich zu seyn. Da Sie aber, wie Sie mir sagen, es so weit über sich zu vermögen glauben, so muß ich Ihnen hier einen Vorschlag entdecken, den ich bekommen habe, wobey es aber ganz allein von Ihnen abhängen soll, ob ich ihn annehme. Ich hoffe, daß, wenn ich ihn annehme, es auch für Sie ein Vortheil seyn wird; denn erstlich werden Sie dadurch eine Gesellschafterin los, die Ihnen doch vielleicht dann und wann beschwerlich fallen möchte —

Hans. Das gewiß nicht, Röschen! Niemals.

Röschen. Geduld! Man weiß doch manchmal nicht — aber hören Sie mich nur weiter: Bey dieser Gelegenheit könnte ich vielleicht Ihnen durch das, was ich mir dabey verdiene, einige Unterstützung verschaffen —

Hans. Zu viel Grosmuth, englisches Mädchen! Das nähme ich nicht an.

Röschen. Ruhig! Dies bäte ich mir vorzüglich aus, denn um deswillen habe ich das Anerbieten nicht gleich rein abgeschlagen, und ich ersuche Sie daher, mir allemal den Ort Ihres Aufenthalts zu melden, damit meine Briefe Sie finden können. Die Stelle aber, die mir angetragen worden, ist diese: Der hiesige Pfarrer, welcher vor kurzem seine Frau verlohren hat, braucht ein Frauenzimmer, welche unterdessen, bis er sich wieder verändert, die Sorge über seine Wirthschaft und über seine Kinder übernimmt. Meine Wirthsleute, bey denen ich mich, ich weiß selbst nicht wodurch, beliebt gemacht habe, haben mich wider mein Wissen, dem Pfarrer empfohlen, und weil dieser damit zufrieden gewesen war, mir in seinem Namen den Antrag gethan. Gestern ließ er mich selbst zu sich bitten, daß er mich

dazu

dazu bereden wollte; doch habe ich nicht das Mindeste versprochen, aber auch nicht alles abgesagt: denn, Sie verzeihen lieber Hellbach! ich wußte nicht, wie es mit Ihrem Examen ablaufen möchte, und das wollte ich denn doch erst hören, ehe ich eine entscheidende Antwort gab. Die Bedingungen bey dieser Stelle sind eben nicht die vortheilhaftesten, aber auch nicht die schlechtesten; denn außerdem, daß ich alles mögliche bey ihm frey haben soll, will er mir noch vierzig Thaler geben. — Sehn Sie, lieber Hellbach! dies wäre nun so ein kleines Glück, das sich mir hier ungesucht anbietet. Von Ihnen hängt es nun ab, ob ich es annehmen soll oder nicht. — Der Umstand käme uns hierbey auch noch zu statten, daß wir unsre Wirthsleute nicht gleich zu bezahlen brauchten, denn alsdann kann ich sie doch von dem ersten Gelde befriedigen, das ich erhalte — — —

Hans hatte ihr bisher aufmerksam zugehört, und fand an dem ganzen Vorschlage nichts auszusetzen, als daß der Pfarrer ein Wittwer war. Eben wollte er Röschen sein Bedenken darüber sagen, als sie ihm zu-

zuvorkam und lächelnd in ihrer Rede fortfuhr:

— — Vielleicht, Herr Hellbach, fürchten Sie von diesem Wittwer ganz andre Absichten auf mich; doch ich versichre Sie, in diesem Falle können Sie ganz ruhig seyn: denn erstlich ist er ein kränklicher Mann, zweitens sagt man schon wieder von einer zwoten Frau, auf die er Mine machen soll. Was meynen Sie nun, soll ich Ja oder Nein sagen?

Was Röschen sagte, galt bey Hansen alles für Wahrheit, denn sie war so glücklich gewesen, noch auf keiner Lügen von ihm ertappt zu werden. Auch was den letzten Punkt anbetraf, beruhigte er sich, zumal da es ein Schwarzrock war, wünschte ihr Glück zu dieser Versorgung, und bat sie, nicht um seinetwillen ihren eignen Vortheil aus den Augen zu lassen; welches denn auch Röschen mit einem dankbaren Kusse von ihm annahm.

Auch auf diese Handlung Röschens müssen wir hier einen kleinen Fingerzeig geben: Fast ahndete es ihr, daß es mit der Rektorstelle nichts seyn würde, und sie machte sich schon vom Anfange Entwürfe, wie sie

es

es ablehnen wollte, wenn Hans ihr den Antrag thun würde, mit ihm wieder in die Welt zu gehen; denn daß es da ziemlich armselig hergehen müßte, konnte sie sich vorstellen, und dies war doch ihre Sache eigentlich gar nicht. Daß aus einer Heyrath mit ihm alsdenn auch so leicht nichts werden würde, konnte sie sich ebenfalls an den Fingern abzählen, da er ihr auch ausserdem nie etwas von heyrathen gesagt hatte; sie mußte also suchen auf einem andern Wege ihr Fortkommen zu finden. Der Pfarrer, ein junger frischer Wittwer, der ihr einigemal auf ihren Spaziergängen begegnet, und wegen seiner ganz artigen Figur nicht mißfallen hatte, schien ihr keine unrechte Eroberung; denn eines hübschen Pfarrers Frau zu seyn, dachte sie, ist immer besser, als die Gesellschafterin eines Kosmopoliten zu machen. Um ihrem Endzweck zu statten zu kommen, machte sie selbst einen Besuch bey ihm, unter dem Vorwande, daß sie sich Bücher zum lesen bey ihm ausbat, und wußte sich bey dieser Visite so gut zu nehmen, daß der Herr Pfarrer sich förmlich in sie verzukte. Unter dem Vorwande, als Aufseherin und Erzieherin seiner

ner Kinder, ſuchte er ſie zu ſich zu ziehen, und ließ ihr daher durch ihre Wirthsleute dieſen Vorſchlag thun; und Röschen nahm das Anerbieten gern an, doch konnte ſie es Hanſen wegen noch nicht ganz richtig machen; denn als Rektor blieb er ihr immer ein noch wünſchenswertherer Mann, als der Pfarrer: ſein Schickſal wollte ſie daher doch erſt mit abwarten. Im Grunde (wir müſſen ihrem Herzen Gerechtigkeit widerfahren laſſen) dauerte es ihr, Hanſen zu verlaſſen, denn ſie liebte ihn würklich immer noch; nur das war aber ein großer Fehler, daß er ein Kosmopolit war, und niemalen rechten Ernſt zum Heyrathen machen wollte. Als er ohne das Rektorat kam, war ſie würklich in Verlegenheit, denn ihrem Plane gemäß mußte ſie ſich nun von ihm trennen; deſto größer aber war ſodann auch die Freude für ſie, als ſie ihn das Pillchen, welches ſie ihm verſilbert hatte, ſo, ohne das Maul zu verziehen, hinunterſchlucken ſah, und ihn zu ihrem Vorhaben ſo geneigt fand. Dies war der eigentliche Zuſammenhang der Gründe, aus denen ſie ſich entſchloß, Hanſen allein reiſen zu laſſen.

Sie

Siebentes Kapitel.

Hans wird Informator.

Da Hans eben nicht lange von der Schnur zehren konnte, und Röschen je eher je lieber um deswillen auf die Pfarre ziehen wollte, so wurden alle Anstalten zum Abschiede gemacht, und der morgende Tag dazu bestimmt. Alles wurde festgesetzt, wie sie ihren Briefwechsel einrichten könnten; wobey Röschen Hansen den Vorschlag that, nicht weiter fort zu wandern, weil er dann vielleicht noch weniger Glück finden möchte, sondern lieber auf einen andern Weg umzukehren; welches auch Hans zu thun versprach.

Nach einer unruhigen Nacht (wenigstens für Hansen) kam der Tag des Abschieds heran. Ob der Himmel trübe oder heiter war? wissen wir nicht; nur von unsern beyden Leutchen können wir mit Zuversicht behaupten, daß sie nicht heiter waren; doch war Röschen heute muntrer, als Hans, welcher über seinen traurigen Gedanken spät eingeschlafen war. Mit einem nassen Blick er-

ergriff er ihre Hand, welche ihn hatte wekken wollen, und küßte sie. — Unter manchen Thränen kleidete er sich an, und in stummer Trauer verzehrte er den Koffee mit Röschen, welche ebenfalls wenig sprach und das Köpfchen von einer Seite zur andern hieng; doch sprach diese noch am meisten. Nach zu sich genommenem Frühstück ergriff Hans sein Bündel und wanderte mit Röschen, die ihn bis an das nächste Dorf begleiten wollte, zum Hause hinaus. Vor dem Dorfe nahm ihm Röschen das Bündel ab, und hing sich fest an seinen Arm.

Röschen. Nun, lieber Hellbach! wenn werden wir uns denn einmal wiedersehen?

Hans. Wenn unser Schicksal will! Aber, liebes Mädchen! daß ich Sie nur nicht wieder so suchen muß, wie vor dem Jahre.

Rösch. Nein, das sollen Sie nicht.

Hans. Schreiben Sie mir ja den Ort Ihres Aufenthalts.

Rösch. Ich hab es Ihnen versprochen, und werde es auch gewiß halten; ich verspreche es Ihnen nochmals. (küßt ihn)

Hans. Denken Sie fleißig an mich.

Rös-

Röschen. Fleißiger vielleicht, als Sie an mich.

Hans. Sie thun mir unrecht.

Unmöglich können wir die süßen Sächelchen alle herschreiben, die sie sich auf dem Wege einander sagten; sie machten es eben nicht anders, wie es alle Liebende beym Abschiede machen. Manchmal gieng die Rede frisch, manchmal war Pause, und manchmal wurde wieder ein Tröpfchen geweint. Unter diesem Trauerspiele war das Dorf immer näher gekommen, wo die Entwickelung geschehen sollte. Schon hörten sie den Bach rauschen, dessen Ufer Röschen zum Orte ihres Abschieds bestimmt hatte; doch auf Hansens Bitte wiederrufte sie diesen Ausspruch, und begleitete ihn noch weit über das Dorf hinaus, bis auf eine Anhöhe, wo er es ihr selbst nicht mehr zumuthen wollte, weiter mit zu gehen, weil sie sonst gar zu weit zurück hätte. „Hier wollen wir," sagte er, und Röschen legte sein Bündel auf einen Stein, „uns trennen." Jetzt schlang er nun seine Arme um Röschens Hals, und sprach kein Wort. Auch Röschen machte der lange Kuß, den er ihr auf die Lippen drückte, stumm. Nach dieser trau-

traurigen Beschäftigung riß er sich schnell von ihr los, nahm sein Bündel, und ein kurzes „Leben Sie glücklich!“ waren die letzten Worte, die beyde zugleich sprachen. Nach nochmaligem Kuß gieng jedes seinen Weg den Hügel herab, und gern hätten sie sich noch ein paarmal nach einander umgesehen, aber wegen des Hügels, der zwischen ihnen war, waren sie sich schon beym zehnten Schritt nicht mehr sichtbar.

Hans drückte den Hut tief in die Augen und weinte das lange Thal hinab; doch der versprochene Briefwechsel goß noch ein kleines Tröpfchen Trost in sein Herz, und des Wiedersehens Hofnung trocknete am Ende seine Thränen. Röschen weinte auf der andern Seite des Hügels hinab Hansens Abschiede auch eine ungekünstelte Thräne; allein der Gedanke, daß es einmal nun nicht anders wär, und der Herr Pfarrer, der quer über das Feld auf sie zukam, stimmten die Saiten ihres Herzens bald wieder hinauf.

Auch wir nehmen jetzt von Röschen mit Abschied, da wir nicht wissen, ob wir sie sobald wieder sehen möchten. Wenn wir einmal mit der Zeit etwas von ihr erfahren,

ren, wollen wir es auch erzählen; jetzt mag sie immer ihre Wirthschaft bey dem Herrn Pastor allein versorgen, und wir wollen dafür unsern Hans begleiten, denn der ist uns eigentlich auf die Seele gebunden, und nicht das leichtsinnige, flatterhafte Ding; wir dürfen ihn auf seiner Reise nicht alleine lassen, wenn er sonst Schaden nähm, hätten wir es zu verantworten, da wir einmal gedungen sind, ein nützliches Glied für die menschliche Gesellschaft aus ihm zu machen.

Schneller als Anfangs wanderte Hans auf N**. los; konnte es aber, weil es beynahe fünf Meilen dahin war, nicht erreichen, sondern mußte eine Stunde vor der Stadt auf einem Dorfe bleiben, weil ihn die Nacht übereilte. Hier fragte er nach einem Wirthshause, hörte aber zu seinem Verdruß, daß gar keins im Dorfe war. Der erste Gedanke, der ihm einfiel, war der, den Pfarrer um ein Nachtlager anzusprechen, und wenn dieser es ihm abschlüge, zu dem Schulmeister zu gehen. Als er mit dem Bündel unter dem Arme in die Pfarre trat, kam ihm des Pfarrers Tochter mit einem Pfennig entgegen, denn sie hielt ihn für einen reisenden Handwerker. Hans

nahm den Pfennig nicht an, sondern bat sie: ihn bey dem Papa zu melden, er wollte gern etwas mit ihm sprechen. Weil sein Ansehen und sein Anzug etwas mehr als einen bloßen Bettler verriethen, that sie solches ohne Bedenken, und kam bald mit der Antwort zurück: „Der Papa könnte nicht herauskommen, weil er unbaß wäre; er möchte hineinkommen.“ Hans that freimüthig seinen Antrag, und der Pastor, weil er hörte, daß er einen Kandidaten des heiligen Predigtamts vor sich hatte, machte keine Umstände ihn aufzunehmen; ließ sich aber doch zur Versichrung seine theologischen Zeugnisse vorzeigen, und wunderte sich sehr, „wie ein Theolog von der Akademie zu E** in diese Gegend und in sein Haus käme?“ welches ihm aber Hans, durch Beihülfe einer kleinen Lügen, erklärte, und so war er ganz beruhigt, und bot ihm mit Vergnügen seinen Tisch und sein Bette an.

Denen, die sich vielleicht über dieses Dorfpfarrers Gastfreiheit gegen einen ganz fremden Menschen verwundern, dienet zur Nachricht, daß eine Stunde vor Hansens Ankunft der bisherige Informator, welcher seit Jahr und Tag der zehnte war, wegen

der

der erbärmlich hypochondrischen Laune des Pfarrers, seine Station verlassen hatte. Der Herr Pastor hatte seit dessen Verabschiedung hin und her gedacht, wo er einen neuen Lehrer für seine Kinder hernehmen wollte? Denn wegen des Eigensinns dieses Mannes wollte keiner wieder bey ihm in Dienste gehen, und selbst wollte und konnte er seine Kinder nicht unterrichten. Eben hatte er das äußerste Mittel ergriffen, nemlich die Kinder bey dem Schulmeister in die Schule gehen zu lassen, als Hans unter dem Namen eines Kandidaten eintrat. Weil er nun ein Fremder war, der des Pfarrers Laune nicht kennen konnte, so hatten er und seine Frau gleich ihr Augenmerk auf ihn gerichtet, und beschlossen, ihm die Stelle eines Hauslehrers anzutragen. Dies konnte aber doch nicht gleich so geschehen, ehe man ihn etwas kennte, obgleich seine gute Miene schon ziemlich für ihn geworben hatte, man nahm sich daher vor: ihn erst einige Tage zur Probe bey sich zu behalten.

Hans, der mit dem nächsten Morgen schon mit dem Bündel auf dem Rücken und Stab und Hut in der Hand, sich mit dankbarem Herzen zu empfehlen in die Stube

trat, bekam denn von der Frau Paſtorin dieſen Antrag; und weil eben, wie er ſich einbildete, für ihn ein ſüßduftender Kaffee auf dem Tiſche ſtand, und er noch überhaupt mancherley Zubereitungen in der Küche verſpürte, ſo änderte er, durch das freundliche Zureden der Frau Magiſterin noch mehr bewogen, ſeinen Vorſatz, legte Bündel, Hut und Stock wieder ab, und blieb; mit dem feſten Willen, ſo lange zu bleiben, bis man ihn würde gehen heißen.

Drey Tage vergingen, ohne daß Hans auf den Gedanken kam, fort zu reiſen, ohne daß Paſtors, die durch ſein ſtilles Betragen (denn noch machte ihn der Abſchied von Röschen etwas ſchwermüthig) und durch ſeine übrige gute Lebensart immer mehr eingenommen wurden, ihren Vorſatz änderten. Am vierten Tage nun wurde denn der Vortrag gemacht: Er ſollte für freie Koſt, das übrige mit eingerechnet, und für dreißig Thaler ihre beiden Kinder ganz nach ſeinem Gefallen unterrichten. Unſer Kandidat, dem der herannahende Winter für ſeine kosmopolitiſchen Reiſen nicht eben günſtig ſchien, nahm dieſe, für einen Dorfpfarrer ganz artige, Bedingungen an, ohne ſich vor-

vorher erſt lange zu bedenken. Der Hauptbewegungsgrund aber war der: daß er Röschen in einer Entfernung von ſieben Stunden behielt, wo er hoffte, öftre Nachricht von ihr zu erhalten.

Achtes Kapitel.

Eine Tragikomedie.

Gleich den andern Tag nach angetretener Stelle meldete er Röschen ſeine Verſorgung durch einen expreſſen Boten. Röschen ſchrieb ihm durch die nemliche Gelegenheit wieder zurück, freuete ſich über ſein gutes Glück, beſonders aber darüber, daß er es nicht eben allzuweit von ihr gefunden hätte. Dieß war jedoch, im Vertrauen geſagt, nicht ihr Ernſt; denn ſie hatte gewiß triftige Urſachen, warum ſie eben dieſen Umſtand nicht gerne ſah, bat ihn auch deswegen, „daß er ſie ja nicht ſo gerade zu beſuchen möchte, weil ſie bey ihrem Prinzipal, als einem überaus kriklichen Manne, ſehr eingezogen leben müßte; ſie wollte es ihm da-

her schon einmal sagen, wenn er zu ihr kommen sollte.“

Hans ließ sich durch Röschens Gründe befriedigen und ergab sich in ihren Willen, in Hoffnung, daß sie ihn nicht lange auf eine Einladung würde warten lassen. Wegen der unfreundlichen Wintertage blieb aber diese Einladung von Woche zu Woche aus, und Hansen wurde die Zeit nicht wenig lang. Weil übrigens aber sein Prinzipal, der durch seine vorigen Hauslehrer vorsichtig gemacht worden war, ihm durch seine hypochondrischen Launen das Leben nicht schwer machte, und die Frau Pastorin, die sich über dies gute Vernehmen freute, durch eine gute Abwartung ihm den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm als möglich zu machen suchte, vergieng ihm der Winter noch so ziemlich vergnügt; denn der kommende Frühling, auf den ihn Röschen in ihren Briefen, so sie ihm aller vierzehn Tage einmal schrieb, vertröstete, glaubte er, sollte ihm seine jetzige Einsamkeit desto reichlicher vergelten.

Ein Zufall aber machte ihm durch diese Rechnung einen Strich. Da der Pfarrer seinen Informator für einen ausgemachten

Theo-

Theologen hielt, so trug er ihm, als ihn sein Uebel ärger als je plagte, einmal an: „Er möchte doch auf den Sonntag über acht Tage für ihn predigen.“ Hans gerieth anfangs darüber in Verlegenheit; weil er aber demselben gleich in den ersten Tagen versichert hatte, „er habe schon mehr als zwanzigmal gepredigt,“ so konnte er sich nicht füglich losmachen, wenn er nicht ein schiefes Urtheil von sich fällen zu hören befürchten wollte; denn er hatte in dem ganzen Dorfe den Geruch eines gelehrten Mannes und großen Geistes. Das Mitleiden mit seinem Prinzipal, welcher keinen Prediger für sich bekommen, aber auch unmöglich selbst predigen konnte — die Zuversicht auf seines Geistes Stärke, und die seinem angenommenen Stande unentbehrliche Ehrbegierde, behielten am Ende doch das Uebergewicht, und er sagte die Predigt zu, ob er gleich in seinem Leben keine Homiletik gehöret hatte.

Weil er nicht so genau mit den Regeln einer Predigt bekannt war, wählte er sich ein Predigtbuch zur Vorschrift, benutzte die Disposition, und nahm auch die ganze Ausarbeitung zu Hülfe; jedoch änderte er alles

so um, daß man ihm unmöglich eines Diebstahls beschuldigen, oder überführen konnte; denn besonders hatte er sich den Ausdruck angelegen seyn lassen; kurz seine Predigt fiel so heraus, daß sie Beyfall des Kenners wegen ihrer Anlage, und Lob des Richters, wegen ihres Styls, verdiente.

Hans, der sich natürlicher Weise selbst in seiner heiligen Rede gefiel, und der also auch von der Gemeinde den lautesten Beifall erwartete, faßte sich immer mehr Herz, und vergaß endlich gar die Furcht, die ihn, wie jeden, der zum erstenmale aus seinem Kopfe zum Volke reden soll, in den ersten Tagen gepeiniget hatte; er hatte aber auch seine Predigt mehr denn zwanzigmal schon auf seiner Studierstube hergesagt, um seiner Sprache allen nur möglichen Ausdruck zu geben.

Der Sonntag kam, und was zu verwundern war, Hans fuhr weiter gar nicht sehr zusammen, als die Glocken zum Gottesdienst riefen. Der priesterliche Anzug, der ihm diesmal blos der Neuheit wegen gefiel, und überhaupt die ganze Handlung, die er jetzt verrichten sollte, hatten für ihn etwas so Feierliches, daß er von einer gewis-

wiſſen Schwärmerey befallen wurde, die ihm würklichen Löwenmuth gab, ja auf der Kanzel ſelbſt fiel ihm ſogar Röschen ein: er wünſchte, daß ſie in der Kirche wär, damit er auch ihren Beifall ärndten könnte.

Armer Hans, du biſt zu bedauren, daß du dich mit ſo ſüßen Träumen ſchmeichelſt, dergleichen gewiß keiner von alle denen Hänſen, die vor dir die Kanzel beſtiegen haben, und nach dir beſteigen werden, auf dieſem ſo ſauern Wege gehabt hat! Ein Unfall, daß junge Prediger umwerfen, iſt aber nichts ſo gar ſeltenes; Hans warf alſo auch um — aber wie warf er um? — Das Schickſal ſpielte dem armen Redner einen ſo verdammten Streich, daß ihm auf einmal alle Luſt ferner zu predigen vergieng. Hätte ſich aber auch das Schickſal nicht drein gemiſcht, ich glaube Hans wäre ſo gut als ein andrer durch den erſten glücklichen Verſuch bey ſich ſchon zum Generalſuperintendent berufen worden.

Als er heute eine ſo ziemlich zahlreiche Verſammlung vor ſich ſah, fing ſein Herz an, ihm etwas geſchwinder zu ſchlagen; doch wie der Ton in des Schulmeiſters Kehle

nach und nach erstarb, so erstarb auch die Furcht, und kaum hatte er zwo Zeilen von seiner Predigt hergesagt, da war der Muth wieder da. Freilich gieng es im Anfange nicht gleich mit dem Feuer, mit dem er zu Hause, von seinen vier Wänden nur berauscht, gepredigt hatte; doch wuchs mit jedem Satze das Leben in seiner Rede, und gegen das Ende des Eingangs nahm er Hände und Füße zu Hülfe: welches denn auch der bäurischen Gemeinde dermaßen wohlgefiel, daß sie bey allem, was er sagte, helle Thränen der Rührung vergossen. Mit Freuden sah er die glückliche Würkung seiner Predigt, und um noch lebhaftere Eindrücke in die Herzen seiner Zuhörer zu machen, ihre Aufmerksamkeit noch mehr an sich zu ziehen, verdoppelte er den äußerlichen Ausdruck; aber zu seinem größten Unglück. — Eben wischten sich die Bauern über einer rührenden Stelle die Thränen ab, und waren begierig, eine zwote noch schönere zu hören, als es auf einmal anfing zu krachen, und Hans vor ihren Augen verschwand. Eine aufsteigende Staubwolke ließ die frommen Zuschauer die Erscheinung irgend eines Wunders vermuthen, und alle wa-

waren begierig zu sehen, wenn er wieder zum Vorschein kommen würde; jedes heftete seinen spähenden Blick auf den Vorhang hinter der Kanzel, und harrte eines neuen Auftritts; keins aber kam auf den Einfall, unter die Kanzel zu guken. Ein altes Mütterchen, das zunächst an der Kanzel saß, wurde zuerst gewahr, daß unter dem Fußboden derselben sich etwas bewegte, zeigte es mit einem freundschaftlichen Ribbenstoß ihrer nächsten Nachbarin, welche wieder das nemliche that, und in drey Sekunden waren aller Augen von dem Vorhange hinweg und unter der Kanzel, um zu sehen was es da gäbe; und siehe da, es war Hans, der mit dem halben Leibe unter der Kanzel herausbiena.

Ohne auf die Heiligkeit des Orts zu achten, fing alles, aus einer wunderlichen Laune des menschlichen Herzens, das so gern über dergleichen Zufälle spottet, hell an zu lachen, und vergaß darüber dem armen Aequilibristen zu Hülfe zu eilen. Erst nachdem man sich satt gelacht hatte, brachte man eine Leiter, auf der er vollends herunterstelgen sollte: konnte sie aber, wegen eines Gitterstuhls, der gerade unter der

Kan-

Kanzel war und die Trümmern des zerbrochenen Bodens versteckte, anfangs gar nicht einmal gut anbringen, doch mußte es endlich noch gehen.

Hatte man vorhin über den Unterleib gelacht, so flößte hingegen nun der Anblick des ganzen geistlichen Redners wieder die völlige Ehrfurcht ein; man fragte: „er hätte doch wohl keinen Schaden genommen?“ und bedauerte ihn herzlich wegen dieses Unglücks. Blaß wie eine Leiche stand Hans unter den Bauern, die ihn umringten und neugierig angafften, und wußte nicht, ob er aus der Kirche gehen oder seine Predigt vor dem Altare vollends halten sollte; denn dazu hatte er, trotz seines Schrecks, noch große Lust; aber ein Bauer faßte ihn unter den Arm, führte ihn, weil er für Bestürzung kaum stehen konnte, auf die Pfarre, und entzog dadurch der Gemeinde das Uebrige von dieser rührenden Predigt. Noch auf dem Wege kam ihm die Frau Magisterin, die dieses Unglück schon erfahren hatte, mit einem Glas Schlagwasser und einem niederschlagenden Pulver entgegen, davon er sogleich den so nöthigen Gebrauch machen mußte.

Nach-

Nachdem bey ihm die erste Bestürzung vorbey war, fing er an sich zu schämen; und beschloß zugleich, keinen Fuß wieder auf eine Kanzel zu setzen, denn er befürchtete, es möchte ein andermal noch unglücklicher ablaufen. Nach der Zeit hat es ihn auch allemal geschaudert, sobald er so eine alte Kanzel gesehen hat.

Weil Hans doch ohne weitern Schaden davon gekommen war, belachte man diesen Zufall herzlich, und auf der Pfarre fing er schon an wieder in Vergessenheit zu kommen. Die Bauern hingegen behielten solchen länger in frischem Andenken, und sobald sich Hans auf dem Dorfe sehen ließ, fing jedermann überlaut an zu lachen; besonders machten sich die jungen Pursche und Mädchen von Herzen lustig über ihn; ja einer von ihnen, der ein schöner Geist seyn wollte, hatte gar ein Liedchen auf diese Geschichte gemacht, welches Anfangs nur so in der Stille herumgieng und blos unter vier Augen gesungen wurde; bald aber breitete sich das Abentheuer von einem Dorfe zum andern aus, und das Liedchen durchwanderte das ganze Land, wo es denn frey und öffentlich gesungen wurde.

Un-

Unangenehme Neuigkeiten erfährt man immer eher als angenehme; so gings auch dem armen Hans, denn er erfuhr es gar zeitig, daß er das Lied der ganzen Gegend geworden sey: der Ort seines bisherigen Aufenthalts wurde ihm nunmehro verhaßt, und er beschloß, ihn sobald als möglich zu verlassen. Sein Prinzipal suchte ihm zwar diesen raschen Entschluß auszureden, und tröstete ihn mit dem gewöhnlichen Lauf der Vergessenheit; doch Hans beharrte fest auf seinem Vorsatze, und die dritte Woche nach seiner verunglückten Predigt nahm er seinen Wanderstab, und gieng damit, von den Thränen seiner Schüler und von den Wünschen ihrer Aeltern begleitet, zum Dorfe hinaus.

Einen Umstand dürfen wir hier nicht vergessen. Hans nahm auf seine Reise einen kleinen Groll gegen Röschen mit; denn als er ihr seinen Vorsatz, weg zu gehen, geschrieben, und sie um die Erlaubniß, sie noch einmal sprechen zu dürfen, gebeten hatte, schlug sie es ihm unter so mancherley Ursachen, die ihm aber alle sehr kahl vorkamen, ab. Hansen, der nichts weniger als Verachtung ertragen konnte, schmerz-

te

te dieſes über die Maßen. Da er aber die Schuld ſeiner tragikomiſchen Geſchichte, welche Röschen vermuthlich erfahren haben, und er dadurch bey ihr verächtlich geworden ſeyn möchte, beylegte, ſo nahm er, weil er ihr mehr Verſtand zugetrauet hatte, ſolches ſehr übel auf, und beſchloß, nicht mehr an ſie zu — ſchreiben.

Neuntes Kapitel.

Ah! quel miracle.

Jetzt richtete Hans ſein Abſehen auf S**, daſelbſt wollte er, weil der Frühling nun wegen des Geſundbrunnens viele vornehme Familien dahin zog, ein neues Glück abwarten. Weil dieſer Ort nur ohngefehr ſechs Meilen entfernt war, ſo ſahe er ihn auch ſchon am zweiten Tage ſeiner Wallfahrt vor ſich liegen.

„A mon Dieu, Herr von Hobald!“ ſchrie ihm jetzt eine Stimme aus einem Gaſthofe, den er vorbeygehen wollte, zu, „wo kom-

kommen Sie hieher? quel miracle! o, kommen Sie doch herein! — —

Hans stand wie vor den Kopf geschlagen, als er sich bey seinem wahren Namen nennen hörte, und fast hätte er geglaubt, man meyne ihn nicht; so sehr hatte er sich an den Namen Hellbach gewöhnt; er wußte gar nicht, wer ihn an einem so entfernten Orte kennen konnte; doch löste sich dieses Räthsel bald auf, als ein Mensch auf ihn zugesprungen kam, der niemand anders war, als der leibhafte Jean la Rose.

Was Hans bey seinem Anblicke empfand, läßt sich leichter fühlen als sagen. Das Andenken an jene glücklichen Zeiten, wo er noch über diesen Menschen gebieten konnte, drängte sich mit Gewalt an seine Seele und preßte ihm einen tiefen Seufzer aus; doch hatte er bey alledem eine große Freude, einen alten Bekannten zu sehn. „Je, lieber la Rose," sagte er und reichte ihm die Hand, „treffen wir einander hier? Wie gehts?"

La Rose. Quel bonheur infini, daß ich Sie einmal sehe, ah mille fois, wahrhaftig mille fois habe ich mir es gewünscht.

Hans. Wahrhaftig, lieber la Rose, auch mir ist es Freude, daß ich einmal einen

nen alten Diener aus meines Vaters Hause sehe.

La Rose. Mais, mon cher Monsieur, wollen Sie nicht mit hereinkommen, daß Sie mir erzählen, wie es Ihnen gegangen ist?

Er führte Hansen in ein besondres Stübchen, wo sie sich, ohne von jemanden behorcht zu werden, ihre Schicksale erzählen konnten. Vor allen Dingen bat Hans la Rosen, ihn nicht Herr von Hobald, sondern Hellbach zu heißen, und sagte ihm die Gründe dazu; und nun fing er an, seine Geschichte zu erzählen; doch war er dabey nicht eben allzu treu, denn sein Lebenslauf enthielt vieles, was auch selbst la Rose nicht wohl wissen durfte; indessen sagte er ihm doch so viel, daß das Herz des alten Dieners zum Mitleiden bewegt wurde.

„Pauvre homme!“ rief er aus, als Hans fertig war, „Vous avés soufert trop de malheur! Ach wenn das die gnädige Mama wissen solite! Cette bonne Dame! Dommage, qu elle est morte, je pleurerai toute ma vie sa perte. — Mais Monsieur, Votre bourse, en quel etat est elle à present?

Hans. Nicht eben in dem beſten; doch habe ich einige Thaler bey mir.

La Roſe. Oſerois-je Vous prier, de prendre le dejeuné avec moi? Mais Monſieur, Sie müſſen mir erlauben, daß ich Sie darf traktiren; car, pardonnes-moi, je ſuis peut-être à preſent plus riche, que Vous. (zieht einen ziemlichen Beutel mit Gold heraus). Voila! De cela on peut bien faire une depenſe.

Hans. Nein! das nehm ich nicht an.

La Roſe. Comme il Vous plait; mais nous verrons deja.

Jetzt holte la Roſe eine Flaſche Wein, und indem ſie dieſe verzehrten, erzählte er Hansen auch ſeine Geſchichte. Weil dieſe aber nicht in unſern Plan gehört, ſo laſſen wir ſie weg; den einzigen Umſtand nehmen wir aus, daß la Roſe jetzt im Begriff war, als Sekretair bey einen vornehmen Herrn zu gehen. Dieſes bewog denn auch Hansen, ihn mit mehrerm Reſpekt abzuſpeiſen, und das Anerbieten mit dem Frühſtück anzunehmen.

La Roſe. A propos, Sie werden eine alte Bekannte in S** finden; devinés, la quelle!

Hans.

Hans. Das kann ich nicht errathen, lieber la Roſe!

La Roſe. Ah, elle ſera infiniment ravie de Vous voir!

Hans. Sagen Sie mir nur, wer es iſt.

La Roſe. Non Monſieur. Il faut deviner.

Hans. Seit wie lange kenne ich ſie?

La Roſe. Dés Votre jeuneſſe.

Hans. Doch nicht etwan gar Mademoiſelle Souri?

La Roſe. Deviné! deviné! Oui Monſieur, c' eſt elle même.

Hans. Unmöglich!

La Roſe. Certes. Elle m'a demandé, ſi je ne ſavois rien de Vous; mais je m'ai excuſé de mon ignorance.

Hans. Das iſt herrlich! aber wo treff ich ſie?

La Roſe. Sie iſt bey einer jeune Demoiſelle, dont je ne ſai le nom; mais Vous la trouverés tous les jours à la promenade.

Hans. Aber noch eine wichtige Frage habe ich an Sie, lieber la Roſe! Wiſſen Sie den Namen des Miniſters noch, der die Erbſchaft meiner Tante an ſich gezogen

hat? In der damaligen Bestürzung habe ich mich gar nicht weiter um seinen Namen bekümmert; oder ich habe ihn nach der Zeit wieder vergessen.

La Rose. Patience! — Ich werde ihn noch wissen —! Comment donc! — Hm! — Je l' ai! — je l' ai! — Minnigbach — der Minister Minnigbach! Richtig, so hieß er.

Hans. Minnigbach! In Wahrheit?

La Rose. Surement, Monsieur.

Hans. Gott! welchen Einfluß hat dieser Mann auf meine Schicksale gehabt! Der Mann ist zu meinem Unglück bestimmt.

La Rose. Que dites Vous là? Kennen Sie ihn?

Hans. O! recht sehr gut; es ist derjenige; durch den ich die Einnehmerstelle erhielt.

La Rose. Je le connois aussi. Ich habe einmal zwey Wochen in einem Hotel logiert. Dazumal hatte er eine belle maitresse bey sich.

Hans. Eine Maitresse! Wie sah sie aus?

Unser Held spannte nicht wenig auf, als er diese Nachricht von seinem Röschen hörte.

te. Er wurde nun gar nicht fertig, in Rosen auszufragen, der in den zwo Wochen so manches Geschichtchen mit angesehen hatte, was für Hansen eben nicht allzu erbaulich war, und jemehr er hörte, desto mehr wurde er überzeugt, daß Röschen ihn bey der Nase herumgeführt hatte. Mit welchen Empfindungen er das Mädchen, das er von so langen Zeiten her mit so viel Inbrunst geliebt hatte, jetzt in so ein helles Licht gestellt sah; läßt sich leicht denken. Die Liebe, die Trotz dem letzten kleinen Groll doch immer noch in seinem Herzen geglimmt hatte, verlohr nun vollends ganz ihre Kraft, und er fühlte auf einmal, wie auch das letzte Fünkchen davon in ihm verlöschte. Jetzt war es nicht mehr Eifersucht, die ihn wider sie aufbrachte, sondern würkliche Verabscheuung nahm ihm die Ketten ab, die er bisher so willig getragen hatte.

La Rose wurde durch den Antheil, mit welchem sich Hans nach diesem Mädchen erkundigte, neugierig gemacht; doch weil dieser nicht von selbst ihm etwas davon sagen wollte, wollte er auch nicht darnach fragen. Certes, une affaire du coeur,

dachte er bey sich selbst, und brach das Gespräch ab.

Nachdem sie noch manches gesprochen hatten, kam die Zeit, daß la Rose fort muste; sie nahmen freundschaftlich Abschied, und Hans begleitete ihn bis an den Wagen, dann aber eilte er, daß er Mamsell Souri noch auf der Promenade antreffen möchte.

Zehntes Kapitel.

Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen.

Kurz vor S** setzte sich unser Kosmopolit auf einen kleinen Rasenhügel, um da ein wenig auszuruhen und den Staub von seinen Schuhen abzuwischen. Nicht weit davon sah er ein Frauenzimmer sitzen, welches in einem Buche las, und weil er auf dem ganzen Wege seinen Kopf mit Mamsell Souri beschäftiget hatte, wurde es seiner Einbildung nicht schwer, sie für dieselbe zu halten, ob er gleich ihr Gesicht nicht erkennen konnte. Die Neugierde, zu wissen, ob

sie

sie es würklich wäre, trieb ihn an, auf sie zu zu gehen; und damit er nicht in der Gestalt eines reisenden Handwerkspurschen vor ihr erscheinen möchte, versteckte er sein Bündel in einer sehr dicken Dornhecke, die nicht weit davon war. Je näher er an sie kam, desto fester ward seine Vermuthung, endlich sah er gar ihr Profil, und sie war es.

Ohne daß sie ihn noch bemerkte (denn sie war zu sehr in das Buch vertieft) trat Hans grade vor sie hin und sah sie starr an. Mamsell Souri sah auf, und, war willens, ihm ein finstres Gesicht zu machen, daß er die Unhöflichkeit begieng, sie zu stören; doch wurde ihr Gesicht bald wieder heiter, als sie eine bekannte Gestalt vor sich erblickte. Nicht hatte sie es nicht weg, wer dieser Mensch wäre, denn Hans hatte sich in der Zeit, da sie ihn nicht gesehen hatte, ziemlich verändert. „Mein Gott!“ sagte sie, „Sie sind mir so bekannt, und doch weiß ich nicht wer Sie sind?“ Sobald aber Hans anfing zu reden, verrieth ihn seine Stimme. „Gott! Herr von Hobald!“ rief sie erstaunend aus, „sind Sie es?“ raffte sich auf, und blieb starr vor ihm stehen. „Welche unvermuthete Erscheinung!

Wie freu ich mich, Sie einmal wieder zu ſehen!“ rufte ſie, als ſie ſich von der erſten Ueberraſchung etwas erhohlt hatte, und ſchloß ihn in ihre Arme.

So einen zärtlichen Empfang hatte Hans nicht erwartet; deſto ſüßer war es ihm daher, in den Armen der ſchönen Souri (denn noch immer war ſie ſchön) zu liegen, und er dachte ſich ganz in jene Zeiten zurück, wo er auf ihrem Schooße franzöſiſche Stunde hielt. Mamſell Souri dachte ſich weiter nichts böſes bey dieſer Umarmung, ſondern es war nur Zärtlichkeit, die an die mütterliche angränzt, welche ſie zu einem ſolchen Empfange ihres ſonſt ſo lieb geweſenen Hänschen, antrieb. „Nun ſagen Sie mir in aller Welt,“ fragte ſie weiter, „wie kommen Sie in dieſe Gegend?“

Hans. (mit einem tiefen Seufzer und niedergeſchlagenem Blick) Mein Schickſal, das ſeit dem Tode meiner Aeltern ſo unſtät iſt, hat mich hieher geführt! Eben ſo neugierig aber, Mamſell! bin ich, zu wiſſen, wie Sie hieher gekommen ſind?

Souri. Auch durch mein Schickſal, welches aber, wie ich vermuthe, weniger unſtät iſt, als das Ihrige.

Hans.

Hans. Das glaub ich gern.

Souri. Nun ſagen Sie mir nur, wie es Ihnen gehet, und als was Sie hier ſind?

Hans. Als Kosmopolit, Mamſell!

Souri. So machen Sie blos den Glücksritter? Armer Mann!

Hans. Ja wohl! Leider!

Souri. Haben auch keine Hofnung zu irgend einer Stelle, die ſich für Ihren Stand ſchickt?

Hans. Keine!

Souri. Wenn ich jetzt nicht wieder zu meinem armen kranken Fräulein müßte, ſollten Sie mir weitläuftig erzählen, wie es Ihnen gehet; aber morgen, Sie bleiben doch hier? ſehe ich Sie wieder. Wollen Sie mich nun da in meiner Wohnung beſuchen, oder hier mich wieder ſprechen? denn zu dieſem Lieblingsorte gehe ich alle Tage.

Hans. Wenn dies Ihr Lieblingsort iſt, wähl ich ihn auch zu dem meinigen. Ich will Ihnen alſo lieber hier meine [illegible] Geſchichte erzählen.

Souri. Gut! Es bleibt dabei; Punkt vier Uhr bin ich hier. Auf Wiederſehen.

Hans ging wieder zu dem Busche und holte sein Bündel. In der Stadt kehrte er in einem Gasthofe ein, welcher ihm dem Ansehen nach, der wohlfeilste schien. Wunderlich ward es ihm ums Herz, als er hier im Stillen die Begebenheiten des heutigen Tages überdachte. Freude war es ihm wohl, zwey alte Bekannte gefunden zu haben; aber diese beiden Leute hatten ihm auch das Bild der vorigen Zeiten erneuert, welches mit seinem jetzigen Zustande einen schaudervollen Kontrast machte. Am meisten aber peinigte ihn der Gedanke an seine betrogene Liebe. Seit heute ganz von dieser Leidenschaft frey, beklagte er den Verlust der Tage, wo er sich von Röschen so hatte täuschen lassen; griff mit seiner Hand tiefer in den Busen, und fragte sich zum erstenmale: was er wohl am Ende noch mit Röschen hätte machen wollen, wenn er länger noch in diesem Labyrinth hätte herumtaumeln sollen? und fand, daß er fast ganz ohne Kopf gehandelt und durch sein schwaches Herz sich in einen höchst albernen Handel verwickelt hatte; kurz er empfand alle die Martern, die uns, nach verrauchter Leidenschaft, der Verstand aus Rache anthut, wenn wir gehan-

handelt haben, ohne ihn um Rath zu fragen. Den ganzen Abend und den ganzen folgenden Tag durchwühlten diese Gedanken sein Gehirn, bis die Zusammenkunft mit Mamsell Souri, denselben eine andre Richtung gab. Nicht lange hatte er auf dem bestimmten Platze gewartet, als dieses gute Mädchen mit einem freundlichen Gesicht auf ihn zukam, „sind Sie schon da? das ist brav!“ und weil sein Anzug eben nicht der war, dessen die Französin sich zu schämen brauchte, hing sie sich von selbst an seinen Arm, und bat ihn: „mit ihr einen Spaziergang längs dem hohen Ufer eines Flusses, wo sie eine der schönsten Aussichten hatten, und wo er ihr ganz ungestört seine Geschichte erzählen konnte, zu machen.“

War Hans bey Erzählung seiner Abentheuer gegen la Rose zurückhaltend gewesen, so war er es gegen Souri noch weit mehr; denn weil diese einst eine Art von Gewalt über ihn gehabt hatte, so schämte er sich, ihr verschiedene Scenen seines Lebens aufzudecken. Dadurch aber wurde ihm sein Vortrag ziemlich erschwert; denn, weil seine Geschichte so genau mit seiner Liebe zusam-

men-

mehling, er ihr aber diese doch gern verschweigen wollte, mußte er in der Angst manche Erfindung machen. Auch selbst den Vorfall auf dem Schlosse zu Seydenbach kürzte er ab, indem er ihr den Namen nicht sagte, und mit keinem Worte Fräulein Hildegards erwähnte.

„Oft traten Souri, bey der Erzählung ihres ehemaligen Schülers, die Thränen in die Augen; denn es war ihrem so guten, theilnehmenden Herzen traurig: daß ein junger Mensch aus einem adlichen Hause, und mit so vielen Anlagen, in der Welt herumirren muste. Als er aber fertig war, machte sie verschiedene Anmerkungen über seine Schicksale, und las ihm über manche Scene seines Lebens, das Kapitel, welches Hans auch mit Ehrerbietung anhörte, und mit einem dankbaren Händekuß annahm. „Nun, Herr von Hobald!“ fing sie endlich an, „nun sa“ — — Hier unterbrach sie Hans: „Ehe Sie weiter reden, Mamsell! muß ich Sie bitten, mich nicht Hobald zu nennen; denn auch hier will ich unter dem bisherigen Namen: Hellbach, leben; ich habe meine Gründe dazu.

Soll-

Souri. Gut! wie Sie wollen. Also Herr Hellbach, nun sagen Sie mir einmal, was Sie in Zukunft vornehmen wollen? Wollen Sie denn Zeitlebens ein Tall des Ohngefährs bleiben?

Hans. Was soll ich machen?

Souri. Können Sie denn nicht in Ihre Vaterstadt zurückkehren?

Hans. Um da mein Glück zu erbetteln! oder mich aushöhnen zu lassen? Nein Mamsell! dazu bin ich zu stolz, trotz meinem wenigen Gelde.

Souri. Das müssen Sie am besten wissen. Aber einen Rath nehmen Sie doch von mir an, der Ihnen vielleicht in Ihrer jetzigen Stimmung besser behagen wird?

Hans. Und der ist?

Souri. Sie wissen, welche Menge vornehmer Leute, des Bades wegen, jetzt hieher kommt; suchen Sie sich doch bey einem großen Manne zu empfehlen. Aber Sie müssten es als Herr von Hobald thun.

Hans. Dies war schon vorher mein Einfall; und nun, da es auch Ihr Rath ist, thue ich es um so viel mehr. Doch, verzeihen Sie, bis zur Entdeckung meines Namens, befolge ich ihn nicht.

Souri. Gut! so behalten Sie Ihren bisherigen Namen. Aber jetzt lassen Sie mich vor allen Dingen eine Hauptfrage thun: Sagen Sie, wie steht es um Ihren Beutel? Reichen Sie wohl damit, so lange die Badezeit währet?

Hans. Nicht so lange. Einen oder anderthalb Monate könnte ich wohl damit auskommen, aber länger nicht.

Souri. Ohne Umstände, Herr Hellbach! wenn Sie Geld vonnöthen haben, so wenden Sie sich nur grade an mich. Sie verzeihen, daß ich Ihnen diesen Antrag so grade zu thue; doch da er blos aus gutem Herzen kommt, so glaube ich dadurch Ihren Stolz nicht zu beleidigen.

Hans. Mein Stolz ist nicht beleidigt: aber annehmen kann ich diesen Antrag nicht.

Souri. Warum nicht? Fürchten Sie etwan, daß er mich gereuen möchte? Gewiß nie; denn ich stehe jetzt so gut, daß ich wohl Ihre Ausgabe mit meiner Einnahme bestreiten kann. Sie nehmen meinen Vorschlag an, ohne alle fernere Einwendung, und bleiben hier in S** wenigstens so lange, als ich mit meinem Fräulein hier bleibe.

Vier-

Vielleicht kann ich Ihnen auch, unter der Zeit, durch irgend eine Empfehlung nützlich seyn.

Hans. Ich verdiene diese Großmuth nicht. (küßt ihr mit thränenden Augen die Hand.)

Souri. Still hiervon! Lassen Sie mich nun auch Ihnen meine Schicksale erzählen. (sie erzählt)

Hans. (auffahrend) Bey dem Herrn von Elbenhausen in Seydenbach?

Souri. Kennen Sie ihn?

Hans. Das ist eben der Edelmann, bey dem ich auf dem Thurme saß. Und ist das das Fräulein Hildegard, die mit Ihnen hier ist?

Souri. Ja.

Hans. Was macht sie hier?

Souri. Sie ist krank.

Hans. Krank? — Was fehlt ihr?

Souri. Das weiß man selbst nicht.

Hans. Aber doch nicht gefährlich?

Souri. (die Achseln zuckend) Es sieht auch nicht zum besten mit ihr aus.

Hans. Gott! das arme Fräulein! das gute, liebe Mädchen, das mich zweymal gerettet hat!

Souri. Also kennt sie Sie?

Hans. Ich glaube, daß sie mich noch kennt. Darf ich sie wohl sehen?

Souri. Ich will mich erkündigen. Kommen Sie morgen früh zu mir, vielleicht können Sie sie da sprechen; denn des Morgens ist sie noch auf ihrer besten Laune.

Majusell Souri erzählte nun auf Hansens Bitte, ihre Geschichte vollends aus, welche weiter nichts enthielt, als daß sie seit einem Jahre als Gesellschafterin bey dem Fräulein wär, und zweyhundert Thaler Gehalt bekäm. Auf Hansens Frage: warum Frau von Elbenhausen nicht mit ihrer Tochter in das Bad gereiset wär? erzählte sie ihm derselben Tod; und zuletzt bat sie Hansen noch: daß sie sich ja nicht versprechen, sondern ihn immer Advokat Hellbach nennen möchte.

Eilftes Kapitel.

Den andern Tag rumpfing Majusell Souri Hansen gleich an der Treppe, mit der ange-

genehmen Nachricht: daß das Fräulein ihn, sobald er käm, sehen wollte. Hansen klopfte das Herz für Freuden, als er in die Stube trat; aber wie erschrak er, als er seine schöne Retterin so entstellt fand, so, daß er sie kaum kannte. Es war nicht mehr das schöne Fräulein; die Farbe des Grabes hatte sich über ihre abgezehrten Wangen verbreitet. Ihr Auge lag tief, und matt blickte sie Hansen an, der vor Schrecken starr an der Thür stehen geblieben war. Sie saß am Fenster in einem Armstuhl, und gab mit der Hand ein Zeichen, daß sich Hans zu ihr hinsetzen sollte. Er thats, konnte aber für Wehmuth kein Wort sprechen: mit den Zeichen der innigsten Rührung, küßte er die kalte Hand des Fräuleins, die sie ihm reichte, und ein Paar, von dem Schauer des Mitleids entwärmte, Thränen fielen aus seinen Augen darauf.

Das Fräulein. So hätten Sie wohl nicht vermuthet, mich zu sehen? Nicht wahr, ich habe mich sehr verändert?

Hans. Gnädiges Fräulein! — — Ihr Anblick durchbohrt mir das Herz! —

Gott! — wie hat ſich ſeit jener Zeit alles verändert!

Fräul. Es freut mich doch, daß ich Sie noch einmal wiederſehe; ich habe es immer gewünſcht.

Hans. Auch mein ſüßeſter Wunſch iſt lange geweſen, meine Retterin wieder zu ſehen; aber in dieſem Zuſtande wünſchte ich faſt, Sie nicht geſehen zu haben. —

Fräul. (deren bleiche Wange eine blaſſe Röthe überzog, die aber bald wieder verſchwand) Wie kommen Sie denn aber hieher, Herr Hellbach; Sie ſind doch nicht auch der Geſundheit wegen hier?

Hans. (verlegen) Nein — gnädiges Fräulein! juriſtiſche Affairen haben mich hieher gerufen.

Fräul. Da werden Sie denn auch wohl nicht gar lange hier bleiben?

Hans. Vielleicht die ganze Badezeit über; auch wohl noch länger.

Fräul. Das iſt ſchön. Und da bitt ich Sie, mich ja oft zu beſuchen.

Hans hatte ſich dieſe Erlaubniß gewünſcht, und ſich ſchon vorgenommen, das Fräulein darum zu erſuchen, wenn ſie ihm ſolche nicht von ſelbſt geben ſollte; er nahm

ſie

sie also mit einer stummen Verbeugung an, hielt sich aber für diesmal nicht gar lange mehr auf. Heute war es ihm unmöglich, den Anblick des Fräuleins länger auszuhalten: sein Herz, das noch nicht an diese traurige Scene gewöhnt war, blutete zu sehr; seine Brust war zu beklemmt, als daß er viel hätte sprechen können, ja das Fräulein, so krank sie auch war, sprach weit mehr noch, als er; sein Jammer ging so weit, daß er fast ohne Abschied davon gegangen wäre, und Mamsell Souri, welche bey diesem Besuch nicht zugegen geblieben war, und ihm an der Treppe begegnete, beynahe nicht gesehen hätte.

Im Gasthofe weinte er bittre Thränen, und sann, nachdem er den ersten Schmerz etwas ausgeweint hatte, seinen so ganz wunderlichen Gefühlen nach, die in ihm waren erregt worden. Mit den Falten seines Herzens jezt besser bekannt, stellte er Vergleiche an; fand, daß der Antheil, den er an dem Schicksale Hildegards nahm, mehr als gemeine Menschenliebe war, und daß diese Thränen nicht blos die Thränen des Mitleids — nicht blos der Ausdruck der Freundschaft waren. Mißtrauisch ge-

gen sich selbst, nahm er sich vor, sein Herz besser zu belauschen, und ihm Verhaltungsregeln zu geben, damit es ihn nicht abermals zu einem albernen Streiche verleitete.

Diesem guten und so leicht gefaßten Vorsatz zu statten zu kommen, hielt er für rathsam, das Fräulein, sobald sie wieder anfinge gesund zu werden, nicht gar zu oft zu sehen; sie aber jezt in ihrer Krankheit, wo er für sein Herz gar keine Gefahr befurchte, fleißig zu besuchen, erlaubte er sich; denn er wollte doch auch nicht gerne wider die Höflichkeit verstoßen, da ihn das Fräulein selbst darum gebeten hatte.

Auf des Fräuleins Geheiß fragte Mamsell Souri diesen Nachmittag Hansen auf dem Spaziergange: Ob er wohl das Amt eines Vorlesers bisweilen bey dem Fräulein über sich nehmen wollte? „Eigentlich" fuhr sie fort, „habe ich solches zu thun, denn selbst zu lesen, ist ihr verboten worden, und doch hat das arme Fräulein sonst nicht den mindesten Zeitvertreib, da sie, wegen ihrer Schwäche, nicht ausgehen kann, und wegen ihrer üblen Launen, von den übrigen Badegästen auch nicht einmal Besuch annehmen will. Sie würden uns einen wuf-

ferordentlichen Gefallen erzeigen, wenn Sie mich manchmal ablösten.“

Hans nahm diesen Antrag mit Freuden an, und er bat sich aus: daß Mamsell Souri ihm dies Aemtchen ganz überlassen möchte. Mamsell Souri, der es um so lieber war, daß er sich zu einem beständigen Gehülfen für sie anbot, machte ihm zugleich die Schmeicheley, daß sie sich viel Gutes für das Fräulein von seinem Hierseyn versprächе, weil dieselbe viel Zutrauen zu ihm zu haben schien; denn er wär beinahe der einzige, mit dem sie zu sprechen sich noch überwunden hätte.

Weil er einmal das Amt eines Vorlesers über sich genommen hatte, so ließ ihn auch das Fräulein gleich den andern Morgen sehr früh rufen. Vor allen Dingen bat sie ihn aber, ihr seine Geschichte zu erzählen; denn vorzüglich war sie begierig zu wissen: wie es ihm seit der Steigledergeschichte gegangen wär? Hans gehorchte dem Befehle, doch, wie man leicht vermuthen kann, nicht treu; denn das Fräulein durfte nun vollends gar nicht wissen, was er für Abentheuer erlebt hatte, und mußte ihn blos als Advokat Hellbach kennen. Er unterhielt sie daher

mit einigen erdichteten matten Geſchichtchen, welche doch das Fräulein, trotz ihrer übeln Laune, mit vieler Gefälligkeit anhörte. Nie war es Hanſen noch ſo ſchwer geworden, jemanden mit Unwahrheiten abzuſpeiſen, als dies gute Mädchen; ja einigemal war er ſogar ſchon im Begriff, ſich ihr mit allem Schwall ſeiner Abentheuer zu entdecken; doch beſann er ſich immer wieder, und blieb Advokat Hellbach, welcher ſich, juriſtiſcher Angelegenheiten wegen, jetzt in S** aufhielt.

Da für dieſen Morgen nicht viel Zeit zum Vorleſen mehr übrig war, unterhielt er ſich mit dem Fräulein über ſo manches, und unter andern fragte er ſie auch: Ob ſie nicht muſikaliſch wäre?

Das Fräulein. Nein! aber hören thue ich es ſehr gerne, und wünſchte wohl, daß Sie es wären; dann würde ich Sie bitten: mir recht oft etwas vorzuſpielen; doch dürfte es auf keinem andern Inſtrument ſeyn, als auf dem Klavier, denn die übrigen ſind jezt für mich zu lärmend.

Hans. Ich ſchätze mich glücklich, daß ich im Stande bin, Ihnen dieſen Wunſch zu befriedigen; ich ſpiele etwas Klavier,

und

und es hängt blos von Ihrem Befehl ab, daß ich Ihnen eins besorge.

Fräul. O! wenn Sie das wollten! aber ja sobald als möglich; ich fühle ohnehin, daß mir das Lesen bald zu einerley wird; dann können wir doch abwechseln, wenn Sie anders das verdrüßliche Geschäft über sich nehmen wollen, einem kranken, mürrischen Mädchen die Zeit zu vertreiben?

Hans. Gewiß dies wird mir die süßeste Beschäftigung seyn. Gnädiges Fräulein. (küßt ihr die Hand, die ihm die seine matt drückt)

Fräul. Sie sollen mich auch zu meinem langen Schlafe einspielen.

Hans. (siehet sie starr an, und fängt an zu weinen)

Fräul. (weint) Wollten Sie wohl jezt erst nach dem Klaviere gehen?

Hans küßte ihr, ohne ein Wort zu sagen, die kraftlose Hand und ging.

Zwölftes Kapitel.

Hans ein Arzt.

Hans verrichtete sein Amt mit allem Eifer, spielte, sang, und las dem Fräulein beynahe den ganzen Tag vor, und suchte sie auf alle nur mögliche Weise zu zerstreuen und in ihren düstern Launen aufzuheitern. Das Fräulein fand anfangs viel Vergnügen an dieser Beschäftigung; besonders gefiel ihr Hansens Spiel auf dem Klavier, und zwar deswegen, weil er mehrentheils fantasirte. Dies geschah aber immer so harmonisch mit ihren schwermüthigen Empfindungen, daß sie dadurch beständig mehr Nahrung für ihre Krankheit fand. Hans bemerkte seinen Fehler und wollte ihn verbessern; da er aber seinen Ton in einen freudigern umzustimmen suchte, so fand Hildegard das Spiel nicht mehr angenehm, und er mußte wider seinen Willen und trotz aller Vorstellungen, die er deswegen that, seinen ersten melancholischen wieder anfangen, wenn er anders noch des Fräuleins Gunst

und

und einen freyen Zutritt bey ihr haben wollte.

Hans, der, wie bekannt, auch Medizi-ner war, gab indessen doch genau auf die Krankheit des Fräuleins Achtung, und fand, oder vermuthete wenigstens, daß es eine ganz andere war, als alle Welt, selbst den Arzt nicht ausgenommen, geglaubt hat-te. Ein Umstand, der zu viel Einfluß auf die Geschichte unsers Helden hatte, als daß wir ihn übergehen könnten.

Kurz nach der Steigledergeschichte hatte Hildegard angefangen zu kränkeln, jedoch ohne selbst zu wissen, was ihr eigentlich fehl-te. Anfangs achtete sie es nicht; doch all-mählig wurde das Uebel ärger, und nun klagte sie es einem Arzte, welcher in dasiger Gegend der berühmteste war. Er war der berühmteste, nicht wegen seiner Geschicklich-keit, sondern weil er sich so geltend zu ma-chen wußte, daß sich die ganze Noblesse sei-ner bediente. Das Fräulein klagte ihm zwar ihre Krankheit: weil sie aber im Grunde selbst nicht wußte, wo es ihr fehl-te, konnte sie ihm auch nicht die gehörigen Anzeigen des Uebels geben, und folglich wußte der Arzt auch nicht, worauf es an-

kam. Ungeachtet seiner Ungewißheit handelte er indessen doch gewissenhaft, und gab Arzeneyen, die wenigstens nicht schädlich waren. Das Uebel wurde täglich ärger. Weil er aber doch gerne dem Fräulein geholfen wissen, aber dennoch durch Rathserhohlung bey seinen Kollegen, keine Blöße geben wollte, schlug er das Bad in S** vor. Hierbey hatte er nun eben nicht die Absicht, daß sie es brauchen sollte, sondern hofte nur, daß die Aerzte in S**, von denen er, wegen der Entfernung, keinen Nachtheil für seinen Ruhm befürchtete, die Kranke genau untersuchen, und wenn sie ihr das Baden nicht zuträglich fänden, eine andre Kur mit ihr vornehmen würden. So dachte dieser Arzt; aber nicht so die Aerzte in S**, denn aus einem wunderlichen Eigensinne glaubten diese: Alle Kranke, die nach S** kämen, müßten auch die Uebel an sich haben, wider welche das Bad gut wär, sonst würden sie nicht kommen. Ohne also zu wissen, was Fräulein Hildegarden fehlte, ohne daß diese arme Kranke sie eines bessern belehren konnte, kurirten sie denn frisch auf eine Krankheit los, welche sie nicht hatte, und marterten das gute Mädchen mit einer

Men-

Menge Bädern, die zu weiter nichts dienten, als ihr Uebel zu vergrößern, und sie ganz sachte und methodisch in die Ewigkeit zu befördern.

Bey dergleichen Umständen sahen Mamsell Souri und Hans mit inniger Wehmuth, es von Tage zu Tage schlimmer mit ihrem geliebten Fräulein werden. Hans, dem sie noch näher ans Herz ging, konnte sich nicht länger überwinden, seine Vermuthung wegen dieser Krankheit bey sich zu behalten: er theilte sie daher dem Fräulein, Mamsell Souri, und auch den Aerzten mit. Das Fräulein war ganz gleichgültig bey dieser Entdeckung: denn sie bildete sich nun nichts gewissers, als den Tod, ein, und hofte für sich keine Rettung mehr. Mamsell Souri gab ihm Beyfall; doch auch ihr Zureden half bey dem Fräulein nichts. Bey den Aerzten aber kam er übel an, daß er sich anmaßete, die Krankheit besser zu kennen, als sie; und aller angeführten Beweisgründe ungeachtet, mußte das Fräulein auf dem Wege zum Grabe bleiben.

Hansen brach das Herz, daß er das Mädchen, die sich um ihn so verdient gemacht hatte, ohne Rettung so sollte dahinsier-

ſterben ſehen. Als er eines Tages ſie überaus ſchlecht verlaſſen hatte, ging er auf ſeiner Stube in tiefen Gedanken auf und nieder, und ſann auf Mittel, die die dringende Gefahr nun äußerſt nothwendig machten. Nach langem Sinnen ſtand er auf einmal ſtille, ſchlug freudig in die Hände, und ſprach: „Ha! ich will — ich kann ſie vielleicht ſelbſt retten! Dank dir, lieber Sternmann! denn gewiß iſt dieſes die nemliche Krankheit; alle Kennzeichen ſind da, wie du mir ſie beſchriebſt! — Ja — noch dieſe Stunde will ich das Recept in die Apotheke tragen, will das Pulver zurechte machen laſſen — Dank dir, guter — wohlthätiger Mann! Du retteſt ein Leben — retteſt das Leben des beſten — des herrlichſten Mädchens — und dieß retteſt du durch mich! welche Freude — welche Seligkeit, einen Engel zu retten! — O! wie wird ſie mir — wie wird ſie dir dann danken! uns beide ſegnen! — — O! warum iſt mir denn dies nicht längſt ſchon eingefallen? Vielleicht wär ſie ſchon hergeſtellt.“

Unterdeß, daß Hans ſein Recept ſucht, müſſen wir euch dieſen ſchwärmeriſchen Ausruf erklären. Bey ſeinem letzten Prinzipal,

dem

dem Pfarrer, hatte er einen gewissen Doktor Sternmann kennen gelernt, welcher zu der Zeit des Pfarrers Schwester in der Kur hatte. Hans unterhielt sich, als Arzt, viel mit diesem geschickten Manne, und weil er sahe, daß seine ganze Kur in einem bloßen Pulver bestand, bat er diesen Sternmann um das Recept, und ließ sich auch zugleich die Verhaltungsart dabey sagen, und die ganze Beschaffenheit der Krankheit erklären. Da sich nun aber die Krankheit bey seines Principals Schwester auf eben die Weise äußerte, wie bey Fräulein Hildegard, so versprach er sich auch bey dieser die beste Würkung von dieser Arzney.

Kaum hatte er sein Recept gefunden, als er mit gleichen Füßen in die Apothek sprang und auf die Verfertigung des Pulvers wartete, um gleich damit zu dem Fräulein zu eilen. So schnell aber der Entschluß, das Fräulein zu retten, entstanden war, eben so schnell verschwand derselbe auch wieder. „Gott!“ sprach er bey sich, „wenn aber dies Pulver bey ihr eine ganz andre Würkung thäte? da du doch nicht gewiß weißt, ob es auch die nemliche Krankheit ist? Es könnte wohl gar ihren Tod befördern! Nein!

Nein! — Ihr Mörder! Der Gedanke wär schrecklich! — Nein! Ich will nicht meine Hände an ihr Leben legen! Hans, du bist zu leichtsinnig! — Dein Leben, süßes Mädchen! ist mir zu theuer, als daß ich auf gerathe wohl daran bauen sollte! Ich gebe dir dies Pulver nicht — seine Würkung ist heftig, es möchte dir dein schönes Leben kosten, wenn es nicht die rechte Krankheit fänd! — Nein — ich wage es nicht!" So ein Arzt war Hans. Doch ich möchte wohl einmal einen Arzt sehen, der nicht in der nemlichen Verlegenheit wär, wenn er das Leben der, die ihm das Liebste ist, von seiner Kunst abhängen sieht.

Traurig ging nun Hans nach Hause, warf sich auf seine Knie, und empfahl des Fräuleins Rettung dem besten Arzte mit Thränen; denn sich und den übrigen Aerzten traute er nun nicht mehr.

Dreyzehntes Kapitel.

Oefters und gefährlichere Anfälle des Uebels stellten sich nunmehro täglich bey dem Fräulein ein, und liessen ganz an einer Wiederherstellung zweifeln. Mit jedem Tage wurde sie hinfälliger, verdrüslicher; ja ihr Verdruß ging so weit, daß sie von Hausen weder etwas vorgespielt, noch vorgesungen haben wollte; auch wollte sie ihn nicht so oft mehr sehen. Bey leidlichen Stunden kam er zwar bisweilen noch vor bey ihr, selbst aber ließ sie ihn nie rufen. Sie bereitete sich, die innere Zerstörung schon fühlend, zum Grabe, und trauete nicht dem Trosse der Aerzte, die noch alle Zuversicht auf die Kräfte des Gesundbrunnens setzten. Sie hörte auf, Bäder zu nehmen, und Mamsell Souri mußte an Herrn von Elbenhausen schreiben, um ihm den Zustand seiner Tochter zu melden, und ihn zu bitten: Sie noch einmal vor ihrem Ende zu sehen.

Wie ein unschuldig zum Tode Verdammter dem Tage seiner Hinrichtung entgegen siehet, sah Hans der Vernichtung eines Le-

bens

bens entgegen, welches ihm theurer noch war, als sein eignes. Ohne Bewußtseyn schlich er herum, unstät und ohne Ruhe durchirrte er die wildesten Gehölze um S**, eilte aber bald wieder nach der Stadt, um zu wissen: wie es mit Hildegard stünde?

Um einen lebhaftern Begriff von seiner Verfassung zu geben, haben wir aus seiner Schreibtafel hier einige Aufsätze abgeschrieben, welche er während der größten Krankheit des Fräuleins gemacht hat.

Meine Geliebte — still will ich es Dir sagen, daß Du dies bist — welch ein Gedanke, Dich auf dem Krankenlager zu wissen! — wie fürchterlich für das Herz Deines Freundes! Er ist unerträglich für meine Seele! Schwarze Fantasien umhüllen mich, ich weiß nicht wo ich bin — Worte fehlen mir zu sagen, was ich fühle — meine Gedanken verlassen mich. — Erleichterung zu finden, ging ich in die freye offene Flur; meine Füße versagten mir ihren Dienst, ein kleiner Hügel rief mich zur Ruhe. — Fern blickte ich da von der Höhe über weite Flächen dahin, mein Geist floh zu jenen Gefil-

den,

den, wo ich, gesund noch, Dich kennen lernte; mein Auge spähete nach ihnen, aber es fand sie nicht — die Ferne entzog sie meinem forschenden Blick; nur der Strich des Himmels, unter dem sie liegen, war es, den ich sah! Ungewitter stiegen aus dieser Gegend auf, ihre düstern Wolken hüllten das Thal in Trauer, Schwermuth drückte das Gesicht mir zur Erden. — Meine Stirn, mit dem auf Rasen ruhendem Arm unterstüzt, blickt ich hinüber in jene Gegend, wo mein Unglück Dich zuerst mir entgegenführte — in jene Gefilde, wo Du einst, von keiner Krankheit noch zurückgehalten, dahin wandeltest; „dort," dacht' ich, „dort war es, wo munter und froh, sie sonst neben ihren Gespielinnen auf wiegendem Grase ruhete — ihrer Jugend sich freuete; dort war es, wo sie in süßer Einsamkeit Plane zu edlen Thaten entwarf — wo sie würklich lebte — — Und jezt — Gott, welche Marter ists, es zu wissen! — jezt liegt sie hier entkräftet auf dem Lager der Leiden — beklaget verlassen die Flucht der Jugend — und bereitet sich einsam einer Ewigkeit vor, für die allein, sie noch leben zu müssen, sich trö-

ſiet! — Ach! ich vermag nicht die Bilder zu mahlen, die ſich mir darſtellten! ſie zerfloſſen in heiße Thränen, die über die ſtützende Hand auf mein Lager herabfielen.

Was muß ſie leiden, die Gute — Ich habe ſie geſehn. Gift durchſtrömet jede ihrer Adern — ich zittre! Dieſer Augenblick ſagt mir erſt, wie nahe ſie mir iſt. — Tief — tief fühlt mein Herz, wenn ihr matter Blick ſich gegen mich hebt; wenn ſie mit trüben, thränenvollen Augen, mir ihre Leiden zu klagen — mich um Hülfe zu bitten ſcheint. — Ach! was ich dann fühle! daß ich ihr gern helfen wollte und doch nicht kann, iſt über jeden Ausdruck —

Geringere Gefahr ſcheint ihr zu drohen? — Ein kleiner Strahl von Hofnung, ein ſüßer Troſt, ſteigt in meine gebeugte Seele herab — richtet ſie wieder empor! Täuſche mich nicht Hofnung, du, die du für mich ſo oft ſchon betrügeriſch warſt — täuſche mich nicht! Nein! ich habe es ſelbſt geſehen — Ihr Auge war munterer — heit-

heitrer ihr Blick, ihre Sprache frischer — O! warum kann ich nicht jeden Augenblick um sie seyn? — nicht jeden Pulsschlag zählen, und spähen, ob er Gefahr verkündigt? — Was muß sie jezt machen? dieß ist der Gedanke, der mich bey jedem meiner Schritte verfolgt.

So hast du mich doch getäuscht? betrügerische Hofnung! — Ach! wie ist mir so weh! Könnt ich doch meine Leiden in irgend einen freundschaftlichen Schoos ausschütten! — Aber, wer nimmt meine Klagen auf? — Auch die Thränen versagen jezt mir ihren Dienst — mein Schmerz ist zu heiß — Ach meine Hildegard! — mehr — gewiß mehr leide ich noch, als Du — mein Leben verzehrt sich! — Der Gedanke an Dich, verekelt mir jede Speise, vergället mir jeden Trank! — mich foltert das Bild des Todes, der sich mit schrecklichen schwarzen Farben vor meine Fantasie stellt! Ach meine Geliebte! ängstlich horch ich nur auf jeden Tritt, jeden Augenblick befürchte ich eine tödtende Nachricht — Ich denke nur Dich; — denke Dich mit Schau-

dern — Was machst Du in diesem Augenblicke? Wären doch schon die marternden Stunden der Ungewißheit vorüber! Ach lange — lange wirds noch dauren, ehe ich wieder weiß, wie Dirs geht! —

Ich soll Dich nicht mehr sehen? — Du selbst verbietest es mir? — Welche quaalvolle Entfernung wird das für mich seyn! Aber gern, gern will ich mich martern, wenn ich nur einst Dich wieder zu sehen bekomme, — gestärkter — besser! — — Diesmal, Freundin! fließen meine Thränen — reichlich fließen sie diesmal um Dich. Doch es kommen Stunden, wo ich gern weinen wollte, und nicht kann, wo mir die Natur diese Wohlthat versagt. Ach meine Geliebte! wenn von den Thränen, die ich um Dich schon vergossen habe, jede nur einen leidenlosen Augenblick Dir verschaffen könnte, nie — nie hättest Du gelitten. Meine ganze Seele verliert sich wieder in dem Gedanken, bey Dir zu seyn. Was machst Du? — O Gott! habe Mitleid mit der leidenden Jugend eines frommen Mädchens — schone ihr schönes Le-

ben.

ben, gieb ihr Ruhe, Lindrung ihrer Schmerzen! O! könnte mein Gebet Dich retten! — Mit Inbrunst bete ich. — — Die Nacht ruft zur Ruhe — Kann ich ruhn, wenn Leiden den Schlaf aus den Augen meiner Freundin vertreiben? Könnt ich doch neben Dir wachen! doch dies traurige Glück ist mir versagt.

Guter Gott! was hab ich gesehn! Meine ganze Seele empörte sich bey dem Anblicke der Leidenden! Gottes Hülfe mit Dir! — ich Armer kann Dir nicht helfen, so gern ichs wollte! Ha! wie konnte ich mich überwinden, Dich zu sehen! Doch war es nicht mein Wunsch — — Schaudre nicht vor der Nacht, meine Geliebte! Gottes Hand wird Dich Fromme schützen — wird Dir Deine Schmerzen lindern. Auch ich will wachen, will für Dich beten — — — Gott! da steht Dein trauriges Bild wieder vor mir. O, du Arme — Gute — Leidende! welche Pein ists, für Dein Leben zittern — Ich Elender, daß ich Dir nicht helfen kann! — Die ganze Welt liegt auf mir, mit aller Last liegt sie auf mir! Ist

auf Erden, ist im Himmel kein Trost für mich — keine Rettung? — Gott, was würde aus mir werden, wenn sie — — o, den erschrecklichen Gedanken, ich mag ihn nicht ausdenken! — — Wie ich zittre! Wie schwer, wie gepreßt mein Herz schlägt.

Vierzehntes Kapitel.

— — — — —

Einen Morgen, als das Fräulein die Nacht vorher einen der heftigsten Anfälle gehabt hatte, aber nun eine matte Ruhe genoß, wurde Hans zu ihr gerufen. Sie empfing ihn auf dem Bette liegend, und reichte ihm die ganz schwache Hand entgegen. Hans ergriff und küßte sie, sprach aber kein Wort; denn seit denen zween Tagen, als er das Fräulein nicht gesehen hatte, war sie merklich verändert, und des Todes völliges Ebenbild; auch vergoß er diesmal keine Thränen, sein Schmerz war zu heftig.

„Herr

„Herr Hellbach,“ redete sie mit matter Stimme ihn an, „Sie sehen mich jezt zum letztenmale; denn ich bitte Sie, mich nicht eher wieder zu sehen, als bis ich todt bin; ich muß es Ihnen gestehen, Ihr Anblick verbittert mir die letzten Minuten! Auch jezt bitt ich Sie, nicht lange bey mir zu verweilen; ich wollte Sie blos noch einmal sehen, und Ihnen diese Uhr zum Andenken übergeben, weil mein Bild darauf ist. Nehmen Sie sie als ein Geschenk von einem Mädchen an, welches die wärmste Freundschaft für Sie mit in das Grab nimmt. — — Denken Sie dabey an mich, Freund! wenn ich nicht mehr bin. — — Ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie an meinem Leiden genommen haben — der Himmel segne Sie für die Mühe, die Sie aus so gutem Herzen übernahmen, mir meine bösen Tage tragen zu helfen. — Hier Freund, hier ist meine Hand zum Abschied; ich will sie Ihnen auch einst, wenn wir in einer schönern Welt uns finden, zum Willkommen reichen. — Gott segne Sie! — Leben Sie wohl — — Und nun, nun gehen Sie, und beten Sie für mich um eine sanfte Stunde des Todes, und wenn die vorüber

ist, dann erflehen Sie mir Ruhe im Grabe — Leben Sie wohl! —

Hans ergriff hastig die Hand des Fräuleins, warf sich an ihrem Bette auf die Knie, beschwor sie, ihn nicht zu verlassen, und betete dann mit noch nie gefühlter Rührung gen Himmel um ihre Rettung.

Dieser Anblick war für das Fräulein zu gewaltsam; „ich bitte Sie nochmals," sagte sie, „verlassen Sie mich, damit ich in Ruhe die wenigen Augenblicke noch zubringen kann." — Hans mußte gehorchen: denn Mamsell Souri bat ihn auch darum, oder führte ihn vielmehr mit Gewalt hinaus, weil er noch nicht weichen wollte. „So hast du sie denn zum letztenmale gesehen!" schrie er hoch auf, lief nach Hause, warf sich mit seinen Kleidern auf das Bette, und blieb in stummem Schmerze so liegen.

Nach Tische erhielt Mamsell Souri einen ganz kurzen Brief von dem Herrn von Ehrenhausen, worinnen er schrieb: daß er selbst nicht kommen könnte, er wünschte aber seiner Tochter gute Besserung, und bät Mamsell Souri, fleißig Sorge für sie zu tragen. Mamsell Souri mußte dem Fräulein den Brief vorlesen, worauf dieselbe

be weinend die Hände gen Himmel hob, und dann ihr Gesicht in dem Bette verhüllte.

Den ganzen Tag hatte Hans in seinem sinnlosen Zustande unbeweglich gelegen, bis ein Bote von Mamsell Souri, am späten Nachmittage, ihn mit der erschütternden Nachricht weckte: daß Fräulein Hildegard vorbey wär. Schnell sprang er auf und hin, und fand Mamsell Souri, der in der Bestürzung niemand eingefallen war, als er, ganz alleine bey dem Fräulein.

Ohne weiter ein Wort zu reden, stürzte er an das Bette des Fräuleins hin, ergriff ihre Hand und drückte sie lange an seinen Mund. Mamsell Souri trat neben ihn hin, rang die Hände, sprach aber kein Wort. „Gott!“ rief sie endlich aus, „was fang ich an? Schicke ich zu einem Arzte, oder überlasse ich sie Gott? — doch die Aerzte tödten sie noch ganz!“ — —

Hansen fiel diese Rede auf, er fuhr aus seiner Stellung empor, ergriff Souris Hand, und fragte hastig: „Was sagen Sie? Ist sie nicht todt?

Souri. Nein! sie liegt nur in einer der fürchterlichsten Ohnmachten; die ihr aber

gewiß das Leben koſtet, wenn ſie wieder kommt.

Hans. O! ſo laſſen Sie ſie uns retten!

Jezt beſann ſich Hans auf das Pulver, welches er immer noch in der Taſche bey ſich führte, und gab es Mamſell Souri, um es ihr beyzubringen. Dieſe machte, wie Hans, der jezt eigentlich ohne Beſinnen klüger war, als er bey geſundem Verſtande geweſen wäre, nicht die mindeſte Betrachtung drüber, was ſie dem Fräulein eingäben? ſondern weil es das erſte Mittel war, was ihnen einfiel, ſo war es auch das beſte. Sobald daher das Fräulein wieder einige Bewegungen mit der Zunge zu machen anfing, wurde es ihr eingegeben; und erſt, als ſie es bey ſich hatte, fragte Mamſell Souri: was dies für ein Pulver geweſen wär? Bald darauf machten Beyde ſich Vorwürfe in ihrem Gewiſſen, daß ſie es dem Fräulein gegeben hatten, zumal als ſie ſahen, daß ſie nun noch weniger Zeichen des Lebens von ſich gab, als vorher, daß ihr Puls ſchwächer ſchlug, denn Hans ſpähete denſelben mit Anſpannung aller ſeiner Aufmerkſamkeit aus. Nach etwas mehr als einer Stunde bekam das Fräulein wieder Leben; aber dieſes

des Leben war weiter nichts, als die gewaltsamsten und grausendsten Verzuckungen, die sich mit jedem Augenblick vermehrten, und am Ende mit einer noch tiefern Ohnmacht aufhörten. „Wir sind ihre Mörder!“ riefen beyde mit ängstlicher Stimme aus. „Ach! das unglückselige Pulver, hätten wir es ihr doch nie gegeben!“ Mehr als Höllenangst war es, die sie ausstanden, und sie trieben sich beyde untröstlich in der Stube herum, bis endlich sich die Verzuckungen von neuem bey dem Fräulein anfingen. Auf einmal schlug sie die Augen auf; aber ihre Blicke waren starr. Hans und Scuri täuschten sich lange mit der Erwartung, daß sie sprechen sollte, aber sie wandte sich um, verschloß ihre Augen, und blieb unbeweglich so liegen.

Furcht und Hofnung wechselten bey dem Arzte und seiner Freundin mit jedem Augenblicke ab; aber wie froh waren sie, als sie endlich gewahr wurden, daß das Fräulein würklich schlief. Gern hätte Hans ihr Erwachen abgewartet, aber sie schlief bis in den Abend hinein, und es hatte das Ansehen, als ob sie noch länger schlafen würde. Er ging nach Hause, um nach einem so

fürch-

fürchterlichen Tage auch etwas Ruhe zu genießen; doch, so sehr er auch derselben bedurfte, so wenig konnte er einschlafen: denn immer glaubte er noch, man würde ihn zu dem Fräulein rufen.

Kaum war der Morgen angebrochen, so eilte er zu Mamsell Souri, um von dem Befinden seines Fräuleins Nachricht zu haben. Wie freudig war er überrascht, als ihm diese die unerwartete Nachricht gab: das Fräulein habe bis früh um drey Uhr geschlafen, dann hätte sie einige Worte mit ihr gesprochen, sey aber gleich wieder eingeschlafen. Hans drang in Mamsell Souri, ihn in die Stube des Fräuleins zu führen, doch schlug sie ihm solches anfangs ab. Auf wiederholtes ängstliches Bitten, that sie es aber doch. Leise, daß er es selbst nicht hörte, trat er hinein und an das Bette hin; eine Thräne der Freude rollte ihm aus dem Auge, als er ihre Miene weit ruhiger fand, als viele Tage vorher; doch hielt er sich nicht lange auf; denn da er nun völlig von der Würkung seines Pulvers, und von der Gewißheit der vermutheten Krankheit überzeugt war, lief er sogleich in die Apotheke, und ließ noch einige Pulver machen,

weil

weil er nun auch wußte, daß sie noch mehr dergleichen Anfälle haben würde, wo der Gebrauch dieser Medizin nöthig wär. Und er hatte auch nicht unrecht; denn mit dem Abend stellte sich auch der Paroxismus wieder ein, jedoch etwas weniger heftig, als gestern; das Pulver that daher auch geschwindere Würkung. So gings nun von Tage zu Tage fort, und in Zeit von vierzehn Tagen spürte sie gar keine Krämpfe mehr; blos die große Schwäche zog bisweilen noch eine kleine Ohnmacht nach sich.

Noch war es dem Fräulein ein Geheimniß, wem sie ihre so sichtbare Herstellung zu verdanken hatte; denn ihre Tanti hatte es, auf Hansens Bitte, ihr noch verschwiegen; sie dankte also den Aerzten, die sie zwar noch fleißig besuchten, deren Anordnungen aber nie befolgt wurden, für ihre Mühe und Sorgfalt; und diese thaten sich nicht wenig darauf zu gute, daß sie eine solche Wunderkur gemacht hetten, und ärndeten mit vieler Zufriedenheit das Lob, welches ihnen das Fräulein darüber machte.

Hans hatte indessen das Fräulein, ihrem Befehle gehorsam, seit dem Abschiede nie wieder wachend gesehen, auch von dem Tage

ih-

ihrer Besserung an ihre Stube gar nicht betreten, sondern sich blos des Tages einigemal bey Mamsell Souri erkundigt, und den fernern Gebrauch seines Pulvers verordnet.

Funfzehntes Kapitel.

Jezt fiel es Hansen erst ein, was er für einen Fehler begangen, daß er den Doktor Sternmann nicht habe kommen lassen, oder ihm wenigstens den Zustand des Fräuleins geschrieben. Um nun nicht etwan noch einen Fehler in der Kur zu machen, welcher üble Folgen nach sich ziehen könnte, ging er sogleich zu Mamsell Souri, sagte ihr solches, und miethete sich aus ihrem Beutel einen Wagen, den Doktor darinne zu holen. Zum Unglück, oder eigentlich zu seinem Glück, fand er den guten Sternmann selbst unbaß. Er erzählte ihm also alle Umstände des Fräuleins, fragte ihn: ob man wohl noch etwas zu befürchten hätte, und ob etwan noch

noch eine Nachkur nöthig wär? Der Doktor Sternmann freute sich, durch Hansen einen Menschen gerettet zu haben, sagte ihm alles, was noch zu beobachten wär, und gab ihm zugleich noch ein Recept zur Nachkur, nebst den Verhaltungsregeln. Hans machte diesem guten Manne die verdienten Lobeserhebungen, und eilte sogleich wieder zu seiner Patientin zurück.

Mamsell Souri empfing ihn bey seiner Rückkunft mit der Nachricht: daß das Fräulein ihn zu sprechen wünschte. Da es nun Hans unmöglich über das Herz bringen konnte, länger sich von ihr entfernt zu halten, so machte er ihr auf der Stelle seinen Besuch. Mit welchem Entzücken er sein geliebtes Mädchen (denn dies war sie nun völlig geworden) außer dem Bette und mit allen Zeichen einer ganz wiederkehrenden Gesundheit sah, ist unbeschreiblich. „Warum haben Sie mich so lange nicht besucht?" rief sie ihm entgegen, „wie haben Sie das über Ihr Herz bringen können?"

Hans. Sie hatten mir es ja befohlen, gnädiges Fräulein!

Das Fräulein. Jezt wiederruf ich, und bitte, daß Sie mich von neuem besuchen

und

und Ihr unterbrochnes Amt wieder fortsetzen.

Hans. Mit tausend Vergnügen.

Das Fräul. Freuen Sie sich aber nicht auch über mich, daß Sie es jezt ganz anders mit mir finden, als Sie und ich vor kurzem es noch vermutheten?

Hans. Niemand kann mit wärmern Herzen an dieser Verändrung Antheil nehmen, als ich.

Fräul. Ich bin davon überzeugt. Ihre Miene bey Ihrem Eintritte sagte mir dies besser, als Sie mir es jezt mit Worten sagen.

Hans. Diese glückliche Verändrung erinnert mich aber auch, daß ich Ihnen Ihr Bildniß zurückgeben muß, und ich thue es mit Freuden, da die Bedingungen nicht mehr gelten, unter denen Sie mir es schenkten.

Fräul. Welches waren die?

Hans. Sie gaben mir es als ein Andenken nach Ihrem Tode; und nun —

Fräul. Und nun?

Hans. Da Sie nun bald wieder hergestellt sind —

Das

Das Fräulein. Kann Ihnen das Andenken einer Lebenden nichts mehr nützen; nicht wahr?

Hans. (weiß nichts zu sagen)

Fräul. Pfui! Herr Hellbach, wollen Sie mich krankes Mädchen auch noch ärgern?

Hans. Es sollte mir kränkend seyn, wenn Sie mich dieses Verbrechens fähig hielten!

Fräul. Sie thun es aber doch.

Hans. (küßt ihr die Hand) Ja! ich wills behalten. Vor diesem Bildnisse (küßt es) will ich beten — will so lange davor beten, bis das Original an Munterkeit ihm völlig wieder gleicht.

Fräul. Und dann nicht wieder?

Hans. Wenigstens wünsche ich nie wieder nöthig zu haben, in dieser Absicht zu beten.

Fräul. Ich bin überzeugt. — — Was meynen Sie aber nun von meinen Aerzten; glauben Sie noch, daß sie meine Krankheit nicht getroffen haben? Bitten Sie ihnen ja das angethane Unrecht ab.

Hans. Ja, gnädiges Fräulein, wenn ich Ihren Aerzten würklich Unrecht gethan habe, so bitte ichs ihnen ab.

Von Tage zu Tage ward es nun mit dem Fräulein besser; sie bekam eine lebhaftere Farbe, ging munter in der Stube und in dem Hause herum, und sang sogar mit Hansen ein kleines Liedchen, wenn er auf dem Klavier spielte. Seliger hätte Hans selbst im Himmel nicht seyn können, als er es jezt war, da er ein so gutes Mädchen gerettet, — so einen Engel durch sich gerettet sah! —

An einem der schönsten Sommertage empfing ihn Mamsell Souri mit einer Umarmung und mit einem Kusse, der zärtlicher noch war, als der, den sie ihm beym ersten Wiedersehen in S** gegeben hatte. Hans, der nicht wußte, was die Ursache dieser Ueberraschung war, fragte die schöne Souri: wie er dazu käme? „Dirs" sagte das Mädchen voller Freude, „ist mein Dank, daß Sie mein geliebtes Fräulein so gut wieder hergestellt haben; denn Sie müssen wissen, daß wir heute zum erstenmale wieder mit einander ausgewesen sind, und daß sie recht munter und frisch, auch ziemlich weit

ge-

gelaufen ist. Lieber Hellbach! Sie haben eine Kur gemacht, die dem größten Arzte nicht mehr Ehre hätte machen können!“ Hans lief in dem vollen Entzücken grade zum Fräulein, ihr zum ersten Ausgange Glück zu wünschen; aber wie erschrak er, als ihn dieselbe mit einem ziemlich mürrischen Gesicht empfing. „Herr Hellbach, ich bin gar nicht mit Ihnen zufrieden; was haben Sie gemacht?“

Hans. (erschrocken, aber doch dabey ein gutes Gewissen verrathend) Ich? Sollte ich Sie beleidigt haben?

Das Fräul. Und das nicht wenig.

Hans. (verlegener) Gewiß, gnädiges Fräulein, ich bin mir keines Vergehens gegen Sie bewußt!

Fräul. Sollten Sie so verhärtet seyn, Herr Hellbach! daß Ihnen Ihr Gewissen nicht einmal die Vergehen vorwirft, die Sie begangen haben? das hätte ich Ihnen nicht zugetraut.

Der gute Hans war äußerst betroffen, als er das Fräulein in diesem Tone sprechen hörte, und er glaubte fast: sie hätte etwan seine geheime Regung gegen sie entdeckt. Hier wußte er sich nun freilich nicht sicher;

seine vorige Freimüthigkeit verschwand, er schlug die Augen nieder, wurde blaß, und war schon im Begriff, dem Fräulein zu Füßen zu fallen (denn diese Regel erinnerte er sich oft gelesen zu haben) und eine Rede an sie zu halten, welche das gute Mädchen gewiß eben so verlegen gemacht haben würde, wie er war. Hier stellte das Mitleiden sich bey ihr ein; denn bey der sichtbaren Angst, die sich auf seinem Gesichte abmahlte, konnte sie es nicht länger über ihr Herz bringen, den armen Jungen zu quälen. „Beruhigen Sie sich, Herr Hellbach!“ sagte sie mit wieder freundlicher Miene, und ergriff dabey seine Hand; „Sie haben mich zwar beleidigt, aber ich habe Ihnen auch schon in dem Augenblicke, da ich die Beleidigung erfuhr, vergeben.“

Hans. Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, wodurch ich Sie — doch ganz wider meinen Willen — beleidigt habe.

Fräul. Beleidigt haben Sie mich mit Ihrem Willen nicht, das weiß ich zuverläßig; aber doch haben Sie mich beleidigt!

Hans. So hatte ich doch gewiß die Absicht nicht.

Das

Das Fräul. Das glaub ich auch nicht; Sie dachten nur nicht daran, daß es mich beleidigen könnte.

Hans. Ums Himmels willen! nennen Sie mir mein Vergehen.

Fräul. Sie sollen es wissen. — Warum haben Sie mir denn das Geheimniß verschwiegen, daß ich nicht den Aerzten, sondern Ihnen meine Herstellung zu verdanken habe? — warum haben Sie mir dadurch so lange das Vergnügen entzogen, in Ihnen meinen Retter zu sehen, Ihnen mit dem wärmsten Herzen die Wohlthat meines wiedergefundenen Lebens zu danken? — Warum ließen Sie mich getäuscht, Leuten Dank sagen, durch die ich vielleicht lange schon ein Raub des Todes wär — ließen mich dadurch diese Leute kühn machen, bey wieder vorkommenden Fällen aus Ueberzeugung Mörder zu werden? Nein, Herr Hellbach! dadurch handelten Sie gefährlich für alle Kranke, die an diesem Orte sich in Zukunft Hülfe versprechen — unbillig an mir — ungerecht an sich selbst.

Hans. Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, es sollte nach meiner Absicht, nicht ewig ein Geheimniß bleiben; ich wollte mich

Ihnen als Ihren Arzt entdecken, aber nicht eher, als bis ich ſähe, daß Sie vollkommen wieder hergeſtellt wären. Vielleicht wär es heute geſchehen, wenn ich Sie in ſo guter Verfaſſung getroffen hätte.

Das Fräul. Gewiß nicht! Sie hätten mir es doch wohl auf immer verſchwiegen; aber Dank ſey's meiner Souri, daß ſie mir meinen unglücklichen Traum benommen hat! Ich hoffe nicht, daß Sie deswegen mit ihr zanken werden?

Hans. Gewiß nicht.

Fräul. Verſprechen Sie mir's — (reicht ihm die Hand, welche Hans küßt) Aber nun ſagen Sie mir auch, Freund, womit ich Ihnen dieſes große Werk vergelte? Ich weiß alle Ihre Mühe, alle Ihre Sorgfalt, alle den zärtlichen Antheil, den Sie an meinen Leiden genommen haben; ich weiß, daß ich Ihnen dies alles nicht hinreichend vergelten kann, aber doch will ichs, ſo gut ich kann — (weint) Sagen Sie, kann Ihnen Geld Belohnung genug ſeyn, ſo fordern Sie; jede Summe — auch mein ganzes Vermögen wird mir nicht zu groß ſeyn — Fordern Sie!

Hans.

Hans. Geld ist bey mir kein Lohn für Erfüllung meiner Pflicht! Ich bin belohnt genug, daß mir ein Werk gelungen ist, welches ich aus Erkenntlichkeit, aus wahrer Achtung unternahm! — Könnte wohl ein schönerer Preiß mich krönen, als das Bewußtseyn: Ihr Leben gerettet zu haben? — Wollen Sie noch etwas hinzusetzen, so sey es Ihre Gnade — oder — darf ich es wagen, ohne Sie zu beleidigen? — Ihre Freundschaft!

Fräul. Die haben Sie schon, und zwar die wärmste. Ich wünschte nur, ich könnte Ihnen mehr geben — doch davon ein andermal; jezt spielen Sie mir etwas vor.

Bey diesen Worten drückte sie Hansen die Hand, mit der er unter dem ganzen Gespräch die ihrige gehalten hatte, drehte sich dann um, ging an das Fenster, und nahm das Tuch vors Gesicht; Hans aber ging an das Klavier und spielte.

So wenig auch mancher Leser bey diesem Gespräche denken mag, so viel dachten sich die, die es hielten, bey ihren eignen — eben so viel bey des andern Worten. Dieses aber zu erklären, erfordert einen Aufschluß ihrer Herzen.

Unter allen dem Guten, was das Unglück in dieser Welt stiften kann, ist gewiß dieses das vorzüglichste: daß es Menschen mit einander verbindet — theils durch Mitleid auf der einen Seite — theils durch Erkänntlichkeit und Gegengefälligkeit auf der andern; versteht sich, wenn das Herz desjenigen, der die Würkung des Mitleids an sich empfindet, auch gut und fühlbar ist; denn sonst möchte wohl so leicht keine Dankbegier, keine Achtung in ihm erregt werden, oder doch wenigstens gleich nach ihrer Entstehung auch wieder verschwinden. Ist dieses Verhältniß nun zwischen zwo Personen von verschiedenem Geschlecht, so geschieht es ganz natürlich, (zumal wenn sich etwas Schönheit mit in das Spiel mengt) daß am Ende Liebe daraus wird. Ganz war der Fall so bey Fräulein Hildegard und unserm Hans.

Das Unglück, das Hansen in Seybenbach begegnete, und welches er nicht verdiente, nahm das Fräulein zum Mitleid ein; sie nahm sich vor, ein gutes Werk zu thun und den hämischen Plan ihres Vaters zu vereiteln. Der Antheil, den sie an Hansens Gefahr nahm, (denn noch war es weiter

ter nichts) ließ ſie nicht die Rache fürchten, die ſie ſelbſt, als Tochter, von ihrem Vater zu gewarten hatte — jung und unerfahren mißbilligte ſie nicht die Regung, die ſie für einen unbekannten, unbedeutenden Menſchen fühlte; ſie ſetzte ihn wieder in Freiheit. Sein neues Unglück — ſein edles Betragen bey dem General, machte ihn ihrem Herzen werther, gewann ihm ihre Zuneigung. — Sie fühlte, daß dieſer junge Mann für ihre Ruhe gefährlich werden könnte, wenn ſie nicht ſein Bild aus ihrer Seele zu verdrängen ſuchte; ſie war aus dieſer Urſache des andern Tages ſchon ſo früh abgereiſt, um nicht bey ſeinem Abſchiede zugegen zu ſeyn. Nichts deſto weniger aber verfolgte ſie doch ſein Bild; und noch lange Zeit nachher erinnerte ſie ſich des unglücklichen Jünglings, ſo oft ſie das Gefängniß im Thurme zu ſehen bekam, oder durch die Hinterthüre in Garten trat, oder bey dem General war; ja oft dachte ſie auch an ihn, ohne durch dieſe Dinge an ihn erinnert zu werden, und ſehnte ſich mit einem Seufzer, zu wiſſen: was er jezt wohl machen möchte.

Indeß unterbach ihre, ſich langſam einſchleichende, Krankheit den Gedanken an

Hanſen; wenigſtens den frohen Gedanken, ihn gerettet zu haben, und ſein Andenken wurde ihr immer trauriger. In S** hätte ſie, trotz ihrer ſchwermüthigen Verfaſſung, aber doch eine große Freude, als ſie ihn ſo unvermuthet wieder fand, und außer ihrer Freundin Souri, war er die einzige Seele, die ſie um ſich leiden konnte — die ſie gern bey ſich hatte. Seine Gefälligkeit — ſein Eifer, ſie zu erheitern, erregte gewiſſe Gefühle bey ihr, die in ihrer Bruſt bisher geſchlummert hatten, — es that ihr weh, ihres Freundes Bemühungen ſo fruchtlos zu ſehen — es ſchmerzte ihr, ihn verlaſſen zu müſſen. — Was für einen Eindruck nun die Nachricht, daß ſie ganz allein ihm die Rettung ihres Lebens zu danken hätte, auf ſie machte, läßt ſich leicht denken. Der lebhafteſte Dank, Hanſens Umgang, den ſie jezt mit täglich heitrer werdendem Geiſte genoß, und ſeine einladende Figur, vermehrten nun mit jedem Augenblicke die Leidenſchaft, zu der das Mitleid die erſte Gelegenheit gegeben, zu der es nachher wieder einen ſo feſten Grund gelegt hatte. Daß ſie mit ihm keinen förmlichen Liebeshandel anſpinnen dürfe, ſah ſie gut ein; doch

doch den guten Jungen jezt von ſich zu ſtoßen, ſchien ihrem, von Dank noch glühenden, Herzen zu hart, und in dem Taumel der Freude über ihr gerettetes Leben, konnte ſie ſich unmöglich unbillig und ſtreng gegen ihn betragen; ſie verließ ſich dabey auf ihre Stärke, von der ſie gewiß hofte, daß ſie ihr keinen, ihren Stand beſchimpfenden Streich begehen laſſen würde. Im Grunde aber beſeufzete ſie oft im Stillen das unglückliche Verhältniß der Stände.

Bey Hanſen grub ebenfalls, Mitleid mit dem ſchönen, edlen Mädchen, verbunden mit dem Entzücken über ihr gerettetes Leben, und Erinnerung des ſchuldig geweſenen Danks, die Liebe mit jedem Tage tiefer ins Herz; ob er ihr gleich Anfangs gar kein Gehör geben wollte, und ſich feſt vornahm, ſeine Leidenſchaft zu verbergen. Uebrigens beſeufzte er doch ſein jetziges niedriges Anſehen, und ſetzte ſich vor, mit allen Kräften ſich zu beſtreben, einen ſolchen Stand zu erreichen, wo er dem Fräulein ungeſcheut ſein Herz und ſeine Hand antragen könnte. Vor jezt aber war er, ſowohl als das Fräulein, völlig entſchloſſen, auf dieſem Wege einen förmlichen Liebeshandel zu umge-

gehen, und dadurch der Leidenschaft ihre Oberherrschaft einzuschränken. Seinem entworfenen Plane getreu, hielt er scharfe Aufsicht über sein Herz, und da bemerkte er denn wohl einen großen Unterschied zwischen seiner jezigen Liebe, und zwischen der, die er gegen Röschen bisher gehabt hatte; nur wie man eine und dieselbe Leidenschaft unter so verschiedenen Gestalten empfinden könne? wußte er sich nicht zu erklären.

Sechzehntes Kapitel.

Hans kommt wieder nach Seydenbach.

Nach einer Zeit von ohngefehr drey Monaten war das Fräulein völlig wieder hergestellt, hatte ihre ganze Schönheit, ihre ganze Munterkeit wieder; und nun sah sie Hans nicht mehr so oft, nicht mehr so lange; denn nun wurde sie von den übrigen Badegästen fleißig in Gesellschaft gezogen, wohin er ihr nicht folgen wollte, — auch nicht konnte. Manche peinigende Besorgniß,

niß, die der Eiferſucht nicht unähnlich ſah, ſchlich ſich dabey in ſein Herz; denn, da er ſie von ſo manchem jungen und reichen Gecken umflattert ſah, fürchtete er, es möchte einer ihr Herz erobern; doch befreiete ihn ein Zufall von dieſer Furcht, der ihm, in gewiſſen Betracht, lieb war.

Das Fräulein hatte vor einiger Zeit ſelbſt an ihren Vater geſchrieben, und ihm ihre Wiederherſtellung gemeldet, ihn aber auch zugleich um die Erlaubniß, noch einen Monat in S** zu bleiben, gebeten, weil ihr die Aerzte Zerſtreuung und Geſellſchaft empfohlen hätten: jezt aber bekam ſie eine Antwort zurück, worin er ihre Bitte abſchlug, und ihr befahl: ſo bald als möglich nach Hauſe zu kommen, weil er eine Reiſe von ein Paar Monaten zu machen habe, wo ſie denn unumgänglich nöthig in der Wirthſchaft wär. In dieſem Briefe aber war noch für den Arzt, der ihre Geſundheit wieder hergeſtellt hätte, ein Geſchenk von zwanzig Louisdor enthalten. Das Fräulein überreichte ſolches den Augenblick Hanſen, der ſich aber weigerte, es anzunehmen. Doch zeigte das Fräulein ihm den Befehl ihres Vaters, und dröhte ihn mit dem gänzlichen

Ver-

Verluſt ihrer — Gnade? — Nein, ihrer Freundſchaft, wenn er es nicht annehmen wollte; und er nahms an.

War Hans wegen der jungen Herren in S** ängſtlich geweſen, ſo war er es nun noch vielmehr, wenn er bedachte, daß ſie nun ganz für ihn verlohren wär, wenn ſie nach Seydenbach ginge; ein zweiter Brief von dem Vater aber linderte ſeinen Schmerz wieder; denn als dieſer ſeiner Tochter den Befehl, bald zu kommen, wiederholte, ſchrieb er nebenbey mit: daß er ſchon abgereiſt ſeyn würde, wenn ſie in Seydenbach einträfe; er würde ſchon Morgen fort reiſen. Dieſer Umſtand bewog das Fräulein, Hansen den Antrag zu thun: ſie auf ihr Gut zu begleiten, weil er in Abweſenheit ihres Vaters, nicht die mindeſte Gefahr zu befürchten hätte. Hans ſprang für Freuden hoch in die Höhe bey dieſem unvermutheten Vorſchlage; die Liebe überwand alle Bedenklichkeiten der Erkennung wegen, und entzückt ſagte er es dem Fräulein zu.

Den folgenden Tag ſaß er mit Fräulein Hildegard und ihrer Souri in dem Wagen, und die Reiſe ging fort. Er hatte zwar nicht das Glück, an ihrer Seite zu ſitzen,

dafür aber hatte er den noch vortheilhaftern Platz ihr gegenüber, wo ihm durch die Bewegung des Wagens, die Füße auch nicht einschliefen. Ueberhaupt war diese Reise, für Hansen, eine der glücklichsten, die er in seinem ganzen Leben gemacht hatte. Fräulein Hildegards Gesellschaft, Mamsell Souris muntre Unterhaltungen, das heitre Wetter, die schönen Gegenden, ja selbst auch die entwohnte Empfindung, in einem Wagen zu fahren, waren ihm Ursachen genug zu einem, auf der ganzen Reise nie unterbrochenen Vergnügen. Das Fräulein fühlte nicht weniger, sich so auf dem Wege zu sehn, den sie nicht geglaubt hatte, wieder zurück zu machen, und hier und da fiel ihr wieder ein Gegenstand in die Augen, welcher ihr Anlaß gab, sich an ihren dazumaligen Zustand zu erinnern, und ihn mit dem jezigen zu vergleichen. Und Mamsell Souris Herz war auch nicht dasjenige, welches sich von dieser allgemeinen Freude ausgeschlossen hätte. Sie sah das reinste Vergnügen auf Hildegards Stirne ruhn, las in ihren Blicken das selige Gefühl des erneuerten Lebens, blickte als Menschenkennerin tief in Hansens Herz, und las da den

gro-

großen, ihm ſchmeichelnden Gedanken: daß durch ihn das Fräulein dieſe Reiſe wieder mache — ihre väterliche Wohnung wieder ſähe — wofür er auch manchen Lobſpruch von ihrem Munde empfing, welchen das Fräulein jedesmal noch mit Blumen überſtreute, und allemal, wenn ein ſolches Geſpräch geendigt war, ſeufzte, doch ſo, daß es niemand hörte, und nur aus ihrem aufſteigenden Buſen konnte es Hans ſchließen.

Mit einer ganz eignen Bewegung ſah Hans am vierten Tage ihrer Reiſe, die ihm bekannte Gegend um Seydenbach. Freude war es eben nicht, die ſich ſeiner bemächtigte; denn ſein daſelbſt gehabtes Abentheuer fiel ihm zu lebhaft wieder ein, und als er den Thurm gewahr wurde, durchlief ſeine Nerven ein kalter Schauer. Endlich gings zum Schloßthore hinein. Von neuem fing nun ſein Herz an zu pochen; zumal da er eine ganze Menge Leute aus dem Schloſſe zuſammenlaufen ſah, welche, ihr Fräulein zu bewillkommen, auf den Wagen zukamen. „Sollte nicht jemand unter ſo vielen Leuten ſeyn, der dich noch kennte?“ dachte er, und wendete ſein Geſicht immer auf die Seite; aber ſeine veränderte Tracht, und

vorzüglich die Gesellschaft, in der er kam, machten ihn zur Zeit noch völlig unkenntlich.

Die Freude, das Fräulein, die bey jedermann Liebe besaß, so gesund wieder zu sehen, trieb alles, was in dem Schloße und in dem ganzen Dorfe nur irgend ein Bischen von Stande war, herbey, und auf ihre Stube, um ihr feierlich Glück zu wünschen; also auch der Gerichtsstrohn. Hans erschrak nicht wenig, als er diesen in die Stube treten sah, um das Fräulein zu bewillkommen; noch mehr aber gerieth er in Angst, als dieser Diener der Gerechtigkeit auch auf ihn loskam, und sich schuldiger maßen bey ihm, als dem Arzte, für die gute Kur bedankte; aber welche Freude! der Mann kannte seinen gewesenen Arrestanten nicht mehr. Ein Umstand, der den Herrn Doktor nun auf die Zukunft ganz sicher machte.

Mit der ersten Woche wollte Hans, seinem Vorsatze nach, wieder fort, und kündigte dem Fräulein seinen Entschluß mit schwerem Herzen an. „Nein," sagte diese aber, „Sie dürfen noch nicht fort. Sie sehen ja, es hat Sie niemand erkannt. Sie müssen noch bleiben — wir wollen doch

wohl ſehn, wie wir Ihnen die Zeit vertreiben können.“ Um dem Fräulein nicht zu widerſprechen, mußte er aus Höflichkeit bleiben.

Alle Anſtalten wurden nun zu einem recht langen Aufenthalte gemacht. Er übernahm das Amt wieder, welches er in S** gehabt hatte, und war für Bücher beſorgt, die man aus F** holen ließ. Nur fehlte noch ein Klavier, um alles auf den alten Fuß einzurichten. Endlich beſann ſich das Fräulein noch auf einen Flügel, der bisher ſeine Wohnung in einem Winkel gehabt hatte, und dadurch in ziemlich elende Umſtände gerathen war. Haus ſetzte ihn wieder in Stand, und weil ihm die Liebe bey dieſer herkuliſchen und ihm ſo wenig geläufigen Arbeit geholfen hatte, war er beſſer geworden, als beyde gedacht hatten, oder richtiger zu reden: die Liebe nahm ihn für beſſer an, als er würklich war. Und ſo war denn der Zeitvertreib wieder in ſeinem vorigen Gange.

Siebzehntes Kapitel.

Ohne entdeckt zu werden, lebte Hans so drey volle Wochen auf dem Schloſſe. Freilich brauchte er alle mögliche Vorſicht, um nicht erkannt zu werden; drum hielt er ſich auch die mehreſte Zeit auf Fräulein Hildegards Stube, oder in dem Schloßgarten auf. Bey ſeinen Spaziergängen wählte er mit dem Fräulein und Mamſell Souri allemal die Zeiten, wo die wenigſten Leute in den Feldern waren, und ſuchte die einſamſten Orte; in das Dorf aber kam er niemals, weil er ſich vor den Bauern fürchtete, die ihn länger und beſſer, als die Leute auf dem Schloſſe, kannten. Auch ſeinen Mylord ließ er nie von der Stube; denn in ſeiner Geſellſchaft glaubte er, am erſten verrathen zu werden.

Indeß trieb er ſein angefangenes Leben ſo fort; las, ſpielte und ſang, verfertigte auch zuweilen ſelbſt ein Liedchen, wozu ihm ſeine Begeiſterung allemal Text und Noten eingab. Dafür aber ſuchte auch das Fräu-

lein ihrem Gaſte durch eine gute Bewirthung und durch andre ausgeſuchte Gefälligkeiten, ſeinen Aufenthalt angenehm zu machen. Und ſo befeſtigte ſich denn die Liebe vollends ganz in ihrer Herzen, die ſie ſich doch ſo gewiß vorgenommen hatten, zu unterdrücken.

Der Zwang, den ſie ſich in manchen Stunden ſelbſt anthaten — der Zwang, den ihnen Mamſell Souris Gegenwart verurſachte, (denn dieſe ließ ſie jezt ſehr ſelten allein) dies alles machte nur, daß bey beyden die Leidenſchaft ſtärker wurde, ſtatt ſchwächer zu werden. In ihren einſamen Stündchen, die um ihrer Seltenheit willen deſto ſchätzbarer waren, und die ſie, trotz ihrem philoſophiſchen Vorſatze, mehr ſuchten, als flohen, führten ſie daher Geſpräche, die weniger gelehrt, als traulich waren; und wenn ſie ſich beyde vor einer Ueberraſchung ſicher wußten, ſo waren auch gewiß ihre Hände allemal in einander, und machten jedes unbedeutende Wort vielbedeutend. Was aber ihre Hände ja noch verſchwiegen, das ſagten denn ihre Augen; wenn anders dieſe ſeligen Augenblicke nicht in die Dämmerung einfielen — doch ſagt man auch: die Liebe mache größere Augen.

Schon

Schon war es mit ihnen so weit, daß sie unaufhörlich von einander träumten, daß ihnen das Essen nicht recht schmecken wollte, wenn sie nicht zusammen aßen, (doch geschah dies, so viel ich weiß, nur zweimal) und bey alle dem hatten sie sich doch ihre Liebe noch nicht mit klaren Worten gestanden, und glaubten sich deswegen in ihren Herzen und Gewissen immer noch ganz rein.

Nachdem Hans ohngefähr sechs Wochen da gewesen war, bekam Fräulein Hildegard einen Brief von ihrem Vater, worinne er ihr den Tag seiner Ankunft (welches ohngefähr in vierzehn Tagen war) meldete; und nun stellte sich bey ihr und bey Hansen der Gedanke der Trennung, den sie bisher noch gar nicht gedacht hatten, mit allen denen Umständen ein, die er gewöhnlich bey sich führt, und worunter der immer der peinigendste ist, daß uns dann der Gegenstand eben am liebenswürdigsten wird, wenn wir ihn bald verlassen müssen. So wenig das Fräulein und Hans sonst auch Anlage zur Traurigkeit und Schwärmerey hatten, so bekam doch ihre Liebe in diesen letzten Tagen, einen schwärmerischen und traurigen

Anstrich, und jezt war es, wo sie ihre Schwachheit übermannte, daß beyde einander das Bekenntniß der Liebe ablegten.

Einer der schönsten Sommertage bewog Hansen und das Fräulein, einmal recht weit spazieren zu gehen. So eine große Freundin Mamsell Souri sonst auch von beyden war, so freuten sie sich doch, daß Geschäfte dies Mädchen abhielten, sie dießmal zu begleiten, und daß sie also beyde allein so recht nach Herzenslust mit einander kosen konnten. „Wie wär es," fing unter andern das Fräulein an, „wenn wir heute einmal den schönen Abend genössen? Was meynen Sie, lieber Hellbach?" „Mir ists schon längst eingefallen, gnädiges Fräulein!" erwiederte Hans, „ich bin babey." Weil der Abend, der zu ihrem Rückwege bestimmt war, erst herannahen sollte, so setzten sie sich indessen auf eine Anhöhe, von der sie in die Gegend nach S** hinsehen konnten. Leichte, weisse mit sanftem Roth vermischte Wölkchen strömten ein weites Thal herauf, ein kühler Morgenwind, erfüllt mit denen Gerüchen, welche der nahe Wald ausdustete, plauderte über ihrem Haupte mit der geschwätzigen Pappel, die sie vor dem blen-

den-

denden Stral der tiefstehenden Abendsonne schützte, aus verschiedenen Gegenden kündigte das Geläute der Dorfglocken die Feier des morgenden Sonntags an, mancherley Heerden Thiere eilten durch das Thal nach ihren Wohnungen zurück, umherirrende Käfer und andre Insekten summten mit in das Gezwitscher der lockenden Staare, und manches andre noch wachende Vögelchen, sang seinem Schöpfer das Tischlied. Alles dies zusammen genommen, gab Hildegards und Hansens Nerven eine bebende Stimmung — erfüllte ihre Herzen mit einer Schwärmerey, welche sie mit ein Paar Thränen bewillkommten.

(Eine lange Pause.)

Das Fräul. Wie wirds in einigen Tagen hier aussehen, Herr Hellbach?

Hans. Dann, mein gnädiges Fräulein! werden Sie einen lästigen Gast los seyn.

Fräul. Lästig? Glauben Sie, daß Sie mir das gewesen sind, Herr Hellbach?

Hans. Fast! Sechs lange Wochen.

Fräul. Sinds Ihnen würklich lange Wochen geworden? — Das thut mir leid,

daß ich meine Absicht, Ihnen Zeitvertreib zu machen, nicht erreicht habe.

Hans. Nicht mir sind es Wochen geworden, leider, sind sie mir wie kurze Stunden entflohn; aber Ihnen, fürchte ich, möchten sie es geworden seyn?

Das Fräul. Wer wird denn immer fürchten! Sie kränken mich durch diesen Verdacht! Wenn es möglich wäre, Zeiten zu verlängern, so wär ich gewiß die erste, die es jezt thäte.

Hans. Dies wollten Sie thun? mein Fräulein!

Fräul. Offenherzig zu reden: ich wünschte, Sie könnten beständig hier bleiben!

Hans. O, hätten Sie mir diesen Wunsch verschwiegen! So sehr er mich auch entzückt, so sehr verbittert er mir meinen Abschied!

Fräul. Glauben Sie sicher, daß er mir auch nicht süß ist. Lange — lange werde ich in Ihnen den Verlust eines Freundes — meinen besten — meinen einzigen Freund, beseufzen!

Hans. Der Gedanke, Ihr Freund zu seyn, mein Fräulein — von Ihnen dafür erklärt zu werden, ist mir ein unschätz-

ba-

bares Glück — aber der beſte — der einzige zu ſeyn, dieſer Gedanke wär zu ſtolz für mich.

Das Fräul. Wozu ſo viel Bedenklichkeiten? Faſt machen Sie mich argwöhniſch, daß Sie es nicht ſeyn wollen.

Hans. Nicht wollen? O! meine Wünſche gehen noch weiter! (erſchrickt, daß er ſich ſo verrathen hat)

Fräul. Was wünſchen Sie noch?

Hans. (ſchweigt) Verzeihung mein Fräulein! (ſtockend) Meine Wünſche ſind über meine Erwartung befriedigt.

Fräul. Ihre Stimme verräth, daß ſie es nicht ſind. Sie erinnern mich, daß ich Sie noch nicht für ihre ſo guten Dienſte belohnt habe.

Hans. Nein! — Und was glaubten Sie mir dafür anzubieten?

Fräul. (verlegen) Das weiß ich nicht.

Hans. Nein, dafür bin ich belohnt genug.

Fräul. Nun, was wünſchen Sie denn ſonſt? Vielleicht kann ich es Ihnen geben.

Hans. Sie können's nicht, und — wollen es auch vielleicht nicht!

Das Fräul. Wenn ich es kann, will ich es auch gewiß — Sagen Sie, was iſts? vielleicht kann ich. (ergreift Hanſens Hand, und rückt näher an ihn an)

Hans. Ich kann es nicht ſagen!

Fräul. O, ſo ſagen Sie es! Wünſchen iſt ja kein Verbrechen, Herr Hellbach! wenigſtens beſtraf ich es nicht.

Hans. (dem ein Blick aus dem feuchten Auge des Fräuleins ins Herz drang) Wollen Sie es wiſſen, mein Fräulein? — Dieſe Hand iſt es, die ich wünſche!

Fräul. Meine Hand? — — (verlegen) Was wollten Sie mit der machen?

Hans. Sie als mein, an mein Herz drücken!

Fräul. Freund! was ſagen Sie? — Bedenken Sie es! (ſie wendet ihren Blick von ihm weg)

Hans. (kläglich) Nun zürnen Sie, mein Fräulein! Aber es iſt ihre eigne Schuld — Sie wollten es ja wiſſen! Ihre große Güte ließ mich das Verbrechen begehen, das Sie mir freilich nicht vergeben können.

(Lange Pauſe.)

Hans.

Hans. (ergreift des Fräuleins Hand) Darf ich nie wieder Vergebung von Ihnen hoffen? gnädiges Fräulein!

Das Fräul. Sie haben mich nicht beleidigt, Freund, aber — — meine Ruhe — — die haben Sie auf immer gestört; nie hätte ich geglaubt, daß ich Ihrem Herzen so nahe wär. Warum kann ich doch diesen Wunsch nicht befriedigen?

Hans. Wenn Sie nun aber könnten — dann wollten Sie es?

Fräul. Sie, haben mein Leben gerettet — Ihnen wünschte ich es ganz zu weihen — ganz wünschte ich, es mit Ihnen durchleben zu können!

Hans. Sie wollten die Meinige werden? — wollten mir Ihr Herz mit Ihrer Hand geben? — Gott! mein Fräulein!

Fräul. Sie überlassen sich der Freude zu sehr — Sie denken nicht daran, daß ich die Ihrige nie seyn — daß ich es nur wünschen kann.

Hans. Auch dies ist für mich Armen genug Glück!

Jezt dachte Hans nicht mehr an Trennung — nicht an die Unwahrscheinlichkeit, das Fräulein je zu besitzen; nur seiner übermäs-

mäßigen Freude gab er Gehör, ſchlang ſeinen Arm um das Mädchen herum, und drückte ſie feſt an ſeinen Buſen. Das Fräulein verweigerte es ihm auch nicht, ſondern wand ebenfalls ihren Arm ſanft um ihn, verbarg ihr Geſicht an ſeinem Halſe, und weinte. Zum erſtenmale war es jezt, daß Hans in dieſer Stellung dem Fräulein einen Kuß auf ihre Lippen drückte.

Der lange ſchon hereingebrochene Abend erinnerte ſie endlich, nach Hauſe zu gehen. Bey Stern- und Eigenvollem Himmel reichte Hans dem Fräulein ſeinen Arm, welches er vorher noch nie gethan hatte, und ſo gingen ſie ganz gelaſſen ihren Weg. Begünſtigt durch die Schatten der Nacht, ſtahl er noch manchen Kuß von den glühenden Lippen ſeines Mädchens, welche ſie ihm auch nicht verweigerte; denn ſie hatte ſchon vorhin zuviel eingeräumt, als daß ſie ihn jezt durch plözliche Zurückhaltung abſchrecken konnte. An der Hinterthür des Gartens ſchloſſen ſie einander noch einmal in ihre Arme, und beſchloſſen dieſe ländliche Scene mit einem herzlichen Kuſſe; dann aber gingen ſie auf ihre Stube, jedoch nicht mehr Arm in Arm.

Acht-

Achtzehntes Kapitel.

Hans muß flüchten.

Zu einer unschicklichern Zeit hätte dies Geständniß wohl nicht kommen können; denn die Frist bis zum Abschiede war noch zu kurz, als daß das Feuer, welches sie dadurch angefacht hatten, wieder etwas hätte niederbrennen können; sie wurden beyde ganz niedergeschlagen, und mußten alle Kräfte anspannen, sich nun etwas aufgeräumt zu stellen, damit sie sich nicht gegen Mamsell Souri verriethen, welche aus ihren mismuthigen Launen leicht hätte schliessen mögen, daß auf dem Spaziergange etwas vorgegangen sey, woran ihr Herz so großen Antheil nähm.

„Ach, Herr Hellbach!“ sagte das Fräulein nach einer langen schlaflosen Nacht, „warum habe ich — warum haben Sie nicht geschwiegen? warum liessen wir es uns nicht ein ewiges Geheimniß seyn, daß wir uns liebten? Die rastlose Nacht, die ich heute um Ihrentwillen gehabt habe, verspricht mir nicht viel Ruhe nach Ihrem Abschie-

ſchiede! Mir iſt ſo weh — ach, ſo auſſerordentlich weh — alles ſo voll — Gott!“ — —

Hans. Mir nicht minder, mein Fräulein! Mein Auge muß es Ihnen verrathen, wie wenig ich geſchlafen habe. Ich bereue es — tief bereue ich es, daß ich mich meine Schwäche verleiten ließ, dies Bekenntniß zu wagen! nicht um meinetwillen, ob ich gleich in Zukunft noch genug dafür werde büßen müſſen; ſondern weil ich dadurch Ihre Ruhe geſtört habe, die mir ſchätzbarer iſt, als die meinige. — Und doch, mitten in meinem Schmerz — ſchätze ich mich glücklich — unendlich glücklich, daß ich Antheil an Ihrem ſchönen Herzen habe!“

Mamſell Souris Ankunft unterbrach dieſes Geſpräch, bey dem es vielleicht ſonſt noch manches Thränchen geſetzt haben würde.

Einige Tage vor der feſtgeſetzten Abreiſe, packte Hans, aus einer gewiſſen Vorſicht, die ihm ſein Herz eingab, ſein Bündel zuſammen. Manche ſtille Thräne weinte er nun freilich bey dieſem, ſo ſelten angenehmen Geſchäfte; doch müſſen wir von ihm ſa-

ſagen, daß er noch geſetzter blieb, als das Fräulein. Dies ging aber ganz natürlich zu: denn erſtlich war er Mann, (wiewohl dies nicht allemal die Folge iſt) zweytens gab er die Hofnung: das Fräulein einmal noch zu beſitzen, nicht ganz auf; denn der Geheimderath war ihm noch nicht aus dem Kopfe, ja er hatte ſich ſeit ſeiner Bekanntſchaft mit Hildegard noch weit feſter als je geſetzt, und nun aus allen Kräften drauf los zu arbeiten, war ſein feſter Vorſatz. Freilich wußte ſolches das arme Mädchen nicht; und dieſe kannte ihn nur als den tiefbürgerlichen Hellbach, dem ſie mit Willen ihres Vaters, nie ihre Hand geben konnte, ob ſie es gleich mit tauſend Freuden gethan hätte. Manchmal hatte es Hans zwar in ſeinen ſchwachen Augenblikken, ſchon auf der Zunge gehabt, ihr zu ſagen: „Ich bin deines Gleichen; nicht Bürger, ſondern Herr von Hobald,“ aber allemal beſann er ſich wieder anders, und wollte es bis zum letzten Abſchiede verſparen, wo er ſie zugleich bitten wollte: Ihre Hand an keinen andern zu geben. Vielleicht wär es beſſer geweſen, wenn er es in Zeiten gethan hätte; doch Hans war einmal

zum

zum Unglück bestimmt — es sollte nicht so seyn.

Den letzten Tag, der noch übrig war, gingen sie noch einmal mit einander spazieren, und es fügte sich abermals, daß Mamsell Souri sie nicht begleiten konnte. (Vermuthlich mochten sie aber auch, aus Absicht, eine Zeit gewählt haben, wo sie wußten, daß Mamsell Souri sich nicht abmüßigen konnte) Schon wären sie ziemlich weit vom Schlosse entfernt, aber keins hatte noch ein Wort geredet; beyde waren sie in einem stummen Tiefsinn; ja Hans hatte sogar, in seinen Betrachtungen, das arme Fräulein einige Schritte hinter sich gelassen, und eilte so, daß sie ihm fast nicht nachkommen konnte. „Ey, Herr Hellbach! wollen Sie mich schon so früh verlassen?“ So rief endlich das müde Fräulein. Hans blieb stehen, und sie hing sich an seinen Arm.

Das Fräul. Wo waren Sie jezt mit Ihren Gedanken.

Hans. Vielleicht da, wo Sie damit waren.

Fräul. Ich dachte an unsre Trennung.

Hans

Hans. Ich auch; und dieſer Gedanke nahm mich ſo ein, daß ich würklich nicht mehr wußte, wo ich war. Morgen — morgen ſchon, mein gutes Fräulein! bin ich nicht mehr bey Ihnen.

Fräul. (zärtlich) Und doch werde ich bey Ihnen ſeyn!

Hans. Und ich bey Ihnen. Still werde ich nach Ihnen auf meinem Wege mich ſehnen — Sie im Geiſte umſchweben.

Fräul. Damit werde ich mich noch tröſten. Selbſt wenn ich Sie nicht mehr habe, wenn alles traurig — verlaſſen — todt um mich her ſeyn wird, wird mein täglichtes Geſchäft ſeyn, an Sie zu denken. Aber Freund, werden Sie auch — und wie lange, werden Sie an mich denken? —

Hans. Unauslöſchlich — bis jenſeit des Grabes, wird der Gedanke an Sie — wird das Bild unſrer Liebe meinem Herzen eingeprägt ſeyn!

Fräul. Damit Sie wenigſtens ein immerwährendes Andenken, wenigſtens bitte ich Sie, daß es Ihnen immerwährend ſeyn mag, an mich und an unſre unglückliche Liebe haben, ſo nehmen Sie dies lezte Geſchenk von meiner Hand an. (hier zog ſie

einen Demantring von ihrem Finger, und gab ihn Hansen) Dieser Ring sey Ihnen eine geringe Belohnung, für die Sorgfalt, die Sie in meiner Krankheit für mich gehabt haben; zugleich aber denken Sie auch, wenn Sie ihn bisweilen ansehen, daß ich Ihnen denselben weit lieber am Altar durch des Priesters Hand gegeben hätte. — Er sey Ihnen ein Zeichen, daß ich Ihnen einst mein Herz gab, wenn ich auch gleich die Hand nicht mit dazu geben konnte!

Bey diesen Worten weinte das Fräulein, und steckte Hansen den Ring an den Finger. Hans küßte erst den Ring, dann die Hand, woran er erst gesteckt hatte, und ließ auf beyde eine Thräne der Rührung fallen.

Hans. Gutes — bestes Fräulein, auch ohne dies Andenken werden Sie mir unvergeßlich bleiben; doch soll er mir ein unschätzbares Geschenk seyn. Aber ich fürchte, daß sein Anblick mir manche traurige Stunde machen — manche Thräne kosten wird.

Fräul. Deren ich Ihnen leider, keine abtrocknen kann. — Doch, Herr Hellbach, was für ein Andenken bekomme ich denn aber von Ihnen?

Hans.

Hans. (verlegen) Ich Armer, was kann ich Ihnen geben? — Doch ich besinne mich — Freilich ist es an und vor sich ganz ohne Werth: nur Ihr Herz kann ihm einigen Werth geben. (hier zog er aus seiner Brieftasche die kleinen Aufsätze, die er während der Krankheit des Fräuleins geschrieben hatte) Es ist ein Geschenk, was Ihnen blos mein Herz giebt! — Es sind Aufsätze, die ich bey Ihrer Krankheit machte, welche Ihnen bezeugen, wie sehr mein Herz schon dazumal für Sie eingenommen war.

Fräul. (besieht sie) O, lieber Hellbach! Sie machen mir hier ein Geschenk, was in meinen Augen mehr Werth hat, als das, was ich Ihnen gab. — Täglich werde ich sie lesen, und mich dabey lebhafter ihrer Liebe erinnern, als Sie es bey dem meinigen thun können. —

Eben kamen sie auf einen freien Fahrweg, und wollten nach einem kleinen Büschgen, welches nicht weit mehr von ihnen war; vermuthlich um sich das letzte zärtliche Lebewohl mit Feierlichkeit zu sagen, denn das Büschgen lag einsam und war dicht; als das Fräulein anfing: „Wenn mein Va-

ter jezt daher käme (es war der Weg, den er wahrscheinlicher Weise kommen mußte) und sähe uns so mit einander gehen, was würde er wohl sagen?“ „Er wird doch nicht,“ sagte Hans etwas erschrocken; „es sind ja noch drey volle Tage bis zu seiner bestimmten Ankunft!“ „Ich hoffe es auch nicht,“ erwiederte das Fräulein, sich selbst tröstend. Doch kaum hätten sie ausgeredet, als ein Reiter um das Büschgen herumgesprengt kam, und schnell verließ das Fräulein Hansens Arm. Daß es ein Bekannter war, sagte dem armen Mädchen ihr klopfendes Herz; und siehe da, als er näher kam, war es ein Bedienter ihres Vaters, und zum Unglück der Vertraute der Hänsen in F** ausspionirt und gefangen hatte. Gern wären sie umgekehrt und auf einem andern Wege nach dem Schlosse gegangen, doch ehe sie einen erreichen konnten, war der Bediente schon bey ihnen, der seinem Pferde die Sporen gegeben hatte, weil er das Fräulein so gut erkannt hatte, als sie ihn.

Beyde waren in Todesangst, besonders Hans. Immer wollte er fortlaufen; denn er befürchtete, daß der Herr von Elbenhau-

sen

ſen dem Bedienten auf dem Fuße folgen — ihn erkennen — wieder in den Thurm werfen — und ihn an die Seelenhändler verkaufen würde; doch wenn er dieſes thät, glaubte er auch wieder, ſich noch mehr zu verrathen; da es noch möglich war, daß ihn der Bediente, folglich auch der Herr, der ihn niemals geſehen hatte, vielleicht nicht mehr kennen würde.

Jezt begrüßte der Bediente Fräulein Hildegard, und brachte ihr die Nachricht: daß der gnädige Papa in drey Stunden nachkommen würde; er hätte ihn nur vorausgeſchickt, um ſeine Ankunft zu melden. Schon wollte er weiter und nach dem Schloſſe. Wer war froher als Hans, der nun von ſeinem geliebten Fräulein noch Abſchied nehmen, und dann ſicher entwiſchen zu können hoffte! Doch der Bediente verdarb ihm dieſe Freude; er wendete ſein Pferd wieder um, und ritt ganz gemächlich neben ihnen her, weil er dem Fräulein noch nicht Glück zu ihrer Geneſung gewünſcht hatte. Vermuthlich aber geſchah dies nur zum Schein, denn er verwandte kein Auge dabey von Hansen. Das Fräulein bemerkte es, war aber darüber ſo aus der Faſſung, daß

ſie vergaß, dem Bedienten zu heißen, vollends aufs Schloß zu reiten. Endlich that dieſer es aber ungeheißen, denn nun hatte er Hanſen weg, und lachte heimlich über ſeinen Fang. Dies geſchah aber nicht eher, als nahe bey der Hinterthür, daß alſo Hans keine Zeit mehr hatte, mit dem Fräulein zu reden, als die ſie brauchten, durch den Garten zu gehen. Anfangs wollte Hans nicht einmal dieſen Weg mitnehmen, ſondern ſein Bündel im Stiche laſſen, und gradezu fort wandern; doch das Fräulein überredete ihn noch, erſt mit hineinzukommen, und von Mamſell Souri Abſchied zu nehmen.

Daß Hans ohne Verzug fort mußte, war richtig; denn es wußte doch niemand, was er von dem Herrn von Elbenhauſen zu gewarten hatte, wenn er ihn anträfe. Wie nun aber, wenn er wieder mit ihm ausgeſöhnt wär, da er ihm ſeine einzige Tochter gerettet hatte? wie ſollte er ſolches alsdenn erfahren, damit er wiederkommen könnte? Dieſes gehörig abzureden, waren Hans und das Fräulein viel zu ſehr beſtürzt. Mamſell Souri, die bey der ganzen Sache noch die meiſte Gegenwart des

Gei-

Geiſtes beſaß, that endlich einen Vorſchlag: Hans ſollte ſich auf einem Dorfe über der Gränze, welches ſie ihm nannte und den Weg dahin beſchrieb, im Gaſthofe ganz geheim aufhalten. In einigen Tagen wollte man ihm Nachricht geben, ob er zurückkommen ſollte oder nicht. Wie einer, der auf dem Meere ſchwimmt, ein Bret ergreift, ergriff Hans dieſen Vorſchlag, nahm ſein Bündel, empfahl ſich ſchnell, verbiß ſeine Thränen, und ſtahl ſich zur Hinterthüre hinaus, wo er ſich noch einmal nach dem Fräulein und Mamſell Souri, welche ihm durchs Fenſter nachſahen, umkehrte, einen tiefen Bückling machte, und nun mit ſchnellen Schritten nach dem beſtimmten Dorfe zueilte, wo er in weniger als zwo Stunden ankam, weil ihm die Furcht ganz außerordentliche Kräfte gab.

Neunzehntes Kapitel.

Hans wird Gaſtwirth.

In dem Gaſthofe ſchloß ſich Hans in ſeine Stube ein, warf ſich auf das Bette, weinte

die heißesten Thränen, und verwünschte tausendmal den Einfall, daß er den Bauern wider den Herrn von Elbenhausen gedient hatte; denn diesem hatte er es nun zu verdanken, daß er von seinem schönen Fräulein getrennt war; ob er gleich den Gedanken der Trennung noch nicht einmal in seiner ganzen Größe empfand, weil er noch in Furcht, entdeckt zu werden, schwebte, und um deswillen nicht einmal den Kopf zum Fenster heraussteckte.

Am dritten Tage bekam er durch einen Bauer einen Brief von der Hand des Fräuleins. Ehe er ihn öfnete, bildete er sich ein, ihr Vater habe sich wohl gar mit ihm ausgesöhnt, und wolle ihn auf sein Schloß haben? Aber er hatte sich gewaltig geirrt: das Fräulein schrieb ihm: daß der Bediente ihn gekannt, und es dem Vater entdeckt habe; dieser sey zum Erstaunen aufgebracht, sowohl auf ihn, daß er es gewagt habe, auf sein Schloß zu kommen, sein Brod zu essen, und mit seiner Tochter umzugehen — als auch auf sie, daß sie sich so einem abscheulichen Menschen zur Kur anvertraut, ihn so reichlich belohnt, und sogar mit ihm auf einen so freundschaftlichen Fuß gelebt ha-

habe. Ein Umſtand habe beſonders ſeine Rache erneuert; nemlich der: der Fürſt ſey von ohngefähr zu der Supplik gekommen, und habe ihn um deswillen von ſeiner Reiſe zurück berufen, um Rechenſchaft zu geben. Zulezt bat ſie ihn noch, ſich ja ſo bald als möglich, tiefer in das benachbarte Land zu machen, weil ihr Vater überall Leute ausgeſchickt hätte, welche ihn aufſuchen ſollten.

Das Fräulein hatte ihm alles nur ganz kurz ſchreiben müſſen, weil ihr Vater immer ſehr aufmerkſam auf ſie geweſen war; zur Beſchleunigung ſeiner Flucht aber, hatte ſie ihm noch einige Louisdor in den Brief geſiegelt.

Hatte Hans den Handel mit der Bittſchrift vorher um ſeinetwegen verwünſcht, ſo verfluchte er ihn jezt tauſendmal in den Abgrund der Hölle, um des Fräuleins willen; denn wenn der Fürſt nun Herrn von Elbenhauſen ſtrafte, ſo litt das arme Fräulein nothwendig auch darunter! Kaum hatte er aber den Brief geleſen, ſo machte er ſich reiſefertig, ohne dem Fräulein zu antworten; denn ſie hatte es ihm verboten. Daß er nicht wenig geeilt habe, läßt ſich leicht denken. Ohne ſich diesmal vor Räu-

bern zu fürchten, suchte er, trotz seines bey sich habenden Schatzes, die einsamsten Wege, und wollte gerade auf S** zugehen, um da vielleicht sein Glück zu machen, weil doch noch verschiedene Herrschaften dort waren, welche die Herbstkur brauchten. Die Hauptabsicht aber war diese: an dem Orte, wo er so viele glückliche Tage in des Fräulein Hildegards Gesellschaft durchlebt hatte, Gebrauch von dem Gelde zu machen, was er durch sie jezt besaß, und wo möglich auf eben der Stube, die sie bewohnt hatte, alle seine gehabten Vergnügen noch einmal im Geiste zu genießen, und seinen nunmehrigen Schmerz über deren Verlust, von Herzensgrunde auszuweinen. Mit verschiednen, ganz eignen Regungen sah er endlich, nach einem fünftägigen Laufe, (man konnte mit Recht diese Reise so nennen) S** von ferne liegen. Weil es aber schon ziemlich am Abend war, kehrte er in einem großen Gasthofe ein, um da sein Nachtlager zu halten: und weil er sich hier völlig sicher glaubte, einmal mit Verstande von so vielen Mühseligkeiten des Leibes und der Seele auszuruhn.

In diesem Gasthofe fand er eine Menge Bauern, die sich über die morgende Verpachtung des Gasthofs unterredeten. Hansen war dieses Gespräch nichts weniger als wichtig, er sezte sich an einen Tisch und aß sein Abendbrod in Ruhe. Ein Bauer, der jezt zu ihm an den Tisch trat, und ihm eine prosite Mahlzeit wünschte, unterbrach seine herumirrenden Gedanken, aber nicht seinen Appetit. „Mit Erlaubniß," redete dieser Bauer ihn freundlich an, „wo kommen Sie denn her?"

Hans. Ich komme aus dem — ischen.

Der Bauer. So, so. Wollen Sie etwan Morgen auch mit bey der Verpachtung sehn, wie's geht?

Hans. Nein, mein Freund.

Bauer. Nun, ich dachte nur. — Das wird ein schöner Lärmen werden! Sie werden einander schöne überbieten.

Hans. Wie so?

Bauer. Ey nun Herr, Sie müssen wissen, daß dieser Gasthof wegen der guten Lage an der Straße nach S** nicht wenig einträgt.

Hans. Wie viel trägt er denn wohl ein?

Bauer.

Bauer. Je nun, Sie können es leicht ausrechnen, der vorige Wirth hat ſich in ſechs Jahren ein Rittergut verdient, das unſerm Edelmanne ſeinem nichts nachgiebt.

Hans. Wie viel hat er denn Pacht gegeben?

Bauer. Ich denke hundert und dreißig Thaler.

Hans. Das wär doch würklich ein anſehnlicher Gewinnſt! Warum behält er denn aber den Gaſthof nicht länger?

Bauer. Je nun, wie es immer iſt, wenn die Leute ein Bischen in die Wolle kommen, ſchiert ſie gemeiniglich der Hochmuth. Es iſt ihm nun zu ſchlecht.

Hans. Alſo hat er ihn nicht länger als ſechs Jahr gehabt?

Bauer. Nicht länger.

Hans that noch einige Fragen an den Bauer, welcher ſodann wieder zu ſeinem Bierkruge wackelte, er aber hörte mit mehrerm Antheil dem Geſpräche der Bauern zu, und bekam endlich ſogar ſelbſt Luſt, auf den einträglichen Gaſthof mit zu bieten, wenn er nicht gar zu hoch hinauf getrieben werden ſollte. Im Bette überlegte er ſich die Sache genauer, und da ſchwärmten denn

denn so manche Gedanken in seinem Kopfe herum. Sein Stolz, der seit der Bekanntschaft mit Hildegard mehr zu- als abgenommen hatte, wollte Anfangs gar nicht darein willigen, daß er, als Herr von Hohald — der noch obendrein gewiß Geheimderrath werden wollte — ein Gastwirth würde; aber doch das Vermögen, was er dabey erwerben konnte — durch dessen Hulfe er einst in vollem Glanze erscheinen — Fräulein Hildegard seine Hand anbieten könnte, dies gab der Sache den Ausschlag; er beschloß, frisch weg auf den Gasthof zu bieten, und reich zu werden, denn am Gelde fehlte es ihm jezt nicht, seine Wirthschaft recht gut einzurichten. Kurz, er erstand wirklich den andern Tag den Gasthof für hundert und dreißig Thaler jährlichen Pacht. Da er aber nicht eher einziehen konnte, als in vier Wochen, so bediente er sich dieser Zeit, eine nach S**, und weil er, nach seinem Wunsche, Fräulein Hildegards Stube leer fand, miethete er sich dieselbe ohne Umstände.

Die Empfindungen, die er während seines Aufenthalts in S** hatte, waren eigentlich nicht die besten. Der Ort erinnerte

ihn

ihn an die glücklichen Tage, die er vor ein Paar Monaten hier genossen hatte; anstatt aber, daß er sich ihrer in der Erinnerung noch einmal hätte freuen sollen, wurde er melancholisch, seufzte den Verlust des schönen Fräuleins, deren so schnelle Trennung ihm unerträglich wurde, weil er seit mehr als einem Vierteljahre alle Tage, ja fast alle Stunden, in ihrer Gesellschaft zugebracht hatte. Wenn nicht sein neuer Stand ihn von S** weggerufen, und ihn von den traurigen Gedanken etwas abgezogen hätte, wär er, glaub ich, in einen völligen Tiefsinn verfallen. Das meiste aber trug noch die Hofnung, sie vielleicht doch einmal noch zu besitzen, zu seiner Beruhigung bey.

Zwanzigstes Kapitel.

— — — — — —

Nach den vier Wochen trat er den Besitz seines Gasthofs an; wunderte sich aber nicht wenig, als er für die Wirthschaftsgeräthe,

räthe, die er vom vorigen Pachter übernahm, sein ganzes Kapital, von hundert und zwanzig Thalern, aufgehen sah. Durch eine gute Oekonomie, die er so gründlich zu lernen, schon Gelegenheit gehabt hatte, hoffte er, bald dieses — ja mit der Zeit ein noch weit gröſseres Kapital zusammenzuschlagen, als der vorige Wirth; besonders versprach er sich von seinem Schnaps, der weyland den Beyfall seines gnädigen Papa erhalten hatte, einen vorzüglichen Vortheil, den er auch erhielt; denn alle Reisende versicherten ihm, sowohl als die Bauern im Dorfe, daſs des vorigen Wirths Schnaps nur Blasenwasser gegen diesen gewesen wär. Der gröſste Fehler aber, den unser neuer Gastwirth beging, war der: daſs er die Bedienung seiner Gäste seinen Leuten zu sehr überlieſs, und sich begnügte, wenn er in seinem Grosvaterstuhle nur Ausgabe und Einnahme richtig berechnete; besonders hatte er seinen Stolz noch nicht so weit überwinden können, daſs er allen Fuhrleuten, Kutschern und Bedienten aufgewartet, oder sich sonst mit ihnen beschäftiget hätte; vorzüglich war ihm das gebieterische Betragen der unter dem Joche

ſtehenden Geſchöpfe, zuwider, welche ſich ſo gerne das Anſehen und den Rang derer zueignen, deſſen Joch ſie tragen.

Bey der ſich nun einſtellenden rauhen Jahreszeit, wo nicht viel Herrſchaften mehr bey ihm einkehrten, mit denen er ſich hätte unterhalten können, genoß er einer ungeſtöhrten Ruhe. Aber eben dieſe Ruhe wurde ihm ſehr gefährlich; denn der Gedanke ſeiner unglücklichen Liebe, war ſeine faſt einzige Unterhaltung. Oft kam es, wenn er in ſeinem Stübchen allein war, daß er die Geſchenke von ſeinem geliebten Fräulein hervorholete und ſie beſah; beſonders aber hatte die Uhr mit ihrem Bilde ſelten Ruhe, welchem er denn allemal einen tiefen Seufzer, oft auch eine warme Thräne, ſchenkte. Gern hätte er Nachricht von dieſem guten Mädchen gehabt; aber ſie wußte ja nicht, wo er war, und ihr ſolches zu melden, hatte er keine Luſt; denn vors erſte ſchämte er ſich, ihr ſeinen jetzigen Stand zu entdecken, vors zweite ſchien es ihm gefährlich, ſeinen Aufenthalt zu verrathen. An Mamſell Souri hätte er wohl geſchrieben, aber wie leicht könnte dann nicht auch Herr von Elbenhauſen hinter ſein Geheimniß kommen.

End-

Endlich that ihm noch ein Ohngefähr den Gefallen, und gab ihm Nachricht von seinem geliebten Fräulein; aber diese Nachricht war so beschaffen, daß er dem Himmel gar nicht dafür dankte.

Eines Morgens sprach ein Mann bey ihm ein, und trank ein Gläschen von dem berühmten Schnaps. Dieser Mann war, nach seiner Aussage, von F**, und wie Hans dies hörte, war seine erste Frage: ob er den Herrn von Elbenhausen kennte? „Ja!“ war des Fremden Antwort. Nun ging bey Hansen das Fragen an; und damit er sich nicht verrathen wollte, sezte er gleich Anfangs die wohlbedächtige Lügen hinzu: daß dessen Fräulein Tochter, da sie vorigen Sommer im Bade gewesen wär, nebst noch einem Frauenzimmer, einmal eine Nacht bey ihm logirt hätte. „Ach! da sieht es jezt elend aus,“ fing endlich der treuherzig gemachte Mann an, „er wird bald sein ganzes Gut im Stiche lassen müssen.“ „Wie denn so?“ „Je, erst hat er liederlich gelebt, hat mit den Maitressen und im Spielen eine ungeheure Menge Schulden gemacht; darnach hat er auf eine schlechte Art, so viel Leute um ihre Güter gebracht

und an sich gezogen; und weil sich endlich seine Unterthanen beschwert haben, hat sich der Fürst ihrer angenommen, hat ihm die Güter wieder eingezogen, um sie den rechten Besitzern wieder zu geben. Ja, ich denke, es wird nicht lange mehr währen, so wird er über alle Berge seyn, ehe seine Schuldleute vollends aufwachen. Das Fräulein ist schon fort; die ist, glaub ich, bey einem Anverwandten in W**. Ja Herr Wirth, seit zehn Wochen hat sich in Seydenbach viel verändert; sonst hatte ich immer viel auf dem Schlosse zu thun, aber jezt giebts gar nichts mehr.

Hans konnte beynahe nicht das Ende dieser Erzählung abwarten, und kaum hatte der Mann aufgehört zu reden, so ging er auf sein Stübchen, schloß sich ein, und überließ sich den schrecklichsten Empfindungen, welche Liebe, Kummer, Gewissensbisse in dem menschlichen Herzen hervorbringen können; denn ihm war nichts gewisser, als daß er durch seine Bittschrift die erste Ursache zu Herrn von Elbenhausens Untergang sey. Der fürchterlichste Gedanke unter allen aber, war ihm der: daß er sein geliebtes Mädchen ins Unglück gestürzt hatte.

te. „Gott!“ rief er aus, „wie wird ſie ihre Hände ringen, wie wird ſie weinen — mich als die Urſache ihres Unglücks anklagen, — mir fluchen! — — Unſeliges Geſchöpf! dem die Hölle es eingab — dem der Oberſte der böſen Geiſter half — ein Ding zu ſchmieren, um einen Mann zu ſtürzen, der dir nichts that — ein Mädchen unglücklich zu machen, die dich liebt, die dir ihr Herz gab, die dein ſeyn wollte! — — Ha! Abſcheulicher Menſch! — dort wird das arme unglückliche Schlachtopfer deines vermaledeyten Geizes hingehen, hinausgeworfen in die Welt, — wird Brod ſuchen bey fremden Leuten, und — ſchrecklicher Gedanke! — es vielleicht nicht finden. — Verloren — verloren iſt ſie nun ewig für mich — nie — nie darf ich Elender es nun wagen, ihr wieder unter die Augen zu treten; nie wird ſie mir wieder vergeben — nie kann — nie ſoll ſie mir vergeben. Sie ſoll mich haſſen — wachend und im Traum ſoll ſie mir fluchen; denn ich hab es verdient. — — Einſt war ich ihr Retter, rief ſie vom Tode zurück; o! warum hab ich das gethan? — Daß ſie nun unglück-

lich seyn — mich von einer so abscheuli-chen Seite kennen sollte? Dann war des Todes Schlummer besser für dich — Ar-me — Unglückliche! — — Und doch fühl ich — ja ich fühle es zu meiner Mar-ter, daß dein Unglück dich näher an mein Herz bringt — heißer lieb ich jezt die Elen-de, als das in Ueberfluß und Glück leben-de Mädchen. — — Und du, gute Sou-zi, auch du büßtest deine Station ein? Du, die du mir so freundlich deinen Verdienst anboteſt, verlierſt ihn nun ganz durch mich. — Fluch — Verdammniß der Höl-le komme über mich! — alle, die ich un-glücklich gemacht habe — flucht mir! — — — — — Jezt warf er sich in seinen Großvaterstuhl, sah starr gegen die Erde, schnaubte, und schlang mit konvulsivischer Bewegung seine Arme ineinander; über eine Stunde blieb er so liegen, ehe er wieder sei-ne Augen bewegte, ehe er wieder zu Sinnen kam. Lange wußte er nicht wo er war, wußte nicht, ob er träumte, sprach immer abgebrochene Worte vor sich hin, und blieb in dieser Verfassung bis gegen den Abend; dann aber fing er an zu weinen, fiel auf seine Knie, und betete mit Wehmuth um Trost,

um Hülfe für das Fräulein, und um Beyſtand für alle, die er ins Elend geſtürzt hatte.

Am andern Morgen war er entſchloſſen, dem Fräulein die beyden Geſchenke, zur Entſchädigung für ihren ſo großen Verluſt, den ſie durch ihn gelitten hatte, zurück zu ſchicken, und packte ſie auch ſchon in ein Käſtchen ein; er beſann ſich aber bald wieder anders. Denn erſtlich war es immer ſo gut wie gar keine Entſchädigung für ſie, er hingegen büßte aber doch zwey Dinge ein, die für ihn mehr Werth hatten, als die ganze Welt, wenn er Fräulein Hildegard ſelbſt ausnahm; zweitens wußte er ja nicht, wo er es hinſchicken ſollte; und dergleichen Koſtbarkeiten ſchickt man doch auch nicht gleich ſo auf gerathe wohl in die Welt hinein, da er nicht wußte, ob ſie der Brief treffen würde; endlich konnte er ja auch dadurch leicht verrathen werden, wenn der Brief dem Herrn von Elbenhauſen in die Hände fallen ſollte, und dieſer würde gewiß hernach die grimmigſte Rache an ihm, als dem einzigen Unglücksſtifter, auszulaſſen, keinen Anſtand nehmen; alſo unterblieb es. Indeß überließ er ſich immerfort ſeinen peinigenden Gewiſſensbiſſen, ohne von irgend

einer Seite Troſt für ſein armes Herz zu finden. Sein Großvaterſtuhl gönnte ihm nicht mehr die ſonſt ſo oft gewährte Ruhe; auf ſeiner Stube wurde es ihm immer zu eng, und doch getraute er ſich auch nicht, ſie zu verlaſſen; Fräulein Hildegards Bild wagte er gar nicht mehr anzuſehen, und wenn es ja geſchah, bekam er allemal den heftigſten Anfall von Verzweiflug.

Ein u. zwanzigſtes Kapitel.

Ein unvermutheter Gaſt.

Drey Wochen waren ſeit der unglücklichen Nachricht vergangen, und der ſonſt ſo muntre Hans, der ſich mit flüchtigem Blute über die mißlichſten Lagen ſeines Lebens hinausſetzte, hatte ſich noch nicht wieder beruhigt, er gerieth immer in einen noch gröſſern Tiefſinn. Er war das deutlichſte Beyſpiel, wie der Menſch bey Verſchiedenheit der Umſtände auch verſchieden fühlt und handelt. Als er ſeine Bittſchrift wider den Herrn von Elbenhauſen übergab, freute er

ſich

ſich, einem Tyrannen den Weg zu weitern Grauſamkeiten zu verſperren; jezt verfluchte er ſein damaliges Unternehmen. Die Liebe, die ſich hier ins Spiel miſchte, verleitete ihn zu glauben: daß er aus eigner Willkühr ſich zu einem Gliede in der Kette der Elbenhauſiſchen Schickſale gemacht, daß er aus Unvorſichtigkeit ſein gehabtes Fräulein ins Elend geſtürzt habe; er machte ſich die bitterſten Vorwürfe, welche ihn faſt zur Verzweiflung gebracht hätten.

Ein abermals unvermutheter Zufall, wie ſich dergleichen immer in Hanſens Schickſale webte, beſchäftigte endlich ſeinen Geiſt mit andern Dingen, und ſtimmte in der Folge ſeine Seele von der außerordentlichen Schwermuth um. Spät an einem trüben Winterabend brachte ein Wagen ein Frauenzimmer, welches ſich ein beſondres Stübchen ausbat. Man wies der Dame eins an, und ſie nahm es, ohne ſich aufzuhalten, ein. Unſer Gaſtwirth hatte ſie nicht geſehen, weil er eben bey ihrer Ankunft in ſeiner Stube geſteckt hatte, als man ihm ihre Ankunft gemeldet hatte. Ein Lärm, welcher des Nachts ſich im Hauſe und in der Stube der Dame erhob, weckte ihn zwar

auf, aber er ſchlief auch mit den trüben Gedanken an ſein Fräulein bald wieder ein. Eben ſo wenig rührte es ihn, als man ihm früh die Nachricht brachte: daß die Dame dieſe Nacht mit einem kleinen Sohne wär entbunden worden. Kurz darauf brachte man ihm die Poſt: daß das Kind wieder geſtorben ſey, und daß die Dame ſehr krank wär. „Wer iſt denn die Dame?“ fragte er — „Sie giebt ſich für eine Offizlersfrau aus; aber es ſcheint nur ein Vorwand von ihr zu ſeyn.“ „Wohl mir,“ erwiederte er, „daß ich eine Unglückliche, denn vielleicht iſt ſie's, in meinen Schutz nehmen kann. Ich befehle euch allen, ſie abzuwarten, ſie zu pflegen, ihr zu dienen, als wenn es eine Frau wär; ſie mag ſeyn wer ſie will, Frau oder Maitreſſe, oder ſonſt ein verführtes Mädchen. Wenn ſie es auch nicht bezahlt, gut, ſo habe ich doch einer Unglücklichen beygeſtanden; ich will euch eure Mühe ſchon belohnen.“

Eine ganze Woche verging, ehe Hans von der Dame etwas mehr erfuhr, als daß ſie jedermann für ein Mädchen hielt, die vorſätzlicher Weiſe ihr Kindbette an einem fremden Orte halten, und dann wieder in ih-

ihre Vaterstadt gehen und für eine Jungfer gehalten werden wollte. Alles dies machte ihn weiter auch nicht neugierig, und er gab sich keine Mühe, sie kennen zu lernen, wünschte auch nicht, daß sie länger bleiben oder fortreisen sollte. Von Tage zu Tage hatte sie ihre Zeche bezahlt; da aber ihre Krankheit länger anhielt, und ihr das Begräbniß des Kindes einen Strich durch ihre Rechnung gemacht hatte, blieb sie mit der Bezahlung einige Tage außen. Endlich ließ sie den Herrn Wirth bitten, er möchte sie doch einmal besuchen, sie hätte etwas mit ihm zu sprechen. Hans vermuthete gleich ihr Anbringen, und ging nicht zu ihr, sondern ließ ihr sagen: sie möchte sich, wegen der Bezahlung, nur keine Sorge machen; er hoffe, daß sie ihn schon einmal bezahlen würde.

So verging denn wieder eine Woche, und die Dame war noch nicht im Stande weiter zu reisen. Hansen war es endlich doch nicht mehr gelegen, sie so umsonst zu erhalten, und überdieß noch so viel Geld für sie auszulegen, welches ihre Krankheit kostete: zumal da er nicht wußte, ob es eine Unglückliche oder eine Betrügerin wär, die

nicht so viel Mitleid verdiente. Er wollte sie daher doch wenigstens kennen lernen, damit er sich mit seiner Wohlthätigkeit wenigstens darnach zu richten wüßte, und nahm ihre zwote Einladung an; besonders da er hörte, daß sie etwas besser und außer dem Bette wär.

Er ging; aber hilf Himmel, wie erschrak er, als er die Dame bey Eröfnung der Stubenthür sogleich erkannte. Ohne Bewegung blieb er stehen, und starrte sie an; endlich hatte er sich wieder etwas erholt, und redete sie an: „Sieh da! Mamsell Röschen Ey, wie kommen Sie denn hieher?

Röschen. (war für Schrecken auf das Bette gesunken, als sie in dem Wirthe Hansen erblickte, und konnte in der Betäubung kein Wort antworten.)

Hans. Warum erschrecken Sie so? Ist Ihnen mein Anblick jezt so fürchterlich?

Rösch. (sich wieder erholend) Leider ist mir in diesem Zustande derselbe schrecklich fürchterlich!

Hans. Bedaure von Herzen!

Rösch. Darf ich Sie bitten, mich zu verlassen, und mir jemanden anders herauf zu schicken?

Hans.

Hans. Ich habe nicht Luſt, Ihnen mit meiner Gegenwart beſchwerlich zu fallen; ich war ohnedem ſchon im Begriff, zu gehen.

Ohne mehr zu reden, ohne Röschen eines Blickes mehr zu würdigen, ging Hans wieder zur Thür hinaus; ſchickte aber ſogleich jemanden von ſeinen Leuten zu ihr, welches aber bald wiederkam, und nach der Wehmutter lief; denn Röschen war durch Hanſens Erſcheinung kränker als vorher geworden. Anfangs rührte ihn auch dieſe Nachricht wenig, denn ſein Abſcheu (recht drückt dies Wort ſeine Empfindung nicht aus) war noch zu neu, als daß ihr Zuſtand ſein Mitleid erregen konnte; doch je mehr er ſich beſann, je ſchlimmer es mit Röschen wurde, deſto reger wurde ſein Mitleid mit ihr. Einmal hatte er ſie geliebt, hatte ſo manche Wohlthat von ihr genoſſen, und nun ſollte er ihr auf einmal ſo bitter begegnen? Er fing an zu bereuen, daß er ſie ſo unglimpflich angeredet hatte, wurde unruhig über ihre Krankheit, und klagte ſich als die Urſache derſelben an. Jezt vergaß er den Kummer über ſein Fräulein, und dachte nur an das kranke Röschen, der

er

er aus Mitleid über ihren Zustand lange schon ihren Fehler vergeben hatte; denn er wußte ja auch nicht: ob, und wie weit, sie schuldig war. Um seinen eigenen Fehler aber wieder gut zu machen; ließ er ihr die beste Wartung, das Niedlichste aus seiner Küche, und die theuersten Arzneyen, die ihr Arzt (welches ein alter Feldscheer im Dorfe war) besaß, geben, damit sie nur wieder gesund würde.

Wie froh war er, als er hörte, daß sie wieder außer Gefahr war! und auf die Nachricht, daß sie sich außer dem Bette befände, ließ er um die Erlaubniß bey ihr bitten, sie besuchen zu dürfen. Röschen hat ihn durch eben den Boten selbst darum, und mit gleichen Füßen sprang er die Treppe zu ihr hinauf.

So sehr, als er bey seinem ersten Besuche über ihre Gegenwart erschrocken war, so sehr ging ihm jezt ihr trauriges Ansehen ans Herz. „Wie gehts mein Röschen?“ so rief er ihr schon in der Thüre zu. „Sind Sie noch nicht völlig wieder gesund?“

Röschen. Bald, Herr Hellbach!

Hans.

Hans. Das freut mich. Was ich zu Wiederherstellung Ihrer Gesundheit thun kann, das will ich mit Freuden thun.

Röschen. So viel Güte verdient ein unglückliches Mädchen nicht von Ihnen.

Hans. Eben Ihr Unglück empfiehlt Sie mir.

Rösch. Aber auch ein gefallenes — ein entehrtes Mädchen? (Hier schlug sie den Kopf beschämt nieder)

Hans. Auch die; denn eben dies ist Ihr Unglück.

Rösch. Ach, Herr Hellbach! alles — alles was Schaam über einen solchen Fehltritt Marterndes bey sich hat, fühle ich bey Ihrer Gegenwart.

Hans. Seyn Sie ohne Kummer, liebes Röschen, diesen Fehler habe ich Ihnen vergeben, und werde Ihnen noch mehr vergeben, wenn Sie mir Ihre Geschichte erzählen.

Rösch. Diese Geschichte wissen Sie; denn die Geschichten schwacher Mädchen sind nicht selten. Was andre thaten, that auch ich. Ich könnte Ihnen vielleicht eine schöne Erzählung von grausamen Verfolgungen, von meinem Widerstande, von schänd-

licher

licher Ueberliſtung, erdichten; aber nein! — Ihr edles Betragen gegen mich fordert Aufrichtigkeit. Ich bekenne es frey, daß eigne Schwachheit eines von Leidenſchaft trunkenen Augenblicks, der Grund meines Unglücks iſt; aber erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Namen des, den die Leidenſchaft verführte, verſchweige — dieſes zu wiſſen, kann Ihnen weiter nichts nützen.

Hans. Nein Röschen, dies bringe ich Ihnen nicht ab; aber etwas muß ich wiſſen, daß ich mich in Anſehung deſſen, was ich für Sie thun muß, darnach richten kann: Sagen Sie mir, ſind Sie in einer Station, in die Sie wieder zurückkehren, wenn Sie hergeſtellt ſind?

Rösch. Nein, Herr Hellbach! ich kenne niemanden, zu dem ich meine Zuflucht nehmen kann; und ich weiß nicht, wie ich Ihre Güte genug ſchätzen ſoll, daß Sie mich aufnahmen, ohne zu wiſſen, wer ich war. Ohne Sie wär ich vielleicht ein Raub des Todes; denn nirgends wollte man mich aufnehmen, als man meine Umſtände ſah, hatte aber doch die Gütigkeit, mich von Ort zu Ort fahren zu laſſen, bis ich endlich hieher kam.

Hans. Ich freue mich jezt für das, was ich ehemals von Ihnen genossen habe, dankbar — in der That dankbar seyn zu können. Aber noch eins: wie steht es jezt um Ihre Kasse?

Röschen. Eben das war es, warum ich das erstemal mit Ihnen sprechen wollte. Jezt habe ich leider das Geld, was ich bey mir hatte, alle ausgegeben; denn ich hatte viel Aufwand, bekomme aber zuverläßig wieder welchs; wenn ich nur erst wieder fort kann. Ich bitte daher, mit mir so lange Geduld zu haben, bis ich geschrieben habe; alsdenn will ich Ihnen alles bezahlen.

Hans. Ruhig, liebes Röschen! Was ich gethan habe, habe ich gern gethan, ich verlange von Ihnen kein Geld.

Hans war nun völlig mit Röschen ausgeföhnt; ihr Unglück hatte ihn ganz gegen sie umgestimmt. Nicht den mindesten Vorwurf machte er ihr über ihren Fehltritt, nicht über den Betrug oder über die Verachtung, die sie ihm, während ihres Aufenthalts bey dem Pfarrer, bezeugt hatte. Wär sie zu einer andern Zeit gekommen, wo sein Herz nicht so voll von dem Fräulein war,

oder in einem glücklichern Zuſtande zu ihm gekommen, er hätte ihr gewiß empfinden laſſen, wie ſehr er durch ſie beleidigt worden wär. — Daß der gutherzige Hans ſein Fräulein nur nicht noch einmal vertreiben läßt! Nein, nun wohl nicht; er würde gewiß nicht ſo gegen ſie gehandelt haben, wenn ſein Herz noch Antheil an ihr hätte. Wenigſtens vor der Hand iſt er noch ſicher dafür.

Zwey u. zwanzigſtes Kapitel.

Hans beſuchte nunmehr Röschen alle Tage, oder beſſer, er kam ſelten von ihr weg, weil er noch äußerſt wegen ihrer Geſundheit beſorgt war. Von Herzen froh war er, als ſie wieder ausgehen konnte, und er ſelbſt hatte die Freundſchaft für ſie, das erſtemal mit ihr ſpazieren zu gehen.

Kaum war ſie feſt auf den Füßen, als ſie nach S** ging, und einen Brief auf die Poſt gab; an wen? dies wiſſen wir nicht;

nicht: vermuthlich aber war er an den Vater ihres ſeligen Söhnchens, denn in einigen Tagen bekam ſie Antwort und Geld. „Hier, Herr Hellbach,“ ſagte ſie, da ſie den Brief empfing, „iſt Geld. Nun bitte ich Sie, mir zu ſagen, wie hoch ſich mein Aufwand bey Ihnen beläuft!“

Hans. Sie beleidigen mich, wenn Sie dieſe Frage im Ernſt an mich thun. Ich verlange kein Geld, das hab ich Ihnen ſchon geſagt.

Röschen. Gut, Herr Hellbach, ich will ihr gütiges Anerbieten ohne Umſtände annehmen: ich würde jezt ſehr zur Unzeit, und ganz zu meinem Schaden Ihnen ſolches aufdringen; denn offenherzig, gern kann ich es zu meiner Reiſe nicht entbehren.

Hans. So iſts recht, Röschen! Aber nun ſagen Sie mir, wo wollen Sie hin? Wollen Sie wieder zu Ihrem Pfarrer?

Rösch. Nein! zu dem darf ich im Leben nicht wieder. Ich muß mein Brod in der Welt ſuchen, es ſey auf welche Weiſe es wolle, und ſollte ich als Köchin dienen.

Hans. Nein Röschen, das ſollen Sie nicht! Beantworten Sie mir eine Frage; aber eben ſo offenherzig wie vorhin: Hätten

Sie wohl Luſt bey mir zu bleiben und mir in meiner Wirthſchaft beyzuſtehn; denn zur Zeit habe ich mit lauter fremden Leuten haushalten müſſen, und habe geſehn, daß kein Vortheil dabey iſt; vielleicht bin ich mit Ihnen glücklicher? Haben Sie Luſt?

Röschen. Sie überraſchen mich mit Ihrer Güte, die ich nicht verdiene. Können Sie zweifeln, daß ich eine Wohlthat ausſchlagen würde, die ich in meiner jetzigen Lage nicht größer erwarten kann, und die ich von Ihnen mit dem wärmſten Herzen annehme? Wenn Sie mir Ihre Wirthſchaft anvertrauen wollen, ſo will ich ſie mit der größten Freude beſorgen.

So ward denn Röschen Wirthſchafterin bey Hanſen, und nebenbey — weiter nichts; denn die ſonſt gewöhnlichen Nebenämterchen der Haushälterinnen, muthete er ihr nicht zu; ſie ſollte blos auf die Leute Acht haben. Uebrigens vertrug er ſich, ſeines alten Grolls ungeachtet, recht gut mit ihr; und ſie war es, die durch ihr muntres Weſen, das ſich bey ihr nach und nach wieder einſtellte, Hanſens düſtre Laune zerſtreute, ſeinen Tiefſinn milderte, und ſeine Leiden erträglich machte; ob ſie gleich durch

ihre

ihre Schönheit, welche sich nach dem Wochenbette würklich noch mehr gehoben hatte, nicht im Stande war, das Bild der schönen Hildegard aus seinem Herzen zu reißen, welches noch ganz in seiner Seele lebte, und auch noch gar nicht weichen zu wollen schien.

Mit vereinten Kräften trieben sie jezt ihr Gewerbe, und weil Röschen sah, daß sich Hans seine Wirthschaft nicht so recht angelegen seyn ließ, gab sie ihm die gute Lehre, daß er selbst fein hinterdrein seyn müßte; welchen Rath er auch annahm, denn es lag ihm noch sehr an dem Herzen, ein Rittergut zu erwerben.

Trotz aller angewandten Mühe aber, fand er sich doch in seiner Hofnung sehr betrogen; denn seine Wirthschaft trug ihm kaum so viel ein, daß er etwas Pachtgeld zurücklegen konnte, wiewohl ihm seine Bauern alle versicherten, daß er eben so viel, ja noch mehr Einkehrung hätte, als der vorige Wirth. Dies konnte Hans mit allen seinen Verstandskräften nicht zusammenreimen. Er hofte von einer Woche zur andern, und da das erste halbe Pachtjahr um war, hatte er noch kaum den Pacht bey-

sammen, geschweige daß etwas zum Rittergute hätte übrig bleiben sollen.

Ein Knecht, der von dem vorigen Pachter noch bey ihm geblieben war, eröfnete ihm endlich die Augen, entdeckte ihm die Ursachen, warum das Geld nicht Rittergutsweise bey ihm einkäm, die aber bey Hansen eben nicht Ursachen der Freude waren. „Michel," sagte er einsmals zu diesem Knechte, „bey dem vorigen Wirthe muß es doch besser gegangen seyn!"

Michel. Nein, Herr Wirth, was die Einkehr anbetrifft, da ging es nicht einmal so gut, als bey Sie.

Hans. Wo hat er aber so viel Geld zusammengeschmissen?

Mich. Alles in dem Gasthofe.

Hans. Das ist nicht möglich, Michel, denn wenn das wär, so müßte der Gasthof Tag und Nacht so voll gestopft gewesen seyn, wie ein Komödienhaus, und die Leute müßten obendrein alles noch zehnfach bezahlt haben, sonst hätte er sich nimmermehr ein Rittergut erwerben können; oder er muß den Kobold gehabt haben.

Mich. (lacht) Ja, Herr Wirth, wenn Sie mich nicht verrathen wollen, will ichs

Ih-

Ihnen wohl ſagen. Wenn ich gleich nicht mehr bey Herr Kellnern diene, da mag ich ihn aber doch nicht ins Unglück bringen.

Hans. Du haſt von mir keine Verrätherey zu befürchten; aber mein Vortheil erfordert es, daß ich es weiß; ich will dir es nicht unbelohnt laſſen.

Michel. Je nun ſehn Sie, er hat einen unbändig groſſen Schatz gefunden. Es hat aber kein Menſch was davon erfahren, als er und der ſelige Töffel; und ich wüßte es auch nicht, wenn mirs nicht der ſelige Töffel kurz vor ſeinem Ende noch einmal geſagt hätte, weil er betrunken war; er wies mir auch noch das Loch im Keller, wo es eingemauert geweſen war. Aber verrathen Sie mich ja nicht; denn wenns der Edelmann erführe, er müßte alles wieder herausgeben.

Hans ging nun mit Michels in den Keller, und ſah das Loch, das ihm die Wahrheit und ſeine betrogene Hofnung bewies. Wie ihm dabey zu Muthe war, läßt ſich leicht denken; denn ſeine ſchönſten Hofnungen auf einmal ſo zernichtet zu ſehen, war ihm gewiß kein Evangelium. Nun hatte er auch nicht einen Augenblick mehr Luſt, Gaſt-

wirth zu seyn; aber wie von dem Pachte loskommen? das war die Frage. Da er von Röschens anschlägischem Kopfe überzeugt war, beschloß er, mit ihr einen geheimen Rath zu halten.

Noch diesen Abend, da alles zu Bette war, rief er sein Röschen mit einer geheimnißvollen Miene, zu sich in sein Stübchen. Das arme Mädchen wußte gar nicht, was sie zu so einer Zeit, und unter so vielbedeutenden Umständen, auf Hansens Stube sollte; und befürchtete einen neuen Anschlag auf ihre Ehre. Doch, mit dem sichern Herzen der Unschuld, sezte sie sich der Gefahr aus, und hofte, wenn es anders ja welche gäb, sie zu besiegen. „Setzen Sie sich her, liebes Röschen!“ sagte er, und ergriff dabey ihre Hand, „ich habe Ihnen etwas zu entdecken, was mein Wohlseyn und auch das Ihrige betrifft. Ich muß einen Schritt thun, den Sie vielleicht vor wenig Tagen nicht von mir erwarteten; doch ehe ich ihn begehe, muß ich mir erst Ihre Meynung ausbitten.“ Röschen war würklich etwas bestürzt bey dieser Anrede, doch nicht auf eine unangenehme Weise bestürzt, denn sie bildete sich nichts anders, als einen Heyraths-

rathsantrag von Hansen ein, und sann daher schon, wie sie auf eine anständige Weise ihr Ja von sich geben wollte; denn des hübschen Gastwirths Frau zu seyn, hatte sie nicht die mindeste Abneigung. Sie wurde aber (nach ihrer jetzigen Gemüthsverfassung gewiß nicht angenehm) überrascht, als Hans fortfuhr: „Ich muß mich Ihnen von einer ziemlich schwachen Seite zeigen, doch hoffe ich Nachsicht von Ihnen. Nach denen Nachrichten, die man mir von diesem Gasthofe gab, ehe ich ihn übernahm, versprach ich mir goldene Berge von ihm; denn wenigstens zehntausend Thaler hoffte ich zu erwerben, wenn ich von dem vorigen Besitzer auf mich schloß; doch, sowohl ich, als andre Leute, hatten uns betrogen: dieser Mann hatte seinen Reichthum nicht der guten Wirthschaft, sondern, wie ich heute erst erfahren habe, einem gefundenen Schatze zu danken. Bey diesen Umständen nun, können Sie wohl glauben, daß ich nicht die mindeste Lust mehr habe, den Gasthof zu behalten; denn außerdem, daß er mich erhält, trägt er mir kaum das Pachtgeld ein. Mit Mühe und Noth habe ich den Pacht des Ersten halben Jahres zusammen-

gestoppelt, und es ist doch, wie alle Leute sagen, bisher mit der Einkehr besser gegangen, als sonst. Mir ist daher vor der Zukunft bange, und ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, um nicht am Ende bis über den Kopf in Schulden zu gerathen. Geben Sie mir einen guten Rath."

Röschen. Ich weiß keinen andern, als Sie nehmen was Sie haben, und lassen den Gasthof im Stiche.

Hans. Ja, liebes Röschen, dies ist ganz gut; wenn ich aber mit dem Pachtgelde davon gehe, so würde mich der Edelmann, als einen Spitzbuben, gewiß überall aufsuchen lassen, überall würde er mir Steckbriefe nachschicken. Nein, das geht nicht an.

Rösch. So geben Sie ihm das Geld, und gehen mit reinem Gewissen davon.

Hans. Oeffentlich darf ich nicht fort; und wollte ich heimlich fortgehen, so könnte ich nichts von meinen Sachen verkaufen, die ich doch nicht gerne wollte zurücklassen; denn es stecken baar hundert und zwanzig Thaler darinne.

Rösch. Und wie viel macht Ihr Pacht.

Hans. Hundert und dreyßig.

Rös-

Röschen. So ist ja alles gut. Sie nehmen den Pacht mit, und lassen dem Edelmann die Sachen. Wenn Sie ihn nicht betrogen haben, wird er Sie auch nicht aufsuchen lassen.

Hans. Recht gut. Aber ich habe doch Einbuße an meinen Vorräthen.

Rösch. Der wird nicht groß seyn; und überdieß können Sie ja noch einige Zeit bleiben, und, was Sie können, zu Gelde machen, damit Sie ihrem Schaden beykommen; wenn Sie auch gleich nicht alles wieder haben. Eins ist doch besser, als das andre.

Hans überlegte noch Manches; hatte Lust, und hatte auch wieder keine. Endlich aber beschloß er doch, Röschens gutem Rathe in allem zu folgen.

Drey u. zwanzigstes Kapitel.

Hans geht wieder auf Reisen.

Abgeredeter Maßen verkaufte Hans noch was er konnte, vorzüglich die angeschafften

Lebensmittel, daß er auf die lezt faſt ſelbſt nichts mehr zu eſſen und zu trinken hatte. „Nun, Röschen!“ ſagte er zwey Tage vor ſeinem Abzuge, „wie hälts? Glauben Sie, daß es nun Zeit ſey zu wandern?

Röschen. Ich denke es iſt die höchſte; zumal, wenn Sie übermorgen bezahlen ſollen.

Hans. Aber, liebes Mädchen! was wollen Sie nun anfangen, wenn ich keinen Heerd mehr habe, an dem Sie ſich wärmen können?

Rösch. Je nun, Herr Hellbach, ich habe immer geglaubt, Sie wollen mich auch mitnehmen?

Hans. Wenn Sie Luſt haben, wird es mir ein Vergnügen ſeyn, daß Sie mich begleiten. Ich habe es nur nicht gewagt, Ihnen dieſen Antrag zu thun; da Sie mir aber zuvorkommen, herzlich gerne.

Rösch. Was nehmen wir aber vor?

Hans. Wir überlaſſen es dem Glück, wie es unſre Schickſale richten wird. Ich hoffe, daß wir ſchon einmal wo feſten Fuß ſetzen können; unterdeſſen wollen wir es noch abwarten, ſo lange wir Geld haben.

Röß-

Röschen. Sie ſollen allemal eine treue Geſellſchafterin an mir haben; Glück und Unglück will ich mit Ihnen theilen, ſo lange Sie es mich mit Ihnen wollen theilen laſſen. Sollte Ihnen meine Geſellſchaft einmal läſtig werden, ſo erwarte ich von Ihrer Aufrichtigkeit, daß Sie mir es ſagen; es ſoll ganz allein von Ihnen abhängen, ob ich ferner mit Ihnen gehen, oder ob ich Sie verlaſſen ſoll.

Hans. Wie aber, Röschen, wenn Ihnen meine Geſellſchaft einmal läſtig würde?

Rösch. Dann bitt ich im Voraus, daß Sie meiner Offenherzigkeit vergeben.

Hans. Recht gern, es bleibt dabey.

Am andern Morgen fingen ſie beide an, ganz ſachte einzupacken; doch hielt ſie dies Geſchäfte nicht lange auf, denn Röschen hatte weiter gar nichts, als ihre Kleider, die ſie anhatte, und Hans nahm weiter auch nichts mit, als ſeine beiden treuen Reiſegefährten, ſeinen Mylord, und ſein Bündel, worinne er die Quinteſſenz ſeiner Geräthſchaften hatte. Als dieſe groſſen Zubereitungen zu Rande waren, erwarteten ſie eine Gelegenheit, mit der ſie fahren könnten;

ten; es sey nach welcher Himmelsgegend es wolle. Um den Mittag kam ein Wagen, der zwar viel Waaren, aber doch noch Platz genug für zwo Personen hatte. Es mußte sich alles so wunderlich fügen, denn erstlich ging dieser Wagen nach Tr**, einem Städtchen, welches ohngefähr drey Meilen weit von hier, auf dem Wege nach F** lag, wohin Hans sich längst gewünscht hatte, reisen zu können; zweitens war dort Jahrmarkt, und unter dem Vorwande, dort einen nöthigen Einkauf zu machen, konnte Hans weg seyn, ohne daß ihn jemand vermißte. Halb zwey Uhr fuhr er also aus seinem Gasthofe, nachdem er in demselben 25 Wochen, 3 Tage und 6 Stunden vergebens auf die Erwerbung eines Ritterguts gewartet hatte. Sein Reichthum belief sich auf 70 Thlr. 16 Gr. nach Abzug seiner gehabten Einbuße, die er aber gern verschmerzte, wenn er bedachte, daß er, ohne Gastwirth gewesen zu seyn, kaum noch zwanzig Thaler von seinem Gelde übrig behalten hätte. Röschens Schatz erstreckte sich aber nicht höher, als auf funfzehn Thaler; und diese Summe konnte, wahrscheinlicher Weise, nie größer werden, weil die

Ein-

Einkünfte mit dem Tode ihres Söhnchens aufgehört hatten. Mit diesem Vermögen hoften sie schon ein ziemlich Weilchen zu reichen, und waren zur Zeit ganz unbekümmert wegen der Zukunft.

Einen Umstand dürfen wir hier nicht vergessen, der ihnen in der Zukunft ein Abenthener zuzog; er betrifft ihre Kleidung. Röschen war ganz schlecht gekleidet, so wie sie bisher immer in der Wirthschaft gegangen war; Hans aber hatte, außer einem tiefen runden Hute, sich noch eine alte Perücke gekauft, unter die er sein schönes Haar zwang, um nicht erkannt zu werden, wenn man ihn verfolgen sollte. In dieser Hauptzierde sah er freilich possierlich aus, und Röschen mußte allemal lachen, wenn sie ihn ansah; er erlangte aber doch seinen Zweck, denn sie verstellte ihn so, daß er selbst sich nicht zu sehen glaubte, wenn er damit vor dem Spiegel stand. Dieß wollte er aber auch haben, denn in der Gegend, wo er jezt war, wartete zu viel Gefahr auf ihn, wenn er erkannt würde; und es reute ihn, daß ihm dies Mittel nicht längst eingefallen war; er hätte dadurch, nach seiner

Mey-

Meynung, manche Ungelegenheit vermeiden können.

Das erste, was Hans nach seiner Ankunft in F** that, war, daß er nach Seydenbach ging. Ganz in das Dorf hineinzu gehen, war eigentlich seine Absicht nicht; er wollte nur sehen, ob er jemanden aus dem Dorfe sprechen und sich nach seinem geliebten Fräulein erkundigen könnte. Tief drückte er seinen Hut in die Augen, und aus übergroßer Vorsicht hatte er sich auch noch die Augenbraunen gefärbt; denn er fürchtete sich immer noch gewaltig vor dem Herrn von Elbenhausen. Mit einem wunderlichen Gemisch von Freude und Traurigkeit sah er sich dem Dorfe so nahe, wo er so manche glückliche Stunde genossen, aber auch manche Angst des Todes empfunden hatte.

Den ersten Mann, den er im Felde bey Seydenbach antraf, redete er an, weil er vermuthete, daß er aus dem Dorfe selbst wär, und wollte den ersten Versuch machen: ob man ihn kennen würde? Und siehe da, es war eben der Mann, dem er in dem Büschgen fünf und zwanzig Thaler gegeben hatte. Hans erkannte ihn den Augenblick wie-

wieder, aber der Mann Hansen nicht. Die Neugierde ließ Hansen nicht viel leere Fragen thun; er redete ihn also gleich an: „Weiß er nicht, mein Freund, was der Herr von Elbenhausen macht.

Der Bauer. Ja, der hat ausgemacht!

Hans. Das weiß ich, daß er das Gut nicht mehr hat; ich frage, was er sonst macht, wie und wo er lebt?

Bauer. Versteht er mich nicht? Er hat ganz ausgemacht; er ist gestorben.

Hans. Weiß er das gewiß?

Bauer. Ich habe ihn ja sehn begraben!

Hans. Aber wo ist seine Tochter? Ist die noch in W** bey ihren Anverwandten?

Bauer. Da ist sie niemals hingekommen; ich weiß nichts davon. Weggekommen ist sie; aber es weiß kein Mensch wohin.

Hans. Ist sonst noch jemand von den alten Bedienten auf dem Schlosse?

Bauer. Keine Seele mehr. Jezt ist ein Sequester da, der hat lauter neue Leute mitgebracht.

Hans. Wie heißt der Sequester?

Bauer. Albrecht. Er ist aus Schwendendorf.

Traurig war Hans, daß er keine Nachricht von seinem Fräulein bekam; und daß ihm die Hofnung so vereitelt war, sie durch Hülfe seiner Maske zu sehen; denn sie zu sprechen, hatte er sich vorher, wegen ihres Vaters, den er überall zu treffen fürchtete, nie geschmeichelt — daß aber dieser, für ihn so schreckliche Mann mit allen seinen Helfershelfern, nunmehr ganz auf die Seite war, darüber war er von Herzen froh. Ohne Furcht wagte er es nun, sich seinem alten Bekannten zu entdecken. „Sag mir aber guter Alter," so redete er ihn wieder an, „kennst du mich nicht mehr?

Der Bauer. Mein Herr, wie soll ich ihn kennen; ich habe ihn in meinem Leben nicht gesehn.

Hans. Sieh mich nur recht an, vielleicht kennst du mich noch?

Bauer. Und wenn ich meinen Kopf hergeben sollte, ich kenne ihn nicht.

Hans. Warst du nicht Herrn von Elbenhausen einmal Zinß schuldig, daß er dir dein Haus nahm?

Bauer. Ja Herr! woher weiß er das?

Hans. Hieltest du dich nicht dazumal in einem Büschgen drey Stunden von hier auf, und betteltest?

Der Bauer. Ja leider mußte ich es dazumal thun; vielleicht habe ich ihn wohl auch einmal um eine Gabe angesprochen.

Hans. Ja Freund! doch weiter, weist du dich nicht auf einen jungen Menschen zu besinnen, der dir fünf und zwanzig Thaler gab?

Bauer. Ach Gott, der war mein Engel! der ist unser aller Engel, denn er und sein Bittschreiben sind Schuld, daß uns der Fürst unsre Güter aus den Edelmann seinen Klauen gerissen hat. Wenn ich nur den guten Menschen noch einmal sehen sollte! ich wollte ihm gerne das Geld wiedergeben, weil ichs nun beysammen habe. Ist er denn etwan der brave Mann? weil er alles so genau weiß; denn es weiß es sonst kein Mensch, als ein Paar Leute in unserm Dorfe. Aber nein, er kanns nicht seyn! jenes war ja ein junger Mensch, der in den Paar Jahren nicht so alt geworden seyn kann, wie er aussieht.

Hans. Guter Alter, ich bin es. Wenn du mich völlig wieder erkennen willst, so

komm mit mir in dein Haus, hier auf freiem Felde kann ich mich nicht näher zu erkennen geben. Doch sag ich dir im voraus: ich bin nicht hergekommen, um die fünf und zwanzig Thaler wieder zu holen.

Der Bauer. Das wollen wir sehen, wenn ers nur erst ist.

Der Mann ging mit Hansen fort, und führte ihn in sein Haus, wo er die Frau und alle Kinder wieder antraf, wie er sie in dem Busche gesehen hatte. Die Frau wuste gar nicht, was ihr Mann da für einen Gast mitbrachte; denn sie kannte Hansen eben so wenig, als ihre Kinder, und diese eben so wenig, als ihr Vater. „Nun Alter,“ sagte Hans bey seinem Eintritt in die Stube, „nun sollst du mich bald kennen.“ Jezt wischte er seine Augenbraunen ab, nahm die Perücke herunter, und machte sein eignes Haar etwas ordentlich. Alle erkannten sie ihn nun, und riefen, voll von freudigem Erstaunen, aus: „Das ist er, wahrhaftig das ist er, unser Wohlthäter! Seyn Sie uns tausendmal willkommen!“ Die Freude, die besonders der Alte und seine Frau hatten, läßt sich nicht beschreiben; das erste aber was er that, war, daß er

zu einem Schränkchen ging, und ein Päckt-chen mit Geld holte, welches er Hansen mit diesen Worten überreichte: Hier, lieber Herr, haben Sie vor allen Dingen ihr Geld wieder. Tausend Dank Ihnen und dem Himmel, der mich so weit gesegnet hat, daß ich es Ihnen jezt wiedergeben kann. Ich habe schon lange an dem Gelde gesammelt, und vorige Woche habe ich nur noch den lezten Thaler dazu gethan. Wenn Sie nicht gekommen wären, hätte ich es liegen lassen, bis ich Sie einmal gesehen hätte. Nun bin ich aber von Herzen froh, daß es so unvermuthet geschehen ist, und daß ich eine Schuld los werde, die mich lange nicht hat schlafen lassen. Hier nehmen Sie es hin! Tausend — tausend — tausend Dank, lieber Herre!

Bey diesen Worten standen dem Alten die Thränen in den Augen, und seiner Frau und seinen Kindern nicht weniger, welche ihm alle auf einmal die Hände reichten, aber vor Wehmuth kein Wort dazu sagen konnten.

Hans. Mein guter Alter! ich mag dein Geld nicht haben.

Der Bauer. Es ist ja nicht meine; Sie müssen es nehmen.

Hans. Ich hab' schon gesagt, daß ich es nicht nehme; was ich verschenkt habe, habe ich nicht verliehen.

Bauer. Betrüben Sie mich alten Mann nicht noch.

Hans. Nein, guter Freund! darüber sey nicht betrübt! Wenn ich nun gar nicht wiedergekommen wär; wie hättest du denn da thun müssen?

Bauer. Ich hätte es meinen Kindern hinterlassen. Einmal hätte es doch gewiß getroffen, daß Sie eins davon gesehen hätte, und da hätten Sie es doch wiedergekriegt.

Hans. Viel Ehrlichkeit, guter Alter! — Weist du was, ohne Umstände, ich esse heute bey dir mit; nachher aber gehe ich noch ein Paar Gänge weiter, und derweile behalt du das Geld noch; ich möchte es sonst verlieren.

Bauer. Ach nein, lieber Herr, Sie könnten wohl gar nicht wiederkommen.

Hans. Ich komme gewiß wieder.

Hans aß mit diesen ehrlichen Bauersleuten, und lange hatte es ihm nicht so gut ge-

geſchmeckt. Das Bewuſtſeyn einer guten Handlung, deren Früchte er in der guten Einrichtung der Wirthſchaft bey dieſen Leuten ſah, würzten ihm ſeine Speiſe, verſüßten ihm den Trank. Bey Tiſche erzählte er ihnen auch die Urſache ſeiner Verſtellung, worüber ſich die guten Leute nicht wenig wunderten; nach dem Eſſen aber ging er fort, um die alten Spaziergänge zu beſuchen, und der Alte band ihm ein: ja bald wieder zu kommen!

Er verdarb aber dem guten Alten ſeine Freude; denn über den Spaziergängen, wo ſein einziger Gedanke Fräulein Hildegard, und die glücklichen ſchönen Tage, die er hier genoſſen hatte, war, hatte ihn der Abend überraſcht. In dem Taumel ſeines Tiefſinns, der auf einmal wieder erwacht war, hatte er das Wiederkommen, die fünf und zwanzig Thaler, und den Bauer ſelbſt vergeſſen. Spät beſann er ſich wieder darauf; doch er war ſchon auf dem Wege nach F**, und überdieß war es ihm auch in dem Falle lieb, daß er nicht genöthigt geweſen war, das Geld anzunehmen. Unterdeſſen hatte ihn ſein treuherziger Wirth im ganzen Dorfe aufgeſucht, aber nirgends

gefunden, denn auf den Spaziergängen vermuthete er ihn gar nicht. Traurig ging er also wieder nach Hause, und hofte ihn vielleicht Morgen in F**, wohin er deswegen sich einen Weg machte, zu finden.

Vier u. zwanzigstes Kapitel.

Hans wird Dorfschulmeister.

Und er fand ihn nicht; denn Hans, weil er Fräulein Hildegard nicht in dieser Gegend fand, hatte sich gleich den andern Morgen in aller Frühe mit Röschen auf den Weg gemacht, um sein Glück wo anders aufzusuchen. Jezt nahm er, ich weiß nicht warum, noch immer in der Verkleidung seinen Weg, nicht nach W**, sondern wendete sich mittagwärts, und ging — seinem Glücke entgegen.

In Farrenbach, sieben Stunden von F**, lockte der melodische Ton der Orgel Hansen in die Kirche, und gerade auf das Chör, wo der Schulmeister mit seinen Schülern stand; Röschen aber blieb unterdessen

auf

auf dem Kirchhofe, und erinnerte ſich unter verfallenen Leichenſteinen, ihrer Sterblichkeit. Hans bezeigte Luſt auf der Orgel zu ſpielen; welches ihm auch der Schulmeiſter, oder Kantor, wie man ihn ſchimpfte, ein alter ſtumpfer Mann, gar gern zugeſtand. Er ſpielte einige Lieder vor der Predigt, und weil er ſich in das Werkchen verliebt hatte, überwand er ſich, eine herzlich elende Predigt mit anzuhören, um hernach wieder ſpielen zu können. Unter der Predigt nöthigte den alten Kantor eine Uebelkeit aus der Kirche zu gehen, und er kam nicht wieder hinein. Hans hatte alſo auch Gelegenheit, ſeine Stimme hören zu laſſen; denn keiner von den Bauern wagte es, in Gegenwart eines ſolchen Tonkünſtlers, die Lieder anzufangen, aus Furcht, durch ihren rauhen Geſang ſein Gehör zu beleidigen. Hatte Hans vorher durch ſein Spielen auf der Orgel Aufſehen gemacht, ſo machte er es jezt noch mehr durch ſeine Stimme, dergleichen noch keiner von den Bauern gehört hatte. Selbſt der dicke Pfarrer, der ſeinen Kopf zur Sakriſteythür herausſteckte, um den Sänger zu hören, bezeugte: daß es ganz etwas Außerordentliches ſey. Nach

dem Gottesdienſte hatte er dafür auch die Ehre, daß die ganze chriſtliche Gemeinde ihn auf dem Kirchhofe erwartete, einmüthig ihm ſeine Ehrfurcht bezeugte, und ihn mit langen Hälſen angafte.

Nach Tiſche wiederfuhr ihm aber erſt die rechte Ehre; denn er bekam da eine Geſandſchaft von den Bauern, welche ihn bitten mußte: ja noch nicht weg zu gehen, weil ſie, wenn es ihm anders gefällig wär, ſich von dem Konſiſtorium ausbitten wollten, daß es ihn zum Kantor machte; denn der alte Kantor war noch während des Gottesdienſts plötzlich geſtorben. Hans wußte nicht, was er dazu ſagen ſollte; er bat ſich alſo Bedenkzeit aus bis auf den Abend.

So unerwartet war ihm in ſeinem Leben faſt gar nichts geweſen; ſo plötzlich hatte er ſich aber auch in ſeinem Leben noch zu nichts entſchloſſen: denn ohne Röschen erſt lange zu Rathe zu ziehen, war ſchon, ehe die Bauern noch zum Hauſe hinaus waren, ſein Jawort bereit, weil er es als einen Fingerzeig des Himmels annahm.

Die Herren Bauern, die ganz von Hanſens Sang und Spiel bezaubert geweſen waren, hatten ihn zu ihrem Kantor gewählt,

wählt, ohne zu wiſſen: wer, und was, er war. Zwar ſchloſſen ſie aus der Perücke, daß er ein Geiſtlicher ſeyn möchte, doch wußten ſie es nicht gewiß. Was hatten ſie alſo zu thun, ſie ſchickten eine zwote Amhaßade an ihn, die ihn fragen ſollte: ob er auch ein Geiſtlicher wär, und wer? Hans beruhigte ihre zweifelhaften Herzen vollkommen, als er ihnen ſeine akademiſchen Zeugniſſe vorlegte. Um ſicherer als das erſtemal zu gehen, baten ſie ſich dieſelben von ihm aus, und trugen ſie hin zum Pfarrer, welcher ihnen denn die troſtvolle Nachricht gab: daß er ein Geiſtlicher, und zwar noch obendrein ein ſtudirter ſey.

Der Abend kam, und die Bauern fertigten die dritte Geſandſchaft ab, welche ſeine entſcheidende Antwort holen ſollte. Wer war froher als ſie, als ihnen Hans ſein Jawort gab, wer ſchätzte ſich glücklicher als ſie, daß ein ſolch Licht der Welt in ihrer Schule und in ihrer Kirche prangen ſollte; denn ſie zweifelten gar nicht, daß das Konſiſtorium ihren Bitten Gehör geben würde.

„Nun mein Röschen!“ ſagte Hans, als die Abgeſchickten fort waren, „was den-

ken Sie zu meinem ſo plötzlichen Entſchluſſe?“

Röschen. Nichts weiter, als daß Sie ſehr wohl gethan haben.

Hans. Ich dachte immer, Sie würden mir abrathen; drum fragte ich Sie gar nicht vorher, weil ich gröſſe Luſt dazu hatte.

Rösch. Gewiß nicht.

Hans. Jezt aber, liebes Röschen, bitte ich mir Ihren Rath aus. Jezt muß ich geſtehen, bin ich in gröſſerer Verlegenheit, da ich mein Jawort gegeben habe, als vorher.

Rösch. Und worüber?

Hans. Faſt ſchäme ich mich es zu geſtehen; ich fürchte, daß ſie meine Schwäche belachen.

Rösch. Gewiß nicht, Herr Hellbach! Wer Fehltritte überſieht, der verdient wohl bey andern Nachſicht wegen Schwächen!

Hans. Was denken Sie wohl? wenn ich Ihnen ſage, daß ich meinen raſchen Entſchluß ſchon wieder bereue.

Rösch. Dies wundert mich nicht; ich ſah es im Voraus, daß Sie ihn über lang oder kurz bereuen würden; aber warum wol-

wollen Sie ſich darum bekümmern? Erſtlich ſind Sie es noch nicht, und dann können Sie ja allemal noch wiederrufen; auch ſelbſt, wenn Sie ſchon im Amte wären.

Hans. Was rathen Sie mir zu thun?

Röschen. Mein Rath iſt der, Sie folgen Ihrer Neigung.

Hans. Aber ſind Sie es auch zufrieden?

Rösch. Mein Entſchluß richtet ſich ganz nach dem Ihrigen. Ich bleibe hier — ich gehe weiter. Doch wenn ich Ihnen meine Meynung ſagen ſoll, ſo nähmen Sie es an, und wir ſähen dabey die Gelegenheit ab, irgend wo anders unſer Glück beſſer zu machen. Bleiben wir hier, ſo erſparen wir doch wenigſtens unſer kleines Kapitälchen, und ſammlen vielleicht noch etwas dazu. Nehmen Sie überdies die ſchöne Gegend, die Höflichkeit der Leute — und vollends die ſchöne Orgel, die Sie mir ſo vorgelobt haben.

Hans. Alles ſchön! aber es giebt auch verdrießliche Dinge dabey: zum Beiſpiel: daß ich examinirt werden muß.

Rösch. Dafür werden Sie ſich doch nicht fürchten? es koſtet ja den Hals nicht.

Hans.

Hans. Liebes Mädchen! das wissen Sie nicht, nehmen Sie mirs nicht übel. So klein auch das Dienstchen ist, so glaub ich doch, daß man eine Prüfung mit mir vornehmen würde, als sollte ich Generalsuperintendent werden.

Röschen. Das weiß ich nun nicht. Aber Sie sind ja nicht gezwungen. Wenn man mir so viel Umstände machen wollte, so ginge ich gerade zur Stube hinaus, und die Herren möchten zusehen, wo sie einen andern fänden; Einen, dem seine Wolle zur Last wär.

Hans. Ja, das will ich auch thun — Aber hernach ist die Subordination wieder etwas Impertinentes. Bedenken Sie nur, von einem Manne abzuhängen, bey dem vielleicht die Farbe seines Ordenskleides sich bis in sein Herz erstreckt, sich von ihm auslhunzen zu lassen, wenn es ihm einfällt, dies, liebes Röschen, sind Dinge, an die ich mich schwerlich gewöhnen würde.

Rösch. Wer wird sich denn das Leben vor der Zeit so schwer machen! Sie wissen ja nicht, ob nicht der Pfarrer just das Gegentheil ist. Je nun! Sie können es ja so lange mit ansehen, als es Ihnen gefällt.

Hans.

Hans. Wie würde es aber mit Ihnen werden? Würde man mir es auch erlauben, ein Frauenzimmer bey mir zu haben?

Röschen. Was Sie doch alles für Bedenklichkeiten haben! Ich bin Ihre Schweſter — und damit hat kein Menſch ſich weiter um uns zu bekümmern.

Hans. Das geht an; darauf hab ich mich nicht beſonnen. Es bleibt dabey, ich werde Kantor; und wenn mirs nicht mehr anſteht, ſo ſetze ich meinen Hut wieder auf, und gehe weiter. Es wird mich kein Menſch zwingen zu bleiben.

Fünf u. zwanzigſtes Kapitel.

— — — — —

Was eigentlich Röschen bewog, Hanſen zum Kantorat zu bereden? Ob ſie etwan glaubte, Frau Kantorin zu werden? (denn gern wär ſie nun doch unter die Haube geweſen —) und ob ihr etwan Hanſens freundſchaftliches Betragen, (wiewohl er gar nicht mehr den Liebhaber bey ihr ſpiel-

te)

te) eine entfernte Hofnung dazu machte? können wir nicht sagen. Genug sie war Ursache, daß Hans nicht gleich den andern Tag sein Jawort zurücknahm.

Die Bauern hatten also an das Konsistorium geschickt, und um Hansen angehalten, mit Bitte: ihn so bald als möglich einzusetzen, weil der vorige Kantor weder Frau noch Kinder hinterließ. Hansen aber baten sie: das Amt bis zur Entscheidung der Sache immer zu verwalten, und versprachen ihm, wenn er ja nicht Kantor werden sollte, in dem Gasthofe frey zu halten, und ihm eine Belohnung zu geben.

Das Konsistorium willigte in das Begehren der Bauern, sezte Hansen einen Prüfungstag an, wobey er, wider Vermuthen, ganz glimpflich behandelt wurde, und in vier Wochen war er würklich Kantor.

Während dieser Zeit hatte Hans schon völlig das Amt eines Dorfschulmeisters verrichtet, in der Kirche sowohl, als in der Schule, und völligen Beyfall eingeärndet; auch hatte er mit dem Herrn Pastor, als seinem Oberhaupte, Bekanntschaft gemacht. Seine übrigen Plane mit Röschen, waren auch schon entworfen, und zum Theil schon aus=

ausgeführt. Röschen (so war beschlossen) behielt ihre bisherige, ganz geringe Kleidung; er aber legte vor allen Dingen seine Perücke ab, ob er ihr gleich einen großen Theil seines Glücks zu danken hatte, und warf sie auf den Mist, drehte dafür aber sein blondes Haar in eine runde Locke, oder ließ es sich vielmehr drehen: denn da er nicht gut damit zurechte kommen konnte, so übernahm Röschen gern und willig die Mühe, ihm seine Locke zu machen.

Beym Antritt seines Amts hielt er eine pathetische Rede an seine Schüler, worinne er ihnen alle Pflichten, die sie zu beobachten hätten, vor Augen stellte. „Zuletzt" schloß sich seine Rede, „empfehle ich euch noch zwey Dinge, deren Beobachtung mir Freude machen wird. Das erste ist: daß ihr reinlich und ordentlich angezogen, so wie es jedes Umstände erlauben, zu mir in die Schule kommt; denn ihr müßt wissen, ihr Kinder, daß man an dem Anzuge einen Menschen erkennen kann: ob er fleißig, ordentlich, genau, wachsam auf sich selbst ist. Das merkt euch, wer seine Kleider beschmutzt, der macht sich auch kein Bedenken, seine Seele zu beflecken. Ich sage damit nicht,

daß

daß man immer gepuzt gehen müſſe, nein ihr Kinder! dieſes empfehle ich euch nicht; denn das dürft ihr nicht glauben, daß allemal der, der die prächtigſten Kleider anhat, auch eine gute Seele hätte! An dem, was man gepuzt nennt, haben Eitelkeit und Hochmuth allemal den meiſten Antheil. Nicht ſchöne, ſondern reinliche Kleider, machen den rechten Putz des Menſchen aus. Reinlichkeit und Ordnung erwirbt euch meine Liebe, und Liebe bey allen Menſchen. Das zweyte iſt: daß ihr euch abgewöhnt, euer Morgen- und Mittagsbrod in der Schule zu eſſen; denn erſtlich ſchickt es ſich nicht, zweitens hält es euch vom Lernen ab, die Schule iſt aber nicht zum Eſſen da, ſondern zum Lernen. Ueber dieſe beiden Punkte werde ich beſtändig halten. Und wer mir von euch mit ſchmutzigen Kleidern in die Schule kömmt, der ſoll gar nicht für ein rechtes Schulkind angeſehen werden, ſondern ſoll zur Schande hier auf dieſer Bank ganz alleine ſitzen, und die andern ſollen ihn auslachen, ſo ſehr ſie wollen. Wer aber mit einer Butter- Muß- oder Quarkbämme in die Schule kommt, der ſoll ſie mir aufzuheben geben, bis die Schule aus iſt,

iſt, und hernach ſoll er vor die Hofthüre treten, und ſie eſſen, dabey aber von den übrigen brav ausgeſpottet werden.“

Hans mochte dieſe Rede in einem ziemlich beweglichen Tone gehalten haben; denn nicht nur die gröſten von ſeinen Schulkindern weinten dabey, ſondern auch dem Richter und den Schöppen, welche mit zugegen waren, traten die Thränen in die Augen.

An der Erfüllung dieſer beiden Punkte lag Hansen im Grunde mehr, als an dem Fleiße, die Sprüche auswendig zu lernen. Er erhielt aber auch ſeine Abſicht; denn da ſeine Schüler ſahen, daß alles in der Schulſtube ſo ſchön aufgeputzt und reinlich war, ſo gefiel ihnen das, und ſie hüteten ſich, ihm Schmutz mit hinein zu bringen; das Frühſtück blieb auch weg.

Sonſt hatte er ſeine Einrichtung ſo gemacht, daß er vier von den gröſten Jungen und Mädchens ausſuchte, welche den kleinen das A B C oder die Sprüche vorſagen mußten. Mit dieſer Verrichtung hatte Hans eine beſondre Ehre verknüpft, und übergab ſie nur den fleißigſten zur Belohnung; welches denn ſowohl bey denen, die

dieſes Amt verwalteten, einen groſsen Eifer, bey denen aber, die es mit der Zeit zu hofſen hatten, einen eben ſo groſsen Nacheifer erweckte. Nach ſeiner Abſicht ſollten diejenigen von ſeinen Schülern, welche ſeine Unterlehrer am Fleiſse übertrafen, ihre Stelle einnehmen; dies Beiſpiel aber hat er nie erlebt, denn nur durch die Stufenfolge und würkliche Erledigung der Stelle rückten die übrigen. Auch Röschen übernahm einen Theil des Unterrichts, und brachte denen, die nicht ſo gar klein mehr waren, eine und die andre leichte Frage bey; welches freilich nur geſchah, wenn ſie keine Wirthſchaftsgeſchäfte hatte. So gings denn mit der Schulzucht ſo ganz gut, und die Aeltern der Kinder, denen beſonders dies gefiel, daſs Hans ſeine Schüler Ehrfurcht gegen ihre Aeltern und Höflichkeit lehrte, lieſsen unſerm Kantor manchen kleinen Vortheil zufliesen.

Als ein beſondres Glück konnte ſich Hans anrechnen, daſs ihm der Herr Paſtor ſeine völlige Gunſt und Gewogenheit ſchenkte; ja dieſe ging ſo weit, daſs er Hansen auf ſeine Pfarre zu ſich bat, und ſeine Schweſter muſste auch allemal mitkommen. Ein

eb.n

eben ſo groſſes Vergnügen war es dieſem Manne Gottes, ſeinen Kantor auf der Schule zu beſuchen; nicht eben allemal geſchah dieſes unter den Lehrſtunden, um auf den Unterricht Achtung zu geben, ſondern die meiſtenmale des Abends auf ein Pfeifchen Toback und ein Gläschen Bier, welches beides, in dem Schulgarten zu verzehren, ihm etwas außerordentlich Angenehmes war. Uebrigens ſah aber doch dieſer Geiſtliche gern, daß ein Unterſchied zwiſchen ihm und ſeinem Schulmeiſter blieb; nur gerieth der gute Mann manchmal darüber in Verlegenheit, und beſonders wußte er nicht, wie er Hanſen nennen ſollte; ihn Sie zu nennen, ſchien ihm für einen Dorfſchulmeiſter, und beſonders für ſeinen Untergebenen, zu viel, Er, aber wieder zu wenig, denn er war ein Studirter, und — hatte eine ſchöne Schweſter.

Da dieſer Mann in unſrer Geſchichte auch ſein Röllchen ſpielt, ſo müſſen wir doch hier eine ganz kleine Beſchreibung von ihm machen. Seiner Geſtalt und ſeinem körperlichen Anſehen nach, war er mehr groß als klein; daß er eine gute Pfründe hatte, die Fruchtbarkeit des Erdbodens et-

was mißbrauchte, und der Weichlichkeit sehr schmeichelte, lehrte sein dicker Bauch; sonst aber war auf seinem Gesichte etwas Geistesschwäche ausgedrückt; und er schien mehr zum Priester der Venus, als der ewigen Gottheit, gebildet zu seyn, wiewohl er, wenigstens einen Sonntag um den andern, wider die Fleischeslust predigte; wozu vielleicht die Armseligkeit seines Weibchens den guten geplagten Mann brachte. In eben dem Grade, da seine körperlichen Vorzüglichkeiten aufwärts stiegen, stiegen seine Seelenkräfte herunter; und dieß war denn auch ein zureichender Grund, daß er sich mit seinem Kantor sehr selten, oder vielmehr nie in gelehrte Gespräche einließ.

Sechs u. zwanzigstes Kapitel.

Eine glückliche Täuschung.

Hans war indessen, bey aller Freundschaft seines Pfarrers, bey der Liebe seiner Schüler und ihrer Aeltern, bey seinem so ziemlich einträglichen Dienste, ja selbst bey

Nic-

Röschens muntern Unterhaltungen, doch nicht zufrieden — nicht glücklich; Fräulein Hildegards Verlust, der warme Antheil an ihrem traurigen Schicksale, die Ungewißheit ihres Aufenthalts, und seine noch immer fortdauernde Liebe gegen dies vortreffliche Mädchen, die zwar das erste, alles hinreißende Feuer nicht mehr hatte, aber doch noch immer still und schwärmerisch war, machte ihn unzufrieden mit seiner jetzigen Lage — füllte seine Seele mit Sehnsucht. Die schönen Tage des erwachenden Frühlings, der die fröhlichen Scenen des vorigen Jahres in ihm zurückrief, ihn an die glücklichen Tage m des Fräuleins Gesellschaft erinnerte — die schöne romantische Gegend, die das Dorf umgab, die nicht so gar weite Entfernung von Seydenbach, erhielten sein Herz in einer immerwährenden Betäubung. Oft saß er hinter seinem Garten auf einer Anhöhe, wo er die Berge um F** und Seydenbach sehen konnte, und träumte sich da in diese ihm so schätzbare Gegend und in die entflohenen wonnevollen Tage zurück.

Nicht selten war er, wenn er so dachte, im Begriff, sein Amt und Röschen zu verlas-

laſſen, um dem verlornen Fräulein nachzuſchwärmen; doch klug gemacht durch die Abentheuer, die er mit Röschen einſt gehabt, wo er ihr nachgelaufen und nachgelaufen war, und ſie doch nicht gefunden hatte, gab er den Gedanken der Entweichung zur Zeit noch auf, und hofte ſein ſchönes Fräulein vielleicht einmal, eben ſo von ohngefähr, wie er Röschen immer wiedergefunden hatte, auch wieder zu finden.

Dieſe Liebe — dieſe Treue gegen das Fräulein, war denn auch Urſache, daß Hanſens alte Leidenſchaft gegen Röschen immer noch eingeroſtet blieb, und verwahrte in allen kritiſchen Lagen, worinnen er mit Röschen war, und in welche ihn dieſe vielleicht abſichtlich ſezte, ſein Herz gegen jeden andern Eindruck; doch war eben dieſe Treue, weil ſie gar zu groß war, auch Schuld, daß er ſogar noch eine Untreue beging, welche Röschen nicht wenig Hofnung machte, daß ſie ſein Herz, welches ihr bisher ganz verlohren geſchienen hatte, wieder erobert hätte.

An einem der ſchönſten Frühlingsabende, die je einen verliebten Jüngling, oder ein lie-

liebevolles Mädchen zum Schwindel gebracht haben — an einem Abende, wo die Natur ſich beiferte, alle Wolluſt, die ſie beſaß, um ſich her zu verbreiten und ihre Kinder glücklich zu machen — an einem Abende, wo der ſchwärmende Geiſt Paradieſe um ſich her ſchaffet, der ſterblichen Hülle entflieht, und zu ſchönern Welten hinaufwandelt — kurz an einem Abende, wo man bey einem zu weichen Herzen nicht ſelten — ein Narr wird, ſaß Hans hinter ſeinem Garten auf der Anhöhe, ſchaute mit gerührten naſſen Blicken hin nach den Bergen, die hoch am Horizonte mit ihren dunkeln Häuptern eben die ſinkende Sonne verdeckten, und träumte ſich hin in die Gefilde, wo er ſchon auf dieſer Welt einen Himmel voll Seligkeiten durchlebt hatte. Ganz mit ſeiner Liebe und mit Fräulein Hildegard beſchäftigt, (er hielt dabey die Uhr mit ihrem Bilde in der Hand) redete er, bald im völligen Entzücken, bald in der tiefſten Trauer mit ſich ſelbſt; und Röschen, die der ſchöne Abend auch herausgelockt hatte, ſtand hinter ihm an einem Büſchgen, ungeſehn und unbemerkt, und hörte alles, was er mit ſich ſelbſt ſprach.

So ſprach er: „Hin! — Hin! — Alles hin! — Glückliche goldne Zeit, als ich dort wandelte — mit Dir, ſchönes — vortreffliches Mädchen! auf jenen Höhen herumhüpfte. Nur des ſchönen Traumes Erinnerung ſchwebt in meiner Seele, — nur dieſe denkt ſich alle die ſüßen Zeiten zurück, und lebt ſie noch einmal mit dir durch! — Hätte ich Welten, o! wie gern gäb ich ſie um den Genuß ſolcher Tage hin, wenn ich mir ihn wieder dadurch erkaufen könnte! aber dann dürfte dies ſchöne Leben nie wieder aufhören. — Ach dieſe Freuden — ich werde ſie wohl nie wieder ſehen — werde auch dich, mein gutes, liebſtes Fräulein, nie wieder ſehen. — Dich nicht wieder ſehen? O, ein wilder, fürchterlicher Gedanke! Auf ewig von dir getrennt ſeyn — traurige Ausſicht, traurig wie der Blick ins Grab! — Doch, was ſitz ich hier! Hier werde ich ſie gewiß nicht finden! nur durch ein Wunder müßte ſie in dieſe Gegend kommen. Nein! fort von hier — ich muß ſie aufſuchen, und ſollte ich die ganze Welt durchlaufen. — Fort von hier, Hans, ſey thätig, wenn du ſie finden willſt — — Wenn du ſie nun aber

ge-

gefunden haſt, was willſt du dann mit ihr machen? — Ach ich Armer kann ihr ja nicht meine Hand anbieten; mein Stand — meine Armuth trennt mich ja immer noch von ihr. O, wüſte ich doch ihr Schickſal, wüſte ich doch, wo ſie wär! — Vielleicht iſt ſie in eben ſo wenig glänzenden Umſtänden als ich; dann könnte ich ja mit mehrerer Zuverſicht dies Herz ihr anbieten — ſie bitten, daß ich ihr trauriges Schickſal mit ihr theilen dürfte! — Doch nein! ſie verdient ein beſſres Schickſal — nein, ich kann es nicht verlangen, daß ſie bey mir arm und elend iſt. Nein, nicht eher biete ich ihr meine Hand an, als bis Reichthum und Ehre dieſelbe begleiten! — — Aber unglücklicher Hans, wenn wird das ſeyn? Noch ſehe ich die Hofnung weit von mir entfernt — Ach — Elender — du wirſt es nie können!“ — — Hier war Pauſe, denn Hans weinte über ſein hofnungloſes Schickſal. „Herrliches, ſchönes Bild — ganz ihr Abdruck! Ganz liegt ihre ſchöne Seele in dieſen Mienen! — Wie freundlich ſelbſt dieſes Bild mich anſieht; ſo freundlich, wie ſonſt ſie mich anſah! Aber welche Erinnerung rufeſt du, theures Ge-

ſchenk, in meine Seele zurück! O, wie ſah es da um dich — wie ſah es um dich aus — als du mir es gabſt! Ach da war dies ſchöne Auge gebrochen — dieſe hier glühende Wange war da bleich und abgezehrt — dieſe Lippen, die mir hier etwas ſagen wollen, ach, was ſagten ſie mir da! Den Abſchied — den lezten Abſchied — kündigten mir da deine Reiſe nach dem Grabe an! O bange fürchterliche Zeit — dein Bild flieh aus meiner Seele, ich mag dich nicht denken, wünſche die Marter nie wieder zu erleben, die ich da empfand! — Fort ſchreckliches Bild! ich will mir das Mädchen denken, wie ſie jezt dieſem Bilde wieder gleicht — weit noch übertrifft. — O, wär ſie doch hier! Dürft ich mich doch nicht mit ihrem bloßen Schatten unterhalten! Aber auch dieſer Schatten iſt mir theuer —, theurer als alles in der Welt, was ich je beſaß — was ich noch beſitzen werde. — O, ſüßes Mädchen, meine Hildegard! wärſt du doch ſelbſt hier! — Sieh, wie der Abend ſo ſchön iſt — wie traulich wollten wir ihn zubringen! Ein Paradieß würde mir dies Thal ſeyn, wenn ich dir in dein Auge ſäh — wenn ich deine Hand drück-

drückte — wenn ich dich an mein Herz ſchloß! Verſchwinden würde der ſchöne Abend vor meiner trunkenen Seele — unangeſehn würde dies reizende Thal vor meinen Augen ſeine Reize ausbreiten — nur in dir würde ich leben — nur an dir würde jeder meiner Sinne hangen, und ich — im Himmel ſeyn. O, meine Hildegard, wärſt du doch hier! — —

Röschens Empfindungen waren bey dieſer Rede ſehr verſchieden. Eine ſehr unangenehme Entdeckung war es ihr, daß Hans eine Geliebte hatte; doch war es ihr noch ein großer Troſt, daß dieſe Geliebte ein Fräulein war, und daß Hans ſelbſt nicht darauf rechnete, daß er ſie jemals noch beſitzen würde. Sie glaubte alſo immer noch mit der Zeit ſeine Frau zu werden, und da ſie eben nicht allzu ekel war, ein Herz zu erwarten, das nie einer andern gehört hätte, ſo hatte ſie, gerührt von den Klagen und dem wehmüthigen Ton, Mitleid mit Hanſens Liebe, die ſie für weiter nichts, als Schwärmerey hielt, die ſie ihm mit der Zeit vielleicht austreiben könnte, und brach aus ihrem Hinterhalte hervor, weil er ſchon eine ziemliche Zeit nichts mehr geſagt hatte.

Oh-

Ohne daß er ſie ſah, trat ſie neben ihn hin; denn er ſaß auf dem Raſen, den Kopf auf die Hand geſtüzt, und war ganz in ſich vertieft. Einige Minuten ſtand ſie ſchon neben ihm, als er in die Höhe blickte. „Wer iſt da?“ rief er; denn er konnte ſie, weil es nun immer dämmernder wurde, nicht recht erkennen.

Röschen. Ein guter Geiſt, der Sie zu tröſten kommt.

Hans. O, ſo komm, guter Geiſt! ſetze dich zu mir her und tröſte mich.

Rösch. (ſezt ſich) Was fehlt Ihnen Freund? Sie ſehen ja düſtrer und trüber aus, als die Nacht.

Hans. Mein Geiſt ſchweift umher, ſucht Ruhe — und da er ſie nicht findet, bin ich traurig.

Rösch. Armer Herr Hellbach, Sie dauern mich! Klagen Sie mir es doch, was Ihnen Kummer macht; vielleicht kann die, die einſt Ihre Geliebte war, Sie tröſten. (mit einem Auge voll unbeſchreiblicher Freundlichkeit ſah ſie jezt Hansen in das ſeine) Ich glaube Sie weinen?

Hans. (ergreift ſanft ihre Hand) Blicken Sie mir nicht ſo tief ins Auge, Sie mech-

möchten ſonſt mir durch daſſelbe ins Herz ſehn, und darinne mehr entdecken, als Sie geglaubt hätten.

Röschen. Guter Mann, das brauch ich nicht. Ohne Ihnen ins Herz zu ſehen, weiß ich, daß Sie lieben — unglücklich lieben.

Hans. Wer hat Ihnen das geſagt?

Rösch. Ihre ganze Miene und Ihr ganzes Betragen, welches ich nun ſchon über ein halbes Jahr im Stillen beobachtet habe.

Hans. So kennen Sie das menſchliche Herz gut.

Rösch. Etwas. Warum haben Sie mir aber nicht Ihren Kummer entdeckt? War ich doch Ihre Freundin, wenn ich auch gleich — nicht die Geliebte mehr ſeyn kann. (bey dieſen Worten ſeufzte ſie tief)

Hans. Laſſen Sie mich unentdeckt mein Geheimniß in meinem Herzen tragen.

Rösch. Nein, das ſollen Sie nicht. Jemanden zu haben, dem man ſeinen Kummer entdecken kann, iſt nur die halbe Laſt. Kömmen Sie, ſagen Sie mir Ihr Geheimniß; ich will, ſo gut ich kann, Sie tröſten. (ſchlingt ihren Arm um Hansen)

Hans.

Hans. (ergreift ihre andre Hand) Ich kann nicht.

Röschen. Warum nicht?

Tief blickte sie ihm jezt noch einmal ins Auge, und näherte sich dabey seinem Gesichte. Hans, in der Dämmerung durch seine Einbildungskraft verführt, legte seine Wange an die ihrige, und blieb lange so liegen, ohne ein Wort zu reden. Weil er Röschen nun nicht mehr im Gesicht sahe, so ging seine Täuschung so weit, daß er Fräulein Hildegard neben sich glaubte. In diesem Wahne übermannte ihn ein zärtliches Gefühl, er schloß Röschen mit einem raschen Feuer in seine Arme, und sank mit seinem Gesichte auf ihren Busen, der sich nun auch heftiger zu bewegen anfing. Ihre weiche, warme Hand streichelte ihm seine Wangen, um ihm die Thränen abzuwischen, und gerührt durch diese Handlung des Mitleids, schloß er sie noch fester in seine Arme, und überhäufte sie mit Küssen, welche Röschen auch nicht unerwiedert ließ.

In dieser schönen Lage war Hans außer sich, sein Geist war nicht mehr bey Röschen, in der Trunkenheit der Wollust dachte er sich nur in Fräulein Hildegards Ar-

men,

men, und war unaussprechlich selig; denn so viel Liebkosungen hatte ihm das Fräulein niemals gemacht.

Röschen war es nicht minder Freude, ihren sonst geliebten Hans auf einem so guten Wege zu sehen; denn daß sie diese Liebkosungen dem Truge der Nacht zu danken hätte, fiel ihr gar nicht ein, so sehr sie auch Kennerin der menschlichen Gefühle zu seyn glaubte, und gewissermaßen auch war. Sie schwamm nicht in solchen Entzücken, wie Hans, aber doch nahm sie, so viel möglich, Theil an dieser Lage, und nun vermuthete sie sich eine völlige Rückkehr seiner Liebe zu ihr; ihre Liebkosungen waren würklich jezt ungeheuchelt, ob sie gleich nicht mehr in so übersüßen Gefühlen zu schwärmen vermochte.

Hansens Täuschung ging unterdessen immer fort, selbst der Mond, der nun empor stieg und Röschen ins Gesicht schien, zerstreuete den Nebel nicht, der seinen Geist umhüllte; noch immer dachte er sich von Hildegards Armen umwunden, und seine Küsse, seine Umarmungen wurden noch heftiger; denn das romanhafte Ansehen der Natur vermehrte nur seine Schwärmerey

noch

noch mehr. Oft wollte er ausrufen: „O meine Hildegard, wie machen Sie mich unaussprechlich glücklich!“ doch Röschens Genius, der sie auch noch gerne in der Täuschung lassen wollte, gab es nicht zu; denn allemal raubten ihre Küsse Hansen diesen Ausruf vom Munde, daß er es also blos denken konnte.

Als das erste Feuer vorüber war, ward Hans seinen Irrthum gewahr; doch glaubt nicht, daß er darüber erschrocken oder etwan böse geworden wär! Er stieß Röschen nicht aus seinen Armen zurück, oder sprang schnell auf; nein, er freute sich, daß sie so glücklich gewesen war, ihn so zu täuschen, und weil ihm ihre fortdauernden Liebkosungen gefielen, sie ihm auch im Lichte des Mondes schöner noch vorkam, so ward er heitrer, und sezte sein Spiel noch lange mit ihr fort. Ganz genossen sie vollends den schönen Abend, gingen Arm in Arm weit durch Wiesen und Wald, und nur der Schauer der Mitternacht trieb sie erst in ihre Wohnung zurück.

Der süßen, lieblichen Scenen kamen in der Folge manche noch vor; doch meist geschah solches nur, wenn die Dämmerung

der

der ungehinderten Einbildung Schwung gab. Halb war es bey Hansen Liebe zum Fräulein, und halb Gefühl vor Röschen, welche er im Geiste für Hildegard ausgab. Faſt hätte es Röschen noch geglückt, ihn ganz wieder an ſich zu ziehen, (denn je öfter ſie ihr Spiel wiederholten, deſto weniger konnte Hans bey dieſer Unterhaltung ſich täuſchen) wenn nicht ein Zufall Hildegards drohendes Andenken in ihm aufs neue belebt hätte, ſo, daß auf einmal alle ſolche zärtliche Auftritte mit Röschen, welche ihm nun ganz wieder in ihrem vorigen Lichte erſchien, wegfielen.

Sieben u. zwanzigſtes Kapitel.

— — — — — —

Ehe wir den Zufall erzählen, der in Hanſens Herz die Zurückhaltung von Röschen bewürkte, müſſen wir noch einiger Veränderungen gedenken, die in ſeiner Seele vorgegangen waren.

Nicht so wohl wegen seiner Lust, dem Fräulein zu folgen, (denn diese war allmählig schwächer geworden) sondern wegen andrer unangenehmen Dinge, hatte Hans einen ziemlichen Abschmack an seinem Amte bekommen. Eins der vorzüglichsten hiervon war: daß der Pfarrer ihn zu seinem Bedienten machen wollte; denn wenn sie beide auf Kindtaufen oder Hochzeiten gewesen waren, verlangte dieser allemal, daß der Herr Kantor ihm seine Hucke mit Kuchen und andern Fressalien, welche so ziemlich allemal ihren Viertelscentner wog, nach Hause tragen sollte. Um Zank zu vermeiden, that er es, ob er gleich die Verbindlichkeit dazu nicht einsah; doch am Ende wurde es ihm beschwerlich, weil der Pfarrer bey dieser Gelegenheit immer noch mit ihm zankte, daß er ihm nicht genug und nicht die besten Stücken vorgelegt hätte. Aus gewissen Ursachen hielt zwar der Pfarrer so viel, als ihm möglich war, an sich, und bediente sich wenigstens keiner groben Ausdrücke gegen Röschens Bruder; dennoch aber ärgerte sich der Herr Kantor so über die Freßgier seines Herrn Pastors, daß er seinen Dienst lieber aufgeben, als mit die-

dieſem Manne länger etwas zu thun haben wollte, und er dachte immer mehr an ſeine Abdankung.

Röschen, als Vertraute, wurde hierüber zu Rathe gezogen, und, ich weiß nicht, was ſie für Urſachen hatte, ſie ſtimmte Hanſen ohne Widerrede bey, daß ſie fortgehen wollten. Was ſie vornehmen wollten, wuſten ſie freilich nicht; doch weil ſie ihr Vermögen noch beyſammen hatten, hatten ſie auch Muth, und hofften, daß ſie ſchon noch einen Einfall haben würden, was ſie thun ſollten.

Da Hans bey ſeinen Erfindungen alles auf das Ohngefähr ankommen ließ, ſo verließ er ſich auch diesmal darauf; und es war ihm auch würklich ſo günſtig, daß er noch dieſen Abend einen Weg zu ſeinem Glücke fand; einen Weg, der ihm, nach ſeinen Gedanken, Geld die Menge einbringen muſte — und dies war durch Röschen.

Um die Sonne untergehen zu ſehen, hatte dieſe ſich auf die bewuſte Anhöhe geſezt, und ſang für ſich (denn Hans hatte etwas zu ſchreiben, und konnte daher nicht bey ihr ſeyn) aus langer Weile eine Arie, und Hans, der indeſſen fertig geworden war,

kam noch dazu, ehe sie damit zu Ende war. So oft er sie auch schon hatte singen hören, so war ihm doch noch nie ihre Stimme so aufgefallen, als dießmal. Vielleicht war der Grund der, daß sie sich sehr angriff, weil sie Vergnügen an dem Widerhalle fand, vielleicht auch, weil die Arie so gesezt war, daß sie in Hansens jetzige Empfindungen stimmte; kurz ihr Gesang entzückte ihn, und er sprang mit gleichen Füßen zu ihr hin, sezte sich neben sie, und faßte sie bey der Hand. „O mein Röschen," sagte er, „wie vortreflich Sie singen! So hab ich Sie noch nie singen gehört."

Röschen. Ey nun, wenn mir ein Kantor diese Schmeicheley macht, so darf ich es doch wohl nicht für Spott aufnehmen?

Hans. In Wahrheit, Ihre Stimme würde mancher Opernsängerin Ehre machen.

Rösch. Sie machen mich wahrhaftig stolz, wenn Sie mir mehr dergleichen Schmeicheleien sagen!

Hans. Keine Schmeicheley, Röschen, die lautere Wahrheit. Doch alle Komplimente jezt bey Seite! Ihre Stimme hat mich auf einen Einfall gebracht, von dessen

Nutz-

Ausführung ich mir viel Vortheil verspreche. Ich denke, er soll auch Ihren Beifall haben.

Rösch. Ich will nicht hoffen, daß Sie mich in eine Kapelle verkaufen wollen?

Hans. Nein, das nicht, aber so etwas Aehnliches. Sie sollen sich in Konzerten hören lassen.

Rösch. Ich in Konzerten? Kann man denn da auch singen, wie einem der Schnabel gewachsen ist?

Hans. Es ist mein ganzer Ernst. Wenn Sie Lust haben, so lerne ich Ihnen ein halb Dutzend deutsche oder italienische Arien singen, und wenns gut geht, auch wohl ein ganzes Dutzend, damit lassen Sie sich nach der Reihe hören. Ich will meine Violine wieder vorsuchen, und dann spiele ich zu Ihrem Gesange.

Rösch. Je nnn, so übel Lust hätte ich nicht. Aber denken Sie nur, ich kenne ja keine Note.

Hans. Das schadet nichts; Sie lernen die Arien auswendig, und nehmen das Blatt nur zum Scheine in die Hand.

Rösch. Ich bin es zufrieden. Wenn es gut geht, verspreche ich mir freilich mehr

Vortheil davon, als wenn wir noch lange hier sitzen.

So wurden Sie denn beide einig, im Lande herumzuziehen, sich für Prager auszugeben, und Konzerts zu halten. In Mittelstädten wollten sie den Anfang machen, und wenn es da gut ginge, wollten sie auch in gröſseren ihr Heil versuchen.

Man wird sich wundern, warum Röschen so bereit war, Hansens Vorschlag, der, wie gewöhnlich, ganz eigen war, so gern annahm, warum auch Hans mit so vieler Hitze darauf bestand? Es hatte bey beiden seine geweißten Ursachen. Röschen versprach sich in der That mehr von dieser Lebensart, als Hans; denn erstlich hatte sie die Konzerte, in denen sie gewesen war, immer sehr zahlreich gefunden, und hofte daher eben so viel Zuspruch, wenn sie sich hören ließ; zumal da sie aus einer natürlichen Eigenliebe überzeugt war, sich mit mancher von denen Sängern, die sie gehört hatte, messen zu können, und wenn sie in Uebung wär, sie wohl gar zu übertreffen. Dann war auch ein groſser Bewegungsgrund, daß sie vielleicht wieder eine gröſsere Figur würde spielen können, als auf dem

ein-

elenden Dorfe; endlich dachte sie auch, sich bey Gelegenheit einmal das Herz eines vornehmen Herrn zu erſingen, im Fall Hans sie nicht heirathen wollte; wozu sie fast alle Hofnung aufgab, so sehr sie sich auch um ihn bemühte, und so zärtlich er auch bisher gegen sie gewesen war. Bey Hansen aber war der vornehmſte Grund zu so einer herumſchweifenden Lebensart dieſer: Er hoffte auf seinen Reisen Fräulein Hildegard zu ſehen; besonders glaubte er, sie einmal in einem Konzerte zu finden, weil er ihre große Neigung zur Muſik kannte.

In der ersten Hitze lief Hans nach F**, und kaufte sich eine Violine und einige leichte, aber doch dabey melodiſche, Arien, und fing sodann gleich seinen Unterricht an. Mit Röschen ging es recht gut; denn sie lernte die Arien in einem Tage vollkommen auswendig. Aber mit der Violine wollte es nicht recht fort; doch hofte er durch die Uebung auch wieder in die Schnurre zu kommen. Als Röschen diesen ersten Vorrath, zu seiner und ihrer gröſten Verwundrung, so bald und so gut inne hatte, nahm er sie einmal mit in die Kirche, um die Stärke ihrer Stimme zu verſuchen, und ließ ſie in

das ganze Orgelwerk singen, wo es auch ganz vortrefflich ging.

Muthig gemacht durch diesen ersten Versuch, ging er zum zweytenmale nach F**, und kaufte ein ganzes Dutzend deutsche und eben so viel italienische Arien für Röschen, die aber mehr Kunst und mehr Biegung der Stimme erforderten; und für sich noch einige Arien, von einer konzertirenden Violine begleitet. Zur Vorsorge aber nahm er sich auch noch einige Duetten mit, im Fall es ja mit der Violine nicht gehen sollte, daß er doch wenigstens mit singen könnte. Da er selbst auch eine gute Stimme hatte, so ging es mit dem Singen auch würklich besser, als mit dem Spielen. Röschen aber, die nicht allein von Natur gute Anlage, sondern auch noch auf ihren Reisen mit dem Minister, wo sie alle Opern und Konzerte besuchte, sich von den besten Mustern eins und das andere weggestohlen hatte, lernte auch die schwersten Sachen gut und mit vielem Anstande singen, und innerhalb drey Wochen waren die Virtuosen fertig. Nun wurde auf weiter nichts gedacht, als wie man abdanken und fortgehen sollte. Z**, eine kleine Stadt, ohngefähr sechs

Mei-

Meilen von Farrenbach, war der Ort, wo sie ihren ersten Versuch machen wollten; auch der Tag der Abreise war bestimmt, welches der erste Julius war; doch der Vorfall, von dem wir gesagt haben, änderte dießmal ihren Vorsatz, wenigstens auf Heinsens Seite, denn Röschen kam dabey gar nicht mit ins Spiel.

Acht u. zwanzigstes Kapitel.

Als Hans an einem Sonntage in die Kirche ging, begegnete ihm ein Wagen, worinne ein alter Herr und ein Frauenzimmer saßen. Wegen des Staubes hatte die Dame eine Kappe übergehangen, daß Hans ihr Gesicht gar nicht sehen konnte; er machte seinen ehrerbietigen Bückling und ging weiter, denn es lag ihm weiter nicht am Herzen, zu wissen, wer in dem Wagen saß, dachte auch nicht weiter an die Leutchen, denen er seinen Diener gemacht hatte. Hätte es aber jezt gewußt, was er hernach erfuhr,

er hätte Gottesdienst und alles im Stiche gelassen, und wäre in den Gasthof gelaufen; doch war es gut, daß das nicht geschah; es hätte mögen sehr zur Unzeit seyn.

Wie er aus der Kirche kam, wartete ein Junge an seiner Thür auf ihn, welcher ihm mit einer geheimnißvollen Miene ein Zeddelchen gab. Hans steckte es ein und fragte den Jungen wo es her wär? „Eine vornehme Frau im Gasthofe gab mirs, ehe sie fortfuhren;“ war des Jungen Antwort.

Hans las das Zeddelchen, welches mit Bleystift geschrieben und folgenden Inhalts war:

„Die außerordentliche Aehnlichkeit der Gesichtszüge, und die Gleichheit des Namens, läßt mich vermuthen, daß Sie der Bruder eines gewissen Herrn Hellbachs sind, den ich in S** habe kennen lernen. Einer seiner besten Freunde, der sich sehr wünscht, ihn, nach einer langen traurigen Entfernung von ihm, zu sehen, wird es sehr gerne sehen, wenn ich ihm, durch Sie, Nachricht verschaffen kann. Darf ich Sie ersuchen, daß Sie sich Morgen mit dem Frühesten doch

Eben

Eberbach bemühen, um mir die gewünschten Nachrichten zu geben. Gewisser Ursachen wegen bitte ich Sie aber, nicht in das Herrnhaus zu gehen; ich will Sie schon auf der Straße erwarten."

H. v. E.

„Gott!" rief Hans aus, „das ist das Fräulein gewesen! und ich habe sie nicht gekannt? Warum hat sie mich aber nicht angeredet, da sie mich doch kannte! Doch nein, sie hat mich auch nicht gekannt; das sieht man aus dem Briefe. Wie vorsichtig sie gewesen ist! Sie hat geglaubt, sie komme an meinen Bruder. — Wie wirst du dich wundern, gutes Mädchen! wenn du nicht meinen Bruder — wenn du mich selber findest? Freilich hattest du nicht erwartet, mich als Dorfschulmeister wieder zu finden — ja, die Zeiten ändern sich!"

Schon jezt wollte er fort nach Eberbach, aber er besann sich, daß sie wohl wichtige Ursachen müßte gehabt haben, warum sie ihn erst Morgen früh, unter so geheimnißvollen Umständen, bestellt habe. Fast glaubte er, der Mann, der bey ihr gesessen habe, sey ihr Vater gewesen; doch konnte

er es auch mit der gewiſſen Verſicherung von ſeinem Tode nicht zuſammen reimen. Alle ſeine Zweifel aber zerſtreut zu ſehen, wartete er nun mit äußerſter Ungeduld auf das Ende des Tages, und war dabey ſo unruhig, daß es auch Röschen, der er doch nicht das Mindeſte von dem Zeddelchen geſagt hatte, bemerkte, und ihn deswegen fragte, was ihm fehle; er fertigte ſie aber mit einer kleinen Lügen ab.

In gleicher Unruhe brachte er die Nacht hin. Freude, ſein Fräulein wieder zu ſehen — und Furcht, die beſtimmte Stunde nicht zu verſchlafen, erhielten ihn in beſtändiger Munterkeit. Noch ehe die Dämmerung kam, zog er ſich an, und kaum hatte die Sonne ihre erſten Stralen an dem äußerſten Ende der Erde gezeigt, ſo war mein Hans zur Thüre hinaus. Daß er ſich bey keinem Gegenſtande, der ihm aufſtieß, verweilte, kann man ſich vorſtellen; und ſo wenig Kräfte ihm auch der Schlaf gegeben hatte, ſo munter ſprang er ſeinen Weg dahin, und in anderthalber Stunde war er bey Eberbach, ob es gleich drey gute Stunden von Farrenbach war.

Wie klopfte ihm sein Herz, als er sich dem Orte, der seine schöne Hildegard in sich schloß, so nahe sah — so nahe dem Glücke des Wiedersehns — so nahe dem Glücke, sich vielleicht nie wieder so von ihr zu trennen; denn wenigstens wollte er es mit ihr abreden, daß sie ihm den Ort ihres Aufenthalts allemal melden sollte, damit er ihr nachfolgen könnte. Ja unser Haus war so schwach, daß er sich, ohne einen Grund dazu zu haben, mit ihrem völligen Besitze schmeichelte, und kein andrer Gedanke hatte jezt mehr in seiner trunkenen Seele Raum.

Mit der angespanntesten Aufmerksamkeit durchspähete er die ganze Gegend um das Dorf herum; besonders ließ er fast keinen Augenblick die Hofthüre aus den Augen, und erwartete mit jeder Minute, daß das Fräulein auf ihn zukommen würde, weil nur sie selbst erwartete er, so viel Möglichkeit auch da war, daß sie jemand andern schicken konnte. Für sie nur war sein Auge offen, und so oft sich die Hofthüre öfnete, glaubte er, sie wär es. Fast aber waren ihm in dieser Erwartung zwo Stunden vergangen, aber kein Fräulein ließ sich blicken,

cken, auch sonst niemand, der verlangt hätte, mit Hansen zu sprechen. Weil er etwas sehr müde wurde, sezte er sich auf eine kleine Anhöhe, und lauerte noch eine ganze Stunde, aber alles vergebens. Jezt wurde es ihm bange, und tausenderley böse Ahndungen stiegen ihm in seiner Seele auf. „Wenn sie schon fort wär,“ sagte er, „wenn sie dich gesucht hätte, ehe du noch da warst, o! dann wäre dein Zaudern Schuld! Elender, konntest du dich nicht früher auf den Weg machen! Wollte sie nicht haben, daß du mit dem Frühesten hier seyn — nicht da erst ausgehen solltest? — Ja gewiß, sie hat dich früher erwartet, hat dich gesucht, nicht gefunden, und nun — ist sie fort!“ Bis gegen Mittag lief er die Straße auf und nieder, rang die Hände, und geberdete sich so, daß ihn jedermann für unsinnig hielt. Als er es aber zwölfe schlagen hörte, konnte er sich nicht länger mäßigen; ohne sich an das Verbot des Fräuleins zu kehren, lief er nun grade auf das Gut zu, um Gewißheit zu haben.

Eben als er zur Hofthür hineintreten wollte, begegnete ihm ein Bedienter, den er

mit

mit ängſtlicher Stimme fragte: ob die fremde Herrſchaft noch da wäre?

„Nein,“ war des Bedienten Antwort, „ich weiß von keiner fremden Herrſchaft! Geſtern war wohl eine da, die ſich aber nicht aufhielt, weil unſre Herrſchaft verreiſt iſt.“

Nun war Hanſens Unglück gewiß. Ohne den Bedienten weiter nach etwas zu fragen, drehete er ſich um, und ging ſeinen Weg wieder nach Hauſe. Die Folge von dieſer betrogenen Hofnung war: daß er beſchloß, noch in ſeiner Schule zu bleiben; „denn,“ dachte er, „das Fräulein wird dieſen Weg wohl noch einmal nehmen, oder doch wenigſtens, da ſie nun deinen Aufenthalt weiß, dir Nachricht von ſich geben. Röschen befremdete freilich dieſer Rückfall nicht wenig; doch überließ ſie es ſeinem Gutachten, wenn er ſeine irrende Ritterſchaft wieder mit ihr antreten wolle.

Neun u. zwanzigstes Kapitel.

Enthält nichts Außerordentliches.

Was Röschen bey dieser Veränderung am unangenehmsten war, war Hansens Kaltsinn; denn nun hatte er seinen Kopf von dem Fräulein ganz wieder voll, und hofte alle Augenblicke, daß sie wieder durchreisen sollte, und Röschen — war wieder blos seine Schwester. Weil sie aber hier doch eine Eroberung einbüßte, (wiewohl sie es noch nicht wuste, sondern immer dachte, er wird schon wieder kommen!) so hatte der Himmel indessen für eine andre gesorgt.

Lange schon hatte des Herrn Pastors Herz, welches keine Befriedigung bey seiner kränklichen Ehehälfte mehr fand, im Stillen für das schöne Röschen geschlagen; daher war es auch gekommen, daß er Hansen noch mit so vieler Schonung behandelte, daß er beide so oft auf die Pfarre bat, daß er sie so oft besuchte. Bey diesem lezten hatte er die Absicht, Röschen, wenn er sie einmal alleine fänd, seine Liebe anzutragen. Leider aber wollte dies dem armen alten

Nar-

Narren gar nicht glücken; welches aber so viel nach sich zog, daß seine keusche Flamme immer heftiger zu brennen anfing.

An einem Sonntage, wo er eben über das sechste Gebot gepredigt hatte, wo ihm Röschen, unter der Predigt, schöner als je geschienen hatte, ging er nach Mittage wieder in die Schule, und siehe da, Hans war nach Eberbach gegangen. Welche Freude für ihn, daß er Röschen so hübsch alleine traf, zumal da er sich aus ihrem Tone und freundlichen Miene, mit welcher sie ihm sagte, daß ihr Bruder verreist sey, eine gute Aufnahme versprach. Noch mehr Ursache, sich Glück zu versprechen, hatte er, weil Röschen, wegen des warmen Tages, just so nachläßig gekleidet ging, als er sie zu sehen, sich wenigstens einmal gewünscht hätte. Die Augen des Alten funkelten. Feuer der Jugend überzog seine ausgestopften Wangen mit einem hohen bläulichen Roth, als er ihren schönen Wuchs so frey, ihren runden Arm blos, und ihren Busen nur verstohlen bedeckt sah. Röschen, die das Unschickliche fühlte, in Gegenwart des heutigen keuschen Predigers so nachläßig angezogen zu seyn, wollte sich an-

kleiden; aber der Pfarrer zog ſie bey ihrem ſchönen Arm zurück, und drohete, wenn ſie ſich ſeinetwegen bemühete, ſo wollte er den Augenblick wieder gehen; und da ſie dem ohngeachtet fort wollte, ſo umſchlang er ſie mit ſeinen beiden Armen, und trug ſie auf den Stul. Weich war es ihm bey dieſem kleinen Streite der Höflichkeit ums Herz geworden; denn noch nie hatten ſeine Hände einen ſo niedlichen Bau umſpannt.

Röschen war indeſſen unbeſorgt, und dachte auch nicht mit einem Buchſtaben daran, daß er einen Anſchlag auf ihr Herz im Sinne haben könnte; ſie blieb alſo wie ſie war, und bat blos um Verzeihung. „Nun mein ſchönes Röschen,“ fing der Paſtor in einem vertraulichen Tone an, „Sie haben mir recht andächtig heute zugehört; ich habe alle meine Freude darüber gehabt.“

Röschen. Ey nun, ich würde ſehr unrecht gethan haben, wenn ich nur ein Wort von Ihrer ſchönen Predigt hätte verhören wollen. Ich hoffe, Sie werden mich immer ſo aufmerkſam gefunden haben.

Der Paſtor. Ja gewiß; das muß ich Ihnen zum Ruhme nachſagen.

Röschen. Geben Sie denn aber so genau auf mich Achtung?

Pastor. O ja, mein schönes Kind! ich verwende kein Auge von Ihnen; doch nicht um Ihre Aufmerksamkeit zu prüfen, sondern weil es mir Vergnügen macht, Sie anzusehen.

Rösch. Sie sind zu galant, Herr Pastor! Wenn es nun aber Ihre Frau Liebste einmal gewahr wird, daß Sie mich immer so ansehen, was wird die dazu sagen?

Past. O, das Gerippe darf sich nur um ihr Ende bekümmern, aber nicht darum, wen ich gerne ansehe!

Röschen sahe hierbey den Pastor starr an, denn diese Worte, die er im völligen Eifer sprach, ließen ihr in des Mannes Herz etwas sehen, was sie weder zu sehen vermuthet noch gewünscht hatte; doch befürchtete sie weiter keine Folgen. Um dieses interessante Gespräch aber abzubrechen, holte sie für ihren Gast ein kleines Halbabendbrod, welches aus einem Butterschnitt und einem guten Schnaps bestand, den sie sich blos des Pastors wegen zugelegt hatten.

Röschen. Seyn Sie so gütig, Herr Pastor, und lassen Sie sichs gefallen. Nehmen Sie mit einer Strohwitwe vorlieb.

Past. Wenn Sie eine Witwe sind, könnten Sie Trost bey mir finden.

Rösch. Je nun, es ist nur die Witwe eines Bruders; die kann wohl leicht getröstet werden!

Past. Das glauben Sie nicht, mein Engelchen; man braucht oft da am ersten Trost, wo man glaubt, keinen nöthig zu haben.

Rösch. Das versteh ich nicht; ich wenigstens weiß es allemal, wenn ich welchen nöthig habe.

Wir können unmöglich das alberne Zeug alle hersetzen, womit der Pastor Röschen unterhielt; denn manchmal war es so abgeschmackt, daß sie Mühe hatte, ihm nicht grade ins Gesicht zu lachen. Indessen ließ sichs der Herr Pfarrer vortreflich schmecken, und besonders guckte er einmal über das andre in das Brandweinglas; vermuthlich um sich noch mehr Feuer zu seinem Antrage zu sammlen, den er immer auf der Zunge hatte.

Je

Je mehr ihn nun aber der Geiſt des Brandweins erhizte, deſto mächtiger wurden ſeine Gefühle gegen Röschen. Jezt ließ er ſie nicht einen Augenblick locker, und aus gutem Bedacht hatte er ſich ſo geſezt, daß ſie nicht gut von ihrem Sitze aufſtehen konnte. Er fing indeß immer die kleinen Spiele an, welche ein Liebhaber braucht, das Herz eines eben nicht allzuſtrengen Mädchens zu erobern, wenn er anders nicht gleich mit der Thür ins Haus fallen will. Seine lüſternen Blicke, aus denen das Feuer einer hochlodernden Wolluſt blizte, überſchaueten Röschens Reize vom Kopf bis auf die Füße; er lauſchte auf gewiſſe kleine Wendungen, die Röschen machte, um Schönheiten zu entdecken, die nicht vor jedermanns Augen da liegen. Mit einer Hand hielt er eine von Röschens Händen, mit der andern aber ſchlüpfte er auf ihrem ſchönen runden Arm auf und nieder, und bey jeder Tour verlängerte er die Striche. Eben wollte ſeine Hand einen Balletſprung machen, und eben wollte Röschen ſich zurückziehen, als er auf einmal auffuhr, und ſagte: „Der Henker, was will denn der Schlingel von einem Jungen?“

Dies ſagen, und einen Schlupfwinkel ſuchen, wo er ſich verſtecken könnte, war Eins. Röschen verwunderte ſich über dieſe Erſchrockenheit, und redete ihm zu: „Je, Herr Paſtor! warum wollen Sie ſich denn verſtecken? Sie haben es ja nicht nöthig! Iſt denn das etwas böſes, daß Sie mich beſuchen, oder daß Sie ein Schnäpschen trinken?“ Der Paſtor hörte dieſen kräftigen Troſt vor lauter Schreck nicht, ſondern fing an: „Ums Himmels willen verſchaffen Sie mir einen Ort, wo ich mich hinſtecken kann. Ach, engliſches Röschen, ich bitte Sie recht ſehr!“ Röschen weidete ſich an der Angſt des alten Verliebten, und da es im Grunde gar keine Folgen haben konnte, wenn ihn der Junge ſähe, ſo wieß ſie ihm keinen Ort.

Unterdeſſen war der Junge über den Hof herüber gelatſcht, und nun ward die Noth dringender. Nirgends aber fand er einen Schlupfwinkel; denn an der Stube war keine Kammer, auch nicht einmal ein Bette war da, wo hinein, oder worunter er ſich hätte verſtecken können; nichts war ihm weiter übrig, als ein ſchmaler Kleiderſchrank, den er in der Beſtürzung anfangs überſehen hat-

hatte. In dieſen kroch er, zog, wie eine Schildkröte, Hände und Füſſe feſt an ſich, und machte mit Mühe und Noth die Thüre hinter ſich zu.

Kaum hatte er aber die Thüre an ſich gezogen, ſo trat ſein vermeynter Verräther in die Stube, und dieſer war niemand, als des Herrn Paſtors leiblicher Sohn, der von Mama abgeſchickt war, ſich bey Röschen einen Schnitt zu einer neumodiſchen Mütze auszubitten, die ſie bey ihr geſehen hatte.

Röschen hatte dieſen Schnitt nicht in der Unterſtube, ſie mußte ihn alſo von oben erſt herunter holen. Leicht hätte ſie nun, wenn ſie nur etwas Mitleid mit dem armen eingepreßten Manne gehabt hätte, den Jungen mit ſich nehmen, und dann grade im Vorhauſe wieder abfertigen können; ſo aber bat ſie ihn, ein Bischen zu verziehen, und gab ihm einen Stuhl, der grade dem Kleiderſchranke gegenüber zu ſtehen kam. Mit der Bitte: ſich die Zeit nicht lang werden zu laſſen, verließ ſie ihn alſo, und hatte Luſt, ſo bald nicht wieder zu kommen.

Eben beſah dieſer, weil ihm, Röschens Bitte ungeachtet, die Zeit doch lang wurde,

ein Bild, das an dem Schranke hing; als der Paſtor vergaß, daß der Raum im Schranke für einen elaſtiſchen Körper zu klein war. Aus Herzensgrunde wollte er alſo einmal Athem holen; dadurch aber wurde ſein Körper größer, der Raum hingegen kleiner, und nach phyſiſchen Geſetzen ſprang von dem zu großen Widerſtande das Schloß und die Thür auf, und mein Herr Paſtor ſtand da frey und aufgedeckt vor ſeines Sohnes Augen.

„Ein Geiſt! Ein Geiſt! Mein Papa!“ ſchrie der erſchrockne Junge, und lief zur Thüre hinaus. Röschen hörte das gräßliche Geſchrey, und erſchrak gewiß noch mehr, als der arme Junge; denn ſie ſtellte ſich ein würkliches Unglück vor. Behend kam ſie denn heruntergeſprungen, und in die Stube, wo ſie das Vögelchen nun auſſer dem Käfig, und friſche Luft ſchöpfend, fand. Nachdem er ſich aber wieder von ſeinem Schrecken erholt hatte, erzählte er ihr lachend den ganzen Vorfall. Röschen war es dabey gar nicht lächerlich; denn ſie hoſte von dieſer Entdeckung für ſich eben nicht die beſte Nachrede. „Sehn Sie, Herr Paſtor,“ ſagte ſie, „war es nun nicht beſ-

ſer, Sie blieben mit gutem Gewiſſen in der Stube?“

Der Paſtor. Sie haben Recht, liebes Kind! doch ſage ich Ihnen, wir haben nicht das Mindeſte zu befürchten; denn Sie hörten ja, daß mich mein dummer Junge für einen Geiſt anſah. Laſſen Sie es ihn auch jedermann erzählen, ſo werden ſie doch alle glauben, daß er wieder einmahl verrückt geweſen iſt; denn es wiſſen es alle Leute, daß er, wie ſeine Mutter, viel auf Hexen und Geſpenſter hält. Seyn Sie ohne Sorge! Mich freut es nur, daß die Sache ſo eine gute Wendung genommen hat; ſonſt, glauben Sie, würde ich nicht ſo lachen. Belachen Sie es mit mir.

Bey dieſen Worten ſchlang er ſeine beyden Arme feſt um ihren Hals, und gab ihr in dem Uebermaße ſeiner Freude, einen ſo derben Kuß, daß ihr faſt Hören und Sehen verging.

Hätte Röschen ſeine Abſicht voraus gewußt, ſie hätte gewiß nicht ſtille gehalten: denn außerdem, daß er ſeit drey Tagen ſeinen Bart nicht gepuzt hatte, und alſo ihre weichen Lippen nicht ſanft kützelte, ſo hauchte er ihr noch eine übervolle Ladung von

Brandteweindünſten unter die Näſe, daß ſie bald darüber in Ohnmacht gefallen wär. Indeß war es einmal geſchehen, und ſie ſagte ihm kein Wort darüber; alles, was ſie that, war, daß ſie ſich den übrig gebliebenen Saft ſeines Kuſſes von dem Munde abwiſchte, und ſich vornahm, ihn, wenn er noch einmal ſo einen Verſuch wagen wollte, nicht ſo ganz höflich abzuweiſen.

„Nach verſchwundenen Gefahren ſchmeckt Eſſen und Trinken noch einmal ſo gut!“ ſagte unſer geiſtlicher Herr, und ſezte ſich wieder an den Tiſch. Völlig entſchloſſen, ſein Vorhaben nun vollends auszuführen, ſuchte er neuen Muth in dem Fläſchgen, und leerte es rein aus.

Jezt hatte er ſeine volle Ladung, und nun ging er grade auf Röschen loß. Den erſten Angriff that er auf iht Halstuch, auf welches er ſchon längſt ein lüſternes Auge gehabt hatte. „Was ſuchen Sie da, Herr Paſtor?“ ſagte Röschen in einem ſanften Tone, und legte auf das Herr Paſtor einen beſondern Accent, daß der Alte ein wenig erſchrak.

Der

Der Paſtor. Ich wollte ſehen, ob die Natur auch an Ihnen eine Stiefmutter geweſen iſt?

Röschen. Gehört dieſe Unterſuchung etwan mit zu Ihrem geiſtlichen Amte.

Paſt. (etwas verlegen) Ja freilich!

Rösch. So, ſo? Und dieſe Unterſuchung geſchieht wohl allemal an denen Sonntagen, wo über das ſechſte Gebot geprediget wird?

Paſt. (noch verlegener) Da iſts wenigſtens am beſten.

Rösch. Wo haben Sie denn, um Vergebung, mit Ihrer Unterſuchung angefangen? Gewiß bey der Frau Paſtorin?

Paſt. Nein! Sie ſind die erſte.

Rösch. Viel Ehre. Aber mein werther Herr Paſtor, geht dieſes das ganze Kirchſpiel durch?

Paſt. Nicht anders.

Rösch. Ey, ey! ſo thut es mir leid, daß die übrigen Schaafe Ihrer geiſtlichen Heerde bey dieſem wichtigen Stücke ihrer Seelſorge, zu kurz kommen, da Sie ſich ſo lange bey mir aufgehalten haben. Oder ſind Sie vielleicht nicht an einen gewiſſen Tag gebunden?

Pa-

Paſtor. Nein, es ſteht mir frey.

So fuhr Röschen noch lange fort, und machte den Pfarrer durch ihren Ton ſo verwirrt, daß er nicht wußte wohin, und zur Zeit von ſeiner Attaque abſtand. Still ſezte er ſich einige Minuten wieder an den Tiſch, und aß noch ein Bämmchen auf die Aergerniß; Röschen aber hielt ſich nunmehro von ſeinen fernern Angriffen ſicher; doch die Idee, ihre Tugend zu beſtürmen, hatte ſich zu feſt in dem Herzen des alten Verliebten geſezt, als daß er ſie hätte ſollen fahren laſſen. Ich weiß nicht, was Röschen aus dem Fenſter holen wollte, an welchem der Paſtor ſaß, ſie mußte ſich, um es zu erlangen, etwas über ihn wegbeugen; dies legte der Alte als eine Aufforderung zu einem neuen Angriffe aus, und umfaßte ſie, zog ſie auf ſeinen Schoos, und ſchmazte ſie tüchtig ab. Röschen, freilich ungleich ſchwächer, als der dicke Pfarrer, konnte ſich nicht ſogleich wieder aus ſeinen Armen loswinden; doch kaum fühlte ſie ſich etwas locker, ſo ſprang ſie von ſeinem Schooße auf, und trat mit einem ziemlich zornigen Blick vor ihn hin. Jezt vergaß ſie alle Schonung, mit der ſie ihm erſt begegnet

hat-

hatte, und ſagte ihm die Wahrheit ſo derb, als ſie wohl in dem Falle noch nicht leicht einem Pfarrer geſagt worden iſt.

„Wo Sie noch einmal wagen mich anzutaſten,“ ſo beſchloß ſie ihre Rede, „ſo gehe ich hinaus und rufe alle Leute im Dorfe zuſammen, daß ſie ſehen, was ihr Herr Seelſorger für eine ſaubre Priſe iſt; und hier, Herr Paſtor, iſt meine Stubenthür, wenn es Ihnen nicht mehr bey mir gefällt: ſollte es Ihnen aber noch länger gefallen, ſo werde ich mir die Freiheit nehmen, Sie ſelber hinaus zu führen!“ „Ich kann ja wohl gehen!“ ſagte der Paſtor, nahm ſeinen Stock und Hut, und taumelte zum Tempel hinaus.

„Lieber Gott! wer kann denn wider die Natur! und zumal, wenn man ſo ein altes Knochengerippe zum Weibe hat,“ brummte er, als er über den Hof weg ging.

Dreyßigſtes Kapitel.

Hans nennt ſich Morena.

Nicht lange war der Pfarrer zur Thüre hinaus, als Hans hereintrat. Röschen erzählte ihm, im vollem Eifer noch, den Vorfall, worüber er ſich aber eben nicht freute. „Röschen,“ ſagte er, „ich wollte, der Pfarrer wäre mit ſeiner Liebhaberey wo anders! Geben Sie Achtung, die Sache hat üble Folgen, wenigſtens unangenehme, und es wird am Ende dahin kommen, daß wir werden zum Dorfe hinaus müſſen. Gewiß nun wird der Schurke mir erſt das Leben recht ſauer machen; denn verſchmähte Liebe, Röschen! — — und zumal bey einem Geiſtlichen, welche ohnehin gemeiniglich glauben, es müſſe jedermann, um ihrer Tracht willen, ihnen zu Gebote ſtehen, iſt ein böſes Ding. Zweitens leidet unſre Ehre dabey; denn glauben Sie nur, der Junge wird nicht ſchweigen, und wenn ers erzählt, wird gewiß jedermann glauben, daß es kein Geiſt geweſen iſt, ſondern ſein würklicher Vater. Daß er aber den dummen Einfall

gehabt hat, macht nicht allein ihn, ſondern auch Sie, ohne Widerlegung verdächtig. Ich ſehe wohl, es bleibt uns kein Mittel, als wir gehen in die Welt hinein, wenn ich nicht in ewigem Zank leben, und Sie dem Geſpötte der Leute ausgeſezt ſehen will.“ „Sie haben Recht;“ ſagte Röschen, „wir haben ja ſo nicht ewig hier bleiben wollen.“

Wie gedacht, ſo geſchehen! der Junge hatte noch denſelben Tag die Geiſtergeſchichte in der Schenke erzählt, und kein Menſch hielt es für eine Erſcheinung; und weil die Bauern aus andern Fällen ſchloſſen, daß man ſich in keinen Schrank verſteckt, wenn man ein gutes Gewiſſen hat, ſo war es ihnen gewiß, daß Röschen einen verliebten Beſuch vom Herrn Pfarrer angenommen, und ihn ſelber in den Schrank geſteckt habe.

Mit größtem Verdruß ſah Hans alle ſeine Prophezeihungen erfüllt, und da Röschen, der es abſcheulich ſchmerzte, daß ihr guter Name wegen eines ſo häßlichen Mannes leiden ſollte, ihm ſehr anlag, ſo ging er, vierzehn Tage nach dieſer Geſchichte, mit einer Bittſchrift vor das geiſtliche Gericht, und hielt um ſeinen Abſchied an.

Nun

Nun wurde überlegt, wo man ſich hinwenden wollte. Hans ſchlug N** vor, wo ſie ſich zuerſt wollten hören laſſen, und hierzu hatte er zwey Bewegungsgründe: erſtlich war es an dem Wege, den Fräulein Hildegard wahrſcheinlich genommen hatte, zweitens war es eine Gegend, wo eben keine großen Tonkünſtler in der Nähe waren. Röschen, der er nur den lezten Grund geſagt hatte, billigte ſeinen Vorſchlag, und fügte noch hinzu, daß ſie ſich für Prager ausgeben, und andre Namen annehmen wollten. Hans war auch dies zufrieden, und nennte ſich Morena; Röschen aber blieb ſeine Schweſter.

Fort ging es nun mit ihnen auf ein Dorf, wo die Poſt durchging; denn zu Fuße ihren Einzug zu halten, ſchickte ſich doch für Virtuoſen nicht, ſie ſahen alſo die Paar Groſchen nicht an, welche ſie dem Poſtillion geben mußten, um gleich bey ihrem Eintritte den Leuten einen ganz artigen Begriff von ſich zu machen.

Das erſte, was Hans in N** that, war, daß er zu dem regierenden Bürgermeiſter ging, um ſich die Erlaubniß und einen Ort zu dem Concert auszubitten. Dieſer

Eh-

Ehrenmann, der gleich auf ſeinem Schemmel ſaß, und für des Stadtdiakonus Frau ein Paar neue Schuhe machte, war von der Höflichkeit, die ihm unſer Sänger in vollem Maße erzeigte, ganz eingenommen, und geſtand ihm die Erlaubniß ohne Umſtände zu; verſprach ihm auch, (denn er ging ſo frey aus) es mit ſeiner Gegenwart zu zieren. Aber wegen des Orts, wo es ſollte gehalten werden, war er verlegen; denn in dem ganzen Städtchen war kein Ort, der über dreißig höchſtens vierzig Perſonen gefaßt hätte, als der einzige Saal auf dem Rathhauſe. Dieſen aber wollte der Herr Bürgermeiſter, wegen der Heiligkeit des Orts, nicht dazu hergeben, weil er eigentlich nicht wußte, was ein Concert für ein Ding ſey, und doch auch Hanſen nicht darum befragen wollte. Auf Hanſens Vorſtellung, daß das Concert keine ſündliche Sache ſey, ließ er ſich doch endlich auch dazu noch bereden.

Der zweite Gang war zum Stadtpfeiffer; bey dieſem gab es aber mehr Schwierigkeiten zu überwinden; vermuthlich mochte er ſich nicht getrauen, mit ſeinen Leuten, welches zween Lehrjungen und noch vier Dorf-

muſikanten waren, die neuen und ganz unbekannten Stücke vom Blatte zu ſpielen. Das Verſprechen, daß ihm Hans den dritten Theil der Einkünfte abgeben, ſeine Arien vorher mit ihm fleißig durchſpielen, die übrigen Stücke aber ſeiner freien Wahl überlaſſen wollte, brachte es endlich doch auch dahin, daß er es zuſagte.

Das lezte aber, was er that, war, daß er einen Mann in dem Städtchen herumſchickte, und ſie freundlich zu ſeinem Concerte einladen ließ.

Ein u. dreißigſtes Kapitel.

Hans und Röschen geben Concert.

Am vierten Tage war das Concert, und weil für den Eintritt nur zwey Groſchen bezahlt wurde, ſo ſtellten ſich faſt alle Einwohner ein. Da aber, außer den Geiſtlichen, niemand in der Stadt je ein Concert gehört hatte, ſo machten ſich dieſe Leutchen einen ganz eignen Begriff davon, und brachten alle ihre Geſangbücher mit; viele hielten

auch

auch die Hüte vor die Naſe, als ſie in den Saal traten.

Nicht wenig verwunderten ſich die Zuhörer, als ſie keine Lieder angeſchrieben fanden, da ihnen doch der Bitter geſagt hatte: daß ein Weibsen dabey ſingen würde; noch größere Augen machten ſie aber, als der Stadtpfeiffer zum Eingange einige Menuetten und Polonoiſen ſpielte, die ſie ſchon oft auf dem Tanzboden gehört hatten. Vielleicht kommts noch, dachten ſie, und behielten ihre Bücher unterm Arme.

Nun kamen die Arien dran, und Röschen verſuchte eins von ihren leichteſten italieniſchen Stücken, wobey die Zuhörer Maul und Naſe aufſperrten. „Ach thu dein Buch weg, Narre!“ ſagte einer von ihnen laut zu dem andern, „das iſt böhmiſch, das verſtehen wir nicht; die Leute ſind ja aus Prag.“ Faſt konnten Röschen und Hans das Lachen nicht verbeißen, als ſie dieſes hörten.

Ungeachtet ſich die Leute in ihrer Meynung, mitſingen zu können, ſo betrogen ſahen, ſo fand doch Röschens Geſang durchgängig Beifall, und der Lobſpruch: daß ſie

wie eine Heidelerche ſang, ging ziemlich laut von einem Munde zum andern.

Ohne Pauſe zu machen, denn das geneigte Publikum hätte es wohl gar für ein Zeichen zum Weggehen anſehen mögen, ging es friſch auf den zweeten Theil los, wo ſich Hans, nach vorhergegangenen Menuetten, erſtlich mit einem Violinenſolo, hernach mit Röschen in einem deutſchen Duett hören ließ. Auch diesmal ärndteten ſie allgemeinen Beifall ein.

Ueberhaupt lief das ganze Concert zu völliger Zufriedenheit auf beiden Theilen ab. Von Hanſens Spiele urtheilten ſie ſo, daß er beſſer ſpielte, als der Stadtpfeiffer, nur wär es ſchade, daß er kein recht luſtiges geſpielt hätte; und von den Duetten ſagten ſie: ſie hätten ordentlich mit einander geredt, es wäre bald geweſen, als wenn ſie ſich mit einander gezankt hätten; es hätte aber recht artig gelaſſen.

„O, liebes Röschen!“ ſagte Hans, als ſie wieder nach Hauſe waren, „Sie haben wie ein Engel geſungen; nimmermehr hätte ich geglaubt, daß es ſo gut gehen würde. Wahrhaftig wir können ohne Bedenken in große Städte gehen, denn Sie nehmen es

ge-

gewiß mit der gröſsten Opernſängerin auf. Ihr Anſtand, Ihr Ausdruck, Ihre Stimme, alles iſt vortreflich.“

Röschen beantwortete dieſes Kompliment mit einem tiefen — tiefen Knix, und ſagte: „Ja ſehn Sie, mein lieber Herr Helbach! das hätten Sie nicht in mir geſucht. Doch eine Liebe erfordert die andre; ich muß Ihnen ebenfalls das Kompliment machen, daß Sie recht ſehr gut geſungen, und — verzeihen Sie meiner Aufrichtigkeit — auch ganz leidlich geſpielt haben; gegen die hieſigen Muſikanten aber, waren Sie ein zweiter Orpheus.“ Hans machte ebenfalls ſeinen Kratzfuß, und weil er ihn gar zu ſchön machen wollte, wär er faſt drüber auf die Naſe gepurzelt.

Mit hoher Erlaubniß, und auf dringendes Anſuchen des Publikums, gaben ſie innerhalb vierzehn Tagen ſechsmal Concert, und gewonnen dadurch doch ſo ziemlich etliche zwanzig Thaler, nach Abzug der Unloſten und des dritten Theils, den, nach der Abrede, der Stadtpfeiffer bekam.

Vielleicht hätten ſie noch einigemal geſungen; aber ein Vorfall, der ihnen, obgleich nicht außerordentlich befremdend, ſondern

mehr lächerlich war, führte ſie eher aus N**, als ſie vermutheten. Der Herr Diakonus, dem es verdroß, daß ſeine Predigten nicht ſo fleißig beſucht würden, als dies Concert, konnte den Unfug, den der leidige Satan in ſeiner Gemeinde anrichtete, nicht mehr mit kaltem Blute anſehen, und zog in ſeiner Predigt ganz jämmerlich auf unſre Sänger und auf die, die das Concert beſuchten, los. „Schande iſt es," beſchloß er ſeine heilige Rede, „wenn ihr ſo dahin rennt nach dieſem weltlichen, ſündlichen Vergnügen — wenn ihr an den Tagen, die zum Gottesdienſt, zur häuslichen Andacht beſtimmt ſind, Leuten, die nicht eures Glaubens ſind, (er hielt ſie für Katholiken, weil ſie ſich für Prager ausgaben) euer Geld, was ihr mit ſauerm Schweiße verdient habt, hingebt — und wofür? für unſinniges, abgeſchmacktes Zeug, das ſie euch, um euch zu täuſchen, in Sprachen, die niemand verſteht, abſingen, und eure Seelen in Wolluſt einſchläfern. — Pfui der Schande, die ich in meiner Gemeinde erlebe! — Amen!"

Dieſe Predigt würkte ſo viel auf die Gemüther der Einwohner von N**, daß den

nächſ-

nächsten Tag, wo wieder Concert seyn sollte, auch nicht ein einziger kam. Zwar fürchteten sie sich nicht vor dem Satan, der sie durch die Musik verführen würde, auch nicht vor den Sängern, weil es Katholiken waren, sondern sie wollten nur nicht gerne noch einmal von der Kanzel heruntergeworfen werden.

Röschen und Hans packten also ihre sieben Sächelchen zusammen, und waren froh, daß ihre erste Probe so gut abgelaufen war.

„Hier wird man doch nicht wieder auf den Kanzeln eifern!“ sagte Hans, als sie vor W** waren, wo sie sich wieder wollten hören lassen.

Röschen. Ich denke es doch nicht! die Stadt sieht ja, nach ihren Thürmen zu urtheilen, ganz ansehnlich aus.

Hans. Aber hier halten wir kein Concert für zwey Groschen, Röschen! wenigstens muß die Person einen halben Gulden geben.

Rösch. Das müssen wir erst sehen, wenn wir in der Stadt sind.

Zu einer glücklichern Zeit hätten sie nicht nach W** kommen können; denn seitdem der Stab von einem Regimente dahin ge-

legt worden war, hatte ſich alles in dieſer Stadt auf einen ſehr hohen Fuß geſezt: Bälle, Komödien, Pickenicks, Societäten, hatten mit einander abgewechſelt, und der geringſte Bürger machte ſich eine Ehre draus, ſein erworbenes Geld ſehen zu laſſen, wenn er und ſeine Familie gleich zu Hauſe wieder darben mußten; genug, wenn er nur äußerlich den Anſtand beobachten konnte. Hans und Röschen waren denn überaus willkommen, da ſie ſich als reiſende Virtuoſen ankündigten; zumal da ſich noch nie fremde Sänger in ihren Concerts hatten hören laſſen.

Ohne Hinderniß bekam Hans die Erlaubniß, ein Extraconcert anzuſtellen, und zu dieſem Behuf räumte man ihm freiwillig den gewöhnlichen Geſellſchaftsſaal ein, welches bey den andern Concerts nicht war. Selbſt der Oberſte ließ ihm von ſelbſt die Regimentsmuſik anbieten. Kurz man war in W** über das Glück bezaubert, fremde Sänger in ihrem Concerte zu haben.

Hans hatte gar nicht nöthig, wie andre ſeines Gelichters, ſein Concert auf einem vielverſprechenden Zedel anzukündigen; denn Hohe und Niedre ſchickten zu ihm und lieſ-

ließen fragen: wenn es ihm gefällig wär. Der Tag kam, und alles aus der ganzen Stadt lief zu, die schöne Sängerin und den hübschen Sänger zu hören; denn beyde hatten sich schon oft auf der Straße gezeigt. Der Zulauf war so groß, daß der Saal, der doch oft funfzig Paar Tänzer getragen hatte, die Menge beinahe nicht fassen konnte; und Hans, der beim Eingange an der Kasse saß, dachte schon wieder an ein Rittergut, so viel hatte er Geld beisammen.

Hatten sich Hans und Röschen vorgenommen, sich anzugreifen, so thaten es die Spieler nicht minder; denn um alles in der Welt hätten sie nicht zugegeben, daß ein Fremder, der sich an so vielen kaiserlichen und königlichen Höfen schon hatte hören lassen, eine schlechte Meinung von der Musik in W** bekäm; und im Grunde waren auch viel gute Leute mit darunter. Mit aller Anstrengung fingen sie zum Eingange eine rauschende Sinfonie an, bey welcher alle Zuhörer schworen: daß man es doch gleich höre, was fremde Musik sey.

Röschen erhob nun ihre Stimme, und alles war von Bewunderung hingerissen, als sie kaum drey Takte gesungen hatte, und

ſchon am Ende der erſten Abtheilung ihrer Arie, klatſchten ſie ihr lauten Beifall; noch mehr aber wuchs das Geräuſch, als ſie fertig war. So etwas war noch nie gehört worden; ſelbſt Leute, die doch an Höfen auch Muſik gehört hatten, verſicherten: es könnte gar nicht ſchöner geſungen werden. Eines Theils war dies richtig; denn Röschen ſang würklich ſchön, was ſie einmal gelernt hatte, und der große halbgewölbte Saal verſchönerte ihre Stimme noch mehr; doch übertraf ſie bey weitem noch nicht alle Operuſängerinnen, wie viele der jungen Herren ſich mit einem Paradefluche vermaßen. Das Mehreſte zu dieſem großen allgemeinen Beifall mochte aber wohl Röschens ſchöne Figur, und ihr ganz ausdrucksvolles Auge beygetragen haben.

Im zweeten Theile ſang Hans ein Solo, und dann mit Röschen ein Duett, wobey er gewiß auch nicht wenig Beifall ärndtete. Nach geendetem Concert aber drängte ſich alles um ſie her, wiederholte mündlich die Lobeserhebungen weitläuftiger, als vorher ihre Hände gethan hatten, und lag den beiden Leuten ſehr dringend an, ja nicht ſo bald wieder weg zu gehen. Hierzu hatten

eigentlich unsre Sänger auch keinen Beruf; doch um sich mehr Werth zu geben, wendeten sie vor: sie wären zwar an den —ischen Hof verschrieben, aber wegen der schmeichelhaften Aufnahme, wollten sie bleiben, so lange es ihnen möglich wär. Damit nun die Bürger von W** nichts verlöhren, wurde gleich Manu pede ausgemacht, daß wöchentlich zweimal sollte Concert gegeben werden.

Zwey u. dreißigstes Kapitel.

Alles Ding währet eine Weile.

Als unsre Virtuosen nach Hause kamen, fiel Hans Röschen, vor Freuden über die gute Einnahme, um den Hals: „Ho, Röschen! sehn Sie einmal; wie gefällt Ihnen so ein Anfang?

Röschen. Herrlich, mein lieber Bruder! Wenn das so fort gehet, so haben wir ein Kapital beysammen, wovon wir leben können, ohne in der Welt herum zu ziehen. Wissen Sie aber, wozu wir einen Theil dieser

ser Einnahme anwenden müssen? — Uns ein Bischen in beßre Kleider zu werfen; wenigstens ich als Frauenzimmer; denn Sie gehen mit ihrem Rocke noch gut, nur eine Weste müssen Sie sich noch machen lassen, daß Sie den Wechsel haben.

Hans. Sie haben Recht; und ich verspreche mir auch noch mehr Vortheil davon.

Ehe das zweite Concert gegeben wurde, war der Vorschlag ausgeführt.

Das zweitemal hatten unsre Sänger noch weit mehr Zuspruch; denn viele Familien vom Landadel, denen diese Nachricht brühwarm war mitgetheilt worden, fanden sich diesmal und in der Folge ein. Auch aus der Stadt selbst kamen noch weit mehrere; denn manche, die würklich Liebhaber und zum Theil auch Kenner vom Gesange waren, hatten das erstemal nicht getrauet. Die Menge der Zuhörer war so groß, daß ein ziemlicher Theil davon vor der Saalthüre stehen mußte.

Acht volle Wochen waren vergangen, und immer war der Beifall sich gleich geblieben. Auch war dieses Völkchen noch außerdem überaus gefällig gegen unsre Neu-

sen-

fanden: Adel und Bürgerſchaft zog ſie mit in ihre Geſellſchaften, Gaſtgebote und andre Feſte, ſo, daß Hans und Röschen ſich gar kein beßres Leben hätten wünſchen können: ja es eiferte nicht einmal ein Prediger auf der Kanzel wider ſie, ſondern beſuchten ſelbſt das Concert, und waren oft mit ihnen in Geſellſchaft.

„Wir ſind verloren, liebes Röschen!“ ſagte Hans, als er an einem Abende, wo der Adel ein Feſt hatte, aus dem Concerte nach Hauſe kam, (denn Röschen war etwas eher herausgegangen) „wir müſſen heute Abend noch, oder doch wenigſtens Morgen mit dem Frühſten, fort. Ich bin erſchrocken, daß mir das Herz im Leibe zittert.“

Röschen. (erſchrocken) Das ſehe ich Ihnen an. Aber warum denn fort? Was treibt uns denn fort?

Hans. Der Miniſter.

Rösch. Der Miniſter? Welcher?

Hans. Münchenbach. Wenn er uns gekannt hat, ſo wird es gewiß nicht lange währen, ſo läßt er uns aufſuchen — und dann adieu Freiheit, Ehre und Ausſicht auf die Zukunft!

Röschen war würklich bey dieser Nachricht nicht wohl zu Muthe, doch war sie noch gesezter, als Haus; denn dieser wollte gleich den Augenblick fort, weil er beständig horchte, ob die Gerichtsdiener etwan die Treppe heraufkämen, ihn abzuholen.

„Warum wollen wir uns aber so sehr fürchten?“ sagte Röschen, nachdem sie sich etwas von dem ersten Schrecken wieder erhohlt hatte. „Wenn ich es recht überlege, so haben wir es gar nicht einmal Ursache! Zwar weiß ich, es ist ein hitziger Mann, der sich nicht gerne beleidigen läßt; doch sagen Sie mir einmal, womit wir ihn eben beleidigt haben? Wir sind zwar alle beide fortgegangen — ich aus seinem Hause, weil er mir es befahl, und Sie haben den Dienst verlassen, aber doch weiter nichts mitgenommen; und überdies ist es ja hier an einem fremden Orte, wo er nicht viel zu sagen hat. Seyn Sie ruhig, es geht vielleicht besser, als wir denken. Darinne aber gebe ich Ihnen recht, daß wir nun nicht mehr hier bleiben können, wenn wir nicht wollen entdeckt werden, wer wir sind. Ist es vielleicht jezt noch nicht geschehen, so geschieht es doch gewiß, denn wer weiß,

wie

wie lange er hier bleibt. Morgen oder noch heute Abend gehen Sie hin, und melden Sie Ihren Abschied.“

Hans. Ja, lieber noch heute will ichs thun, daß wir Morgen mit dem Frühesten fort können; packen Sie nur unterdessen immer ein.

Weil Hans weggehet und Röschen einpackt, oder einpacken will, denn sie wurde verhindert, wollen wir erzählen, wie das kam.

Hans und Röschen hatten den Minister in dem Concerte nicht gesehen, weil er zu weit von ihnen gesessen hatte, (denn nach der Einrichtung dieses Concerts, saßen die Vornehmsten am Ende des Saals) nur beim Herausgehen sah Hans, daß er drinne gewesen war; der Minister aber hatte Röschen augenblicklich gekannt, und mithin auch ihren Begleiter, aber, wie ihr noch wissen werdet, als ihren Vetter. (Was er von dieser Entdeckung für Gebrauch gemacht habe, wird euch ein Brief von Röschen sagen, den er bey seiner Rückkunft anstatt ihrer fand:)

„Seyn Sie außer aller Sorge, Sie haben nichts von dem Minister zu fürchten.

ten. Sie behalten den Antheil, der mir aus unſrer gemeinſchaftlichen Kaſſe gehört. Wir ſehen uns nicht wieder; wenn ich mich Morgen noch hier aufhalte, ſo ſollen Sie nähere Nachricht von allem haben.“

R.

Hans ſtand wie vor den Kopf geſchlagen, als er dies Billetchen auf dem Tiſche fand; doch konnte er ſich nicht erklären, wie das in der Geſchwindigkeit alles hätte geſchehen können. Daß Röschen ihr ehrenvolles Amt beym Miniſter wieder angetreten hätte, war ihm außer allem Zweifel, nur war er begierig, den Zuſammenhang zu erfahren.

Wir würden lügen, wenn wir behaupten wollten, daß Hanſen Röschens ſo unvermutheter Abſchied angenehm geweſen wär; zu einer Zeit, wo er dem Glücke im Schooße ſaß, und wo er ſich mit jedem Tage noch feſter zu ſetzen hoffte. Er ſchimpfte nicht wenig auf ſie, und ſchalt ſie einmal über das andre eine — garſtige Schweſter; doch mitten in ſeinem Eifer beſann er ſich, daß ſie ihm ihren Antheil an der Kaſſe geſchenkt

ſchenkt hatte, und er wurde ſo ziemlich wieder mit ihr ausgeſöhnt, und rühmte bey alledem ihr gutes Herz und ihre Großmuth; denn ſo viel im Stiche zu laſſen, war keine Kleinigkeit.

Drey u. dreißigſtes Kapitel.

Hans geht in ſeine Vaterſtadt.

„Was machſt du nun? — was fängſt du an? — und wo gehſt du hin?“ — dies waren die wichtigſten Fragen, die nunmehro Hans dem geheimen Rathe ſeines Herzens zu erörtern vorlegte. Daß er ſein Concert in andern Städten fortſetzen wollte, war gar kein Gedanke; denn für ſeinen Geſang allein, würde es nicht viel Beifall geſetzt haben. „Du gehſt wieder in die Welt hinein, verſuchſt es ein Weilchen mit deinem Gelde, bis ſich etwas findet. Vielleicht triffſt du ein Mädchen an, mit der du wieder ein Concert anſtellen kannſt. — Ja, das will ich auch thun. — — Wie wär es aber Hans, wenn du einmal in dei-

ne Vaterſtadt guckteſt? Ich glaube, nicht, daß dich jemand mehr kennen wird; und wenn auch! ſo biſt du doch jezt im Stande, dich vor jedermann ſehen zu laſſen; haſt ja Geld genug! Vielleicht iſts zu deinem Glücke! — Wahrhaftig dieſer Gedanke iſt mir noch nicht eingefallen, — es iſt doch ſonderbar! vielleicht ſolls gar ſo ſeyn! Ja, es ſoll geſchehen; ich bin ja ſo kaum zwanzig Meilen davon. Ich kann doch wenigſtens nur einmal ſehen, wie es dort ausſieht?“

Hans überzählte jezt ſein Geld, und ſieh, nach Abzug ſeines übrigen Aufwands, hatte er noch über fünfhundert Thaler; er machte nicht kleine Augen, als er einen Schatz vor ſich ſah, den er noch nie ſo groß beſeſſen hatte, und getraute ſich damit durch die ganze Welt zu kommen. Da er aber nicht die Abſicht hatte, weit herumzuſtreifen, ſo hofte er wenigſtens, in ſeiner Vaterſtadt ein ziemlich Weilchen eine ganz anſehnliche Figur zu machen.

Ehe er abreiſte, wechſelte er ſein Silbergeld bey verſchiedenen Kaufleuten, gegen Gold aus; denn bey einem einzigen wagte er nicht, alles zu verwechſeln, weil er, bey

fürch-

fürchtete, mit ſo vielem Gelde Aufſehen zu machen. Nun packte er alle ſeine Sachen in einen Coffre, und fuhr den andern Morgen mit Extrapoſt zur Stadt hinaus.

Und nun dachte Hans gar nicht mehr an Fräulein Hildegard? hatte ſie ganz vergeſſen? — Nein, lieben Leutchen! Er dachte mehr an ſie, als Ihr vielleicht bisher an ſie gedacht habt. Glaubt nicht, das ſein Herz an Röschen hing; ihr ſeht ja, mit welcher Gelaſſenheit er ſie reiſen ſah, mit welcher Gleichgültigkeit er ſie ſich wieder in den Armen des Miniſters dachte, ohne die mindeſte Eiferſucht zu fühlen. Sein Herz war immer noch dem ſchönen Fräulein, ſie allein war der Bewegungsgrund, warum er ſeine Vaterſtadt jezt beſuchen wollte; denn ſie hatte ſich einſtmals gegen ihn verlauten laſſen, daß ſie einen nahen Anverwandten in dieſer Gegend habe. Sie alſo dort zu finden, war ſein einziger Gedanke; denn nur ſo etwas konnte ihn bewegen, daß er ſich überwand, ſeine Vaterſtadt wieder zu ſehen.

Da ihm auf dieſer Reiſe nichts Wichtiges begegnete, ſo können wir Euch auch nichts erzählen; Ihr müßtet denn das als

wichtig anſehen, daß er nur die erſte Station mit Extrapoſt machte, hernach aber mit dem langſamen Gange einer Landkutſche zufrieden war, bis drey Meilen vor ſeiner Vaterſtadt, wo er aufs neue Extrapoſt nahm, um im größten Pompe in derſelben einzuziehen?

Auf dieſem Wege war es, wo ihm ein Abentheuer aufſtieß, welches, ſo klein es auch war, ihn doch der Erfüllung aller ſeiner Wünſche entgegen führte.

Kaum war er mit ſeiner Chaiſe eine halbe Stunde gefahren, als er vor einem Dorfe, wegen des abſcheulichen Weges, abſtieg, und bis durch das Dorf zu Fuße gehen wollte; dem Poſtillion aber befahl er, am andern Ende des Dorfs auf ihn zu warten. Auf dieſer Promenade hörte Hans etwas von ferne winſeln. Von einem mitleidigen Gefühl angetrieben, ging er drauf zu; denn er dachte Anfangs gar, es wär ein Menſch; doch er fand ſich betrogen als er an den Graben kam: der Unglückliche war nichts anders, als ein elender dürrer Spitz, der nach ſeiner Muthmaßung ſo ausgeprügelt oder ausgehungert war, daß er nicht ſtehen konnte. Hans hätte ihn lie-

gen

gen laſſen, wenn ſein Mylord nicht zurückgeblieben wär, und den armen Spitz geleckt hätte; denn das Herz dieſes guten Thieres, welches mehr für ſein Hundegeſchlecht fühlte, als Hans fühlen konnte, theilte die Leiden dieſes Elenden, und ſah dabey ſeinen Herrn mit einer ſo kläglichen Miene an, als wollte er ihn bitten, dieſen armen Bruder Spitz zu retten. Hanſen rührte die Scene, und aus Gefälligkeit gegen ſeinen Freund Mylord, nahm er den dürren Spitz, ſeines Schmutzes ungeachtet, auf ſeinen Arm, und trug ihn nach dem Dorfe zu, um ihn dort jemanden zu geben.

Das erſte Haus, an das er kam, war das Hirtenhaus. Still, dachte er, dieſer Mann kann vielleicht den Hund brauchen! und weil er juſt an der Thür ſtand, fragte er ihn: ob er nicht ſo gut ſeyn und dieſen kranken Hund zu ſich nehmen wollte, bis er wieder zurück käm? Der Mann war es zufrieden, und Hans gab ihm einen halben Gulden für Pflege und Koſt, ſagte ihm auch ein Mittel, wodurch er den Hund wieder kuriren könnte. Warum Hans dieſem Manne Geld für Koſt gab, und ihm die Lügen vormachte: daß er ihn wieder abholen woll-

te, war um deßwillen, daß er das arme Thier nicht todtſchlagen ſollte; denn wenn er wieder geſund wird, und du kömmſt nicht wieder, dachte er, ſo behält ihn der Mann vielleicht ſelber, wenn er ihn brauchen kann!

Hans ſah endlich den Ort ſeiner Geburt nur noch in einer kleinen Entfernung liegen. Freude, die ſich auf die Liebe des Vaterlandes gründet, und ſtille Betrübniß, ſich wieder an einem Orte zu ſehen, wo er glücklich gelebt, wo er in traurigen Umſtänden hatte entweichen müſſen, füllten jezt ſein Herz zu gleicher Zeit, und eine unwillkührliche Thräne floß dem Andenken ſeiner Aeltern, und ſeinem Unglück.

Sehr aufmerkſam war er im Thore, als man ihn nach ſeinem Namen fragte, ob man ihn kennen würde; doch da ihn keiner kannte, gab er ſich, unter dem Namen Held, für einen reiſenden Gelehrten aus. Eben ſo aufmerkſam war er im Gaſthofe, aber auch da war er ganz fremd.

Weil es ſchon ſpät war, ſo ſezte er ſeinen Verſuch: ob er in der ganzen Stadt von niemanden würde erkannt werden, aus-

bis auf den andern Morgen, und legte sich zu Bette.

Vier u. dreißigstes Kapitel.

Mutantur tempora.

Nachdem Hans von seiner Reise ausgeschlafen hatte, war sein erster Einfall, sich in der Straße, wo seine Aeltern gewohnt hatten, in einem Privathause ein Stübchen zu miethen; denn er hatte sich vorgenommen, eine lange Weile hier zu bleiben, wo ihm die Wohnung im Gasthofe zu kostbar seyn würde. Zu dem Ende ging er bald aus, und er fand auch um ein billiges Geld ein Quartier, welches seiner alten väterlichen Wohnung grade gegenüber war. Ohne Verzug ließ er seine Sachen aus dem Gasthofe dahin schaffen, und machte seine Einrichtung in der neuen Wohnung.

Als er zum erstenmale aus seinem Fenster auf seine ehemalige Behausung sah, wischte er sich eine Thräne aus dem Auge: ganz anders sah es jezt darinne aus; es

hatte einen ganz andern Anstrich, ganz andre Bewohner, deren aber keinen er kannte, und um deßwillen sich auch weiter nicht um sie bekümmerte, bis er in der Folge einige davon kennen lernte.

Nachmittage ging er in seinem besten Putze aus, um die Veränderungen alle zu beobachten, die in seiner Abwesenheit in der Stadt vorgegangen waren; vorzüglich aber um zu sehen: ob ihn die Leute noch kennen würden. Viele, die er noch recht gut kannte, redete er unter mancherley Vorwande an; aber von allen denen kannte ihn keiner.

Als er in der Stadt, ganz unerkannt, herumgegangen war, machte er sich auch einen Weg nach dem Gartenhäuschen, welches seine Aeltern sonst besessen hatten. Hier fand er vieles verändert. Es hatte diesen Garten ein Mann gekauft, der alles zum Koffee- und Bierschank eingerichtet hatte. Haus ging hinein, ließ sich Koffee geben, und sezte sich einsam in eine Laube, wo er seinen Koffee verzehren wollte.

Die langweilige Stille, die um ihn herrschte, (denn noch waren keine andern Gäste da) so viele bekannte Gegenstände, führten ihn mit seinen Gedanken in jene glückliche

Zei-

Zeiten ſeiner erſten Jugend zurück. „Mein Gott!“ ſagte er vor ſich, „wie hat ſich alles verändert! Dieſer Ort ſah mich einſt glücklich; als ich noch ſo ganz ohne Sorge in dieſen Gränzen als kleiner Knabe herumhüpfte — als mich in dieſem Häuschen meine Mutter an ihrem Buſen wiegte, oder mein Vater mich auf ſeinem Schooße ſchaukelte! — Armer Hans! da ſaheſt du, getäuſcht, einer glücklichen Zukunft entgegen — machteſt dir da ſo manches ſchöne Träumchen von Hoheit und Ehre — wie wenig haſt du einen von allen deinen ſüßen Träumen erfüllt! — Wie ein Ball biſt du bisher umhergeworfen worden — herabgewürdigt bis zu den niedrigſten Geſchäften, hatteſt du manchmal kein Brod — ſchweifteſt herum, ohne zu wiſſen, wo du einmal bleibende Stätte haben würdeſt, und weißt es auch jezt noch nicht! — Ach, wenn mein Vater und meine Mutter noch lebten, und du kehrteſt jezt von deinen Reiſen in ihre Arme zurück, wie würden ſich dieſe guten Aeltern freuen! — Wer freut ſich aber jezt? — O, mein guter Vater! — o, meine gute Mutter! wenn ihr noch lebtet — o, dann würde ich nicht ſo in der

Irre herumlaufen müſſen! — Sollet ihr mich jezt ſehn, wie ich ſo unſtät — ſo flüchtig herumſtreiche, um nur manchmal ein kümmerliches Brod zu erwerben; denn nie fand ich ein Glück, ſo, wie ich mir es ehemals wünſchte! — Einſt dacht ich hier in dieſer meiner Vaterſtadt mit ſechs Pferden, als Geheimderrath herumzufahren — aber ſo glücklich werde ich nie ſeyn — gewiß werde ich meinen Wanderſtab wieder nehmen müſſen, und in Gottes freie, offene Welt hinauswandern. Ach, wenn ich doch einmal ein feſtes, gewiſſes Aemtchen finden könnte, gern wollte ich meinen ehemaligen ſüßen Träumen allen entſagen! — Hans! Hans! die Zukunft! — Nein, es geht nicht mehr an, daß du ſo auf gerathe wohl in der Welt herumläufſt — du mußt dich um etwas bemühn! Aber nur kein Schenkwirth, kein Dorfkantor, kein Concertſänger! — nichts von allen dem! — Was aber ſonſt? — Du kannſts ja abwarten; haſt du doch noch Geld! — Ich will auch nicht ſorgen — nicht eher, als bis dies Geld alle iſt!“

Mißmuthig verzehrte er ſeinen Kaffee, und dann ſchlich er wieder nach der Stadt, um

um ſeinen Trübſinn durch andre Gegenſtände zu zerſtreuen. Das erſte, was ihm auf dem Heimwege in die Augen fiel, war ein großgedruckter und an einem Pfahle angeſchlagener Zettel. Ohne Abſicht ging Hans hin und las ihn, aber nicht wenig wunderte er ſich, als er ihn folgenden Inhalts fand:

„Sr. Durchlaucht laſſen demjenigen vier Louisdor verſprechen, wer Nachricht von, Dero Leibhunde, welcher auf der Jagd weggekommen iſt, geben kann. Es iſt ein mittelmäßiger Spitz, hat ein natürlich ſchwarzes Halsband und ſchwarze Ohren, und auf dem Rücken, nahe am Schwanze, auch ein ſchwarzes Fleckchen, ſonſt iſt er ziemlich ganz weiß. Sollte jemand ſo boshaft ſeyn und ihn verheimlichen, der hat bey der Entdeckung unausbleiblich das Zuchthaus zu gewarten. Wer ihn aber zu finden ſo glücklich iſt, der hat ſich bey mir zu melden.“

Wilhelm von Kranz
Forſtmeiſter.

„Das

„Das iſt ja dein Hund!“ rief Hans laut aus, als er den Zeddel geleſen hatte, und ging nach Hauſe, um Morgen mit ſeiner Entdeckung zum Forſtmeiſter zu gehen.

Hier kommt der Zeitpunkt, wo Hans die glücklichen Folgen von ſeinem und Mylords Mitleiden ſah. Hier wird jeder eingeſtehen müſſen, daß unſre wichtigſten Schickſale von kleinen, oft für ganz unbedeutend angeſehenen Begebenheiten abhängen. Hans war von jeher ein Beweis davon, und iſt es jezt noch vielmehr.

Kaum war er in ſeine Stube getreten, und wollte eben überlegen, wie er dieſen Vorfall am beſten benutzen könnte, als ein junger, wohlgekleideter Menſch hinter ihm hereintrat, und ihn anredete: „Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich, als ein Unbekannter, ſo grade zu in Ihre Stube trete. Ich komme, um mir von Ihnen Erklärung in einer ſehr wichtigen Sache auszubitten.

Hans. Wenn ich Ihnen welche geben kann, ſo ſtehe ich gerne damit zu Befehl.

Der Fremde. Kamen Sie nicht vorhin zum Sandthore herein, und laſen den gedruckten Zeddel?

Hans.

Hans. Ja, den hab ich gelesen.

Der Fremde. Um Vergebung, was wollten Sie denn mit den Worten sagen: daß das Ihr Hund wär; denn ich stand gleich hinter Ihnen, als Sie dieses sagten.

Hans. Ich wollte weiter nichts damit sagen, als daß ich diesen Hund gefunden habe; wenn ich nach der Beschreibung gehe.

Fremde. Sie haben ihn gefunden?

Hans. Ich denke es wenigstens, daß er es ist.

Fremde. Haben Sie ihn hier? O, welche Freude würden Ihre Durchlaucht haben, wenn ich ihn so unvermuthet überbrächte! Sie sind seinetwegen, seitdem er weg ist, in außerordentlicher Unruhe.

Hans. Ich beklage, daß Ihre Durchlaucht diese Freude nicht gleich haben können. Wenn ich gewust hätte, wem er zugehörte, ich würde es als meine Pflicht angesehen haben, ihn sogleich mitzubringen. Ich fand ihn auf meiner Herreise, und übergab ihn einem guten Manne, der ihn warten und pflegen sollte.

Fremde. Darf ich wissen, wo Sie ihn hingegeben haben?

Hans.

Hans. Das kann ich ſelbſt nicht ſagen; denn ich weiß den Namen des Dorfs nicht. Morgen früh aber werde ich die Ehre haben, den Herrn Forſtmeiſter deswegen zu ſprechen, und dann werde ich demſelben das Dorf und das Haus ſo beſchreiben, daß er nicht wird fehlen können.

Der Fremde ſah wohl, daß Hans nicht Luſt hatte, ihm die vier Louisdor zukommen zu laſſen; wenigſtens glaubte er es und empfahl ſich.

„Das geht nicht ſo geſchwind, mein lieber Freund!“ ſagte Hans vor ſich, als der Fremde fort war. „Nicht wahr! wenn ich ihm doch die zwanzig Thaler ſo gleich hätte alleine ſchmauſen laſſen! Nein, nein! ſo dumm iſt Hans nicht! — Aber wie benutzeſt du dieſen Umſtand nun am klügſten? Vortheil muß er dir verſchaffen, das hilft nichts!“

Hans hatte wieder nicht lange Zeit nachzuſinnen; denn der Fremde war kaum eine Viertelſtunde fort, als er einige Perſonen in voller Eil die Treppe heraufkommen hörte. Wie verſteinert ſtand er, als er den Fürſten, von einem Kammerherrn begleitet, nebſt dem Fremden, in ſeine Stube treten ſah.

ſah. Hans wußte gar nicht, wie er Er. Durchlaucht empfangen ſolite, ſo erſchrocken war er. Tief beugte er ſich, und ſtotterte einige Komplimente heraus, oder hatte ſie wenigſtens auf der Zunge; aber der Fürſt half ihm bald aus der Verlegenheit, denn er kam gleich auf ihn los, nahm ihn bey der Hand, und ſagte: „Sie haben mir eine ſehr groſſe Freude gemacht, daß Sie mir von meinem Spitz Nachricht gegeben haben. Das groſſe Verlangen, gleich ausführlich alles zu wiſſen, treibt mich ſelbſt zu Ihnen her.“

Hans. Ew. Durchlaucht erweiſen Ihrem Knechte zu viel Gnade —

Der Fürſt. Ohne Umſtände, mein Lieber — ſagen Sie mir nur, wo mein Spitz iſt, hernach ſollen Sie komplimentiren. Wo haben Sie ihn gelaſſen, den armen Hund?

Hans. Das Dorf kann ich ſelbſt nicht nennen; doch wenn Ew. Durchlaucht befehlen, werde ich ihn ſelbſt abholen, denn ich werde den Ort noch recht gut kennen.

Fürſt. Zu wem haben Sie ihn denn gethan? Daß nur das arme Thier nicht etwan leidet?

Hans.

Hans. Ich gab ihn dem Hirten im Dorfe, mit dem Auftrage, ihn zu warten und zu pflegen; denn das gute Thier war in sehr elenden Umständen, als ich ihn in einem Graben fand.

Der Fürst. In einem Graben? Du gutes Thier, da hättest du wohl umkommen müssen! Sie nahmen sich also seiner an?

Hans. Ich trug ihn in meinem Arme nach dem Dorfe, und gab dem Manne Etwas zu seiner Verpflegung, sagte ihm auch ein Mittel, wodurch er das arme Thier wieder kuriren sollte.

Fürst. O, wenn er es nur auch angewendet und ihn nicht etwan umgebracht hat!

Hans. An seiner Wartung dürfen Ew. Durchlaucht nicht zweifeln, denn ich ließ ihn dem Manne unter der Bedingung zurück, daß er meine sey, und daß ich ihn wieder abholen würde.

Fürst. Das haben Sie sehr gut gemacht! Ich danke Ihnen sehr für diese Liebe, die Sie meinem Hunde gethan haben. Aber sagen Sie, warum haben Sie ihn mir nicht gleich mitgebracht?

Hans. Ew. Durchlaucht verzeihen hier der Unwiſſenheit eines Fremden, der noch nichts von dieſem Verluſte wußte.

Der Fürſt. Das hat denn auch weiter nichts zu ſagen, wenn er nur noch da iſt. Nun dürfen Sie mir aber eine Gefälligkeit nicht abſchlagen. Noch heute Abend ſchicke ich Ihnen meinen Forſtmeiſter mit der Jagdchaiſe her, daß Sie ihn begleiten, und das gute Thier abholen. Ich hoffe, daß Sie den Ort recht gut finden werden, denn es iſt Mondenſchein. Wollen Sie es thun?

Hans. Ew. Durchlaucht haben ganz über mich zu befehlen.

Fürſt. Nun ſagen Sie mir aber auch, wer Sie ſind?

Hans. Von Held; ein —iſcher Edelmann.

Fürſt. Ich bin erfreut, Sie kennen zu lernen. Ich ſpreche Sie weiter, mein lieber Held. Die Chaiſe ſoll gleich da ſeyn. A revoir.

Fünf u. dreißigſtes Kapitel.

Et nos mutamur cum illis.

Nicht ein Viertelſtündchen dauerte es, ſo hielt der Forſtmeiſter mit dem Wagen vor der Thür. Hans lief gleich herunter und ſezte ſich in den Wagen; und nun gings im vollen Jagen, des ſchrecklichen Wegs ungeachtet, nach dem Dorfe zu; denn der Kutſcher kannte die Ungeduld des Fürſten. Freilich fielen, als ſie wieder in die Reſidenz waren, zwey Pferde von dem Poſtzuge um; doch dafür hatten ſie auch beinahe ſechs Meilen in drey Stunden gemacht, und brachten den Hund — doch wir ſind ja noch nicht auf der Rückreiſe!

Noch war es ziemlich helle, als Hans ſich neben den Forſtmeiſter in den Wagen ſezte, daß er alſo deſſen Geſichtszüge noch genau erkennen konnte. Etwas ungelegen war es ihm freilich, als er in dem Forſtmeiſter einen Herrn von Kraniz, einen ſeiner ehemaligen Geſpielen fand; denn er konnte doch nun leicht erkannt werden. Auf der andern Seite war es ihm aber auch wieder lieb,

lich, einen Spielkamerad, und zwar juſt den liebſten wieder zu ſehen.

Der Forſtmeiſter hatte kaum ein Paar Worte mit Hanſen geſprochen, ſo fing er an denſelben genau zu betrachten, und je mehr Hans redete, deſto genauer ſah er ihn an. Hans merkte es, wendete ſein Geſicht etwas weg, und ſprach weniger; doch wurde er nicht außer Faſſung geſezt, weil er deſſen Namen ſchon auf dem Anſchlage geleſen hatte, und hatte ſich ſchon vorgenommen, ehe noch die Chaiſe ihn abgeholet hatte, ſo lange zu läugnen, als es nur gehen wollte.

Der Forſtmeiſter gehörte zu denen, die nicht gerne lange in Ungewißheit ſtecken, und nicht lange war er mit Hanſen gefahren, ſo konnte er ſeine Vermuthung, wegen ſeines Begleiters, nicht mehr verſchweigen. „Herr von Held,“ ſagte er, „Sie verzeihn, ich glaube ſo glücklich geweſen zu ſeyn, Sie einſt geſehen zu haben?“

Hans. Möglich könnte es wohl ſeyn, doch iſt es ſchwer zu vermuthen.

Der Forſtmeiſter. Nicht möglich! Ich glaube gewiß, und das zwar hier; aber vergeben Sie mir, nicht unter dem Namen

Held. Wenigſtens ſehen Sie einem meiner Jugendfreunde ſo ähnlich, wie ein Ey dem andern. So, wie ich Sie ſah, glaubte ich meinen Hans von Hobald zu erblicken.

Hans. (ziemlich verlegen) Das kann ſeyn; aber der bin ich nicht.

Der Forſtmeiſter. Freund! ich weiß zwar nicht, was Sie für Urſachen haben, ſich zu verſtecken; aber Ihre Verwirrung — vergeben Sie meiner Offenherzigkeit — verräth Sie. Reißen Sie mich aus meiner Ungewißheit; Sind Sie es, oder ſind Sie es nicht.

Bey dieſen Worten faßte er Hanſen bey der Hand, und ſah ihm ſteif ins Geſicht. Hans konnte ſich eines kleinen Lächelns nicht enthalten. „Ja, gewiß und wahrhaftig!“ rief der Forſtmeiſter aus, „Hans Du biſts; alles verräth dich!“

Hans. Ja, mein guter Wilhelm, ich bins!

Beide umarmten ſich; denn ſie waren Dutzbrüder geweſen.

Forſtm. Dacht ichs doch gleich, daß Du es wärſt! Guter Junge, wo haſt Du denn ſo lange geſteckt? das ſag mir nur.

Hans.

Hans. Da hätte ich viel zu erzählen; Du ſollſts ein andermal wiſſen. Sag Du mir jezt nur, wie Du mich gleich gekannt haſt; denn noch hat mich kein Menſch erkannt, wie Du.

Der Forſtmeiſter. Siehſt Du, mein guter Hans, hier die kleine Falte, wenn Du lachſt, machte Dich mir vollends kenntlich. Weiſt Du noch, wie ich ſonſt immer mit Dir drüber ſchälerte?

Hans. Das weiß ich noch. Alſo das alleine hat mich Dir verrathen?

Forſtm. Nicht allein. Es machte nur meine Muthmaßung gewiß; denn ich erkannte Dich gleich, als Du Dich zu mir in den Wagen ſezteſt, und zu ſprechen anfingſt. Glaubſt Du denn, daß ich ſo vergeßlich bin? Haſt Du mich denn aber nicht auch gekannt?

Hans. Den Augenblick.

Forſtm. Und gabſt Dich nicht zu erkennen?

Hans. Nein, das wollt ich nicht. Meine Abſicht war, Du ſollteſt mich nie erkennen.

Forſtm. Wunderlich! mein lieber Junge. Auch dem Fürſten haſt Du Dich nicht

entdeckt? das haſt Du, nimm mirs nicht übel — nicht gut gemacht.

Hans. Es ſoll mich kein Menſch kennen; und daher bitte ich Dich, mich ja nicht zu verrathen. Für Dich bin ich Hobald, für andre aber Held; ich habe meine Urſachen.

Forſtm. Gut, ich will Dich nicht verrathen. Es iſt mir denn nur lieb, daß ich Dich gekannt habe.

Monſieur Spitz hatte ſich in den Paar Tagen ſo ziemlich wieder erholt, ſie nahmen ihn alſo in den Wagen, und fuhren wieder nach der Reſidenz. Hans ſtieg an ſeinem Hauſe ab; ſein Freund aber fuhr grade aufs Schloß, verſprach jedoch Hansen: ihn morgen mit dem Früheſten zu beſuchen. Weil nun Hans ziemlich müde war, wollte er ſich um neun Uhr zu Bette legen; aber eben da er im Begriff war, ſich auszukleiden, trat ſein Freund Kranitz in die Stube. „Das iſt zu früh, lieber Hans, zu Bette zu gehn! Wie Du hier biſt, habe ich Befehl vom Fürſten, Dich aufs Schloß zu bringen, und zwar muß ich Dir im voraus ſagen: Du findeſt Geſellſchaft, denn es iſt heute Ball.

Hans.

Hans. Alles in der Welt, Freund, nur dies nicht! Zum Fürſten will und muß ich, aber auf den Ball gehe ich nicht.

Der Forſtm. Und den Fürſten wirſt Du nirgends anders finden, als auf dem Ball. Nur geſchwind Hans, er erwartet Dich ſehnlich. Er hat ſchon ſeinen Spiß der Geſellſchaft vorgeſtellt; nun will er es auch mit ſeinem Retter thun.

Hans. Zu Dir geſagt, mir iſt es äuſſerſt ungelegen.

Forſtm. Was hilfts. Du mußt.

Hans. Freilich! Aber ſo kann ich nicht gehen!

Forſtm. Ohne Umſtände. Auf meine Verantwortung. Doch noch etwas muß ich Dir ſagen, ehe wir gehen: der Fürſt empfängt Dich nicht als Held, ſondern als Hofbald.

Hans. (finſter) So haſt Du mich alſo doch verrathen?

Forſtm. Nein, Freund, ich nicht. Der Kammerherr, der heute mit dem Fürſten bey Dir geweſen iſt, hat Dich gekannt. Solteſt Du denn den nicht gekannt haben? Es iſt Arenſtein geweſen.

Hans. Arenſtein? Nun der hat ſich ſehr verändert. Doch im Ernſte, es iſt mir ſehr ungelegen.

Der Forſtm. Laß gut ſeyn. Vielleicht iſt es zu deinem Vortheil; denn davon bin ich überzeugt, daß Du nicht aus ſchlechten Abſichten haſt unerkannt ſeyn wollen.

Hans. Nein! gewiß nicht.

Forſtm. Nun ſo komm; es wird Zeit.

Schnell ſchlug Hanſen das Herz, als er die Schloßtreppe hinauf ſtieg; noch ſchneller aber, als er in den Saal trat. Zum Glück war alles, bis auf den Fürſten und einige wenige andre, im vollen Tanze, daß er alſo nicht ſehr bemerkt wurde. Der Fürſt hatte Hanſen kaum geſehen, ſo kam er auf ihn los und nahm ihn bey der Hand. „Ey, Herr von Hobald,“ ſagte er, „warum haben Sie ſich heute mir nicht zu erkennen gegeben? Konnten Sie es über Ihr Herz bringen, mich zu belügen? Glaubten Sie wohl, daß der Sohn meines alten Stallmeiſters nicht, wie er es verdiente, würde aufgenommen werden?

Hans. Ew. Durchlaucht geben mir eben den vollkommenſten Beweis.

Der Fürſt. Sagen Sie mir nur, warum Sie es thaten; Faſt dürfte ichs Ihnen nicht verzeihn!

Hans. Meine Abſicht war gar nicht, Ew. Durchlaucht mit einem fremden Namen zu hintergehen. Blos die Beſtürzung ließ mich ihn nennen, weil ich zu ſehr an denſelben gewöhnt war.

Dem Fürſten lag weiter nichts daran, ob er die Urſachen, die Hanſen zu Verſchweigung ſeines Namens bewogen hatten, wüſte oder nicht; er war froh, in ihm einen Wiederfinder ſeines Spitzes zu haben, dankte ihm in den verbindlichſten Worten, und ſtellte ihn, da der Tanz zu Ende war, der ganzen Geſellſchaft vor.

Anfangs bekümmerte ſich das Völkchen wenig um Hanſen; denn viele unter ihnen kannten ihn gar nicht, andre aber, die ſich mit Mühe und Noth noch an das Hobaldiſche Haus erinnern konnten, beſannen ſich zugleich, daß er, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht in den beſten Umſtänden ſeyn könnte, und ließen den unbedeutenden Jüngling in ſeinen Würden. Sobald ſie aber ſahen, wie freundlich der Fürſt mit ihm umging, drängte ſich alles um ihn herzu und

machte Freundſchaft mit ihm; von den Damen aber bot ihm eine nach der andern ihre Hand zum Tanze an. Hans brachte alſo, ob er ſich gleich dies Kompliment nicht anmaßte, dieſen Abend doch ſo ganz vergnügt zu.

Beym Abſchiede ſagte der Fürſt zu ihm: „Mein lieber Hobald, für Sie würden die vier Louisdor eine zu geringe Belohnung ſeyn, ich werde mich auf eine andre Weiſe dankbar erzeigen. Sie können meiner Gnade völlig verſichert ſeyn.“

Was wollte Hans mehr haben! In völliger Erwartung der froheſten Zukunft legte er ſich in ſein Bette, und ſchlief bis an den Mittag.

Sechs u. dreißigſtes Kapitel.

Hans wird Kammerherr.

Und der Fürſt hielt auch ſein Verſprechen; denn in einigen Tagen ließ er Hansen kommen, und erklärte ihn zu ſeinem Kammerherrn;

herrn; verſprach ihm auch, in Zukunft noch thätiger für ihn zu ſorgen.

Hans dankte Ihre Durchlaucht in den wärmſten Ausdrücken für dieſe Gnade, die er ſich ſo geſchwind noch gar nicht verſehen hatte, und ſah ſich nun ſchon im vollen Galopp auf die Geheimderathsſtelle losgehen. Dieſe Freude aber wurde ihm bald um ein großes vermindert, als er dies Glück im Stillen überdachte. Tief ſank der Muth des Herrn Kammerherrn, da ihm zu Hauſe einfiel, daß Ihre Durchlaucht nichts von einem Gehalte gedacht hatten. „Es iſt nur gut,“ dachte er, „daß du es allenfalls mit deiner Baarſchaft wenigſtens ein Paar Jahr mit anſehen kannſt, und unterdeſſen wirſt du wohl einrücken.“

„Im Grunde“ ſagte Kranitz, welcher gekommen war, Hanſen Glück zu wünſchen, „hätte Dir der Fürſt auch etwas beßres geben können; denn einrücken wirſt Du gewiß ſobald noch nicht in den Gehalt; Du haſt ihrer noch gar zu viel vor dir. Doch kann man nicht wiſſen, was er ſonſt noch für Dich thut.“

Hans glaubte ſeinem Freunde nur halb; denn noch ſchien es ihm zu früh, an ſeinem

ſo

ſo gut eingefädelten Glücke zu zweifeln, und er tröſtete ſich mit einer Menge Möglichkeiten, die aber auch Möglichkeiten blieben. In der Folge wurde er mit der Verfaſſung des Hofes genauer bekannt, und nun ſah er ein, daß ſein Freund recht gehabt hatte, und ſah es mit Verdruß. Nicht ſonderlich angenehm war ihm der Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt mehr, das zwangvolle Leben am Hofe wollte ihm auch nicht behagen; und ſehr oft ſehnte er ſich wieder in ſeine freye Lebensart zurück, hatte auch nicht geringe Luſt, ſie einmal, wenn es ihm nicht beſſer glücken ſollte, wieder anzufangen. Noch weit verdrüßlicher aber wurde er, da er nach ein Paar Monaten gewahr wurde, daß er ſich, in Anſehung ſeiner Kaſſe, erbärmlich betrogen hatte; denn da er juſt zu einer Zeit an dieſen Hof gekommen war, wo es faſt alle Tage Feſte gab, die er alle mitzumachen gezwungen war, ſo war in dieſer kurzen Zeit ein größeres Loch darinne geworden, als er in einem ganzen Jahre nicht zu machen geglaubt hatte.

Zuweilen hätte er ſich zwar von dieſem Aufwande losmachen können; aber die Liebe zu Fräulein Hildegard, der der neue Kammer-

merherr nun wieder mit aller Schwärmerey nachhing, erlaubte es ihm nicht; denn da um dieſe Zeit beinahe der ganze Adel aus ſeinem kleinen Vaterlande zuſammen kam, ſo hoffte er, ſein Fräulein doch endlich auch einmal unter dieſer Menge zu finden. Er fragte ſeinen Freund Kranitz, erkundigte ſich auch bey andern Stadt- und Landadel: ob ſie nicht ein Fräulein von Elbenhauſen kennten, die ſich hierum aufhalten ſollte? Aber kein Menſch wuſte etwas von ihr. Gern hätte er ſich nach dem Anverwandten erkundigt, bey dem er ſie glaubte; aber leider wußte er ſeinen Namen nicht; denn da ihm dies zu der Zeit, da ihm das Fräulein geſagt hatte, daß ſie hier einen Verwandten hätte, ein ſehr unbedeutender Umſtand geweſen war, ſo hatte er weiter gar nicht gefragt, wer dieſer Anverwandte ſey? Daß ſie ſich aber in dieſer Gegend aufhalten müſſe, glaubte er gewiß; denn wer glaubt wohl nicht gern das, was er wünſcht? Einigen Grund, es zu vermuthen, hatte er aber auch würklich; denn der Weg, den ſie damals durch ſein Dorf genommen hatte, führte grade hieher.

Als er nun lange so vergebens gelauert hatte, so entsagte er dem Vergnügen in der Stadt, und durchstrich, des Winters ungeachtet, die ganze Gegend. Aber eben so fruchtlos waren seine Bemühungen wie vorher; er konnte keine Nachricht auftreiben.

Nun wurde er sein Leben hier satt, der Gedanke, wieder in die Welt hinein zu gehen, erwachte, und ein Blick auf seine ziemlich erschöpfte Kasse, befestigte ihn. Er schränkte seinen Aufwand ein, besuchte selten den Hof, und fest war es gesetzt, daß er, sobald es nur die Witterung erlaubte, seine Vaterstadt und seinen Kammerherrntitel einstweilen im Stiche lassen, und sein Glück wo anders versuchen wollte.

Sieben u. dreißigstes Kapitel.

— — — — —

Eines Tages sahe Hans schwermüthig zu seinem Fenster hinaus, überdachte eben einen seiner Plane, und ein geheimer Zug, der aber ganz maschinenmäßig war, heftete sei-

ſeine Blicke auf eine halbe Chaiſe, welche ihm gegenüber vor einem Hauſe hielt. Auf einmal ſah er eine Dame in den Wagen ſteigen, deren Geſtalt ganz Fräulein Hildegard war. Ihr Geſicht konnte er in der Geſchwindigkeit nicht ſehen, denn es war halb mit einer Nebelkappe verdeckt; doch gab es ihm einen Stich ins Herz, er ergriff ſeinen Hut, ſprang die Treppe hinunter und dem Wagen nach. So ſehr er aber auch eilte, ſo war doch der Wagen ſchon ein ziemlich Stück in der Gaſſe hinauf; dennoch ließ er ſich nicht abhalten, nachzulaufen was er nur konnte, um wenigſtens zu ſehen, was für einen Weg er nähme. Alle Leute ſtarrten den Kammerherrn an, wo er ſo im vollen Trabe hinwollte; doch unſer alter Hans bekümmerte ſich nicht darum, ob es ſich ſchicke, er trabte ungeſtört hinter her bis zum Thore hinaus, wo er dann auf eine Anhöhe trat, und ihm ſo lange nachſah, als er nur konnte. . . . . „Weißt du doch nun, wo du dich hinwenden mußt!“ ſagte er, als er den Wagen nicht mehr ſah. „Sie war es gewiß, ich will mein Leben verlieren. Nun ſoll ſie mir nicht entwiſchen — alle Tage will ich aufpaſſen, oder die-

dieſe Straße gehen; ſie muß mir doch einmal begegnen.“

Drey Tage hinter einander hatte er ſchon dieſen ſchmutzigen Weg gemacht, aber es wollte ihm kein Fräulein begegnen; und jezt fiel ihm erſt ein, daß er es hätte kürzer haben können, wenn er ſich in dem Hauſe erkundigt hätte, vor dem der Wagen hielt. Er lief grade dahin, aber die Leute, die unten wohnten, wußten ihm keine Nachricht zu geben; er ging alſo eine Treppe hoch, aber auch da wuſte niemand etwas von einem Beſuch. Endlich kam er zwey Treppen hoch, wo er einen Arzt fand, der ihm zwar nicht völlige Aufklärung geben, aber ihm doch den Weg zeigen konnte, dazu zu gelangen. „Das Frauenzimmer kenne ich nicht,“ ſagte dieſer, „ich vermuthe aber, daß es die Tochter des verſtorbenen Majors von Hadefeld in Br** iſt. Ich fuhr dazumal mit ihr fort, um dem guten alten Manne, dem ein plötzlicher Zufall zugeſtoſſen war, zu Hülfe zu eilen, aber er ſtarb mir unter den Händen, und heute wird er begraben.“

Hans. Sie wiſſen alſo nicht gewiß, ob es ſeine Tochter geweſen iſt?

Der Arzt. Nein, Herr Kammerherr, ich vermuthe es nur, weil das Fräulein so außerordentlich um ihn that. Ich habe sie vorher nie gekannt, und auch der Major war mir blos dem Namen nach bekannt.

„Sie ists gewiß!“ schrie Hans auf seiner Stube laut aus, und wollte schon seinen Kerl nach einem Pferde schicken, um gleich nach Br** zu reiten; doch fiel ihm die Nachricht vom Arzte noch ein, daß der Major heute begraben würde. Er verschob also seinen Ritt bis auf Morgen, und träumte sich die lange Zwischenzeit zu seinem geliebten Fräulein hin.

Kaum graute der Tag, so saß er schon auf dem Pferde, und jagte im vollen Trabe zum Thore hinaus. Stürmisch und unfreundlich war der Tag; aber in Hansens Seele war es doch Frühling; mit frohem Auge sah er durch Regen und Schnee der Gegend entgegen, in der sein geliebtes Fräulein, nach so langer Trennung, jezt seiner harrte.

In Br** stellte er sein Pferd in aller Geschwindigkeit in einen Gasthof, erkundigte sich nach des Major Hadefelds Quartier, und ließ sich dahinbringen. Die erste

Frage, die er beym Eintritt an ein Mädchen that, war: Ob das Fräulein von Elbenhausen hier wohne? „Ja!“ war des Mädchens Antwort, welches die Aufwärterin des Fräuleins selbst war. Die zwote Frage: Ist sie allein? wurde ebenfalls mit Ja beantwortet. Hans ließ sich also des Fräuleins Stube zeigen, und da er dem Mädchen, welche ihn zuvor anmelden wollte, versicherte, daß er es schon selbst entschuldigen wolle, trat er, ohne einmal anzupochen, in das Zimmer.

Die Tritte der Stiefeln unsers Ritters, bewogen das Fräulein, die an einem Tische saß und schrieb, sich umzusehen. Himmel, wie erschrak sie, als sie den, nach welchem sich ihr geängstigtes Herz so oft gesehnet hatte, vor sich stehen sah. Dieses Schrecken war aber nicht die Frucht des Widerwillens, sondern der überraschenden Freude. Ihr Blick, der sich beim Schreiben in eine leichte Wolke gehüllt hatte, heiterte sich bey Hansens Anblicke wieder auf, wie sich der Himmel nach einem dicken Nebel bey dem warmen Strale der Sonne aufhellt; ihre Wangen, die mancherley Kummer bisher gebleicht hatte, überzogen sich wieder mit

der

der Farbe des jungen Morgens, und die Thränen, die ſie bisher geweint hatte, von denen vielleicht manche Hanſen gehörte, verſiegten. Freundlich reichte ſie Hanſen die Hand, die er mit unbeſchreiblichem Entzücken an ſeine Lippen drückte. Gern hätte er das Fräulein in ſeine Arme geſchloſſen, aber die lange Zeit hatte ihm dieſen vertraulichen Empfang ungewohnt gemacht, und er war zu beſcheiden, es gleich beym erſten Augenblick des Wiederſehns zu wagen.

Hans. Endlich, mein ſchönes Fräulein, bin ich ſo glücklich, Sie wieder zu finden. Wie unendlich froh bin ich, alle meine Wünſche, nach einer ſo langen Zeit, erfüllt zu ſehen!

Fräul. Ach, lieber Herr Hellbach, Sie hätten mir zu keiner glücklichern Stunde kommen können! Jezt brauche ich den Zuſpruch eines redlichen Freundes juſt recht nöthig. — Aber ſagen Sie mir nur, durch welchen glücklichen Zufall Sie mich hier gefunden haben?

Hans. Durch einen Zufall, der für Sie wohl nicht der glücklichſte war! Ich beklage den Verluſt, den Sie erlitten haben, und leide ihn mit Ihnen.

Das Fräul. Wenn Sie meinen Verluſt ganz kennten, würden Sie mich noch mehr beklagen. In dieſem guten Manne hab ich alles verloren. (bey dieſen Worten kehrte ihre vorige Traurigkeit zurück, und häufige Thränen rollten ihre Wangen herab.)

Hans. (der ſie kläglich anſieht) Entdecken Sie mir Ihren ganzen Verluſt, mein Fräulein. Wenn ich auch nicht im Stande bin, Ihnen denſelben zu erſetzen, ſo will ich ihn doch mit Ihnen tragen.

Fräul. Vielleicht wiſſen Sie ſchon meine traurige Lage.

Hans. Nichts, als daß Sie einen würdigen Freund verloren haben.

Fräul. Mehr als dies habe ich verloren — einen Vater — meinen einzigen Troſt hab ich verloren! Doch, Sie waren ſonſt mein Freund — ich hoffe, Sie ſind es noch — in Ihren freundſchaftlichen Buſen will ich meinen ganzen Kummer ausſchütten, will Lindrung meines Schmerzes in Ihrer Theilnehmung ſuchen! — — Wenig Worte, lieber Hellbach, können Ihnen mein ganzes Elend entdecken, wenn Sie nicht dieſe Kleidung ſchon überzeugt hat. Sie ſehen mich jezt in dem äußerſten

Man-

Mangel — gern hätte ich Trauer um meinen Pflegevater angelegt, aber — ich kann ihn nur im Herzen betrauern — deſto tiefer aber iſt meine Trauer um ihn — deſto mehr hab ich in ihm verloren! — Schon da, als wir Seydenbach verlaſſen mußten, wär ich ein Spiel des Elends geworden, wenn nicht dieſer gute Mann, der doch nur ein weitläuftiger Verwandter von uns war, mich in ſeinen Schutz nahm — wenn er nicht die Penſion, die er als abgedankter Hauptmann hatte, mir mir theilte; ſonſt beſaß er nicht das mindeſte Vermögen. Das lezte Geld, was noch von ſeinem Gehalte da war, habe ich zu ſeinem Begräbniß angewandt; alles, was Sie hier noch ſehen, war nicht ſein, es gehört alles zur Wohnung. Und nun, Herr Hellbach! — nun bin ich ohne Hülfe in die Welt hinausgeworfen, in der ich — Gott weiß auf welche elende Weiſe! mir mein Brod verdienen muß, um nur mein Leben zu erhalten. — Rathen Sie mir, Freund, was ich nun anfangen ſoll! meine Beſtürzung iſt noch zu groß, ſie läßt mich zu keinen reifen Gedanken kommen — ſagen Sie mir, wie ich auf eine nicht zu ſchimpfliche Weiſe mein Brod

verdienen kann; — gern will ich arbeiten, nur nicht — Gott, welch ein schrecklicher Gedanke! — nur nicht vom Allmosen leben! — —

Hans war über diese Erzählung des Fräuleins in der äußersten Bestürzung, und die allzugroße Bewegung hatte ihm Thränen und Sprache benommen. Tausend Gedanken zu ihrer Hülfe stiegen in ihm auf, aber keiner war ihm recht. Gern wollte er der, für die er sein Leben hingegeben hätte, helfen, auf immer helfen, sie auf ihr ganzes Leben glücklich machen — aber womit? Das wenige, was er von seinem Vermögen ihr noch geben konnte, wie lange reichte das? Auch nicht einen gescheiten Einfall konnte er aufbringen, denn er war eben so sehr bestürmt, wie das Fräulein, und vielleicht noch mehr, denn er war ja durch seine Bittschrift der Urheber von ihrem Unglück. „Gott! mein Fräulein," sagte er endlich nach einer ziemlichen Pause, „Sie zerreißen mir mit Ihrer Erzählung das Herz — Sie leiden zu sehen, ist mir unmöglich! — Alles — alles was ich kann, will ich anwenden, Ihr Schicksal erträglicher zu machen, aber in diesem Augenblicke

bin

bin ich ſelbſt zu ſehr beſtürzt, als daß ich Ihnen auf immer einen guten Rath geben könnte. Indeſſen, mein Fräulein, mache ich mich anheiſchig, Ihren ganzen Aufwand, den Sie hier machen, zu beſtreiten, ſo lange, als ich es im Stande bin; wenn ich Sie anders durch dieß Anerbieten nicht beleidige. Mit der Zeit hoffe ich noch, ein Mittel auszuſinnen, welches Sie, wenn es Sie auch nicht ganz glücklich machen kann, doch vor Mangel ſchüzt.

Fräul. (gerührt. Faßt Hanſen bey der Hand) Wenn jemand anders, als Sie, lieber Hellbach! mir dies Anerbieten thät, ſo würde mein Stolz, der dem ohngeachtet noch nicht unterdrückt iſt, beleidigt ſeyn; aber da Sie es ſind, der es thut, ſo nehm ich ihn mit dankbarem Herzen an. So wenig, als möglich, werde ich Ihnen Unkoſten machen: und wenn ich einſt mir etwas erſpart habe, will ich Ihnen alles wieder erſetzen.

Hans. Keinen Erſaz, mein Fräulein; Ich bin ſtolz, Ihnen dienen zu können, wenn es auch gleich nur mit wenigem iſt.

Bey dieſem erſten Beſuch wurde nun nicht viel weiter geſprochen, als das Schickſal

des Fräuleins beklagt, geweint, und in Gedanken gesessen. Mit dem Versprechen, Morgen wieder zu kommen, empfahl sich Hans, und ritt wieder nach der Residenz.

So wie er nach Hause war, überzählte er sein Geld, erstaunte aber ziemlich, wie er sah, daß ihm sein bisheriger Aufwand nicht viel über zweihundert und funfzig Thaler übrig gelassen hatte. Diesen Rest beschloß er nun, mit dem guten Mädchen zu theilen, und packte für jezt funfzig Thaler ein; dann aber fing er erst an zu überlegen: wie er in Zukunft ihr helfen wollte? Er brachte aber nichts anders heraus, als daß er seinen Kammerherrn wieder ablegen, dem Fräulein seine Hand anbieten, mit ihr in die Welt hineingehen, und durch irgend ein Mittel, welches ihnen das Glück anböte, sie ernähren wollte; denn als Kammerherr konnte er sie einmal nicht ernähren. Dies sollte jedoch nicht eher geschehen, als bis alle sein Vermögen aufgezehrt wär, und so lange wollte er ihr auch dies Vorhaben, so wie seinen rechten Namen und seine Geschichte, verschweigen. Das traurige Schicksal seines guten Mädchens ging ihm dabey so nahe, daß er diesen ganzen Abend und

auch

auch den gröſsten Theil der Nacht über ſie weinte.

Dem Fräulein gings nicht beſſer. Hanſens Erſcheinung hatte noch einen groſsen Theil zu ihrem Kummer hinzugeſezt. Da jezt auf ihrer Seite ihm kein Hinderniß mehr im Wege ſtand, ihr ſeine Hand anzubieten, ſo hatte ſie geglaubt, er würde dies Mittel anwenden, ſie dem Mangel und dem Elende zu entreiſsen. Weil er nun aber heute nicht eine Sylbe davon erwähnt hatte, ſo fing ſie an einen kleinen Zweifel in ſeine Liebe zu ſetzen; denn da ſie ſich in den vorigen Zeiten ſchon deutlich genug darüber gegen ihn erklärt hatte, ſo glaubte ſie, er würde ſich in dem Falle keinen Zwang angethan, ſondern ohne Umſtände ihr ſeine Abſicht entdeckt haben.

Mit dem frühſten Morgen war Hans wieder bey dem Fräulein, und gab ihr die funfzig Thaler mit den Worten: „Hier, mein theuerſtes Fräulein, würdigen Sie dies Geld von meinen Händen, zur Erleichterung Ihres Schickſals, anzunehmen. Iſt dieſes alle, ſo ſtehet mehr zu Ihrem Befehl; und wenn einſt mein ganzes kleines Vermögen erſchöpft iſt, dann will ich ſchon ſehen,

wie ich Ihr, mir so schätzbares, Leben vor Mangel schütze. Jezt habe ich noch nichts ausgesonnen.“

Fräulein Hildegard, die nicht die mindeste Kenntniß von seinen Vermögensumständen wußte, und bisher geglaubt hatte, er lebe als ein Advokat von Prozessen, bekam jezt auf einmal ein Licht, welches verschiedene Empfindungen in ihr rege machte. Der Ausdruck, dessen sich Hans bediente: Wenn einst mein kleines Vermögen erschöpft ist; machte sie stutzig; theils bewunderte sie seine Großmuth, daß er ihr vielleicht den ganzen Rest seines Vermögens aufopfere; theils aber kam ihr auch der Zweifel in den Sinn: ob er auch würklich Advokat sey, oder sie nicht etwan unter dem Titel betrogen hätte; denn wenn er es wäre, müßte er doch immerfort Einnahme haben, wenn es auch nicht immer gleich viel wär. Zum erstenmale fiel ihr also ein: ob nicht etwan Hans gar ein Vagabund wäre; und dies wurde ihr fast wahrscheinlich, weil sie ihn an so verschiedenen Orten getroffen hatte. Daran dachte sie noch nicht einmal, daß sie ihn als Dorfkantor gesehen hatte; denn sie hatte ihn würklich dazumal für seinen Bruder

oder

eher für einen Anverwandten von ihm gehalten, der ihm ähnlich sähe. Doch verwieß sie sich diesen Verdacht bald selbst wieder, und nur sein Edelmuth stellte sich ihr dar. „Herr Hellbach,„ sagte sie, „ich bin gerührt durch die Güte, mit der Sie sich eines unglücklichen Mädchens annehmen; aber Ihre Worte machen, daß ich Bedenken trage, dieses Geld zu behalten.“

Hans. Welche Worte, mein Fräulein? Was hab ich gesagt?

Fräul. Sie sagten: Sie wollten mir beistehen, bis Ihr kleines Vermögen erschöpft wär; dies läßt mich muthmaßen, daß Sie keine fortdauernde Einnahme haben.

Hans. (etwas verlegen) Nein, ich habe sie auch nicht; hoffe sie aber nächstens zu erhalten. Doch was sag ich! — vielleicht auch nie. —

Fräul. Nein, dann kann ich es nicht annehmen. Ich würde mir es zum Gewissen machen, Ihnen einen Theil Ihres Unterhalts zu rauben.

Hans. Ohne Bedenken, mein Fräulein, nehmen Sie es. Fast errathe ich den Grund

Ih-

Ihrer Zweifel — aber gedulden Sie sich, ich habe Ihnen viel zu entdecken. Sie kennen mich noch nicht; sollten Sie mich aber kennen — gewiß, dann würden Sie mich bedauern! Ich bin eben so unglücklich wie Sie — lassen Sie uns unser Unglück mit einander theilen! — Einst erleichterten Sie das meinige; jezt lassen Sie mich das Ihrige erleichtern!

Dies sagte Hans alles mit so viel Ehrlichkeit, daß es dem Fräulein in der Seele weh that, daß sie dem armen Jungen ihren Verdacht zu erkennen gegeben hatte; sie glaubte schon, Hans hätte ihre ganze Seele ausstudirt, und er würde darüber betreten werden, ob er gleich im Grunde gar nichts von ihrem Verdachte gemuthmaßet hätte.

Nach Hansens Abschiede war das Fräulein wiederum ganz verschiedenen Empfindungen ausgesezt, unter welchen die Reue über ihr geäußertes Mistrauen, die heftigste und bitterste war; sonst aber hatte sie doch heute mehr Hofnung aus seinen Reden geschöpft; denn sein geheimnißvolles Versprechen ließ sie den Antrag seiner Hand, wo nicht jezt, doch mit der Zeit erwarten.

Eine

Eine geraume Zeit fiel nichts besonders vor, als daß Hans sein Fräulein fleißig besuchte, und mehr bey ihr als in der Residenz war, daß sie dann mit einander spazieren gingen und so ziemlich vergnügt mit einander lebten; wobey Hans wenigstens den Vortheil hatte, daß er manchen Aufwand bey Hofe ersparen und dafür das Geld an sein Fräulein wenden konnte.

Acht und dreißigstes Kapitel.

— — — — — —

Hans wurde nun mit Schrecken die Abnahme seines Vermögens gewahr; denn, ob er gleich überaus sparsam lebte, so erforderte doch eine doppelte Wirthschaft mehr Geld, als eine. Es war also nun hohe Zeit, eine Lebensart auszusinnen, wobey er mit Fräulein Hildegard auf eine ehrliche Weise sein Brod verdienen könnte; denn sie einst zur Frau Kammerherrin zu machen, war alle Hofnung verloren, weil der Spitz krepirt war.

Nach

Nach einer ängſtlich durchwachten Nacht fiel er noch früh im Bette auf einen vortreflichen Plan, wodurch er Geld verdienen und Hildegard als ſeine Frau ernähren konnte. Ich weiß nicht, war es dieſe Erfindung allein, was ihn ſo außerordentlich vergnügt machte; kurz er war ſo übermäſſig aufgeräumt, als wenn er mit ſeiner Braut zu Bette gehen ſollte, und tanzte immer in der Stube herum. Alle die Nebel, die ſich bisher ſo oft vor ſeine Seele gezogen hatten, verſchwanden auf einmal, und ihm wars, als wär er im Paradieſe. In dieſem Jubel galoppirte er nach Br**, um dem Fräulein ſeinen köſtlichen Plan brühwarm mitzutheilen, und freute ſich ſchon im voraus über ihren Beifall ſo, daß alle Leute, die ihm auf der Straße begegneten, Theil mit daran nahmen; denn jedermann mußte über des Ritters Heiterkeit lachen.

Auch das Fräulein war dieſen Morgen überaus vergnügt, und ſie verweigerte Hanſen den Kuß nicht, den er in dem Uebermaas ſeiner Freude ihr heute zum erſtenmale wieder auf ihre Lippen drückte. Völlig heiter war ihre Stirne, kein einziges Wölkchen trübte ihre Blicke, die ſonſt gemeiniglich

glich Hanſen unter Thränen willkommen geheißen hatten; kurz beide ſympathiſirten völlig in ihren Gefühlen.

Hans behielt ſich indeß die Entdeckung ſeines Plans vor bis auf den Mittag, und ſchwatzte mit ſeinem Fräulein, Hand in Hand, von mancherley, was zwar nicht ihnen, aber doch uns völlig gleichgültig ſeyn kann. Das einzige, was wir als ein Fragment von ihren Geſprächen mittheilen wollen, iſt die Geſchichte der Elbenhauſiſchen Familie, die wir Euch ohnehin zur Erklärung manches kleinen Umſtands, noch ſchuldig ſind. „Mein Vater“ ſagte das Fräulein, „beſaß, als ſein Vater geſtorben war, ein Vermögen von ohngefähr achtzig tauſend Thalern, ohne das Gut. Ein groſſer Hang zum Spiel verzehrte ſchon die eine Hälfte dieſes Vermögens, ehe er meine Mutter heirathete. Dieſe brachte ihm ein Vermögen von ſechzig tauſend Thalern zu, und im Anfange dieſer Verbindung ging es recht gut; nach der Zeit aber wurde er meine Mutter überdrüßig, er gerieth auf mancherley Ausſchweifungen; und, ohne auf das Bitten meiner Mutter zu hören, machte er nicht allein ſein eignes, ſondern auch mei-

ner

ner Mutter ihr Geld alle. Um diesen Verlust zu ersetzen, suchte er sich an seinen Unterthanen zu erholen; welches eben zu der Zeit war, als Sie das erstemal in Seydenbach waren; und alles, was Sie damals von ihm gehört haben, war leider! nur mehr als zu wahr. Meine Mutter, die sich dieß alles zu Gemüthe zog, starb darüber, und nun ging es erst recht bunt zu. Ich wagte es, ihm Vorstellungen zu machen; aber ich verlohr dadurch seine Liebe. Diese Kränkung war auch vielleicht die Hauptursache zu meiner Krankheit. Demohngeachtet wendete er doch alles an mich, aber eigentlich blos aus Stolz, und aus Liebe hätte er mir das Geschenk für Sie nicht geschickt. Da er den Verlust seines Vermögens sah, fing er an um ungeheure Summen zu spielen, um seinen Schaden wieder zu ersetzen, verlor er nicht nur seine kleinen Besitzungen vollends, sondern lud sich auch noch Schulden auf, welche weit mehr betrugen, als ganz Seydenbach werth war. Sie sehen, Herr Hellbach, (hierbey weinte sie) wie glücklich ich hätte seyn können, da ich die einzige Erbin war! — — Da er jezt nicht mehr so

gast-

gaſtfrey gegen die Höflinge in F** ſeyn konnte, und manche von ihnen viel bey ihm zu fordern hatten, ſo erfuhr, durch ihre Vermittelung, der Fürſt das Betragen meines Vaters, und berief ihn dazumal von ſeiner Reiſe zurück, um Rechenſchaft von ihm zu fodern. Weil er nicht wußte, warum ihn der Fürſt berufen ließ, oder wenigſtens ſich die Sache nicht ſo gefährlich einbildete, ſtellte er ſich, gerieth aber in kein geringes Schrecken, als ihm, nach unterſuchter Sache, anbefohlen wurde: Alle an ſich gezogene Güter wieder heraus zu geben. Dieſe Güter waren alles, was er noch ſchuldenfrey hatte, denn niemand hatte ſie als ein Pfand annehmen wollen. Was ich dazumal gelitten habe, iſt über alle Beſchreibung; vollends wie er von ſeinem Kammerdiener erfuhr, daß Sie da geweſen waren. Er dachte weiter nicht an ein Verſtändniß unter uns, (dies wär ihm vielleicht auch gleichgültig geweſen) ſondern er hielt Sie nur für den Urheber ſeines lezten Unglücks, und drohete Ihnen die äußerſte Rache. Mich wollte er gar nicht mehr um ſich ſehen, drum ſchrieb ich an dieſen guten Anverwandten, der mich auch willig auf-

nahm, und mich dem ſchrecklichſten Mangel entriß. Kaum wurde es bekannt, daß mein Vater ſein leztes Eigenthum herausgeben ſollte, ſo erwächten einige von ſeinen Gläubigern, die noch auf dieſe Güter gerechnet hatten, und ſezten ihm die Wache, aber den dritten Tag ſeines Arreſts war er tod. Dieß Freund, kann Ihnen ſchildern, was für einen Verluſt ich erlitten habe. (weint)

Hans. (ſeufzt) Die verdammte Bittſchrift!

Das Fräulein. Nein Freund, Ihre Bittſchrift war es nicht; der Fürſt war ſchon vorher auf meinen Vater aufmerkſam gemacht worden, und Ihr Schreiben wurde blos zum Beweiß angeführt.

Hans. So wär ich nicht Schuld an Ihrem Unglück? Tauſend marternde Vorwürfe hat mir ſchon mein Gewiſſen darüber gemacht.

Fräul. Sie waren es nicht; machen Sie ſich keine Vorwürfe.

Beide ſaßen nun ein ziemlich Weilchen ſtill neben einander und überdachten ihren Verluſt; denn Hanſen fiel es auch ein, daß er ein anſehnliches Vermögen haben könnte: doch,

doch, wenn du jene Erbschaft bekommen hättest, wär vielleicht dieser Engel nie dein geworden! — Wenn ich sie auch nicht bey großen Reichthümern besitze, so habe ich doch in ihr mehr, als alle Schätze der Welt! So dachte er, sich selbst beruhigend, und sah dabey seine Nachbarin mit einem entzückten Auge an.

Jezt wurden sie aus ihrer Träumerey durch die Aufwärterin gerissen, welche dem Fräulein einen Brief brachte. Das Fräulein besah die Aufschrift, und da sie die Aufschrift erkannte, sagte sie: „Von dem Pfarrer in Seydenbach. Eben wollte ich dem guten Manne schreiben, und ihm auf seinen theilnehmenden Condolenzbrief antworten.“ Das Fräulein las, und Hans hatte indessen seine Gedanken auf die Entdeckung seines Plans, daß er dabey gar nicht bemerkte, wie sich des Fräuleins Gesicht beym Lesen veränderte. „Gott,“ rief sie aus, da sie mit Lesen fertig war, „welche Nachricht! Kaum kann ich es glauben! — Gewiß — gewiß nur ein Traum!

Hans sah bestürzt sie an, und glaubte eine der schrecklichsten Nachrichten zu hören.

„Was ist Ihnen? Was haben Sie für eine Nachricht bekommen!“ fragte er sie hastig.

Das Fräul. Freund, wie glücklich wär ich, wenn diese Nachricht gegründet wär! Glücklich! Glücklicher, als ich es je erwarten konnte zu seyn! — Doch es muß wahr seyn — denn sollte mich der [illegible]er rechtschaffene Mann so grausam täuschen? — Nein, es muß wahr seyn! O, wie glücklich! Welche edle Bemühung! — Welche Großmuth! — Hören Sie, Freund, welche Nachricht! ich will Ihnen den Brief vorlesen:

„Wie unendlich glücklich schätz ich mich, Ew. — eine der wunderbarsten Fügungen der Vorsicht zu melden, welche beweisen, daß der Edle, der Unschuldige, nie unvergolten leidet. Alle Ihre Leiden sind nunmehr geendigt, nicht mehr dürfen Sie von der Gnade andrer Menschen leben — nicht mit drückender Handarbeit das ersetzen, was Sie durch den Tod Ihres, den Lohn seiner edlen Handlungen einärndtenden Pflegevaters, eingebüßt haben. Ich danke dem Schö-

pfer,

pfer, daß er mich zum Werkzeug ausersah, Ihnen die Thränen abzutrocknen, die Sie dem Mangel der Mittel, edel handeln zu können, geweint haben! Kurz, Sie sind die Erbin des verstorbenen Ministers von Münchenbach — Gerührt von Ihrem Elend, welches ich ihm auf seinem Todesbette mit den lebhaftesten Farben schilderte — erinnert an das Elend eines gewissen Herrn von Hobald, dessen rechtmäßiges Vermögen er, wie er sagte, an sich gezogen hätte, hat er Sie beide zu Erben seines ganzen Vermögens eingesezt. Nach dem Testamente sind Sie gehalten, gedachtem Herrn von Hobald achtzig tausend Thaler auszuzahlen; weshalb man auch, von Seiten der Fürstlichen Regierung, wo das Testament niedergelegt ist, in dessen Vaterstadt Nachricht geben wird. Außerdem aber sind Sie noch verbunden, einem gewissen Röschen, welche er bey sich gehabt hat, ein Kapital von vier tausend Thalern auszuzahlen. Er gab mir den Auftrag: Ihnen dieses vorläufig zu melden, so bald er tod seyn würde. Gestern ist er entschlafen — Gott

vergelte ihm dieſe Biederthat durch eine ſelige Ruhe! —

In vier Wochen wird das Teſtament eröfnet werden, und dann können Ew. — ſogleich Beſitz von der Erbſchaft nehmen. Ich erwarte mit Sehnſucht den Verlauf dieſer Zeit, um Ihnen mündlich hier in Seydenbach ſagen zu können, mit welcher ungeheuchelten Verehrung ich ſey

N. N.

Still ſaß Hans, während das Fräulein las, an das Canapee angelegt, ſtarr ſahen ſeine Augen vor ſich hin, und nur bisweilen hob er ſie verwundernd gen Himmel empor. — Als das Fräulein fertig war, fuhr er haſtig auf ſie zu, und bat ſie um den Brief, damit er ihn ſelbſt noch einmal leſen könnte. Da auch er mit Leſen fertig war, nahm er den Brief in beide Hände, und legte ſie gefaltet in ſeinen Schoos; doch alles ohne ein Wort noch zu reden. Endlich ſeufzte er, wie einer, dem eine große Laſt vom Rücken genommen wird, ſeufzt, und rief aus: „Welch Gewebe! — Welche wunderliche Vermiſchung der Schickſale! — Münchenbach, Fräulein Hildegard, Hobald,

Rek-

Röschen! — Alle verwebt in Eins! — Glückliches Fräulein! Glücklicher Hobald!“ Hastig sprang er jezt auf und fiel dem Fräulein zu Füßen. „Darf ich, mein Fräulein, für diesen Hobald bitten, für diesen Glücklichen, der nun Ihren Reichthum mit Ihnen theilen soll — darf ich Sie bitten, nun auch Ihr Herz — Ihr ganzes Leben mit ihm zu theilen? Wird diese Thräne, die Ihre schöne Hand benezt, Sie zum Vortheil dieses glücklichen Junglings rühren?“

Das Fräul. (der ihr Verdacht gegen Hansen wieder einfiel) Herr Hellbach, was sagen Sie! — Sie bitten für einen Mann, den ich nicht kenne — der mich nicht kennt. — Ich glaubte — doch nein — ich habe mich vielleicht — Ja, glaubte Sie würden selbst um meine Hand bitten wollen, und Ihnen hätte ich sie auch nicht verweigert. Aber nun bitten Sie für einen andern!

Hans. Hellbach ist nun für Sie zu geringe — er kann Ihnen keine Reichthümer entgegen bringen! Hellbach ist nicht mehr für Sie!

Fräul. Wollen Sie mich kränken? — Ich will nicht, daß Reichthum mir den Be-

ſitz eines Mannes rauben ſoll, den ich ſchätze — den ich wie mich ſelbſt liebe — dem ich ſo viel zu danken habe! Meine Hand wär die Ihrige, aber nicht Hobalds! — Da Hellbach ſie ausſchlägt, ſoll ſie auch der nicht haben, für den er bittet!

Hans. Hellbach lebt nicht mehr für Sie, mein Fräulein! Hobald bittet um Ihre Hand!

Das Fräul. Ich ſage Ihnen, martern Sie mich nicht länger und ſtehen Sie auf.

Hans. Ich bin nicht mehr Hellbach, ich bin — Ho — bald.

Fräul. Sie Hobald? — So iſt denn das wohl das Geheimniß, was Sie mir zu entdecken verſprachen?

Hans. Dieß iſts.

Fräul. Hier iſt meine Hand — Seys Hellbach oder Hobald, der ſie annimmt! Mein Herz ſchlägt für Hellbach!

Schnell ſprang hier Hans auf, warf ſich mit allem Feuer des Entzückens um des Fräuleins Hals, und ſie drückte mit nicht mindrer Freude den Liebling ihres Herzens, als ihr völliges Eigenthum, mit beiden Armen an ihren ſchönen Buſen. So blie-

ben

ben ſie denn in dem Taumel des überraſchenden Glücks, ſich einige Minuten in den Armen liegen, und nur Thränen waren die Ausdrücke ihrer Empfindungen.

Wenn man Hanſen ſein Fräulein ſo lange mit Ungewißheit martern ſieht, darf man nicht etwan glauben, daß es ausſtudirt war um ſie zu überraſchen; nein! ſondern was er ſagte, ſagte er aus Aengſtlichkeit; denn er wußte ſelbſt nicht; wie er ihr ein ſo wichtiges Geheimniß entdecken ſollte.

Wie nun der heutige Tag vollends zugebracht wurde, bedarf keiner Erzählung. Vielleicht war dieß der glücklichſte Tag in ihrem ganzen Leben, von Seiten der Schwärmerey betrachtet; einen einzigen will ich allenfalls noch ausnehmen, welches der war, für den ein Bräutigam, der aus Liebe heirathet, gern den Beſitz von ganzen Welten vermißt. Und der ſchöne Plan, der Hanſen heute früh ſo viel Freude gemacht hatte, blieb wo er war.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Da Hans am spåten Abend wieder in seine Residenz kam, überdachte er bey sich so allerhand wegen der Zukunft; unter andern aber fiel ihm auch ein Umstand mit ein, welcher ihm nicht der angenehmste war: nemlich daß er gewiß Röschen in Seydenbach finden würde. Nun war er sich zwar keines schlechten Umgangs mit ihr bewust, aber doch war es ihm höchst empfindlich, von seiner künftigen Gemahlin auch diese Liebeley entdeckt zu sehen; besonders da er vermuthete, daß Röschen noch jezt bey dem Minister in dem Charakter einer Maitresse gestanden hätte. Anfangs hatte er Lust, Röschen den ganzen Verlauf der Sache zu melden, und sie zu bitten: daß sie sich stellen sollte, als wenn sie ihn gar nicht kennte, und er wollte es ebenfalls so machen. Doch bald besann er sich auch wieder anders. Sein geliebtes Fräulein zu hintergehen, schien ihm, sich doppelt strafbar machen; und er konnte ja auch nicht wissen,

wie

wie es am Ende doch wohl noch herauskäme? Er nahm ſich endlich vor: ſich mit allen ſeinen Schwächen dem Fräulein zu entdecken, und hofte Vergebung; „denn,“ dachte er, „will ſie ein Herz haben, das nie geliebt hat, ſo wird ſie ſchwerlich eins finden; wenigſtens würde ihrem eignen Herzen ſchlecht dabey gerathen ſeyn. So bildete ſich Hans, wie der andre, eine Moral, die ihm, nach ſeiner jetzigen Lage, am beſten behagte.

Gleich den andern Tag führte Hans ſeinen Vorſatz auch aus. Frey und offen erzählte er dem Fräulein ſeine ganze Geſchichte, alle Verhältniſſe, in welchen er von jeher mit Röschen geſtanden hatte, und verſchwieg ihr auch nicht, auf welche wunderliche Weiſe er ſich habe nähren müſſen.

Freilich ſah das Fräulein in dieſer Erzählung den ganzen Flüchtling; doch da ſie Verſtand hatte, entdeckte ſie auch bald die Urſachen, durch welche er es geworden war. Gern verzieh ſie ihm ſeine Liebe zu Röschen; denn ſie gehörte nicht zu denen mürriſchen Schönen, welche ein Herz verlangen, das gar keiner Liebe noch fähig geweſen wär,

weil

weil sie wohl wuste, was man sich von einem solchen Herzen zu versprechen hat. Sie fühlte nicht die mindeste Eifersucht in ihrer Brust; zumal da sie sah, daß diese Liebe jezt völlig verraucht war. Zwar erkannte sie Röschens Leichtsinn, aber bey alle dem bewunderte sie doch die noch immer hervorscheinende Güte ihres Herzens, und wünschte, sie näher kennen zu lernen. Alles dies ging in des Fräuleins Seele vor, ehe Hans seine Erzählung mit diesen Worten schloß: „Hier, mein Fräulein, haben Sie eine ganz treue Schilderung meiner Schicksale. Sie sehen mich als einen leichtsinnigen, oft ganz unbesonnenen Jüngling, der sich aber schmeichelt, durch den Unterricht einer guten Gattin, unterstüzt von reiferer Erfahrung, sich zu bessern. Sie haben mein Herz offen gesehen; ich habe Ihnen eine Liebe entdeckt, der ich, ehe ich Sie — ehe ich Ihre vortrefliche Seele kennen lernte, nachgehängt habe — eine Liebe, die sich ganz entfernte, sobald ich die Unwürdigkeit des Gegenstands einsah — eine Liebe, die auch in ihrer größten Stärke noch tief — tief unter der stand, die ich jezt fühle! Glauben Sie nicht, daß ich heuchle! — Sie finden mich zwar

wie-

wieder in der Gesellschaft dieses Mädchens, nachdem ich schon Ihnen mein Herz gegeben hatte, aber da war sie mir nichts mehr als eine Freundin — eine würkliche Freundin; denn sie half mir mein Brod verdienen. Bin ich, nach diesem Geständniß, Ihrer Hand noch würdig, so verscheuchen Sie mir allen Kummer, der bisher mich noch nagte; wo nicht, so kündigen Sie mir eben so offenherzig mein Verdammungsurtheil an, wie ich Ihnen mein Bekenntniß that.

Das Fräul. (mit einer unbeschreiblichen Freundlichkeit) Herr von Hobald, ich ziehe meine Hand nicht zurück. Ich kenne Sie vielleicht besser, als Sie sich selbst kennen; denn an der Richtigkeit Ihrer Erzählung zweifle ich nicht einen Augenblick, weil sie ganz mit dem übereinkommt, wofür ich Sie in S** und in Seydenbach schon gehalten habe. Sie sind bey mir ganz gerechtfertigt, und das zwar blos allein durch die Entdeckung Ihrer Schwächen, welche sich selbst, wegen Ihrer Offenherzigkeit, schon Vergebung verschaffen würden. Hätte ich je ein Geheimniß gehabt, ich wollte es Ihnen auch nicht vorenthalten, und wür-

würde mir schmeicheln, Sie eben so billig zu finden. Aus einer kleinen Rache aber, lege ich Ihnen hiermit auf: bey diesem Röschen künftig zu leben; damit ich Ihre Treue gegen mich prüfen kann. Denn ich bin willens, dieses Mädchen bey mir zu behalten, wenn sie anders erst will, und ich sie eben so finde, wie ich mir sie, nach Ihrer Schildrung, vorstelle.

Hans. Welche Güte! — Welche Großmuth! Welchen Schatz habe ich in Ihnen gefunden!

Eine der süßesten Umarmungen machte diesen Gesprächen ein Ende, welches Hansen gewiß eben so angenehm war, wie dem ermüdeten Zuhörer das Amen bey einer dogmatischen Predigt.

Hans schlug dem Fräulein vor: Br** zu verlassen und in der Residenz so lange zu bleiben, bis sie nach Erydenbach gehen könnten; allein sie hatte keine Lust. Nach Verlauf der vier Wochen erhielt Hans aus der Hand des Fürsten, die Abschrift des Testaments; und in Zeit von zwey Stunden durchrollte die Nachricht von dieser Erb-

ſchaft die ganze Reſidenz; und wie man ſagt, machte ſich manches Fräulein auf den reichen Kammerherrn Hofnung. Hans aber empfahl ſich dem Hofe zu Gnaden, behielt aber doch den Kammerherrntitel.

Vierzigſtes Kapitel.

Unſer Bräutigam nahm in der Reſidenz Extrapoſt, und ſein Freund, der Forſtmeiſter, begleitete ihn bis B**, von da gings denn grade nach Seydenbach.

Von dieſer Reiſe haben wir nichts weiter zu erzählen, als daß [illegible] ſo vergnügt war, wie immer dergleichen Reiſen ſind, wo man mit ſeiner Geliebten dem ſeligen Tage der Verbindung entgegen fährt. Weil ſie nun nirgends etwas zu thun hatten, ſo hielten ſie ſich an keinem Orte auf, und kamen in kurzer Zeit vor Seydenbach an. Ich ſage mit Vorſatz vor — Seydenbach; denn ehe wir ſie vollends hineinfahren laſſen, müſſen wir erſt noch einmal in Hanſens Herz gucken. Als er den Schloßthurm von weitem ſah, fiel ihm erſt lebhaft ein, daß er Röschen auf dem Schloſſe finden würde. Jezt ſtellte er ſich vor, wie ſich das Mädchen wundern würde, wenn ſie ihn, in Geſellſchaft einer Braut, kommen

men ſäh. Zwar befürchtete er von ihr keinen Einſpruch, doch aber überlegte er ſich die Verlegenheit, in der er ſich befinden würde, wenn er ſich zwiſchen zwey Mädchen ſähe, die ſo nahe an ſeinem Herzen waren, wenigſtens ſonſt. Offenherzig theilte er ſeine Gedanken ſeiner Braut mit, die ihm denn, aus einer ſchalkhaften Schadenfreude, ſeine Verlegenheit noch größer machte, ſo, daß Hans ſchon auf Mittel bedacht war, wie er es anfangen ſollte, daß er Röschen gar nicht ſähe; doch dazu war gar keine Möglichkeit da; er gab ſich alſo gefangen, und überließ es dem Ohngefähr, wie es ihm heraushelfen würde.

Und wegen dieſer Zuverſicht half es ihm auch heraus; denn Röschen war nicht auf dem Schloſſe, ſie war wegen einer gewiſſen Angelegenheit auf einige Tage nach F** gereiſt, und Hans beſchloß, ſie morgen des Tages dort aufzuſuchen, und ihr unter vier Augen alles zu entdecken.

Mit ſüßem Entzücken bewillkommten ſich nun unſre beiden Liebende an dem Orte, den ſie nie gehofft hatten, wieder zu ſehen, und an dem ſie nun, ewig mit einander

vereint, leben ſollten. Die Erinnerung an manche kummervoll überſtandne Tage, machte durch die Vergleichung mit einer jezt ſo glücklichen Veränderung, ihre nunmehrige Lage ungleich ſchmeichelhafter.

Der Pfarrer war der erſte, der, außer den Schloßbewohnern, gleich nach ihrer Ankunft, ihnen mündlich Glück wünſchte, und ſie im Namen ſeiner Kirchkinder empfing. In den Augen dieſes Mannes glänzte eine Thräne der Freude, welche gleich ſein gutes Herz auf ſeinem heitern Geſichte mahlte, und mit dem rührendſten Ausdruck empfahl er ihnen ihre Unterthanen, (denn das Fräulein hatte es ihm ſchon geſchrieben, daß ſie Hanſen als ihren künftigen Gemahl mitbringen würde) und endlich auch ſich und ſeine Familie. Nach ihm kamen auch der gröſte Theil von den Einwohnern in Sendenbach, ihr braves Fräulein zu bewillkommnen; wunderten ſich aber alle nicht wenig, da ihnen Hildegard Hanſen (den noch die meiſten für den Advocat Hellbach hielten) als ihren künftigen Gemahl und Gutsbeſitzer vorſtellte; doch wandelte ſich die Verwundrung bald in tiefe Ehrfurcht um, da

ſie

ſie hörten: daß er der Herr von Hobald wär, der nach dem Teſtamente die achtzig tauſend Thaler erben ſollte. Die größten Augen aber machte der Bauer, dem Hans einſt die fünf und zwanzig Thaler gegeben hatte. Er war in der größten Ungewißheit, ob er ihm das Geld, welches er immer noch aufgehoben hatte, anbieten ſolle oder nicht. Er lief aber doch nach Hauſe, holte ſeine fünf und zwanzig Thaler, und überreichte ſie Hanſen, ohne ein Wort dabey zu ſprechen, denn er war zu ſehr gerührt. Hans gab es ihm aber gleich wieder zurück, und verſprach ihm noch funfzig Thaler für ſeine Tochter, wenn ſie einmal heirathen würde.

Mit Erlaubniß ſeiner Braut fuhr Hans am andern Morgen nach F**, um Röschen daſelbſt aufzuſuchen, und ihr das Geheimniß ſeines Standes, beſonders aber ſeiner Vermählung zu entdecken. Er fand ſie nicht in dem Gaſthofe, wo ſie abgeſtiegen war, ſondern man wies ihn da in das Haus eines Predigers, wo ſie geblieben wär. Hans wunderte ſich über Röschens beſondre Heiligkeit, daß ſie jezt ſogar geiſt-

liche Wohnungen zu ihrem Aufenthalte machte, und dachte — nichts dabey; denn er konnte ſich ihre Urſachen nicht erklären. In der Prediger Wohnung fragte er nach der fremden Mamſell, und man wieß ihm ihre Stube, die ſie ganz alleine inne hatte; ohne ſich bey ihr anmelden zu laſſen, (denn dieſe Ceremonie brauchte er bey ihr nicht) trat er gerade zu ihr in die Stube. Röschen war nicht wenig erſtaunt, als ſie ihn ſo plötzlich vor ſich ſah, und da ſie den Grund ſeines Beſuchs nicht wuſte, ob er kām ihr Vorwürfe zu machen, daß ſie ihn verlaſſen hätte, oder ob gar eine andre, beſſre Urſache zum Grunde läge, ſo empfing ſie ihn mit ihrer gewöhnlichen Frehmüthigkeit, und reichte ihm die Hand entgegen. Daß ſie ihn aber doch nicht ſo ganz gerne ſah, zeigte ihre kleine Verlegenheit. „Wo kommen Sie her, Herr Hellbach,“ fragte ſie ihn mit einem erzwungenen Lächeln, „wollen Sie mich wieder zu Ihrem Concerte abholen?“

Hans. Nein, liebes Röschen! Mein Beſuch hat blos die Freundſchaft zum Grunde.

Röschen. Wie haben Sie es aber in aller Welt erfahren können, daß ich hier bin? Es kennt mich ja niemand hier.

Hans. Ich hab es auch hier nicht erfahren, sondern in Seydenbach.

Rösch. Wie kommen Sie denn wieder nach Seydenbach?

Hans. Was Sie dahin gebracht hat, ist auch Ursache, daß ich dahin gekommen bin.

Rösch. Das versteh ich nicht.

Hans. Um mich deutlicher zu erklären, muß ich Ihnen sagen, daß ich gekommen bin, Ihre Erbschaft mit Ihnen zu theilen.

Rösch. Sind Sie etwan wieder in Mangel, guter Mann, so sagen Sie mir es offenherzig, wieviel Sie brauchen; denn Sie müssen wissen, jezt bin ich reich.

Hans. Das weiß ich. Nein, ich danke Ihnen, mein gutes Röschen, für Ihr grosmüthiges Anerbieten. Ich habe, dem Himmel sey Dank! nicht mehr nöthig, von fremder Leute Wohlthaten, oder durch wunderlichen Verdienst zu leben. Ich besitze jezt so viel, daß ich Ihnen den Antheil, den Sie mir von unserm gemeinschaftlichen

Verdienſte überließen, doppelt und dreyfach wieder erſetzen kann.

Röschen. Den hab ich Ihnen nicht geborgt. Wie wollen Sie denn aber mit mir theilen?

Hans. Sie nehmen von der Verlaſſenſchaft des Miniſters vier tauſend Thaler, und ich achtzig tauſend, und im Kurzen iſt auch das ganze Gut mein.

Rösch. Freund, wie können Sie Röschen ſolche Dinge weiß machen? — Sie ſind ja weder Herr von Hobald, noch Fräulein von Elbenhauſen, noch weniger aber beides in einer Perſon; und dies lezte müßten Sie doch ſeyn, wenn Sie die ganze Verlaſſenſchaft erben wollten! Gleichwohl aber beweiſt auch Ihre Miene, daß Sie im Ernſte reden.

Hans erzählte ihr jezt mit kurzen Worten, ſeine ganze Veränderung, wobey Röschen die Augen ziemlich weit aufthat; doch anſtatt, daß Hans Eiferſucht in ihren Blicken erwartet hatte, ſo las er Freude, die ſich ſehr ſichtbar über ihr ganzes Geſicht verbreitete. „Herr von Hobald," ſo ſagte ſie, als Hans ſeine Erzählung geendigt hatte,

te, „Sie haben mir da Dinge erzählt, die ich gewiß nur für einen Traum halten würde, wenn mir nicht schon das Geheimniß Ihrer Liebe bekannt wär. Diese Entdeckung, die ich einst, wider Ihr Wissen, gemacht habe, beweiset mir die Wahrheit Ihrer Erzählung. Daß Sie nicht der waren, für den Sie sich ausgaben, habe ich auch aus verschiedenen Reden bey Ihnen gemerkt, die mir aber jezt erst verständlich werden. Ich freue mich unendlich über Ihr doppeltes Glück, worunter gewiß dieß das größte ist: daß ein so schönes Fräulein Ihre Gemahlin seyn wird; wenigstens versprach mir das Bild in der Uhr viel von ihr. Jezt muß ich Ihnen gestehen: einst, als Sie noch Herr Hellbach waren, ehe ich noch zu Ihnen in den Gasthof kam, hoffte ich, Sie als mein zu besitzen! Verzeihen Sie diesem offenherzigen Bekenntniße; aber jezt wär es Thorheit, solches noch zu erwarten. Auch schon da hoffte ich es nicht mehr, da wir uns im Gasthofe trafen. Jezt darf und kann ich, wenn es anders nicht auch schon zuviel gewagt ist, Sie weiter um nichts, als um Ihre Freundschaft bitten. Lassen Sie mich (hier umarmte sie

ihn) mit dieſer lezten Umarmung von Ihnen, als Herr Hellbach, Abſchied nehmen, — — — und nun, mit dieſer Hand, Ihnen meine vollkommene Achtung, und wenn Sie wollen — meine aufrichtige Freundſchaft verſichern.

Hans umarmte Röschen bey dieſer Gelegenheit ſo warm, daß Fräulein Hildegard, wenn ſie zugegen geweſen wäre, doch wohl ein wenig Eiferſucht empfunden hätte; dafür war es aber auch die lezte Umarmung von einem geliebten Mädchen, und es ſollte, nach beider Abſicht, nie wieder geſchehen.

Vielleicht wird hier manchem Röschens freies Betragen auffallend ſeyn; dürft Euch aber nicht wundern! Ihr wißt ja, wie vertraut ſie von jeher, auch ohne Liebe, mit einander umgegangen waren. Ueberdies ſah Röschens Mine auch nichts weniger als frey aus, bey dieſer Umarmung, ſondern ſo unſchuldig und ſittſam, daß ſie vielleicht das reinſte Herz bezaubert hätte; und im Grunde war ſie auch jezt das alte Röschen gar nicht mehr, denn ihr Fehltritt hatte ſie ganz umgebildet.

Hans

Hans hat nunmehr Röschen, ihm zu erzählen, wie sie in W** so plötzlich von ihm weggekommen sey? Dieses sollt Ihr nun auch noch aus ihrem eignen Munde hören; denn ich glaube nicht, daß sie Euch wieder etwas sagen wird.

„Kaum waren Sie fort, Abschied zu nehmen, so trat ein Bedienter zur Thüre herein, und brachte mir ein sehr verbindliches Kompliment vom Minister, worinne der Hauptgedanke dieser war: daß er mich sehr sehnlich gesucht hätte, und sich nun freue, mich wieder gefunden zu haben. Nach diesem schmeichelhaften Komplimente trug ich kein Bedenken, die Bitte: gleich zu ihm zu kommen, zu erfüllen. Er empfing mich außerordentlich freundschaftlich, und durch verschiedene, glänzende Versprechen, die auch nun erfüllt sind, beredete er mich, wieder zu ihm zu ziehen, damit er bey seinen immer kränklichern Umständen jemanden zur Erheiterung hätte. Da er mich nun gern mit einem Wagen, der diesen Abend noch nach Seydenbach ging, fortbringen wollte, so mußte ich gleich bey ihm bleiben, und kaum erhielt ich die Erlaubniß, noch

einmal in unſer Logis zu gehen und meine Sachen einzupacken. Da ich Sie nun nicht traf, ſchrieb ich in aller Eil das Billetchen. Sobald der Miniſter nach Seybenbach kam, wurde es mit ſeiner Geſundheit ſchlechter, und Sie können glauben, daß ich von ſeinen üblen Launen viel habe ausſtehen müſſen. Zur Entſchädigung aber vermochte er mir denn doch die vier tauſend Thaler. Dies iſt denn alles, was ich Ihnen erzählen kann. Nunmehr aber laſſen Sie mich Ihnen noch etwas entdecken, was aber erſt noch geſchehen ſoll: Sie haben mir von einer Braut geſagt, ich kann Ihnen von einem Bräutigam ſagen. Dieſer Geiſtliche, bey deſſen Schweſter ich mich hier aufhalte, hat um meine Hand geworben; vermuthlich haben ihm meine viertauſend Thaler den Einfall dazu gegeben. Doch was ſchadet das; das Männchen gefällt mir, und er ſcheint auch, außer meinem Gelde, noch viel Behagen an meinem Figürchen zu finden. Noch bin ich zwar nicht entſchloſſen, was ich thun ſoll, doch glaub ich, daß es noch zur Richtigkeit kommen wird. — Dann aber, Herr von Hobald, erſuche ich Sie bey Ihrer ehmaligen Liebe, einen Fehltritt

tritt von mir zu verſchweigen, der Ihnen und mir ganz allein bekannt iſt. Sie würden, wenn Sie ihn entdeckten, den Frieden in einer Ehe ſtören, die erſt dadurch zur guten Ehe wurde, daß ein ſolcher Fehltritt den überſpannten Saiten die rechte Stimmung wieder gab.“

Mit dieſen Worten ſchloß Röschen ihre Erzählung, und Hans wünſchte ihr Glück zu ihrer Eroberung, verſprach ihr auch eine ewige Verſchwiegenheit. Und weil ſie jezt eben nichts Nothwendiges mehr in F** zu thun hatte, ſo bat er ſie: ihn nach Seydenbach zu begleiten, um ſein Fräulein zu empfangen: denn zur Zeit war ſie noch als Wirthin anzuſehen.

Freundſchaftlich und ohne alle Eiferſucht begrüßten ſich die beiden Mädchen, und waren angenehm überraſcht, daß ſie mehr fanden, als jede in der andern geſucht hatte. Mit der Zeit entſtand unter ihnen eine würkliche Freundſchaft: denn das Fräulein fand Röschens Betragen ſo beſcheiden und ſo artig, daß ſie ihr in einem ſehr großen Grade lieb ward. Jezt machte nun unſer Hobald erſt Vergleichungen zwiſchen ſeinen

zwo

zwo Mädchen, und war ſehr erfreut, wie er ſah, daß ſeine Hildegard Röschen in allen Stücken weit übertraf.

Wenn Leute ſich verſprochen haben, ſo heirathen ſie einander und halten Hochzeit, wenn anders ſich nicht ein Einſpruch findet, und dann hat es ein Ende mit der ganzen Liebesgeſchichte, das weiß jeder ſchon, ohne daß ich es ihm erſt lange zu erzählen brauche. Wenn ich wenigſtens noch etwas von dem Hochzeitſchmauſe genoſſen hätte, ſo ſollte mich die Mühe allenfalls auch nicht verdrüßen, eine Beſchreibung davon zu machen; aber ſo hab ich nicht einmal den Geruch von den gewiß mehr als ſechs Schüſſeln gehabt. Kurz Herr von Hobald und Fräulein Hildegard wurden getraut, und zwar geſchah die Trauung, aus einem geſchmackloſen Eigenſinn in der Kirche.

Röschen mit ihrem Diakonus folgten in vier Wochen nach, und der Herr Kammerherr mit ſeiner Frau Gemahlin waren mit bey der Hochzeit.

Als Hans endlich etwas in Ruhe war, dachte er denn nun auch dran, von ſeinem groſ-

groſsen Vermögen ſich aller ſeiner Schulden zu entladen, die er auf ſeiner Wanderſchaft gemacht hatte. Die Gläubiger in B** waren die erſten, dann aber kam auch die Reihe an die Profeſſoren in E**, welche ihm ihre Vorleſungen frey hatten hören laſſen; und dieſe verwunderten ſich nicht wenig über die gewiſſenhafte Ehrlichkeit dieſes jungen Gelehrten, als er ihnen das geſchenkte Honorarium, nebſt Zinſen, auszahlen ließ.

Endlich vergaß er auch die Verbindlichkeiten nicht, die er Mamſell Souri ſchuldig war. Mit Einwilligung ſeiner Gemahlin, welche in ihr ihre beſte Freundin erkannte, that er derſelben in einem Briefe den Vorſchlag: zu ihnen zu ziehen, und ſich nicht mehr mit mühſeligem Unterrichte zu ernähren. Mamſell Souri nahm dieſen Antrag auch mit Freuden an; jedoch unter der Bedingung, daſs ſie ihr noch erlauben möchten, erſt die beiden mutterloſen Fräuleins vollends zu erziehen, bey welchen ſie, ſeit ihrem Abgange von Fräulein Hildegard, wäre.

In dem Eheſtande verlief ſich unſer Paar überaus gut bis an ſein Ende — we-

wenigstens wünschen wir es; denn jezt ist es nur erst zwey Jahr, daß er verheirathet ist. Sonst aber ist er sehr billig gegen seine Unterthanen, und seine vorhergehenden Schicksale haben ihn überzeugt, daß in diesen Tagen das Geld nur groß macht; und daß man noch größer dadurch wird, wenn man es recht anzuwenden weis.